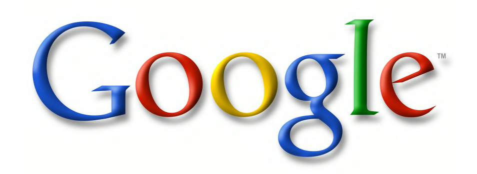
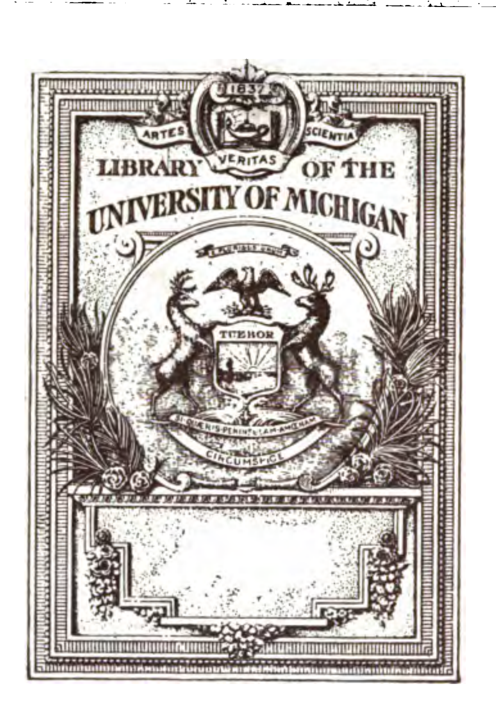





1837
ARTES
VERITAS
SCIENTIA
LIBRARY OF THE
UNIVERSITY OF MICHIGAN
TUEBOR
SI QUAERIS PENINSULAM AMOENAM
CIRCUMSPICE




1837
ARTES
VERITAS
SCIENTIA
LIBRARY OF THE
UNIVERSITY OF MICHIGAN
TUEBOR
CIRCUMSPICE



das Bild. Zur rechten Seite der Stadt, von Westen angesehen, erheben sich drei Hügelreihen, durch Quassia- und Mimosengebüsche getrennt, zur Linken steigen größere Waldhöhen hinan, mit einzelnen Landhäusern (quintas) besetzt. Am Fuße fließt der Strom zwischen beholzten Ufern hin, von einer Holzbrücke mit steinernen Pfeilern überbaut und zwischen Strom und Beschauer breitet eine halbkreisförmige Wiese ihr lachendes Grün aus.

Der Boden aller dieser Hügel ist thonig. Die Brücke über den Strom hat nur eine Wagenbreite, sie ist 18¾⁄₈ von gefangenen Argentinern und Orientalisten erbaut worden, aber nicht fest genug, um langen Widerstand gegen den Strom zu versprechen. 1833 ist das Wasser mehr als 10 Fuß über die Brücke gestiegen. Die Einwohner aber, nicht gewöhnt Brücken zu sehen, betrachten diese als ein höchst merkwürdiges Denkmal für Jahrhunderte.

Dem bei der Brücke Ankommenden verbirgt die Stadt sich hinter dem Hügel, den man vor dem Eintritt übersteigen muß. Dann erscheint der Ort in seiner besten Gestalt, die Neustadt, wo die reichen Kaufleute wohnen, liegt vornan. Man sollte im ersten Augenblicke glauben, Rio Pardo sei ein neuentstehender Ort, so viele Häuser sind im Bau, wenn man aber nach der Südostseite fortgeht, trifft man auf die alten, rauchigen Gebäude mit ihren vergitterten Jalousieen. In der That zählt Rio-Pardo bereits mehr als 200 Jahre.

Die neuen Häuser sind ein Stockwerk hoch, viereckig, im ersten Stocke mit vielen Fenstern, aber zu ebener Erde nur mit engen und hohen Thüren und Läden. Man war mit Pflastern und Gradelegen der Straßen beschäftigt; die neuen haben bequeme Bürgersteige. Von den drei, nach einfachem brasilianischen Stile erbauten Kirchen war die größte, aus Backsteinen, noch nicht vollendet.

Der Ort hat 5 — 6000 Ew. und verhältnißmäßig viele, meist nur von einer Familie bewohnte Häuser. Der Handel gedeiht, weil hier die Waarenstätte für die Städte und Dörfer des Nordens und Westens ist, Züge von Mauleseln und Karren gehen ununterbrochen von hier nach dem Innern. Die Verbindung mit Porto-Alegre ist sehr rasch, die schweren Waaren werden auf platten Verdeck-Schiffen von 20 — 50 Tonnen geführt, leichte Stücke und Reisende gehen in großen, als Gondeln bewaffneten Piroguen, die aus einem einzigen ausgehöhlten Baume verfertigt, fünfunddreißig bis vierzig Fuß Länge auf drei- bis viertehalb Breite haben, ja zum Theile achtzig Fuß lang und sechs bis sieben breit sind. ...re Gestalt ist zierlich und bequem, ein plattes Dach auf dem hintern

Halbtheile der Gondel schützt vor Sonne und Regen, es wird von Eisen- oder Kupferstangen getragen und zierlich bunt angestrichen. Auch haben einige Gondeln noch einen bis an die Proa gehenden Zeltvorhang. Dergleichen gehen ununterbrochen hin und her und gewähren um so sicherer eine schnelle Fahrt, da bei Widerwinde 4—6 nackte Neger Tag und Nacht ohne Aufenthalt rudern.

Am 19. schifften wir uns auf einer solchen Gondel ein. Weder von der Seite des Jacuy, noch des Rio Pardo erblickte man zwischen den hohen Ufern, die Stadt. Was man den Hafen oder die Praia nennt, ist nichts weniger als eine solche, da bei dem hohen und glatten Thonufer Ein- und Ausschiffung hier sehr unbequem ist. Man wollte, glaube ich, einen Ausschiffungsplatz anlegen. Ist genug Wasser im Rio Pardo, so gehen die Fahrzeuge bis zur Brücke hinauf.

Zwei bis drei Stunden weit dreht der Jacuy sich oft von Süd- nach Nordosten; die niedrigen Ufer sind aufgeschwemmt. Fünf Stunden von Rio Pardo auf der Jacuy-Seite liegt ein Steinbruch für groben Kalk, am andern Ufer bricht man Sandsteine für die Bürgersteige von Rio Pardo, die jedoch nicht fest genug sind.

Abends hielten wir beim Dorfe Santo Amaro, halbwegs nach Porto Alegre an, wo eine hübsche Kirche ist.

Bei Fréguésia-Nova, einem Dorfe am Einflusse des Tacuary-Guazu und bei den Charqueadas vorbei, die, nach Art der Saladeros (Fleisch-Bökeleien) von Buenos-Ayres eingerichtet, sich über eine Stunde weit am rechten Ufer des Jacuy erstrecken und gedeihlich aufblühen, erreichten wir am 20. Mittags unter starken WNW. Winde Porto Alegre, nachdem wir 30 portugiesische Stunden in 20 Stunden und nur mit 6 Stunden guten Windes zurückgelegt hatten. Man bemerkt die Stadt auf einige Stunden Weite, sie scheint von dunkeln Höhen umschlossen, die doch eine Strecke abstehen. Der Jacuy strömt in zwei Armen nach NO. und SO. aus, unser Führer schlug letztere Bahn, als die kürzere ein. Fruchtbare Inseln liegen wohlbebaut zwischen beiden Armen.

Journal
für die neuesten
Land- und Seereisen
und das
Interessanteste
aus der
Völker- und Länderkunde
für
gebildete Leser aus allen Ständen.

Herausgegeben
von
Dr. G. G. Friedenberg.

Neue Folge Band II.

(Der ganzen Reihenfolge sechs und achtzigster Band.)

Berlin,
bei Wilhelm Thome.
1837.

kennten, würden Sie bald überzeugt sein, daß ein so ruhiges Leben nicht für seine Kinder gemacht ist.

Ich gefiel mir ausnehmend in der Unterhaltung des ehrwürdigen Kaliforniers, aber der Tag schritt vor und wir kehrten zum Hause zurück. Dort fanden wir die jungen Rancheros beschäftigt, einen sehr reinlichen Tisch mit allen Leckereien des Hauses zu bedecken. Es waren frische oder trockene Käse, Sahne, mancherlei Milchspeisen und Wassermelonen, deren Saamen mit ihren schwarzen Franzen gegen das weißliche Rosenroth des Markes dieser schönen Frucht abstachen. Auch wurden Mais- und Mehlkuchen — Tortillas genannt — gebacken.

Fast alle die jungen Mädchen waren schön. Eine liebenswürdige Heiterkeit belebte ihre Züge und malte die Reinheit ihrer Seele und die innere Zufriedenheit der Unschuld an ihnen ab.

Wir wählten in der Umgebung der Hütte die Bäume aus, welche am geeignetsten für unsere Zwecke erschienen, und entschieden uns für eine Eichenart, mit kleinen lanzenförmigen Blättern und braunen sehr länglichen Eicheln, deren Holz röther und dichter war, als das unserer Eichen; eine Abweichung, die vielleicht mehr vom Klima als von der Art selbst herrührt.

Ich hatte die Absicht, in meiner Jolle zur Untersuchung des Hafens San Lucas abzugehen, den man mir als ganz trefflich geschildert hatte, um mich hiervon persönlich zu unterrichten. Ich hatte sogar Pedrin vorgeschlagen mich zu begleiten, und er kam am 9. Abends an Bord, um am 10. mit abzureisen; da sich jedoch in der Nacht ein furchtbares Unwetter erhob, hielt ich es nicht für klug, einen sieben Stunden langen Weg in einem so gebrechlichen Fahrzeuge zu unternehmen, und selbst mit dem Schiffe auf einer offenen Rhede zu verweilen.

So ließ ich also Pedrin wieder an Land bringen, und wir gingen mit Anbruch des Tages aus der Bai unter Segel.

Die beiden Wallfischfänger auf der Rhede machten keine Bewegung zu ihrer Sicherheit; offenbar kannten sie die Gefahr nicht, die ihnen drohte. Indessen hatten die unheilvollen Vorzeichen keine Folgen und zerstreuten sich allmählig. Gegen zehn Uhr Morgens, als wir 3 Stunden hinaus im Meere waren, wo wir, um das Wetter zu beobachten, beigelegt hatten, bemerkten wir mit dem Fernrohr ein Signal auf dem Hause des Fray Thomas. Der Himmel war frei und die stürmischen Wolken hatten sich verloren, wir kehrten also in die Bai auf unsern Posten zurück und forschten, was das Zeichen bedeute; aber ehe wir noch

Inhalt des ersten Bandes.

Reise nach Buenos-Ayres und Porto-Alegre, durch die Banda Oriental, die Missionen Uruguay und die Provinz von Rio Grande do Sul (von 1830—34).

Von Arsène Isabelle.

Fortsetzung.

San Borja. — Die alten Missionen. — Abreise nach dem Innern. — Die Guaiaraça. — Alegrete. — Boqueron de Santiago. — Cima-da-Serra. — Der Jaguary. — Der Toropy. — Der Ybicuy-Miri. — Santa Maria de Serra. — San-Martinho. — Cassa-Pava. — Ankunft zu Jacuy.

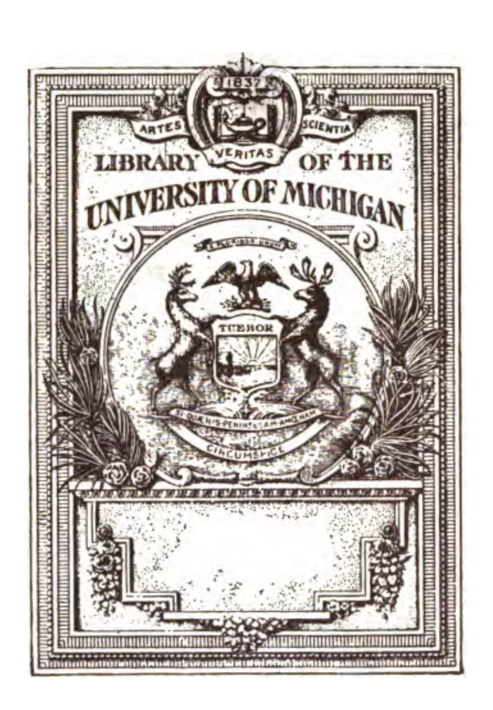
Also das sind eure Missionen! Eure unnachahmlichen Gebäude, eure großartigen herrlichen Pläne, eure so gerühmten Ortschaften! Hole der Teufel euch und die Jesuiten!

So redeten mich meine Reisegefährten an, erzürnt über die Schilderungen, die ich ihnen nach Charlevoix, Funes und andern alten Autoren von den Missionen des Uruguay gegeben hatte. Ich hatte große Mühe, sie zu beruhigen.

Da fast alle Missionen nach demselben Plane gebaut sind, reicht es hin, eine einzige zu beschreiben.

Auf drei Seiten eines Platzes, der etwa 500′ lang und 400′ breit ist, sind einstöckige Häuser unter gemeinsamen Ziegeldache erbaut, welches hinreichend übersteht, um eine Art von Peristyl oder durchbrochene Gallerie zu bilden, die von viereckigen Pfeilern getragen wird.

An der Nordseite des Platzes liegt die Kirche, dem Luxus der Verzierungen und den Eigenheiten des Innern nach ein wahres Theater. Von Außen zeigte sich nichts Merkwürdiges; vier Mauern von behauenen


1837
ARTES
VERITAS
SCIENTIA
LIBRARY OF THE
UNIVERSITY OF MICHIGAN
TUEBOR
CIRCUMSPICE

Journal
für die neuesten
Land- und Seereisen
und das
Interessanteste
aus der
Völker- und Länderkunde
für
gebildete Leser aus allen Ständen.

Herausgegeben
von
Dr. G. G. Friedenberg.

Neue Folge Band II.

(Der ganzen Reihenfolge sechs und achtzigster Band.)

Berlin,
bei Wilhelm Thome.
1837.

kennten, würden Sie bald überzeugt sein, daß ein so ruhiges Leben nicht für seine Kinder gemacht ist.

Ich gefiel mir ausnehmend in der Unterhaltung des ehrwürdigen Kaliforniers, aber der Tag schritt vor und wir kehrten zum Hause zurück. Dort fanden wir die jungen Rancheros beschäftigt, einen sehr reinlichen Tisch mit allen Leckereien des Hauses zu bedecken. Es waren frische oder trockene Käse, Sahne, mancherlei Milchspeisen und Wassermelonen, deren Saamen mit ihren schwarzen Franzen gegen das weißliche Rosenroth des Markes dieser schönen Frucht abstachen. Auch wurden Mais- und Mehlkuchen — Tortillas genannt — gebacken.

Fast alle die jungen Mädchen waren schön. Eine liebenswürdige Heiterkeit belebte ihre Züge und malte die Reinheit ihrer Seele und die innere Zufriedenheit der Unschuld an ihnen ab.

Wir wählten in der Umgebung der Hütte die Bäume aus, welche am geeignetsten für unsere Zwecke erschienen, und entschieden uns für eine Eichenart, mit kleinen lanzenförmigen Blättern und braunen sehr länglichen Eicheln, deren Holz röther und dichter war, als das unserer Eichen; eine Abweichung, die vielleicht mehr vom Klima als von der Art selbst herrührt.

Ich hatte die Absicht, in meiner Jolle zur Untersuchung des Hafens San Lucas abzugehen, den man mir als ganz trefflich geschildert hatte, um mich hiervon persönlich zu unterrichten. Ich hatte sogar Pedrin vorgeschlagen mich zu begleiten, und er kam am 9. Abends an Bord, um am 10. mit abzureisen; da sich jedoch in der Nacht ein furchtbares Unwetter erhob, hielt ich es nicht für klug, einen sieben Stunden langen Weg in einem so gebrechlichen Fahrzeuge zu unternehmen, und selbst mit dem Schiffe auf einer offenen Rhede zu verweilen.

So ließ ich also Pedrin wieder an Land bringen, und wir gingen mit Anbruch des Tages aus der Bai unter Segel.

Die beiden Wallfischfänger auf der Rhede machten keine Bewegung zu ihrer Sicherheit; offenbar kannten sie die Gefahr nicht, die ihnen drohte. Indessen hatten die unheilvollen Vorzeichen keine Folgen und zerstreuten sich allmählig. Gegen zehn Uhr Morgens, als wir 3 Stunden hinaus im Meere waren, wo wir, um das Wetter zu beobachten, beigelegt hatten, bemerkten wir mit dem Fernrohr ein Signal auf dem Hause des Fray Thomas. Der Himmel war frei und die stürmischen Wolken hatten sich verloren, wir kehrten also in die Bai auf unsern Posten zurück und forschten, was das Zeichen bedeute; aber ehe wir noch

Inhalt des ersten Bandes.

Seite

Reise nach Buenos-Ayres und Porto-Alegre, durch die Banda Oriental, die Missionen Uruguay und die Provinz von Rio Grande do Sul (von 1830—34).

Von Arsène Isabelle.

Fortsetzung.

San Borja. — Die alten Missionen. — Abreise nach dem Innern. — Die Guaiaraça. — Alegrete. — Boqueron de Santiago. — Cima-da-Serra. — Der Jaguary. — Der Toropy. — Der Ybicuy-Miri. — Santa Maria de Serra. — San-Martinho. — Cassa-Pava. — Ankunft zu Jacuy.

Also das sind eure Missionen! Eure unnachahmlichen Gebäude, eure großartigen herrlichen Pläne, eure so gerühmten Ortschaften! Hole der Teufel euch und die Jesuiten!

So redeten mich meine Reisegefährten an, erzürnt über die Schilderungen, die ich ihnen nach Charlevoix, Funes und andern alten Autoren von den Missionen des Uruguay gegeben hatte. Ich hatte große Mühe, sie zu beruhigen.

Da fast alle Missionen nach demselben Plane gebaut sind, reicht es hin, eine einzige zu beschreiben.

Auf drei Seiten eines Platzes, der etwa 500′ lang und 400′ breit ist, sind einstöckige Häuser unter gemeinsamen Ziegeldache erbaut, welches hinreichend übersteht, um eine Art von Peristyl oder durchbrochene Gallerie zu bilden, die von viereckigen Pfeilern getragen wird.

An der Nordseite des Platzes liegt die Kirche, dem Luxus der Verzierungen und den Eigenheiten des Innern nach ein wahres Theater. Von Außen zeigte sich nichts Merkwürdiges; vier Mauern von behauenen

Steinen mit einem Ziegeldache und einem kleinen viereckigen Thurme, der inwendig eine Kuppel bildete. Nur das Portal war merkwürdig, wegen der nach Angabe der Jesuiten von den Indianern darin angebrachten Verzierungen, und weil sich an demselben eben so wenig, als an irgend einer andern Wohnung, etwas von Eisen befindet. Ein Vorhof mit hölzernen Säulen, zu welchem man auf einer freien Treppe gelangt, nimmt die Vorderseite des Gebäudes ein.

Zur Linken der Kirche lag in einer Vertiefung das Collegium, mit einem prächtigen, früchtereichen Garten, rings von einer steinernen Mauer umgeben. Es war fest gebaut und bequem eingerichtet. Daneben befand sich ein zugehöriges Hospital, öffentliche Werkstätten, Magazine und Küchen.

Der Platz, den man von Norden und Süden aus betritt, ist eine wahrhafte Caserne, um welche her in unregelmäßiger Reihe Ranchos, Chacaras und einige ziemlich wohlgehaltene Häuschen stehen. Die Behörden und vornehmsten Kaufleute bewohnen die alten Indianerhäuser, der Militärbefehlshaber hat das Collegium inne, Hospital, Magazine und Werkstätten liegen in Trümmern und diese werden zu andern Bauten benutzt. Der katholische Gottesdienst wird in einer zu den Seitengallerien des Platzes gehörigen Kapelle gefeiert.

Jeder Windstoß wirft Theile der Kirche nieder. Die Verzierungen des Innern sind hinweggenommen, ein Theil derjenigen des Chors fand sich bunt vermischt in zwei Seitengemächern, die sonst als Sacristeien dienten. Die Vergoldung war noch sehr frisch, Malereien und Heiligenbilder waren nicht gespart. Diese Gesammtheit von Kapitälern, Frontons, gedrehten Säulen, Vergoldungen, Gemälden und Sculpturen, diese Heiligen von allen Größen und allen kirchlichen Orden, alles dieses machte den Eindruck eines Theatermagazins. Mein Mitleid verwandelte sich in Unwillen, als ich Heiligenbilder in Lebensgröße sah, denen in ihren Höhlen bewegliche Augen bestimmt waren, Thränen zu vergießen, während andere mit Kopf und Hand nicken und schütteln konnten.

Die Mission San Borja ward 1690 von einer Kolonie des Fleckens Santo-Tome gegründet, denn es war Grundsatz der Jesuiten, eine alte Bevölkerung zum Kern der neuen zu machen. Die Indianer strömten hin, um sich den Gewaltthätigkeiten der Spanier und noch mehr den Grausamkeiten der Portugiesen zu entziehen, von denen sie mit Hunden gehetzt und, nach empfangener Taufe, in den Bergwerken zu Tode gequält wurden.

Die Missionen von Paraguay bestanden aus 30 Flecken oder Pueblos, 7 am rechten Ufer des Uruguay (jetzt brasilisch), 15 zwischen Uruguay und Parana im nordöstlichen Theile der Provinz Corrientes; dieselben liegen in Trümmern. Acht Missionen endlich liegen auf dem rechten Parana-Ufer, im eigentlichen Paraguay.

Die 7 ersten Missionen sind San Borja, San Nicolas, am rechten Ufer des Paratini, ohngefähr 3 Studen von dessen Mündung in den Uruguay, San Luis, San Miguel, San Lorenzo und San Juan zwischen dem Piratini und Yiui und Santo-Angel in den Yerbalen (Walddistricten, von Jlex parag. St. Hil.). San Miguel war Hauptort.

Die 8 Missionen in Paraguay, obgleich ebenfalls hier die Jesuiten seit dem Jahre 1768 vertrieben worden sind, gewähren doch noch eine schwache Vorstellung von ihrem Wirken.

Wir verweilten zwei Monate in den Missionen, zwischen San Borja und dem Piratini hin- und hergehend. An der Mündung des Letztern lebte der treffliche Bonpland als Einsiedler und empfing uns mit herzlicher Güte. Als wir San Borja verließen, bereitete sich Hr. Bonpland zur Reise nach Corrientes, von wo er nach Buenos-Ayres gehen wollte.

Das gesammte Land um den Piratini ist bergig, die Weiden sind sehr dienlich für Pferdezucht, auch treibt man starken Handel mit Maulefeln nach der benachbarten Provinz St. Paul. Rother Quarzsand schien mir die Basis der Hügel. Viele kleine Wälder, Capoës oder Matos genannt, ziehen sich, wie die Islas in Corrientes, durch das Land.

Am 4. Febr. 1834 nahmen wir von den Hrn. Ingres und Serni Abschied, um mit einer Caravane oder einem Wagen-Zuge nach Rio-Pardo zu reisen. Er bestand aus 7 Karren, jeder mit acht Ochsen bespannt, 30 andere Ochsen und 8 Pferde gingen als Relais nebenher. Außer meinen beiden Reisegefährten und mir bestand das Personal aus dem Tropero oder Capataz und vier Arreadores, worunter zwei Neger und ein Indianer; der Capataz und ein Arreador waren Brasilier. Wir ritten, fuhren und gingen abwechselnd.

Am Abend des 10. kamen wir am Ufer des Guaiaraça an, der nicht weit von da in den Bergen entspringt und sich nordwestlich in den Camacua ergießt. Er hatte nur einige Zoll Wasser, überschwemmt aber beim geringsten Regen alle Ebenen umher. Wir mochten 14—15 Stunden südöstlich von San Borja sein. Das Land ist bergig und schluchtenreich, aufgeschwemmter Boden von grobem Sande mit etwas Pflan-

merkte an den Abhängen, daß die jüngern Sandschichten, so wie diejenigen, welche noch nicht Steinhärte erlangt haben, sich immer über einer Bank von Thon befinden, die selbst von einer Bank von Sand bedeckt ist, oder umgekehrt; woraus ich schloß, daß es die Infiltration des Wassers in diese Substanzen sei, welche den nöthigen Kitt zu ihrer Vereinigung liefert und sie zu einem compacten, immer mehr erhärtenden Körper macht.

Am 21. war das Wetter neblig, der Wind, früher Nord, ging nach Nordwest über und wehte dann stark aus Westen. Es entstand ein Gewitter im Süden, und brach um 5 Uhr Abends über der Serra mit reichlichem Regen aus.

Wir durchzogen den Flecken St. Vincent, wo sich eine Kapelle und etwa zwanzig Guarani-Familien unter einem brasilischen Lieutenant finden. Die Weiden sind hier besser als in der Serra. Vom Jaguary ab wachsen sie niedriger, sind aber stärker nährend und gewürzhafter; auch fordern sie kein Salz.

Zwischen San-Vicente und dem Toropy fing ich an, auf den Hügeln viele fossile Pflanzen zu finden; dicotyledonische, in Kiesel verwandelte Stämme von 3 — 4′ Länge, womit der Weg wie gepflastert war. Wahrscheinlich bestehen diese Hügel größtentheils aus solchen Ueberresten.

Gegen Ende des Tages kamen wir auf dem rechten Ufer des Toropy an; der Regen fiel heftig herab, der Donner rollte grollend durch die Serra, die 3 — 4 Stunden im Süden lag. Aus Furcht, daß diese Güsse den Fluß schnell anschwellen machen möchten, riethen wir dem Tropero die Furth zu versuchen, was denn auch, ungeachtet der tiefen Dunkelheit die einzubrechen drohte, beschlossen wurde.

Der Uebergang über dem Toropy ist immer schwierig, am meisten aber zur Regenzeit. Von der Westseite her muß man ein dichtes, von tiefen und schlammigen Gräben durchschnittenes Gehölz passiren. Das Flußbette ist ein, hier und da mit Geschieben vermengter Sand, das linke Ufer ein 14 — 15 Fuß hoher Lehmsand, eine wahrhafte Falle für Karren. Wir mußten bis zu acht Paar Ochsen vorspannen, um hinaufzukommen, und dennoch fiel einer der Karren um und ein anderer versank dergestalt, daß wir ihn erst spät in der Nacht aus dem Schlamme herausarbeiten konnten.

Am andern Tage stieg ich zum Flusse hinunter und fand viele versteinerte Holzstücke, woraus mehr als die Hälfte der Geschiebe bestand.

Vom Jaguary hierher hatten wir in nord-östl., östl. und süd-östl. Richtung neun Stunden zurückgelegt.

Am 22. um 11 Uhr machten wir uns auf, um über den Ybicuy zu gehen. Wir kamen durch eine niedrige, sumpfige, von Wasservögeln bevölkerte Ebene. Niemals habe ich so große Mengen verschiedener Arten von Vögeln gesehen; wir jagten den ganzen Weg entlang und schossen einen Cathartes aura (Geier) und drei Tantalus albicollis (Mandurria's oder Curucaus).

Der Ybicuy ist hier ein Fluß vierter Größe und entspringt im NO. in der Mitte der Serra. Nach einem Laufe von 12—15 Stunden parallel mit der Bergkette, wendet er sich nach SW. zur Vereinigung mit dem Uruguay und vergrößert sich unterwegs durch den Toropy, Jaguary nnd andere Ströme, so daß er den Guaranischen Beinamen mini oder miri (klein) mit Unrecht führt. Der Uebergang bei niedrigem Wasser ist leicht, da das Ufer aus reinem Sande besteht. Indessen hatte der nächtliche Regen den Fluß bereits genug angeschwellt, um uns zu nöthigen, das Gepäck umzuladen. Die Ochsen mußten schwimmen.

Den 23. brachten wir mit Trocknen unserer Leder und mit der Bereitung von Fleisch zu. Eine Estancia lag zwei Flintenschüsse von der Furth; die Weiden sind hier bereits besser; auch führt der Ybicuy viele Fische.

Während der zwei Tage unseres Aufenthalts wurden mehr als 1200 Kühe hier vorbei nach den Charqueados (Schlächtereien) von Rio Pardo geführt. Der Stromübergang sieht sich hübsch an; das Gepäck der Arreadores wird in eine Haut gelegt, deren Ränder aufgerichtet eine Art von Fahrzeug bilden, das von einem Indianer oder einer andern Person schwimmend mittelst eines Seiles herübergezogen wird; eine solche Fahrt sahen wir von demselben Indianer ohne Anschein der Ermüdung achtmal hintereinander zurücklegen, obgleich die Strecke mindestens 15 Toisen betrug. Die andern Peones reiten herüber, indem sie sich längs der Seite des Pferdes hinstrecken, mit der linken Hand die Mähne haltend und mit der rechten rudernd und lenkend. Schlechte Schwimmer setzen sich in eine Haut, was man en pelota übersetzen heißt, und lassen das Seil an einen Pferdeschwanz binden. Diese Art ist nicht ohne Gefahr, denn wenn das Pferd ein schlechter Schwimmer oder ungehorsam und müde ist, wird das Leder leicht mit Wasser angefüllt oder sammt dem Thiere vom Strome fortgeführt. So verunglückte der Dr. Friedrich

Sillow *) mit zwei Gefährten beim Uebergange über einen großen Strom in der Provinz St. Paul.

Die Umgebungen des Toropy und Ybicuy sind bei Weitem nicht so angenehm als die des Jaguary und Jacuy, auch gewiß nicht sehr gesund; doch gewähren die Waldberge der Serra einen eindrucksvollen Anblick. Die Ebenen am Fuße sind niedrig, sumpfig, mit begrenzenden Hügeln voll trefflicher Weide. Das Land ist aufgeschwemmter Sand und Lehm mit Quarzgerülle, versteinertem Holze und buntem Thone.

Am 24. tödteten wir im Ybicuy einen Jacaré (Kaiman) von 7 Fuß Länge. Sie sind hier sehr häufig und werden bis 15 Fuß lang; sie tödten Kühe, Pferde und Maulesel, indem sie sie am Maule ergreifen und ins Wasser ziehen. Wenn das Fleisch zu faulen anfängt, verzehren sie es dann.

Am 25. klarer Himmel, Nordsturm mit brennender Hitze (29½° R. im Schatten, 46¾ in der Sonne). Wir folgten dem Laufe des Ybicuy 5 Stunden weit in der sumpfigen Ebene, auf einem erbärmlichen Wege. Oft mußten wir ausladen. Um 5 Uhr entstand im Osten ein Gewitter, das nach Norden zog und dann heraufkam. Der stärkste Regen fiel in der Serra, verdunstete aber sogleich wieder und bildete dichtes Gewölk über den Wäldern; um 9 Uhr klärte ein Südwind alles auf.

Am 26. schönes Wetter, früh Nordost, Mittags Nord, wiederum große Hitze, neue Wolken und ein kurzes Gewitter um 8 Uhr, welches dem Südwinde wich.

Der Weg verläßt den Ybicuy und steigt die amphitheatralische Hügelkette hinan bis zu einer Estancia, wo der Reisende Halt zu machen pflegt.

Die meisten dieser Estancias oder Facendas haben zur Seite einen offenen Rancho mit Wassergefäß, einer Lagerstelle u. dgl.; dies nennen die Brasilianer Gasthaus, casa dos hospedes. Der Fremde nähert sich den Balustraden der Hauptwohnung und ruft: Oh, de casa oder gewöhnlich cristo. (In Buenos-Ayres und der Banda ruft er Ave Maria purissima! und die Antwort ist: sin pecado concebida, — Pase Usted, adelante, caballero). Der Hausherr oder ein Capataz zeigt sich und sagt: Pode Usted apear (Ew. Gnaden kann absteigen) oder pode entrar (kann hereintreten). Ein Neger oder Indianer wird dann zur Bedienung ge-

*) Sellow; unser tüchtiger Naturforscher, dem das Berliner Museum so viele Schätze verdankt. Red.

sendet, ohne daß man mit der Familie des Estanciero ferner in Berührung käme.

Hier wird die Gegend malerischer. Wir brachen, wie gewöhnlich, mit dem frühesten Morgen auf und reisten bis 11 Uhr; dann lagerten wir an einem Wasserplatze, ließen die Ochsen weiden und aßen ein Stück Assado (Braten) mit Maniocmehl u. dgl. Um 3 bis 4 Uhr wurden Ochsen und Pferde wieder herbeigeholt, und dann ging der Zug vorwärts bis 9 Uhr Abends, wo eine Mahlzeit, meist aus feijoes pretos (schwarzen Bohnen) mit Charque und Mehl bereitet ward. Alles aß von derselben Schüssel; dann brachte ein Neger ein Chifre oder Horn voll Wasser und wir tranken der Reihe nach. Wer unter dem Essen aufgestanden wäre um Wasser zu suchen, würde leicht nichts mehr übrig gefunden haben, denn Raubthiere schlingen nicht mit größerer Gefräßigkeit als diese Brasilianer des Landes (do campo). Bisweilen letzten wir unsern Tropero durch ein Stück Käse und einen Schluck Cachaça; dann waren wir gute Freunde.

Am 27. kamen wir durch den Flecken Porterinha, von wo aus man die Kapelle der heil. Maria vom Gebirge auf dem Südabhange der Serra erblickt. Der Boden ist thonig, fossil und waldreich.

(28.) Der 28. war trüb, mit NOstwind, warm, unterweilen regnerisch.

Alle Berge der Serra do Mar sind mit dichten Wäldern bedeckt, die sich nach mehren heißen Tagen beträchtlich erwärmen und jeden fallenden Regen sehr rasch an sich verdunsten, so daß er wie ein Schleier aufsteigt. In der Höhe bilden sich dann wieder dicke Wolken mit schönen Regenbogen; scheint aber von oben her die Sonne kräftig, so lösen sie sich wieder in feinen Regen auf, fallen auf dieselben Wälder zurück, und geben so Veranlassung zu Gießbächen und Ueberschwemmungen, die in dem thonigen, quarz- und sandreichen Boden lange stehen bleiben und natürliche Cisternen ausfüllen. Es gibt keinen Hügel, keine Höhe oder Berglehne, die nicht wenigstens eine Quelle besäßen; auch sind die meisten Thäler sumpfig oder moorig.

Am 1. März erstiegen wir eine Hügelkette, um durch den Flecken Santa Maria-da-Serra zu gehen. Die Lage dieses Ortes ist recht angenehm, die Umgebungen sind reizend und ziemlich volkreich, die Bauart der Häuser ist einfach, von Zimmerwerk mit Thon; die Bevölkerung besteht aus 1000 bis 1200 Menschen. Fast jedes Haus hat einen Garten mit einem Orangenwäldchen; Santa Maria ist sehr belebt, Hauptmarkt der umliegenden Ortschaften Cacheira, Cassa-Pava, Alegrete und San-Borja. Es liegt an der Straße von Yerbales und den Missionen, 3 Stunden

von hier ist der Bergflecken São-Martinho auf der Cima da Serra erbaut.

Fünf Stunden südlich von Santa Maria ist eine sehr einträgliche Goldgrube. Das gediegene Metall ist in Körnern in einem, wahrscheinlich quarzigen Gesteine enthalten.

Zwanzig Stunden weiter im Süden, nahe bei Cassa-Pava, werden andere Goldminen angebaut, die der Fluß Camacua auswäscht, der zum See dos Patos hinströmt. Unzählige Bäche und Bodenschichten dieser Provinz sind goldhaltig, aber die Methoden des Auswaschens sind sehr schlecht und gewähren nicht viel Gewinn über den Arbeitslohn.

In Santa Maria sah ich mitten auf dem Wege fossile Baumstämme von 6 Fuß und darüber Umfang, und 2—3 Fuß Länge. Eine Meile weiter fanden wir kleinere Bruchstücke, alle in eisenschüssigem Thone mit Sand ohne irgend ein anderes Gestein. Blöcke von verhärteter Wacke mit Drusen von Chalcedon und Quarz, bemerkte ich auf einer Anhöhe.

Vom Ybiçuy hierher hatten wir fast in 16 Stunden zurückgelegt. Wir zogen OSO. weiter.

Am 2. kamen wir an Wäldern und fruchtbaren Weiden vorbei. Viel Rindvieh, wenige Wohnungen, Papageien, Tucans, Kaninchen (coelhos), wenige Abwechselung der Phanerogamen, desto mehr Kryptogamen.

Beim Hinabfahren von einem steilen Hange stürzte ein Karren in ein Loch und ward mit Mühe aufgerichtet. Der Weg macht hier viele Biegungen wegen des durchschnittenen Bodens. Die Serra war immer 2—5 Stunden zur Linken sichtbar.

Am 5. beim Mittagshalt sah ich zum ersten Male die gelben, birnengroßen und wie Erdbeeren schmeckenden Früchte des Araça-Strauches, die so sehr gesund und wohlschmeckend sind.

Wir hatten auf dem 13stündigen Wege von Santa Maria bis zur Furth des Jacuy sechs Tage zugebracht, zweimal umgeworfen, drei Achsen zerbrochen und waren im Schlamme mehrmals stecken geblieben.

Das Innere von São-Pedro — Der Jacuy — La Cacheira — Der Butucarahy — La Cruz Alta — Rio Pardo — Der Jacuy bis Porto Alegre.

Bei unserer Ankunft stand der Jacuy niedrig, doch hatte er noch 10 Fuß Tiefe, die Ufer sind zwanzig Fuß höher, also schwer zu ersteigen. Die Umgebungen sind sehr schön und fast wie die des Jaguary, im W., N. und NO. von halbbewaldeten Hügeln umkränzt, mit schönen Wiesen und zahlreichen Bächen.

Der Fluß strömt hier von Westen nach Osten in gewundenem, schnellen Laufe, fahrbar noch weit aufwärts für flache Boote. Beim Herabfließen vom Norden durch die Serra hindurch, beugt er sich mehrmals nach O. und W., richtet sich dann stätig nach Südost und geht, bei Cacheira und Rio Pardo, Santo Amaro, Fréguésia Nova und den Charqueadas vorbei durch dicke Wälder in sumpfigen Ufern, den Batucarahy, Rio Pardo und Tacuary-Guazu vom Norden her aufnehmend, bei Porto Alegre in den Rio grande als dessen Hauptstrom ein. Der Boden ist hier ein gelber Thon mit Sand, im Flusse findet man einen gelbbraunen Hornstein mit Amphibole, der leicht zu schwarzem Glase schmilzt und an der Höhe des Wasserspiegels einen gleichfarbigen Kiesel (pelro silex) der schwer, aber zu weißem Glase schmilzt, mit eingesprengten Theilen unschmelzbaren durchsichtigen Quarzes und zu schwarzem Glase schmelzenden Amphibolith-Punkten, in geschichteter Masse.

Die Furth des Jacuy wird stark benutzt; Trachten, Gestalten, Farbe und Sitten der vielen, mit Vieh und Karren Uebersetzenden müßten zu Skizzen interessanter Art reiche Gelegenheit gewähren. Wir bewirkten den Uebergang ohne Unfall und hielten eine Viertelstunde weiter an, um Fleisch zuzurichten (carnear). Leider sind alle diese schönen Ebenen häufig überschwemmt, was ein unübersteigliches Hinderniß für ihren Anbau ist, um so mehr als jeder Estanciero nur in der Menge seines Viehs seine Ehre sucht und oft 20 — 30 Stunden Raum für seine Heerden einnimmt. So kommt es, daß die Provinz Riogrande bei 15,000 Quadratstunden Flächenraum nur etwa 16,000 Ew. zählt.

Die brasilianische Regierung hat zwar untersagt, demselben Individuum mehr als eine Sesmaria (Stück unbebauten Landes) auf Einmal zu ertheilen, während die Ausdehnung einer solchen auf 9 Quadratstunden festgesetzt ward, aber man scheint dieses Gesetz nicht genau zu beachten, wie man auch die gegenwärtigen Besitzer nicht wohl in ihren Rechten beschränken kann.

Der wenige Landbau um die Fazenda's und Estancia's besteht in Manioc-, Mais-, Bohnen-, Reis- und Gemüsepflanzungen für das Hausbedürfniß. Meist ist das Stück in Mitten eines Waldes angelegt, wohin das Vieh nicht dringen kann, dies nennt man dann eine roça oder roçado (Rodung); wobei die großen Bäume niedergeschlagen und die Wurzeln durch Feuer verkohlt werden. Papageien, Affen und dergl. Thiere lassen sich natürlich von diesen Anlagen nicht abhalten.

Am 12. bemerkten wir la Cacheira mit den dasselbe beherrschenden Höhen und der Straße zu den Missionen. Die zierliche, neugebaute Stadt liegt am linken Ufer des Jacuy nicht weit vom Einflusse des Butucarahy. Die weißen Häuser sind von Steinen und Ziegeln erbaut und mit Ziegeln gedeckt: die Kirche gleicht nur einem großen Hause.

Der Ort ist zum Handel sehr gut gelegen. Zierliche Gondeln gehen und kommen fortwährend zwischen hier und Porto Alegre, auch wollte man Dampfboote von Saô Pedrao hierher einrichten.

Das zum Bau dienende Gestein kömmt aus den Brüchen der Hügelgipfel an der Missionstraße. Es ist ein thönigter Quarzsandstein von grobem Korne, mit großen Bruchstücken von röthlichem Fettthone. Auch Kalk bricht man in der Nähe. Um 11 Uhr Morgens erreichten wir die Furth des Butucarahy, der vom Regen am 8 und 9 sehr angeschwollen war, so daß wir umladen mußten. Seit dem Jacuy hatten wir 7 — 8 Stunden östlich zurückgelegt. Wir blieben am rechten Ufer.

Der Butucarahy ist sehr tief und reißend, und entspringt im N. jenseits der Serra. Das rechte Ufer der Furth besteht aus sandigen Thonhügeln mit Kieseln, Kalk und fossilem Holze. Das linke ist eine sumpfige Ebene von etwa 2 Stunden Umkreis, ein eiförmiges, schlammiges Becken bildend, das über einem großen Lager von Thon liegt.

Diese Fahrt ist noch lebhafter als die des Jacuy, weil sie von allen aus Rio-Pardo nach dem Innern abgehenden Caravanen passirt werden muß. Ueber Nacht war das Wasser um anderthalb Fuß gefallen. Auffallend ist es, daß man in einem so holzreichen Lande gar nicht an die Erbauung von Fähren und Brücken denkt, was doch so leicht und wohlfeil wäre. Aber die Indolenz der Eingeborenen und ihre Eifersucht gegen Fremde lassen es dahin nicht kommen. Die Brasilianer geben in dieser Rücksicht den Argentinern nichts nach.

An der Furth trafen wir einen jungen Brasilier, Hrn. Jardin aus Rio Janeiro, der um der Landeskunde willen reiste und uns gestand, daß er sich in diesen barbarischen Gegenden eben so fremd vorkäme, als wir uns. Im NO. der Furth, etwa 4—5 Stunden entfernt, liegt ein Waldberg, die Serra de Butucarahy, eine von der Serra-Grande getrennte Parallelkette, die von fern gesehen nur einem isolirten Pik gleicht. Ich glaube, daß dieser Berg vulkanisch ist, denn die Moradores des Ortes versicherten mich, sehr starke Detonationen im Innern gehört zu haben, auch behaupten sie, daß auf dem Gipfel ein See liege, dessen Wasser

durch Sickerung und Ueberschwemmung die Felsen zertrümmert, so daß der Gipfel ganz unzugänglich ist.

Die Serra do Butucarahy enthält viel Gold und Edelsteine, doch sind die Minen wegen jener Bergstürze von den Arbeitern verlassen worden. Die Landleute glauben fest, daß das Gebirge verzaubert (enfeitiçada) sei, weil bei jedem Versuche zu arbeiten unter donnernden Lärmen das Erdreich sich löst und ungeheure Felsblöcke herabstürzen; auch scheint es, daß die Bougres, menschenfressende Indianer und die einzigen in dieser Provinz noch vorhandenen Wilden, nicht dulden wollen, daß man dort arbeite.

Man hat mir berichtet, daß ehe die Gruben bekannt wurden, ein einziges Individuum durch Waschen in weniger als einem Monate hundert Pfund reinen Goldes gewonnen habe, womit es sogleich nach Europa geschifft sei. Diese Erzählung ist sehr glaublich und es gibt viele ähnliche Beispiele hier zu Lande. Die Estancieros weigern sich jedoch, selbst für eigene Rechnung arbeiten zu lassen, aus Furcht, man möchte ihnen ihre unermeßlichen Landstriche abnehmen.

Am 14. halb ein Uhr verließen wir die Furth, bei grenzenloser Hitze, in n. östlicher Richtung, obgleich der grade, aber für Karren nicht fahrbare Weg gegen Südost geht. Wir erreichten bald die dichte Waldung mit ihren Riesenfarrn und Schlinggewächsen. Näher am Rio Prado wurden die Wohnungen häufiger und das Land besser angebaut. Am 15. passirten wir la Cruz alta, einen bevölkerten Flecken 3½ St. vom Rio Pardo, von wo ein Weg nach der Serra do Butucarahy hinführt. Der Brasilier vom Jacuy hatte mir gesagt, ich würde bei dem Friedensrichter eine vollständige Fauna der Provinz, namentlich den schwarzen Jaguar finden, der allerdings eine eigene Art sei.

Am 16. lagerten wir eine Stunde vom Rio-Pardo. Man erreicht diesen Strom von den Missionen aus quer über eine Reihe Hügel und Thäler, die ihn erst in großer Nähe entdecken lassen. Zuletzt steigt man einen steilen Abhang hinunter und kömmt über eine, etwa ¼ Stunde breite Ebene zur Brücke.

Rio Pardo liegt auf Höhe und Hang einer Hügelgruppe, die sich von einer am Jacuy endenden Kette hierher erstreckt; die Stadt ist durch den Lauf dieser beiden Ströme eingeschlossen, so daß sie eine Halbinsel bildet.

Die Häuser sind von einem Stockwerke zierlich erbaut, die Kirchen liegen auf den höchsten Punkten und Gärten von Orangenbäumen, Bananen, Kokos, mit wohl belaubten Chacaras und Fazendas vervollständigen

Am 12. bemerkten wir la Cacheira mit den dasselbe beherrschenden Höhen und der Straße zu den Missionen. Die zierliche, neugebaute Stadt liegt am linken Ufer des Jacuy nicht weit vom Einflusse des Butucarahy. Die weißen Häuser sind von Steinen und Ziegeln erbaut und mit Ziegeln gedeckt: die Kirche gleicht nur einem großen Hause.

Der Ort ist zum Handel sehr gut gelegen. Zierliche Gondeln gehen und kommen fortwährend zwischen hier und Porto Alegre, auch wollte man Dampfboote von Saô Pedrao hierher einrichten.

Das zum Bau dienende Gestein kömmt aus den Brüchen der Hügelgipfel an der Missionstraße. Es ist ein thönigter Quarzsandstein von grobem Korne, mit großen Bruchstücken von röthlichem Fettthone. Auch Kalk bricht man in der Nähe. Um 11 Uhr Morgens erreichten wir die Furth des Butucarahy, der vom Regen am 8 und 9 sehr angeschwollen war, so daß wir umladen mußten. Seit dem Jacuy hatten wir 7 — 8 Stunden östlich zurückgelegt. Wir blieben am rechten Ufer.

Der Butucarahy ist sehr tief und reißend, und entspringt im N. jenseits der Serra. Das rechte Ufer der Furth besteht aus sandigen Thonhügeln mit Kieseln, Kalk und fossilem Holze. Das linke ist eine sumpfige Ebene von etwa 2 Stunden Umkreis, ein eiförmiges, schlammiges Becken bildend, das über einem großen Lager von Thon liegt.

Diese Fahrt ist noch lebhafter als die des Jacuy, weil sie von allen aus Rio-Pardo nach dem Innern abgehenden Caravanen passirt werden muß. Ueber Nacht war das Wasser um anderthalb Fuß gefallen. Auffallend ist es, daß man in einem so holzreichen Lande gar nicht an die Erbauung von Fähren und Brücken denkt, was doch so leicht und wohlfeil wäre. Aber die Indolenz der Eingeborenen und ihre Eifersucht gegen Fremde lassen es dahin nicht kommen. Die Brasilianer geben in dieser Rücksicht den Argentinern nichts nach.

An der Furth trafen wir einen jungen Brasilier, Hrn. Jardin aus Rio Janeiro, der um der Landeskunde willen reiste und uns gestand, daß er sich in diesen barbarischen Gegenden eben so fremd vorkäme, als wir uns. Im NO. der Furth, etwa 4 — 5 Stunden entfernt, liegt ein Waldberg, die Serra de Butucarahy, eine von der Serra-Grande getrennte Parallelkette, die von fern gesehen nur einem isolirten Pik gleicht. Ich glaube, daß dieser Berg vulkanisch ist, denn die Moradores des Ortes versicherten mich, sehr starke Detonationen im Innern gehört zu haben, auch behaupten sie, daß auf dem Gipfel ein See liege, dessen Wasser

durch Sickerung und Ueberschwemmung die Felsen zertrümmert, so daß der Gipfel ganz unzugänzlich ist.

Die Serra do Butucarahy enthält viel Gold und Edelsteine, doch sind die Minen wegen jener Bergstürze von den Arbeitern verlassen worden. Die Landleute glauben fest, daß das Gebirge verzaubert (enfeitiçada) sei, weil bei jedem Versuche zu arbeiten unter donnernden Lärmen das Erdreich sich löst und ungeheure Felsblöcke herabstürzen; auch scheint es, daß die Bougres, menschenfressende Indianer und die einzigen in dieser Provinz noch vorhandenen Wilden, nicht dulden wollen, daß man dort arbeite.

Man hat mir berichtet, daß ehe die Gruben bekannt wurden, ein einziges Individuum durch Waschen in weniger als einem Monate hundert Pfund reinen Goldes gewonnen habe, womit es sogleich nach Europa geschifft sei. Diese Erzählung ist sehr glaublich und es gibt viele ähnliche Beisplele hier zu Lande. Die Estancieros weigern sich jedoch, selbst für eigene Rechnung arbeiten zu lassen, aus Furcht, man möchte ihnen ihre unermeßl chen Landstriche abnehmen.

Am 14. halb ein Uhr verließen wir die Furth, bei grenzenloser Hitze, in n. östlicher Richtung, obgleich der grade, aber für Karren nicht fahrbare Weg gegen Südost geht. Wir erreichten bald die dichte Waldung mit ihren Riesenfarrn und Schlinggewächsen. Näher am Rio Prado wurden die Wohnungen häufiger und das Land besser angebaut. Am 15. passirten wir la Cruz alta, einen bevölkerten Flecken 3½ St. vom Rio Pardo, von wo ein Weg nach der Serra do Butucarahy hinführt. Der Brasilier vom Jacuy hatte mir gesagt, ich würde bei dem Friedensrichter eine vollständige Fauna der Provinz, namentlich den schwarzen Jaguar finden, der allerdings eine eigene Art sei.

Am 16. lagerten wir eine Stunde vom Rio-Pardo. Man erreicht diesen Strom von den Missionen aus quer über eine Reihe Hügel und Thäler, die ihn erst in großer Nähe entdecken lassen. Zuletzt steigt man einen steilen Abhang hinunter und kömmt über eine, etwa ¼ Stunde breite Ebene zur Brücke.

Rio Pardo liegt auf Höhe und Hang einer Hügelgruppe, die sich von einer am Jacuy endenden Kette hierher erstreckt; die Stadt ist durch den Lauf dieser beiden Ströme eingeschlossen, so daß sie eine Halbinsel bildet.

Die Häuser sind von einem Stockwerke zierlich erbaut, die Kirchen liegen auf den höchsten Punkten und Gärten von Orangenbäumen, Bananen, Kokos, mit wohl belaubten Chacaras und Fazendas vervollständigen

und die Menge ertrug mit vollkommener Nichtachtung der Wolken von Rauch und die Funken, welche von diesen Lichtern stoben. Die Tänzer waren schon eine Stunde dabei, als wir ankamen. Nachdem sie noch etwa eine halbe Stunde ihre Lustbarkeit fortgesetzt, schwieg die Musik und die Tanzenden wurden hinausgetrieben um Andern Platz zu machen, zu welchem Zwecke der Hausherr und seine Freunde, mit Stöcken bewaffnet, einen Angriff machten. Als so der erste Haufen ausgetrieben und der Ring gereinigt worden war, trat ein starker Kurde in die Arena und vergnügte die Gesellschaft einige Minuten lang mit verschiedenen Luftsprüngen und Possen mit einem Stocke. Dann wurde wieder Tschopee aufgespielt und ein Ring von dreißig Damen trat, Hand in Hand, mit leichten und anmuthigen Schritten hervor, glänzend von Gold, Spangen und buntgestreifter Seide und selbst ohne etwas, was man hätte den Vorwand eines Schleiers nennen können. Es war dies wirklich ein schöner Anblick und ganz neu für mich, da ich im Osten niemals Frauen, vornämlich höheren Standes, gleich diesen, so frei unter den Männern erblickt hatte, ohne die geringste Zirrerei oder Verhüllung. Selbst die Frauen der arabischen Männer sind zurückhaltender.

Die Reihe oder Kette von Damen bewegte sich allmählig und wellenartig rund um die Umschließung, bald einige Schritte zur Mitte hin, bald wieder rückwärts schreitend, wobei sich Leib und Haupt in höchst anmuthiger Weise wiegten. Die Melodie war sanft und leise und keine der Bewegungen im Geringsten steif oder übertrieben. Fast eine halbe Stunde dauerte dies Vergnügen. Als die Musik aufhörte, zogen die Frauen sich in ihre Häuser zurück, nachdem sie sich zuvor von Kopf bis Fuß verschleiert hatten, was allerdings eine überflüssige Vorsicht war, da die Menge, welche dem Tanze zuschaute, weit die Zahl derer übertraf, denen man in den Straßen von Sulimania jemals begegnen könnte. Viele Frauen waren schön und von blühendem Ansehn.

Nach dieser Darstellung ist es fast unnöthig hinzuzufügen, daß die kurdischen Frauen in ihren Häusern weit weniger skrupulös sind, als die Türkinnen oder Araberinnen. Männliche Bediente werden vor sie gelassen und selbst vor Fremden sind sie nicht allzueilig, sich zu verhüllen. Wenn sie ausgehen tragen sie, gleich den Frauen von Bagdad, ein blaugestreiftes Stück Zeug und darüber einen Schleier von Roßhaar, der aber selten über das Gesicht heruntergelassen wird, ausgenommen, wenn es Frauen von höherem Range sind, und sie Personen begegnen, von denen sie nicht gern erkannt sein möchten. Des Paschas Harem Agassi,

der nach östlicher Sitte ein Verschnittener sein sollte, so wie mehrere andere Diener des Harems sind starkbärtige Kurden. Kai Khosroo Bey's Frauen im Lager der Jafs machten selbst vor unsern Leuten keine Anstalt sich zu bedecken und als Madam Rich sie in ihren Zelten besuchte, traf sie dort eben so viele Männer als Frauen. Die niederen Klassen gehen selbst in Sulimania ganz unverschleiert aus und man kann sie an Sommermorgen früh mit ihren Männern im Bett liegen, oder eben aufstehen und auf den platten Dächern ihrer nicht über 5—6 Fuß hohen Häuser oder über die schmalen Straßen hin ihren Beschäftigungen nachgehen sehen. Aber ungeachtet dieser Freiheit und scheinbaren Rücksichtslosigkeit kann keine Frau sich mit mehr wahrer Sitte betragen, als die Kurdinnen und ihre Moralität übertrifft die der Türkinnen um Vieles.

Der Zustand der Frauen in Kurdistan ist weit besser, als in der Türkei oder in Persien, sie gelten ihren Männern gleich und belachen und verachten die sclavische Unterthänigkeit der Türkinnen. Beispiele männlichen Muthes sind unter ihnen nicht selten. Eines Tages besuchte mich Fyzullah Effendi, ein ehemaliger Divan-Effendi des Pascha's von Bagdad. Es ist dies ein sehr erfindsamer Mann, der große Anlage zur Mechanik hat und mir eine Orgel von seiner Bauart beschrieb, die er zum Spielen türkischer und persischer Weisen eingerichtet hatte. Als ihm beim Abschiede die Diener das Pferd zuführten und sich um ihn versammelten, wendete er sich um, sagend, er wolle mir die größte Merkwürdigkeit zeigen, die ich vielleicht jemals gesehen hätte. Hierauf stellte er mir einen seiner Diener vor, und fragte mich, ob ich etwas Auffallendes an demselben bemerke. Ich sagte, nein, indessen halte ich ihn für einen starken Burschen. Er erzählte mir nun, daß dies kein Bursche, sondern ein Mädchen aus dem Kurdenstamme der Bulbassi sei, und daß sie die beste Reiterin, Soldatin und Dienerin sei, die man sich denken könne. Ihre Aufführung sei untadelhaft und gereiche ihrem Geschlechte eben so zur Ehre, als ihr Muth dem andern thun würde. Sie sei eine Jungfrau und habe einstmals einen Türken, der ihre Ehre angegriffen, mit den Worten durchstoßen, daß sie dasselbe ihrem Herren in gleichem Falle thun würde. Sie rühmte sich, verschiedene Male gegen die Mündung geladener Kanonen angestürmt zu haben, ohne ihre Lanze eher, als im Angesichte der Artilleristen zu senken. Sie trug männliche kurdische Kleidung, einen seidenen Shawl ums Haupt und einen Dolch im Gür-

tel. Sie war wohlgestaltet, zwischen fünfundzwanzig und dreißig Jahr alt, von offenbar kurdischen Zügen und stark sonnengebräunt.

In Kurdistan kennt man etwas, wie häusliche Bequemlichkeit, was in der Türkei ganz unbekannt ist. Indeß giebt es eine Art von Tyrannei, welche verschiedene der mächtigen und ausgelassenen Fürsten üben, die man in der Türkei nicht ertragen würde. Wenn ein Mann solcher Art Neigung zu einem jungen Mädchen faßt, so zwingt er oft die Eltern, sie ihm zur Frau zu geben, (da religiöse Bedenklichkeiten ihn abhalten, sie auf anderem Wege zu gewinnen) und wenn er dann ihrer satt ist, scheidet er sich von ihr und giebt sie einem seiner Diener zur Frau. Besonders die armen Bauern sind diesem Drucke unterworfen. Jedoch ist Osman Bey der einzige Fürst seiner Familie, der sich dies hat zu Schulden kommen lassen. Weibliche, im Kriege gemachte Gefangene (gewöhnlich Yezids oder Volk aus anderen Theilen von Kurdistan) werden nach dem Gesetze als Sclavinnen in die Harems aufgenommen.

Der Tanz ist die größte Leidenschaft der kurdischen Frauen. Bei Heirathen bieten sie selbst ungeladen ihre Dienste an und bringen der Braut Geschenke, um nur dem Tanze beiwohnen zu können. Bei solchen Gelegenheiten zeigen sie sich immer unverschleiert, wie groß auch die Menge der Männer sein mag.

Alle orientalischen Tänze haben denselben Character und stammen wahrscheinlich aus dem höchsten Alterthum. Der Tchopee ist eine Abart des griechischen Sirto oder der Romeika, jedoch weniger belebt und abwechselnd.

Die Kleidung der kurdistanischen Frauen besteht in den gewöhnlichen langen türkischen Hosen und weiten Hemden, worüber sie einen Gürtel mit zwei sehr großen goldnen oder silbernen Schnallen befestigen. Darüber kommt der Mantel, der wie ein Mannsmantel zugeschnitten und am Halse zugeknöpft ist, von da an abwärts aber frei herabhängt und Hemd und Gürtel sehen läßt. Er ist von gestreifter oder bunter Seide, Zitz oder Goldstoff von Guzerate oder Constantinopel, je nach der Jahreszeit und dem Reichthume der Trägerin. Sodann kommt der Benisch oder Obermantel, gleich dem Mantel gemacht, aber mit engeren Aermeln, die nicht bis zum Ellbogen herabreichen. Im Winter tragen sie auch die Tcherokia, welche aus einer Art tartarischer Seide gemacht ist. Diese Tcherokia ist eine Art Ueberwurf oder Mantel ohne Aermel, die über die Brust befestigt ist und hinten bis auf die Sohlen herabgeht. Sie gilt nicht für vollen Anzug, sondern wird an Galatagen

durch den Benisch ersetzt, welcher von den Türken oder Persern entlehnt ist und darum höher geschätzt wird, als die, Kurdistan eigenthümlich scheinende Tcherokia. Sie gebrauchen kein Pelzwerk, sondern ersetzen dies in der kalten Zeit durch ein oder zwei Kleider mehr. Ihr Kopfputz läßt sich schwer beschreiben. Er besteht aus seidenen Schnupftüchern oder besser zu sagen Shawls von allen Farben des Regenbogens, die über der Stirn künstlich zusammengestochen sind, so daß sie eine Art Mitra von zwei Fuß Höhe bilden. Die Enden des Shawls hängen hinten bis auf die Knöchel herab. Wer es haben kann, ziert die Stirnseite der Mütze mit Reihen breiter Goldtressen, von deren jeder eine Reihe kleiner, goldener, blattähnlicher Verzierungen herabhängt. Von jeder Seite des Turbans hängt eine Korallenschnur nieder und unter demselben wird ein großer Musselinshawl getragen, der an der Stirn zusammengerollt, strickähnlich über die Brust herabgezogen wird und hinten herunterhängt. Diese Tracht wird jedoch, wie ich hörte, nur von verheiratheten Frauen angelegt. An der Stirn sieht man nicht viel Haare, aber ein Zilf oder Locke hängt an jeder Seite herunter. Die ärmeren Frauen der Städte ahmen die höheren in der Form der Kleidung nach. Die Landbewohner tragen nur ein Hemde und Hosen von grobem blauen Calico, ersteres um den Leib von einer Strippe gehalten. Die Tcherokia ist von dunkelblauem Stoffe, mit mehreren weißen Streifen auf dem Grunde und über der Brust mit den Enden zusammengeknotet. Der Kopfputz besteht in einer kleinen Mütze.

Der Damenkopfputz ist außerordentlich schwer und es kostet viel Mühe, ihn tragen zu lernen. Oft reibt er die Haare oben am Wirbel weg. Was kaum glaublich erscheint, ist, daß sie wirklich darin schlafen. Sie haben kleine Pfühle um ihn zu tragen. Sie führen wenig Juwelen. Ihr Schmuck besteht hauptsächlich in Gold und Korallen. Niedere Personen tragen kleine Silbermünzen, Metallstücke und Glasperlen.

Die Kleidung der Herren gleicht der türkischen sehr an Form und Stoff, aber nur Wenige, mit Ausnahme des Paschas und seiner Familie, tragen Benisches oder Jubbas von angorischem Zeuge oder Shawl. Benisch und Jubba sind türkische Worte für Ober- und Unterkleid.

Das gewöhnliche Oberkleid ist wie die Antari oder innere Weste gemacht, aber am Halse zugeknöpft und dann offen herabhängend. Es ist ebenfalls von geblümtem oder gestreiftem Seidenstoffe. Im Winter wird es gegen eine Libada vertauscht. Um den Leib tragen sie einen Gürtel mit großen Schnallen von Gold, Silber oder Lazurstein. Die große

tel. Sie war wohlgestaltet, zwischen fünfundzwanzig und dreißig Jahr alt, von offenbar kurdischen Zügen und stark sonnengebräunt.

In Kurdistan kennt man etwas, wie häusliche Bequemlichkeit, was in der Türkei ganz unbekannt ist. Indeß giebt es eine Art von Tyrannei, welche verschiedene der mächtigen und ausgelassenen Fürsten üben, die man in der Türkei nicht ertragen würde. Wenn ein Mann solcher Art Neigung zu einem jungen Mädchen faßt, so zwingt er oft die Eltern, sie ihm zur Frau zu geben, (da religiöse Bedenklichkeiten ihn abhalten, sie auf anderem Wege zu gewinnen) und wenn er dann ihrer satt ist, scheidet er sich von ihr und giebt sie einem seiner Diener zur Frau. Besonders die armen Bauern sind diesem Drucke unterworfen. Jedoch ist Osman Bey der einzige Fürst seiner Familie, der sich dies hat zu Schulden kommen lassen. Weibliche, im Kriege gemachte Gefangene (gewöhnlich Yezids oder Volk aus anderen Theilen von Kurdistan) werden nach dem Gesetze als Sclavinnen in die Harems aufgenommen.

Der Tanz ist die größte Leidenschaft der kurdischen Frauen. Bei Heirathen bieten sie selbst ungeladen ihre Dienste an und bringen der Braut Geschenke, um nur dem Tanze beiwohnen zu können. Bei solchen Gelegenheiten zeigen sie sich immer unverschleiert, wie groß auch die Menge der Männer sein mag.

Alle orientalischen Tänze haben denselben Character und stammen wahrscheinlich aus dem höchsten Alterthum. Der Tchopee ist eine Abart des griechischen Sirto oder der Romeika, jedoch weniger belebt und abwechselnd.

Die Kleidung der kurdistanischen Frauen besteht in den gewöhnlichen langen türkischen Hosen und weiten Hemden, worüber sie einen Gürtel mit zwei sehr großen goldnen oder silbernen Schnallen befestigen. Darüber kommt der Mantel, der wie ein Mannsmantel zugeschnitten und am Halse zugeknöpft ist, von da an abwärts aber frei herabhängt und Hemd und Gürtel sehen läßt. Er ist von gestreifter oder bunter Seide, Zitz oder Goldstoff von Guzerate oder Constantinopel, je nach der Jahreszeit und dem Reichthume der Trägerin. Sodann kommt der Benisch oder Obermantel, gleich dem Mantel gemacht, aber mit engeren Aermeln, die nicht bis zum Ellbogen herabreichen. Im Winter tragen sie auch die Tcherokia, welche aus einer Art tartarischer Seide gemacht ist. Diese Tcherokia ist eine Art Ueberwurf oder Mantel ohne Aermel, die über die Brust befestigt ist und hinten bis auf die Sohlen herabgeht. Sie gilt nicht für vollen Anzug, sondern wird an Galatagen

durch den Benisch ersetzt, welcher von den Türken oder Persern entlehnt ist und darum höher geschätzt wird, als die, Kurdistan eigenthümlich scheinende Tscherokia. Sie gebrauchen kein Pelzwerk, sondern ersetzen dies in der kalten Zeit durch ein oder zwei Kleider mehr. Ihr Kopfputz läßt sich schwer beschreiben. Er besteht aus seidenen Schnupftüchern oder besser zu sagen Shawls von allen Farben des Regenbogens, die über der Stirn künstlich zusammengestochen sind, so daß sie eine Art Mitra von zwei Fuß Höhe bilden. Die Enden des Shawls hängen hinten bis auf die Knöchel herab. Wer es haben kann, ziert die Stirnseite der Mütze mit Reihen breiter Goldtressen, von deren jeder eine Reihe kleiner, goldener, blattähnlicher Verzierungen herabhängt. Von jeder Seite des Turbans hängt eine Korallenschnur nieder und unter demselben wird ein großer Musselinshawl getragen, der an der Stirn zusammengerollt, strickähnlich über die Brust herabgezogen wird und hinten herunterhängt. Diese Tracht wird jedoch, wie ich hörte, nur von verheiratheten Frauen angelegt. An der Stirn sieht man nicht viel Haare, aber ein Zilf oder Locke hängt an jeder Seite herunter. Die ärmeren Frauen der Städte ahmen die höheren in der Form der Kleidung nach. Die Landbewohner tragen nur ein Hemde und Hosen von grobem blauen Calico, ersteres um den Leib von einer Strippe gehalten. Die Tscherokia ist von dunkelblauem Stoffe, mit mehreren weißen Streifen auf dem Grunde und über der Brust mit den Enden zusammengeknotet. Der Kopfputz besteht in einer kleinen Mütze.

Der Damenkopfputz ist außerordentlich schwer und es kostet viel Mühe, ihn tragen zu lernen. Oft reibt er die Haare oben am Wirbel weg. Was kaum glaublich erscheint, ist, daß sie wirklich darin schlafen. Sie haben kleine Pfühle um ihn zu tragen. Sie führen wenig Juwelen. Ihr Schmuck besteht hauptsächlich in Gold und Korallen. Niedere Personen tragen kleine Silbermünzen, Metallstücke und Glasperlen.

Die Kleidung der Herren gleicht der türkischen sehr an Form und Stoff, aber nur Wenige, mit Ausnahme des Paschas und seiner Familie, tragen Benisches oder Jubbas von angorischem Zeuge oder Shawl. Benisch und Jubba sind türkische Worte für Ober- und Unterkleid.

Das gewöhnliche Oberkleid ist wie die Antari oder innere Weste gemacht, aber am Halse zugeknöpft und dann offen herabhängend. Es ist ebenfalls von geblümtem oder gestreiftem Seidenstoffe. Im Winter wird es gegen eine Libada vertauscht. Um den Leib tragen sie einen Gürtel mit großen Schnallen von Gold, Silber oder Lazurstein. Die große

Abba bedeckt Alles. Der Turban ist es, welcher den Kurden besonders kenntlich macht. Er besteht aus einer Art von Tartan aus geviertelter Seide, von rother, gelber und blauer Farbe und mit Gold und Silberfäden untermischt. Dieser wird so um den Kopf gewunden, daß die Stirn (und sie haben sehr schöne, männliche Stirnen) ganz frei bleibt. Hinten hängt ein ungeheurer Busch von Franzen oder Quasten derselben Farbe, die an die Enden des Shawls genäht sind, über Rücken und Schultern herab, was ihnen ein außerordentlich wildes Ansehn giebt, besonders wenn sie galloppiren. Tragen sie Kaschmir-Shawls, was einige Wenige bisweilen thun, so setzen sie dieselben so auf, daß die Enden an Seiten und Rücken herabhängen. Das gemeine Volk trägt Schuhe mit Bändern, sehr ähnlich den europäischen. Einige tragen auch wollene Schuhe, wie ich sie in Persien gesehen habe, aus welchem Lande dieselben auch wohl bezogen werden. Die Bauern und ärmeren Clansmänner tragen den gewöhnlichen Antari oder Rock, worüber sie ein Kleid aus grobem Rasch werfen, welches an der Brust offen, um den Leib mit einem ledernen Gürtel und Messingplatten zusammengehalten wird, und die Breite des Zeuges läßt man uneingenäht an den Hemden, so daß sie vom Gürtel in vier Stücken gleich denen eines Mantels, zwei vorn und zwei hinten, herabhängt. Die Farbe ist meist braun oder weiß und die Brust und Aermel mit mehreren bunten Spitzen verziert. Der Turban ist von grober dunkelrother, an den Enden blau gestreifter Baumwolle. Der Abba wird allgemein getragen. Wer sich keinen anschaffen kann, oder ihn nicht warm genug findet, braucht statt seiner einen Mantel von Ziegenfellen mit dem Haare, oder einen von grober brauner Wolle. Die Jacken aus gewöhnlichem weißen Filz (kurdisch: Kepenek) gemacht, ein sehr kunstloses Kleidungsstück, dienen ebenfalls als Oberkleider.

Der Khanjier oder Dolch ist allen Klassen, Ständen und Lebensaltern gemein. Die Jafs und andern Stämme fügen noch eine hölzerne Keule hinzu, deren Kopf mit Eisenstücken beschlagen ist. Dies und ein Säbel, ein leichter, über die Schulter geworfener Schild bilden die gewöhnliche Rüstung eines Kurden zu Fuß. Reiter fügen die Lanze und ein paar Pistolen hinzu und wer es möglich machen kann, schafft sich in Kriegszeiten ein Panzerhemd mit einer stählernen Pickelhaube an. Die Infanterie ist meist mit langen, schweren Büchsen bewaffnet, die einen Hebel zum Aufstellen haben.

Die Ruinen von Ninive.*)

Schlechtes Wetter hatte uns in Mosul empfangen. Als es sich aufklärte, waren die Berge von Cara mit Schnee bedeckt und obgleich ich nicht zweifelte, daß ihre Gipfel an einzelnen, geschützten Stellen solchen das ganze Jahr über bewahrten, kann ich doch den Versicherungen, daß einige derselben auf den obersten, freien Höhen immer schneebedeckt seien, kaum Glauben schenken. Das Volk sagt hier, daß Schnee, welcher 1000 Jahre liegen bleibe, sich in das Mineral Dehneh oder Dehlij verwandelt, welches gegen Augenkrankheiten vielfach benutzt wird und wahrscheinlich Haußs körniges Kupfercarbonat ist.

Wir machten uns nun auf den Weg, um eine allgemeine Uebersicht der Ruinen von Ninive zu gewinnen und fuhren in unserem Boote über den Tigris, der eben (im November) seine geringste Strömung von nicht mehr als einem Knoten hatte, die durch den vorgängigen Regen nicht merklich verstärkt war. Er ist an dieser Stelle etwa 400' breit und 2 Faden tief, bei der Brücke tiefer und schmäler, bei der Fähre seicht, breit, mit einer Insel in der Mitte. Das kleine Dorf Nebbi Yunus, welches wir zuerst erreichten, enthält etwa 300 Häuser und ist auf einem alten, künstlichen Berge erbaut, dessen Umfang es nicht ganz bedeckt. Sein Alter wird durch die Ueberreste erwiesen, welche man beim Graben in der Tiefe auffindet, woher man Stücke von Backsteinen, große Backsteine und Stücke Gyps mit Inschriften vom Charakter der Keilschrift heraufbringt. Ich besitze deren mehre, unter Anderen ein 1' 4" dickes, mit Schrift bedecktes Stück. Heute zeigte man uns mehre beim Bau der jetzigen Häuser benutzte. Eines derselben, ein Stück Gyps mit Keilschrift, befand sich in der Küche eines elenden Hauses und schien ein Theil von der Mauer eines kleinen Ganges, der tief in den Berg hinein reichen soll. Vergangenes Jahr gruben dort einige Leute, als sie aber unter ihre Häuser geriethen und diese zu unterwühlen fürchteten, schlossen sie den Gang wieder und nur derjenige Theil, welcher offengeblieben ist und einen Theil einer Küche bildet, ist jetzt noch sichtbar. Weiterhin in einem kleinen, von den Frauen eines Bewohners der Stadt eingenommenen Hause, wo wir sehr höflich eingeladen wurden, uns umzusehen, fand sich, auf einem Stücke Gyps, eine andere Inschrift mit sehr großen Keilschriftzügen. Diese ist

*) Nach Rich's Kurdistan.

nach Süden gerichtet und geht von Osten nach Westen. Nur etwa drei Fuß von derselben sind jetzt offen, obgleich sie sich mehre Yards weit nach Westen erstrecken soll; denn sie ist jüngsther mit Lehm überstrichen worden. Diese Inschrift ist um so anziehender, als sie ihre ursprüngliche Lage noch einzunehmen scheint. Sie ist nicht viel über den Fußboden erhöht, nur etwa zwei Fuß hoch und unter dem Spiegel der Oberfläche des Erdberges. Die Keilschrift hat ihre richtige Stellung. Die Inschrift soll beim Baue des Gemachs entdeckt und ganz in dem frühern Zustande gelassen, nur, wie das übrige Gemach mit Lehm bekleidet worden sein. Sie ist dem vorerwähnten Gange sehr nahe und genau gleichlaufend; und nach einigen am Boden sichtbaren Linien und Spuren scheint es, daß jener mit diesem Orte in Verbindung gestanden habe. Ich zweifle nicht, daß man noch vielerlei Alterthümer in diesem Berge finden würde, wenn nicht der größte Theil desselben dicht mit einer Menge kleiner Häuser bedeckt wäre, die nur bei Ausbesserung und Einstürzen zu solchen Entdeckungen Raum geben.

Von hier kamen wir zu der Moschee, welche das Grab von Jonas bedeckt. Es befand sich früher an diesem Orte ein christliches Kloster, indem das mahomedanische Gebäude über der, ganz erhaltenen, Kirche errichtet ist; aber man würde keinem Christen erlauben, sich ihr zu nähern. Die Christen benannten ihre Kirche nach der Sage, daß Jonas hier gepredigt habe, leugnen aber, daß er auch hier begraben sei, glauben vielmehr im Gegentheile, daß er nach Vollendung seiner Sendschaft nach Palästina zurückgekehrt sei. Die Moschee steht auf dem höhern Nordende des Berges und ist ein beträchtliches Gebäude. Die Hauptkuppel ist gerippt und von kegelförmiger Gestalt, sie steht auf einer achtseitigen Grundfläche, deren jede Seite acht Fuß hat, und die wieder auf einem viereckigen Fußgestell ruht, welches auf der das Gebäude deckenden Terrasse steht. Die Kuppel ist von geringem Umfange, weiß angestrichen und mit einer Spitze gekrönt. Die Terrasse oder das flache Dach erhebt sich etwa funfzehn Fuß über die Ebene des Berges an der Südseite, im Norden aber steigt sie, nach Messung, 40 Fuß über diese empor, wovon etwa 30 Fuß senkrechter Höhe zwischen dem Fuße der Mauer und der Ebene von Ninive bleiben. Es gibt noch mehre andere Kuppeln, aber sie sind halbkreisförmig und wenig über die Terrasse erhaben. An der Ostseite des Moscheehofes zeigte man uns drei sehr schmale Gänge, einen in dem andern, mit mehreren Thüren oder Oeffnungen; alle diese Gänge sind ganz dunkel und gewölbt, wahrscheinlich zur Aufnahme von Lei-

chen bestimmt. Man sagt, daß sie sehr alt seien, indessen konnte Keiner unserer Geleitsmänner die Zeit angeben; auch erstrecken sie sich viel weiter, aber sie sind zugefüllt worden.

Von dem Dache der Moschee genießt man einer herrlichen Ansicht von Mosul. Die gesammte Bevölkerung des Ortes war um uns her versammelt, jedoch belästigte uns Niemand, obgleich ich hörte, wie Einige meinten, daß ich zu messen beabsichtigte, ob große Kanonen von hier bis nach Mosul trügen. Wir ritten nun durch die Fläche von Ninive zur ersten Mauer der Umwallung. Es ist eine Linie von Erde und Sand, aus welcher man große behauene Steine gräbt, wie sie in allen Mauern der Ebene vorkommen. Dahinter ist ein, noch sehr regelmäßiger Graben, den man leicht verfolgen kann und jenseit findet sich eine zweite Mauer. Unter dieser liegt die Quelle von Damlamajeh, bedeckt mit einem Bogen von sehr alterthümlichem Mauerwerke. Die Einwohner halten ihr Wasser für sehr heilsam in vielen Krankheiten; nicht sowohl, daß es heilkräftige Eigenschaften besäße, als vielmehr aus Aberglauben. Man glaubt allgemein, es werde von Geistern geschöpft und Niemand dürfe sich ihm zur Nachtzeit nähern. Jenseits der Quelle und eines schmalen Abhanges oder Grabens findet sich endlich die dritte und wahrscheinlich größte Mauer. Wir kamen heute nicht weiter, als bis hierher. Die Quelle entspringt aus einem Conglomerat von Kieseln und Humus, woraus auch der Grund der Mauer zu bestehen scheint.

Wir ritten nordwärts zum Abhang hin, bis wo dieser sich am Flusse Khausser, der denselben durchströmt, ein wenig öffnet. An dem Winkel des Flusses, welcher im Frühlinge bisweilen soweit anschwillt, daß er eine kurze Zeit lang unfuhrtbar ist, findet sich ein Stück alten Mauerwerkes, als ob hier eine Brücke gegangen wäre. Von da kehrten wir für heute nach Mosul zurück.

Die Ebene von Ninive ist etwa 1½ bis 2 Meilen breit und 4 Meilen lang und erstreckt sich noch ein kleines Stückchen südwärts von Nebbi Yunus. Zwischen hier und dem Flusse ist der Boden häufigen Ueberschwemmungen und Veränderungen ausgesetzt, aber die Ebene liegt höher. Ich muß hier eine Stelle aus dem Jonas erwähnen, wo dieser Prophet so schwer vom Ostwinde litt. Dies ist der Sherki, welcher in allen diesen Ländern so sehr gefürchtet, heiß, stürmisch und eben so sehr schwächend als entmuthigend ist.

Den zweiten Besuch statteten wir den Ruinen am 10. November ab, indem wir über den Koyunjuk gingen und den Khausser überschrit-

ten, welcher am Südfuße dieses Berges hinläuft und etwa 30 Fuß breit und 2 Fuß tief ist. Vom Koyunjuk aus konnte ich eine klare Uebersicht der Begrenzung von Niniveh gewinnen. Er liegt dem Nordende der westlichen Mauer näher als dem Südende, die westliche Seite des Berges aber ist in der Linie dieser Mauer mit eingeschlossen. Dasselbe kann man auch von dem Berge sagen, worauf Nebbi Yunus liegt und der sich nach Innen oder östlich etwa eben so tief erstreckt, obgleich seine Oberfläche nicht so groß ist. Die Mauer geht, nach einem kleinen Durchbruch am Koyunjuk, wo sie zerstört ist, nordwärts in grader Linie zu dem nordwestlichen Winkel oder Ende. Kein Thurm, Werk oder Bastion bezeichnet diese Stelle.

Am Südfuße des Koyunjuk läuft der kleine Khausser, auf dessen südlichem Ufer die Mauer wieder anfängt. Hier ist sie steil gebrochen und zeigt die innere Bauart von ungebrannten Ziegeln, doch ohne Rohr. Die Mauer läuft wieder in grader Linie bis zum nordwestlichen Winkel von Nebbi Yunus, wo sie abermals von der Straße nach Kermelis dicht beim Dorfe unterbrochen wird. Jenseits Nebbi Yunus wölbt sie sich ein wenig nach Außen bis zu ihrem Südwestende. Die größte Höhe der Mauer beträgt 15 Fuß und es findet sich ein Rücken oder hoher Punkt im Orte, wo sie am Besten erhalten ist. An allen Stellen bricht man aus ihr sehr große, behauene Steine, meist nahe am Boden. Doch bemerkten wir auch einen ungeheuren Stein, der zu oberst lag.

Der Berg Koyunjuk ist, seine West- und einen Theil seiner Ostseite ausgenommen, von ziemlich unregelmäßiger Gestalt. Seine Seiten sind sehr steil, sein Gipfel ist fast eben, keine Warte oder Thurm bezeichnet seine Winkel. Die senkrechte Höhe beträgt 43 Fuß, der Gesammtumfang 7691 Fuß. Der Gipfel hat nicht das Ansehn, als sei er jemals viel höher gewesen, als gegenwärtig, offenbar aber haben, wenigstens um seinen Rand Gebäude gestanden. Ueberall werden Steine und Ziegeln ausgegraben und aufgepflügt. Auch weiter im Berge gab es noch andere Gebäude und an einer Stelle, wo man gegraben hatte, sahen wir denselben groben Stein und Mörtelmauerwerk, und ein Stück groben runden Stein, wie von einer Säule, etwa von derselben Art, als diejenigen, welche jetzt noch als Kapitäler auf den hölzernen Pfeilern oder Pfosten der türkischen Verandahs stehen, nur daß keine Rinnen darin waren. Auch sahen wir verschiedentlich auf dem Berge Fluren oder Pflasterungen, die mit Erde eingerammt waren. Zugleich fanden wir Thongeschirr und andere babylonische Ueberreste, Stücke von Ziegeln mit daran hängendem Erdpech;

man sagte mir auch, daß man in den Ruinen viele solche Ziegeln fände. Ein Stück schöner Ziegel- oder Töpferwaare, mit außerordentlich kleiner und zierlicher Keilschrift bedeckt, fand sich während unserer Anwesenheit vor. Es ist von der schönsten Art, gelblich, mit einer polirten oder harten Oberfläche und offenbar zu einem der großen Cylinder gehörig. Am Nordwestwinkel des Erdberges liegt das kleine Dorf Koyunjuk. Ein Theil der Oberfläche, wo wahrscheinlich die Häuser fehlten, ist überpflügt.

Der größte Theil der Merkwürdigkeiten von Ninive wird in dem Berge von Nebbi Yunus gefunden. Von hier kam der sonderbare kleine Steinstuhl, welchen ein Neuigkeits-Jäger, Delli Samaan, gefunden hatte, mit mancherlei beschriebenen Ziegeln und Cylindern.

Der Tigris strömt um diese Ruinen in einem Halbkreise und wendet sich unterhalb derselben zurück, indem er einen ebenen, angebauten Halbkreis von Land bildet. Am Nordwestwinkel von Koyunjuk ist ein Zwischenraum von 210 Schritten zwischen ihm und dem Wiederbeginn der Mauer, und hier scheint diese stärker verfallen zu sein. Man hat in diesem Zwischenraume Steine gebrochen.

Wir ritten nun nordwestlich längs der Mauer hin, bis wir zu einer Stelle kamen, wo sie breiter und höher wird. Hier grub man, in geringer Tiefe, vor wenigen Jahren ein ungeheures Basrelief aus, welches in zwei Mannshöhen Menschen und Thiere auf graunem Steine darstellte. Die ganze Stadt Mosul kam heraus, es zu sehen und in wenigen Tagen war es zerschlagen und in Stücke gebrochen. Ich sammelte hier ein Stück von einem Karnies aus Gyps oder sogenanntem Marmor von Mosul.

Von hier kamen wir nun längs der Mauer zu einem zweiten hohen Berge zwischen derselben, dem zuletzt bemerken ganz ähnlich. Hier waren einige Ruinen oder Ungleichheiten des Bodens, nordwestlich gegen die Ebene der Stadt hin gerichtet; doch bin ich geneigt, sie nur für Unebenheiten zu halten. Die ganze Fläche, von dem Anfange der Letzteren bis zur östlichen Mauer ist höher und nicht so eben als der westliche Theil. Wir ritten längs der, hier hohen und steilen Mauer weiter zu dem Orte, wo der Khausser dieselbe durchfließt und wo ein Berg war, den ich zu einer der Stationen für meine Beobachtungen bestimmt hatte. Er scheint nicht durchbrochen worden zu sein und an den Ufern des Khausser findet sich hier sowohl, als etwas höher aufwärts, einiges Mauerwerk, das einen Theil eines Pfeilers oder eine Brücke ausgemacht haben mag.

An der Außenseite der Mauer bis zu dem letzten Berge hin ist das Land hüglich oder, wie vielleicht richtiger gesagt wird, ungleich; und von

da geht es weiter, die hohen Ufer des Flusses an jener Stelle zu bilden, wo sich das Grab eines heiligen Scheiks befindet.

Am andern Tage ließ ich durch einige Sepoys, unter Leitung des Capit. Kefala, die Basis des Berges messen, während ich selbst um den südlichen Theil von Niniveh ritt, das Land skizzirte und die übrigen Winkel aufnahm. Die Mauer bis nach Nebbi Yunus hinauf, wendet sich ein wenig nach Innen und ist, den südwestlichsten Theil ausgenommen, klein, niedrig und zertrümmert. Längs derselben geht die Straße von Karakoosh nach Mosul. Nahe der Ecke wird sie wieder hoch und läuft regelmäßig um den südwestlichen bis zu dem südöstlichen Winkel fort, dann aber rund um einen Berg mit doppeltem Gipfel.

An der Südseite oder Fläche der Umwallung finden sich drei Oeffnungen, deren mittlere wenigstens dem ursprünglichen Baue anzugehören scheint. Wenige Ellen davon an der Außenseite der Mauer, nahe der Straße von Karakoosh zog ein sonderbarer, dem Anschein nach dem höchsten Alterthume zugehöriger Gegenstand meine Aufmerksamkeit auf sich. Einige Leute hatten nach Steinen gegraben und ein Loch in den Boden gemacht, aus welchem sie viele schwere, behauene, mit Erdharz bedeckte Steine gezogen hatten. Ich untersuchte die Vertiefung, die etwa zehn Fuß hineinging und fand, daß sie aus mächtigen Steinen bestand, die man in Lager von Erdpech und Kalkmörtel eingebettet hatte. Einige mit einander verbundene Exemplare derselben ließ ich mit fortnehmen. Auch sah ich einige Lager von rothem Thone, die sehr dick und zugleich so hart waren, wie gebrannte Ziegeln, aber man bemerkt nicht die geringste Spur, daß Rohr oder Stroh jemals hier gebraucht worden wäre. Unter dem Geröll fanden wir einige Stücke grober, unglasirter Töpferwaare. Es würde unmöglich gewesen sein, nach dem Aussehen des Bodens zu bestimmen, ob hier Gebäude gestanden haben, da ein Wasserstrom mit Kieseln grade darüber hinweggegangen war. Es ist also sehr schwierig zu sagen, in welcher Ausdehnung noch Reste von Gebäuden außerhalb der Umwallung vorhanden sein mögen, deren inneres Gefild wohl das königliche Viertel begriffen haben mag, die ganze Stadt Niniveh aber gewiß nicht umfaßt hat.

Wir kamen jetzt nach Damlamajeh, um uns an der Quelle ein wenig zu erquicken. Die Temperatur derselben fand ich 66° (19° C.), während die der Luft in dem kleinen sie enthaltenden Gebäude 65 betrug. Die Quelle entspringt aus einem Kieselconglomerate. Sie ist von einem kleinen Gewölbe bedeckt, das offenbar von mahomedanischer Arbeit ist. Das

Gewölbe, welches den Eingang zur Quelle innerhalb des Vorzimmers bildet, mag noch älter und vielleicht von altchristlicher Bauart sein. Es scheint mit großen Trümmersteinen von den Ueberbleibseln von Niniveh erbaut worden zu sein und an jeder Seite des Thorwegs ist ein Fußgestell oder Kapital einer Säule, ganz wie wir sie zu Koyunjuk fanden.

Einmal im Jahre kommen die Bauern zusammen und opfern an der Quelle ein Schaaf, mit Musik und andern Festlichkeiten. Dies ist ein Aberglaube, welcher weit älter ist als jene Religion, die sie jetzt bekennen. Solche Verehrung für gewisse Quellen ist Christen und Mahomedanern gemein. Capitain Kefala, selbst ein Grieche, bemerkte, daß dieser Ort ganz das Ansehn eines geweihten christlichen Platzes habe. In der That lieben alle Griechen Höhlen und Quellen sehr. Es gibt kaum eine dergleichen in ganz Griechenland, welche nicht der Jungfrau geweiht wäre, welche den Nymphen in ihrer Beschützung dieser Orte gefolgt zu sein scheint und wo man einstmals auf rauhem Basrelief las: ΝΥΜΦΑΙΑΙΣ findet man nun ein gleich rohes Bildniß mit der Zueignung an die Panagia. Es ist etwas höchst Poetisches um den Dienst der Jungfrau.

Ich nahm nun meinen letzten Meßpunkt und bemerkte bei dieser Gelegenheit verschiedene aus der Mauer oder der Erhöhung, worunter die Quelle liegt, gegrabene Steine zwischen ihr und der allgemeinen Mauer. Die meisten dieser Steine scheinen von gleicher Art zu sein, das heißt von einer gröberen Art Mosul-Marmor oder Gyps von grauer Farbe. Ich sah auch zugehauene Sandsteinblöcke. Die meisten waren von außerordentlicher Größe.

Zwischen den beiden Mauern ist der Boden an vielen Stellen geackert und es nahm mich Wunder, zu sehen, daß man hier einen Grund pflüge, welcher blos aus losen Kiesen zu bestehen scheint; aber ich glaube, daß dieser Grund am Meisten geeignet ist für alle Arten Melonen.

Wir erreichten die östliche Grenzmauer gegen die Straße von Kermelis, welche dicht bei der Quelle vorbeigeht. Die Mauer an der Nordseite der Straße erhebt sich zu zwei hohen Bergen, deren südlichster derjenige ist, welchen ich mit dem Compaß von verschiedenen Stationen aus bestimmte. Ein wenig aufwärts sah ich einen ungeheuern Stein oder vielmehr eine Platte mit anhängendem Erdpech, der eben losgebrochen war. Während ich mich mit der Aufnahme von Winkeln beschäftigte, gingen zwei meiner muhamedanischen Begleiter in das Dorf Nebbi Yunus, wo sie eine viereckige Platte mit einer vollkommen erhaltenen Keilinschrift entdeckten. Es war dies in der Mauer eines Hauses, aber es gelang

ihren Unterhandlungen, sie zu kaufen und fortzubringen und sie befindet sich jetzt bei meinen übrigen Merkwürdigkeiten.

Nach Beendigung meiner Messungen wandte ich meine Aufmerksamkeit auf das Dorf Nebbi Yunus mit seinem Berge. Dorf und Grabstätte sind vornämlich an dem Ostrande der Mauer erbaut und ein Berg von parallelogrammatischer Form mit einem Begräbnißplatze springt östlich daraus vor. Dieser letztere ist nicht über 10—12 Fuß hoch. Das Grab liegt auf dem höchsten Theile des Ganzen, da wo die westliche Mauer gewesen zu sein scheint und in einer Entfernung von wenigen Yards, fast gerade dem Grabmal gegenüber, liegt das Dorf, nebst einigen Gräbern und einem sehr tiefen Brunnen; sodann folgt die von der Straße von Kermelis nach Mosul gebildete Oeffnung, worauf sich die Mauer wiederum bis zum Khausser unterhalb Koyunjuk fortsetzt. Wie ich fürchte, wird man die Maaße des Berges Nebbi Yunus auf keine andere Weise, als aus entfernten Gesichtspunkten nehmen können, weil das Dorf darauf und daran liegt.

Auch dem nachläßigsten Beobachter muß die Gleichheit des Alters aller dieser Spuren auffallen. Ob sie zu Ninive, oder zu einem anderen Orte gehörten, ist eine zweite, nicht so leicht zu entscheidende Frage; aber es ist ohne Zweifel, daß sie alle dasselbe Alter, denselben Character haben.

Die Spuren oder Merkmale von Gebäuden innerhalb der Area sind, mit Ausnahme von Nebbi Yunus und Koyunjuk ungemein einfach, und ich beharre jetzt auf der Meinung, welche ich hatte, als ich diese Ruinen vor wenigen Jahren sah, daß das Eingeschlossene nur einen Theil der großen Stadt bildete, wahrscheinlich entweder die Festung oder die königliche Burg oder Beides, da der Gebrauch, Königsschlösser zu befestigen, sehr alt ist. Im Oriente besteht noch heute die Wohnung des Fürsten und selbst vieler Statthalter aus einer, in ein ganz abgeschlossenes Viertel gesonderten Anzahl von Gebäuden und nach dem, was wir von den babylonischen Palästen hören und von denen der Suffivihahs und des Sultans zu Constantinopel sehen, würde der gegebene Umfang nicht zu groß sein für den Aufenthalt eines assyrischen Königs. Als Nadir Schah Mosul belagerte, schlug er in dieser Umwallung sein Lager auf und steckte seine eigenen Zelte auf dem Berge Koyunjuk ab. Er verschanzte sich nicht, da er ja bereits eine Art fertiger Vertheidigung den Mauern von Ninive vorfand und selbst bei einer weniger ge-rten Stellung keine Veranlassung gehabt haben würde, Werke auf-

zuführen, da ein Ausfall von der Besatzung nicht zu besorgen stand. Es stand nämlich kein Heer im Felde und die tapfere Besatzung von Mosul war so schwach, daß sie sich blos auf die Vertheidigung innerhalb der Mauern auf der andern Seite des Flusses beschränken mußte, dessen Brücke natürlich abgebrochen war. Die Bewohner sprechen noch viel von der Geschicklichkeit des Kazukjee Mustapha Pascha, eines von Constantinopel angekommenen Ingenieurs, die Pläne Nadir Schahs zur Unterminirung und Eroberung der Stadt auszuspüren; besonders in einem Falle, wo dieser an einem Tunnel unter dem Tigris arbeitete.

Man erzählt sich auch eine Geschichte von der Zerstreuung des Heeres Nadir Schah's durch die wunderbare Dazwischenkunft St. Georgs, St. Matthäus und Jonas, welche bewaffnet und beritten unter den Belagerten erschienen.

Der von Nebbi Yunus vorspringende Berg hat eine Länge von Osten nach Westen von 431½ und eine Breite von Norden nach Süden von 355 Fuß. In dem westlichen Rande zwischen Nebbi Yunus und dem Khausser giebt es drei Oeffnungen. Die größte, welche ursprünglich bestanden haben mag, liegt dem Khausser zunächst.

Während ich Skizzen aufnahm, maß Capitain Kefala die Ostumwallung und fand sie: 1295 Fuß bis zu dem Winkel des Abhangs, wo Thisbes Quelle liegt; 146 Fuß als Breite des Abhanges bis zu dem östlichen Hügel; 395 Fuß als Breite des Hügels; 172 als Breite des zweiten Abhanges; dann folgt die letzte beträchtliche oder regelmäßige Erhebung; 2007 Fuß Außenseite der Umwallung bis zu der Innenseite des letzten beträchtlichen Berges.

Etwa halbwegs zwischen der Umwallung und dem Abhange ist ein gegen 150 Fuß breiter, etwas unter den Spiegel eingesunkener Hohlweg, der so gerade ist, wie mit der Schnur gezogen. Er geht N. 7. W. nach S. 7. O. Ich war zuerst geneigt, dies für einen Graben zu halten, aber ein Stückchen weiter sah ich darin, zur Linken eines Weges, Spuren, welche mich lockten den Hohlweg, so weit er ging, zu verfolgen. Ich fand darin, etwa 200 Yards von der Straße nach Kermelis entlegen und nahe der Mitte des Abhangs, einige aus Conglomeratstein gearbeitete Stücke, welche, wären ihre Formen nur irgend zweideutig gewesen, bei einfacher Besichtigung für natürliche Körper gegolten haben würden, aber obgleich nicht genug von ihren übrig war, um ihre Bedeutung genau zu erkennen, dennoch vollkommen hinreichend, zu zeigen, daß es Gebäude waren, indem alle diese Formen sicher und unzweideutig

künstliche waren, die gerade Winkel, Stümpfe von Gewölben, Mauern oder Pfeilern zeigten. Diese Trümmer bedeckten einen Raum von vielen Quadrat-Yards, erhoben sich aber nur ein Paar Fuß über den Boden. Es ist ganz ausgemacht, daß sie nicht ausgehauen, sondern zusammengesetzt worden sind. Sie sind offenbar aus dem gewöhnlichen Geröll des Landes, Kieseln mit Erde gebildet, fest zusammengerammt, mit Kalk überstrichen, wodurch sie in Kurzem einen festen Zusammenhang erhalten mußten und in eine einzige Masse, gleich einem natürlichen Felsen, verwandelt wurden; denn bei einigen dieser Conglomerationen, welche zerbröckelt waren, fand ich Stücke in Kalkmörtel und in anderen Schichten verhärteten Schlammes, welche das Ansehn hatten, als wären sie im feuchten Zustande durch die Masse eingedrungen und hätten Zwischenräume ausgefüllt, welche sie zunächst dem Boden gefunden hatten. Ich bemerkte beim Weiterreiten noch mehr solcher Spuren. Der Boden ist überackert. Es hatte das Ansehn, als wäre das Ganze von einem Gebäude — wahrscheinlich einem Thore, geschlossen gewesen. Ein halbkreisförmiger Hohlweg geht hier ab und kehrt etwas südlich von der Kermelisstraße wieder zu dieser Linie zurück und an diesem Halbkreise oder vielmehr Kreisbogen liegt Thisbes Quelle, 490 Fuß nördlich von der Kermelisstraße. Ich ritt längs des ganzen Bogens hin bis zu seiner Wiedervereinigung mit dem Abhange und untersuchte diesen selbst an seinem südlichen Ende, welches nördlich vor dem Südostwinkel der Umwallung gelegen ist. Auch hier zeigen die Seiten eine große Menge festen Conglomerates. Die Eingeborenen nennen diesen Ort Abdal Kaiasi oder den Felsen des Abdal oder Derwisch.

Wir ruhten an Thisbes Quelle aus und der Capitain beschäftigte sich damit, unsere Namen in ihre Mauern zu graben. Ein Reisender später Zeiten, wenn unser Angedenken längst im Strome der Jahre hinweggespült worden ist und nur die wenigsten geblieben sind unter den Werken des Menschen, wird vielleicht, wenn er den Namen Mary Rich liest, verwundert fragen, wer die unternehmende Frau war, welche die Trümmer von Ninive besuchte. Er wird nicht erfahren, daß wenn ihr Name an jedem Orte eingeschrieben worden wäre, welchen sie im Laufe ihrer mühseligen Pilgerschaft besucht hatte, man ihn an Stellen finden würde, mit denen verglichen Mosul als ein Mittelpunkt der Gesittung erscheint.

Ich schritt demnächst zur Untersuchung des Abhanges im Osten des Bogens, von welchem er durch einen Erdhügel oder eine Erhöhung von

35 Fuß Breite und geringer Höhe getrennt ist, welcher der Quelle gegenüber liegt. Die Kermelis-Straße geht darüber hinweg und hat ihn fast ganz zerstört. Weiter im Norden ist der trennende Hügel viel höher, wahrscheinlich an 25 Fuß hoch und an der Spitze verschmälert. Der Graben oder Abhang selbst ist 172 Fuß breit und im Osten von einem andern Erdberge begrenzt, welcher unter allen der höchste und gegen den Graben hin um vieles höher ist, indem die Ebene des Landes erhabener liegt, als der Grund des Grabens. Der niedere Theil ist breit und ruht anscheinend auf einer Bank oder einem Bett von Concretionen, von welchen schwer zu bestimmen ist, ob sie natürlich oder künstlich sind, doch glaube ich Ersteres. Die Westseite des Grabens ist niedriger, nur zwischen 8 und 10 Fuß hoch und sie bildet von der Straße aus in südlicher Richtung fast eine regelmäßige Mauer von Concretionen bis zu diesem Endpunkte, fast in gleicher Linie mit dem südöstlichen Winkel der Umwallung. Der Grund des Grabens ist mit losen Kieseln, wahrscheinlich durch Zerstörung des Conglomerats, erfüllt. Nahe der Mitte sieht man einige wenige feste Bruchstücke, deren Form jedoch nichts Genaueres erkennen läßt.

Ich darf nicht unterlassen zu wirderholen, daß aus allen diesen Erdhügeln große Steine, oft mit anhängendem Erdharze, ausgebrochen worden. Im Allgemeinen glaube ich, daß zur Erbauung von Ninive nur sehr wenige Ziegeln verwendet wurden.

Graben und Erdberg laufen S. 3. W. von der Straße nach Kermelis bis zu ihrem Südende, und N. 1½ O. zum Khausser, aber diese Linie ist nicht ganz so regelmäßig, als jene erste des Hohlweges. Ich ging die Straße von Kermelis aufwärts bis zur äußeren oder Ostseite des östlichen Erdberges und verfolgte ihn dann längs seiner Außenseite hin. Zwei Abhänge oder Straßen steigen durch denselben in den Graben hinab. Je weiter man vorwärts kömmt, desto niedriger wird der Erdberg und die Beschaffenheit des umgebenden Landes, welches nicht eben ist und über das der Pflug seit Jahrhunderten hinging, macht es unmöglich zu bestimmen, in welcher Ausdehnung ostwärts noch Spuren früherer Menschenwohnungen gefunden werden möchten; doch bin ich geneigt anzunehmen, daß Ninive sich in dieser Richtung noch weit hinaus erstreckte. Dies unebene Land hat gegen vier Meilen Breite, indem es von dem östlichen Theile der Umwallung an der Straße von Kermelis anfängt und sich nordwärts bis an die erste Erhebung des Bodens gegen die Gebirge von Kurdistan hin erstreckt; an der Straße von dem

Dorfe Reschideh nach Bena. Dann wendet es sich zum Winkel des Flusses; wie weit es sich südwärts erstrecke, weiß ich nicht. Es ist wohl unmöglich zu sagen, welchen Theil dieses Raumes einst das alte Ninive einnahm.

Längs der Außenseite des Erdhügels gegen den Khausser hinreitend, kam ich zu einigen Spuren eines anderen Berges, der noch etwa 50 Fuß von dem vorigen abliegt. Dieser windet sich ein wenig und ist nicht sehr hoch. Vorher wird der größere Erdberg sehr niedrig und eben und ist überackert. Der zweite erhebt sich an einer Stelle zu der Höhe von fast dreißig Fuß und ist von einer Straße durchschnitten. Von jener höchsten Stelle hat man eine gute Uebersicht des Landes. Der Erdhügel streckt sich von N. 15 W. nach S. 15 O., indem er nahe am Khausser anfängt. Das Dorf Hashamia liegt auf dieser Seite nahe am Ufer des Flusses, und an einer hohen Stelle gerade dem Dorfe gegenüber endet der Berg. Der Khausser wendet sich, indem er die Umwallung verläßt, N. 20 W. und dann ziemlich N. 40 W. um den Erdberg. Der große Erdberg, Eski Bari genannt, folgt den Windungen des Ostufers. Das andere Ufer, hinter dem Winkel von N. 40 W. ist ebenfalls hoch und scheint gleicher Weise künstlich. Der Berg, worauf ich stand, wird wieder niedriger und endigt in einen Kanal, den das Regenwasser sich in den Khausser gegraben hat.

Ich kehrte jetzt längs der Westseite des großen Erdhügels zurück, der bald wieder höher wird. An seiner Westgrenze bemerkte ich einen Berg wie eine umgestürzte Bowle, mit einem Kreise oder vielmehr kreisförmigen Resten von Gebäuden auf derselben Höhe. Ich verfolgte nun Graben und Berg bis an dessen Südende, fast auf derselben Linie mit dem Südostwinkel der Umwallung. Hier eröffnet sich Beides gegen ein niedriges Land und ein kleines, eben trockenes Wasserbett geht daran hin, läuft parallel mit der Südseite der Umwallung in wenigen Yards Abstand und führt das bei heftigem Regen durch den Graben strömende Wasser ab; aber dieser Wasserstrom fängt nicht vom Graben aus an, sondern kommt von Osten her. Dicht an seinem Winkel und fast in seinem Bette befindet sich die vorerwähnte neue Grube, worin große Steine und Erdharz entdeckt worden waren und dergleichen sahen wir nun noch an mehreren anderen Stellen.

Ich muß jedoch noch einmal zu dem großen Erdberge zurückkehren. Von seiner höchsten Spitze aus erblickt man einen kleinen kegelförmigen, künstlichen Berg, Zambil Tepessi genannt, außerhalb der Ruinen etwa

eine halbe Meile südöstlich gelegen und im O. einen zweiten, außerhalb Eski Bari, nahe dem Nordende desselben am Khausser. Der schon beschriebene gerade Hohlweg endet plötzlich bei Abdal Kaiasi, vor Eski Bari. Gegen Norden liegt außerhalb der Umwallung in bedeutender Entfernung das Kloster St. Georg auf einem Erdberge. Es gehörte wahrscheinlich nestorianischen Christen. Das Land im Süden der Umwallung wird in der Richtung nach S. 18 W. von dem hohen steilen Ufer von Yaremdschi begrenzt. Ich untersuchte diese Stelle und fand eine offenbar durch Kunst gebildete Wand, welche 42 Fuß perpendiculäre Höhe hatte und von N. 85 W. nach S. 85 O. 1150 Fuß lang ist. An dem westlichen Ende wendet sie sich etwas südlich und ist hier, wie an der obersten Stelle, von dem Wasser des Tigris zerstört worden. An der Südseite erhebt sie sich allmälig und hier liegt das Dorf Yaremdschi von Turkomanen bewohnt. Auch einige Zelte der Beni-Harith-Araber trafen wir hier an. An der Nordseite ist der Boden durch das Wasser steil abgerissen und zeigt Spuren von Gebäuden, wie z. B. Lager von großen Steinen, einige mit Erdpech, so wie einige gebrannte Backsteine und Ziegeln. Das Innere des Berges gleicht dem Innern des Westtheils der Umwallung. Die Breite desselben ist beträchtlich, aber schwer zu bestimmen, wie groß sie vor dem Einbruche des Stromes gewesen sein mag. Seit Menschengedenken ist der Fluß nicht zur Höhe dieses Ufers aufgestiegen. Die Turkomanen von Yaremdschi erzählten mir eine Ueberlieferung, wonach dieses die Töpferei von Ninive gewesen sein solle; gewiß ist, daß es als ein Theil der alten Stadt erscheint. Ich traf nur einige kufische Münzen und Agnus Dei von christlichen Rosenkränzen. Um den Berg her giebt es keine Ruinen.

Ein Bekannter hat mich in Mosul von einer Methode, zu bauen, unterrichtet, welche noch im Gebrauche ist und großes Licht auf einige der in Ninive sichtbaren Ruinen wirft. Kiesel, Kalk und rothe Erde oder Thon werden gemischt und verwandeln sich, besonders im Wasser, in sehr kurzer Zeit in eine feste Gesteinmasse. Der Kalk muß zu diesem Zwecke mit Wasser geschlemmt und nicht blos gebrannt werden. So wurde noch jüngst das Brückenthor und ein Theil des vom Strome weggerissenen Ufers hergestellt. Es ist zu bemerken, daß ich dieß nicht bei Gelegenheit von Nachfragen über die Ruinen von Ninive, sondern gelegentlich beim Gespräche über andere Gegenstände erfuhr.

Statistische Notizen über die Transkaukasischen Provinzen *)

Die großen und ausgedehnten Landstriche, aus welchen die Transkaukasischen Provinzen bestehen, waren bis jetzt selbst in Rußland nur unvollkommen bekannt. Erst die vereinten Bemühungen des Finanz-Ministers Grafen Cancrin und des Feldmarschalls Fürsten Paskewitsch in seiner früheren Stellung als General-Gouverneur dieser Provinzen, haben uns in den letzten Jahren einiges Licht über sie gegeben, welche uns die mannigfaltigen Erzeugnisse ihres Bodens, ihre reichen Naturkräfte, die geistige Kultur und industriellen Verhältnisse ihrer verschiedenartigen Volksstämme kennen lehren. Die von ersterem mit kaiserlicher Genehmigung im Jahre 1828 dahin abgesandte Kommission, wußte die ihr gewordene Aufgabe in Betreff der wissenschaftlichen Erforschung und Beschreibung des Landstrichs würdig zu lösen. Nachdem sie zu Anfange des Jahres 1835 ihre Arbeiten an Ort und Stelle beendet hatte, übergab der Minister einem der Beamten, der sich dabei am thätigsten bewiesen hatte, alle von ihr gesammelten Materialien, um dieselben in einem besondern Werke zur allgemeinen Kenntniß zu bringen, welches zu Anfange dieses Jahrs in vier Bänden die Presse verlassen hat. Wir wollen diesem Werke einige allgemein interessante, bis jetzt noch mangelhaft bekannte statistische Notizen über diese Provinzen entlehnen.

Transkaukasien bildet den 116ten Theil der ganzen, Rußland unterwürfigen Ländermasse und die Transkaukasische Bevölkerung beträgt kaum den funfzigsten Theil der von der ganzen russischen Monarchie enthaltenen Volksmenge.

Die Transkaukasischen Provinzen zerfallen in solche, die der russischen Monarchie unbeschränkt unterworfen sind, in solche die unter ihrer Schutzherrschaft stehen und endlich in solche, die nur in einigen Beziehungen von ihr abhängig sind. — Zu den ersten gehören: Grusien, ehemals unter seinen Zaren ein eigenes unabhängiges Reich, seit 1801 aber mit Rußland vereinigt; es besteht jetzt aus den beiden Provinzen Kachetien und Kartalinien und fünf ihm beigezählten Tatarischen Districten; Imeretien (das alte Colchis), das Paschalik Achalzych, eine Acquisition des letzten Türkenkriegs; der Militairbezirk der Muselmännischen Provinzen Schirwan, Karabag, Talyschin und Schekin; der Militairbe-

*) Von L. Freiherrn von Budberg.

zirk der Dageshanschen Provinzen, wozu Baku, Kuba und Derbent gehörig; die Provinz Armenien, im Friedensschluß von Turuschansk uns von Persien völlig abgetreten, könnte ihrer Größe nach ein eigenes Reich bilden; denn sie nimmt mit der ihr zugehörigen Provinz Eriwan, dem Chanat Nachitschewan und dem Distrikt Ordubat einen Flächenraum von 17,614 Quadratwersten ein; Gurien, erst im Jahre 1828 völlig Rußland einverleibt; endlich die Provinz Dscharo-Belokansk. Alle diese Provinzen zusammen bilden einen Flächenraum von 154,000 Quadratwersten. Ihre größte Länge beträgt 680, ihre größte Breite 420 Werste. Die Bevölkerung wird nach der neuesten Revision auf 864,000 Individuen männlichen Geschlechts angenommen.

In die zweite Klasse der angenommenen Ländereintheilung gehören: Mingrelien, Abchasien, das Gebiet des Sultans von Jlisuisk, die Chanate Kasikumük, Korünsk und das Gebiet des Schamhal von Tarkow. Sie nehmen einen Raum von 31,420 Quadratwersten ein und zählen eine Bevölkerung von 213,700 männlichen Seelen.

In die dritte endlich gehören einige Gebiete der Lesghier. Sie konnten, verschiedener Hindernisse wegen, von der Kommission keiner nähern Untersuchung unterworfen werden.

Die Transkaukasischen Provinzen werden von sehr verschiedenartigen Volksstämmen bewohnt, die durch Charakter, Sitten und Beschäftigungen grell von einander unterschieden sind. Im eigentlichen Grusien (Georgien) findet man Grusiner, Tataren und Armenier. Der letztere Volksstamm, von dem viele dem katholischen Kultus zugethan sind, ist der zahlreichste. Im Paschalik Achalzych findet man die Türken als herrschenden Volksstamm, nächstdem Grusiner, Armenier, Juden, Karapapachen, Zigeuner. Die Muselmännischen Provinzen Schirwan, Karabag, Schekin, werden vorzugsweise von Tartaren und Armeniern bewohnt. Die Bevölkerung der Provinz Armenien bilden Tataren, Perser, Armenier und Kurden. Der zahlreichste Volksstamm in allen diesen Provinzen ist der dem mohammedanischen Glauben zugethane Tatarische, seine Bevölkerung beläuft sich auf 333,049 männliche Individuen. In Betreff des von der Bevölkerung eingenommenen Raumes kann man sechs Menschen auf eine Quadratwerst annehmen. In 4990 Gemeinden vertheilt, bewohnt sie 18 Städte, 5 Flecken und 4967 Dorfschaften und Nomadenlager. Man kann dergestalt auf jede Gemeinde 45 Familien oder 152 männliche Bewohner rechnen.

Das Klima der Transkaukasischen Provinzen stellt in seinen verschiedenen Theilen die auffallendsten Verschiedenheiten dar. Der gänzliche Mangel an meteorologischen Beobachtungen war die Ursache, daß wir die klimatischen Verhältnisse dieses Landstrichs bis jetzt noch so wenig kannten. Die Expedition des Finanzministers hat auch hier durch fleißig angestellte Beobachtungen einiges Licht verbreitet und in dem von ihr herausgegebenen Werke folgende Bemerkungen darüber mitgetheilt. Die ungleiche Formation bringt die auffallendsten Verschiedenheiten im Transkaukasischen Klima hervor. Vom kolossalen Bergrücken des Kaukasus und seiner Zweige gehn unaufhörliche Abdachungen des Bodens aus, welche die Fläche in den verschiedenartigsten Richtungen durchschneiden. So ist der nördliche von einer Bergkette eingeschlossene Theil der Provinz Schirwan drei Monate im Winter hindurch mit Schnee bedeckt, während ihr südlicher von ersterem nur hundert Werste abliegende an das Kaspische Meer stoßende Theil in manchen Jahren gar keinen Schnee hat; — der höchste Punkt im westlichen Theile der Provinz Kuba, der Schach-Dagh, ist in eine immerwährende Schneedecke gehüllt, während sein östlicher ans Meer grenzender Theil nur in seltenen Jahren Schnee sieht, selbst das Meer wird hier nie mit einer Eisdecke überzogen. Der majestätische Schach-Dagh, in eine ewige Schneedecke gehüllt, ist von der Stadt Kuba nur 50 Werste entfernt, giebt ihr also seinen steten winterlichen Anblick, während sie einen gelinden Winter von nur wenigen Wochen hat. — Ueberhaupt stellt die ganze Fläche, von der Schirwanschen, Schekinschen, Karabagschen Bergkette und dem Kaspischen Meer eingeschlossen, ein vortreffliches Land dar, nicht nur in Rücksicht eines überaus milden Klima's, das es begünstigt, sondern auch in Rücksicht des sehr fruchtbaren Bodens. Man darf mit Bestimmtheit annehmen, daß bei einem sorgfältigeren Anbau es eine Pflanzstätte für tropische Gewächse werden und Rußland in vielem Persien, Indien und das südliche Amerika ersetzen wird. In dieser Beziehung sind die Worte des Herrn Finanzministers in seinem Bericht vom Jahre 1827 an den Monarchen, durch welchen die Expedition nach dem Kaukasus ihre Bestätigung erhielt, eben so wahr als bemerkenswerth: „die Transkaukasischen Provinzen müssen als eine Kolonie Rußlands angesehen werden, die dem Reiche durch die Erzeugnisse der südlichen Klimate die wichtigsten Vortheile bringen kann."

Die natürlichen Bodenerzeugnisse sind: der Maulbeerbaum, für dessen ... h die Bewohner zu indolent und unwissend zeigen, weshalb

er nur kärglich fortkömmt, dasselbe gilt von den Seidenwürmern. Man kann sich daher vorstellen, in welchem Zustande sich hier der Seidenbau befindet. Die Bemühungen, die vor einem Jahrzehnt der Ausländer Castelli für die Kultur des Seidenbaues hier anwandte und in welchen ihn zum allgemeinen Bedauern der Tod unterbrach, sind bekannt. Das von ihm in dieser Beziehung gegründete Etablissement befindet sich jetzt im Besitz der Regierung, deren beharrliche Fürsorge nur darauf geht, die Bevölkerung in der Wartung und Pflege der Seidenwürmer, wie in dem vervollkommneten europäischen System, die Seide abzuhaspeln, durch ausgelernte Meister unterrichten zu lassen. Der ganze jährliche Ertrag der Seide wird auf 15,500 Pud angegeben.

Die Baumwollenstaude gehört ebenfalls zu den Producten dieses Landes. Der Ertrag der jährlich aus allen diesen Provinzen zur Ausfuhr bestimmten Baumwolle beträgt 36,000 Pud, die dazu noch von schlechter Beschaffenheit ist. Die Provinz Eriwan erzeugte, so lange sie unter persischer Herrschaft stand, gegen 57,000 Pud. Das Land ist aber fähig, dieses nützliche Gewächs in einer unweit vermehrtern Quantität zu erzeugen, wovon die wichtigsten Vortheile für die innere Industrie zu erwarten wären; zu diesem Zwecke müßte der Saame der langfaserigen Baumwollenstaude, die unweit trefflicher ist, als die dort gedeihende, zum Anbau heimisch gemacht werden.

Der Weinstock ist ein inländisches Produkt. Die Russen fanden ihn in ganz Grusien wild im Ueberfluß gedeihen. Die Nationalen haben bis jetzt keine Versuche gemacht, ihn zu veredeln, oder überhaupt die Weinerzeugung zu vervollkommnen, beide sind noch heutiges Tages im unverändert früherem Zustande geblieben. Die reichsten Weinstöcke finden sich in Kachetien, in Schirwan und Derbent. In der ersteren Provinz ist er von vorzüglicher Güte und würde in einigen Jahren, wenn er mit Sorgfalt angebaut und kultivirt würde, den französischen und portugiesischen Weinen nichts nachgeben. Der ganze Transkaukasische Landstrich produzirt jährlich an Weinen 3,888,000 Eimer, welche aber für die innere Consumtion, die sehr stark sein soll, ganz aufgehen. Die Stadt Tiflis, welche mit Ausnahme des in ihr cantonnirenden Militairs, nur 23,000 Einwohner zählt, verbraucht jährlich allein 700,000 Eimer Wein.

Reis und Safran werden von den Bewohnern gebaut; aber die Kultur beider ist wie die aller übrigen Erzeugnisse noch ganz im Zustande der ersten Kindheit. Man schätzt den jährlichen Ertrag des Reis

auf 130,000 Tschetwert. — Safran findet man nur in der Provinz Baku, die davon an 1000 Pud jährlich erzeugt. Er gedeiht vortrefflich, wird aber äußerst schlecht präparirt und ist daher für geringen Preis feil. Der Krapp wächst wild in sehr großer Menge. Mit seinem Anbau beschäftigen sich viele Familien, die dabei eine genügende Subsistenz finden. Vorzüglich ist dies der Fall mit der Stadt und Umgegend von Derbent, dessen Bevölkerung von 1807 an fortdauernd den beharrlichsten Fleiß auf den Anbau des Krapps verwendet. Dadurch vermochte sie im Jahre 1835 bis 35,000 Pud davon zu erhalten, welches die Summe von 288,000 Silber-Rubel abwarf. Sein Anbau vermehrt sich noch immer. Die Transkaukasier beweisen hierbei, daß sie in Erzeugung von Dingen keinen Fleiß und keine Mühe scheuen, die ihnen gewisse Vortheile gewähren, nur hängen sie hartnäckig an ihren veralteten Gebräuchen und lassen nicht gern Neuerungen zu. Diese können bei ihnen nur von der aufgeklärten Regierung allein ausgehen, wobei ihnen mit dem anschaulichen Unterrichte der Verbesserungen, auch der ansehnliche Gewinn gezeigt werden muß, den sie daraus ziehen können.

Die Cochenille gedeiht in der Provinz Armenien und giebt den gleichen Färbestoff wie die mexikanische. Kaum war das Finanzministerium vom Daseyn dieser Pflanze in jenem neuacquirirten Landstrich unterrichtet, als es auch gleich unsere Consuln in Europa und in Amerika aufforderte, ihm ein tüchtiges Subjekt zur Anstellung ausfindig zu machen, das die Cochenille anzuwenden und als nützlichen Färbestoff zuzubereiten verstände.

Die Viehzucht könnte in den Transkaukasischen Provinzen trefflich gedeihen, denn sie besitzen dazu alle mögliche Erfordernisse; dennoch ist sie im Verhältniß zu diesen Mitteln und zu dieser Größe des Landes sehr gering. Die Schaafzucht ist unbedeutend, man zählt in Schirwan, Kuba, Talysch, um Jelisawetpol herum 1,700,000 Schafe, die von ihnen gewonnene Wolle ist grob und giebt nur ein Tuch der untersten Gattung, das den Eingebornen mit der Milch, dem Käse und dem Fleische des Thieres genügt. Mehr verlangen sie nicht, höhere Vervollkommnung überstiege ihre geistigen Kräfte. Man hat Versuche mit Einführung der Merinos gemacht, die Vollzieher dieses Auftrags wußten aber der Unternehmung nicht den gewünschten Erfolg zu geben. Das Rindvieh ist klein und unansehnlich. Seine Zahl möchte gegen 900,000 Stück betragen. Die besten Pferde werden in der Provinz Karabag angetroffen. Von persischer Race stammend, zeichnen sie sich durch Schönheit und

Leichtigkeit aus. Man schätzt ihre Zahl in allen Theilen von Transkaukasien auf 220,000. Nächstdem befinden sich in verschiedenen Provinzen an 2000 Kameele, an 75,000 Esel, an 3500 Maulesel und an 48,000 Schweine.

Die mangelhafte Kenntniß, die wir bis jetzt über den natürlichen Reichthum dieses Landes besaßen, der den Eingebornen gänzlich abgehende Industrie- und Unternehmungsgeist, müssen als die wesentlichen Hindernisse angesehen werden, die der Einführung der Merinoszucht, der Ziegen aus Thibet und Kaschemir entgegenstanden. Es darf entschieden behauptet werden, daß weder Sachsen noch die Schweiz so reiche und so treffliche Triften besitzen als Transkaukasien; dennoch gewähren ihm seine Viehheerden nur geringe Vortheile. Das Hornvieh könnte bei größerer Fürsorge leicht zu einer vollkommeneren Race gebracht werden. Trotz seiner Kleinheit und Schwäche geben die Kühe eine sehr reichhaltige und wohlschmeckende Milch; der von ihr bereitete Käse könnte den Schweizer- und Holländischen Käsen gleichgestellt werden.

Das jährliche Einkommen von den hier angeführten Landeserzeugnissen wird auf 43,343,900 Silber-Rubel angegeben.

Dieser flüchtige Blick auf die Naturerzeugnisse Transkaukasiens zeigt uns, wie reich dieser Landstrich an eigenen Naturkräften ist, mit welcher unendlichen Mannigfaltigkeit die Natur hier wirkt und wie sehr sie den Menschen mit ihren Gütern überhäuft. In welcher körperlichen und noch größeren geistigen Unthätigkeit finden wir aber Letzteren hier! Vom Ueberfluß der freigebigen Natur überschüttet, fröhnt er unbeschränkt dem Müßiggang; gleich dem Kinde in den Armen der fürsorgenden Mutter, denkt er nicht an die Verbesserung seines Zustandes, kümmert sich nicht um die Zukunft; denn er ist überzeugt, daß die Gaben der Natur ihm stets im Ueberfluß zuströmen werden. Die Hauptursache der unbegrenzten Trägheit der Orientalen ist gerade dieser Ueberfluß, diese Freigebigkeit der sie umgebenden Natur, welche alles selbst ohne Mühe der Menschen producirt; daher die Scheu vor industriellen Unternehmungen, die dem Menschen die Entfaltung seiner Kräfte nicht erlaubt und die materiellen und geistigen Kapitale verborgen hält.

Die Ansiedelung Russischer Grundbesitzer und mit ihnen das Aufkeimen der Civilisation unter den Nationalen wird jedoch in kurzem der Industrie in Transkaukasien bedeutend emporhelfen; denn nur die Russen vermögen es, wie sie es seit einigen Jahrzehnten auf der Krymschen Halbinsel gethan haben, diesen Landstrich auf einen hohen Grad des

Wohlstandes zu erheben. Man wähnt, das Klima Transkaukasiens sei den Russen schädlich. Worauf basirt sich aber diese Meinung? Auf eine irrige mangelhafte Kenntniß des Landes und auf Verleumdung gegen dasselbe. So sind also, da es auch den Eingebornen nicht an Fähigkeiten fehlt, keine natürlichen Ursachen vorhanden, die dem Emporkommen der National-Industrie hier hindernd entgegenstehen; vielmehr darf die gegründete Hoffnung gehegt werden, diese Colonie Rußlands einst auf den Standpunkt gebracht zu sehen, wo sie allein durch Erzeugung der tropischen Gewächse den Bedürfnissen seiner Manufaktur- und Fabrik-Industrie Genüge leisten wird. Wie schon gesagt, sind dazu aber erforderlich: zunehmende Ansiedelung der Russen in Transkaukasien, größere Entfaltung der Civilisation unter ihnen, Aufwand von Kraft und Mühe, Verwendung baarer Geldfonds, Begründung von Gesellschaften zur Stiftung gemeinnütziger Etablissements, endlich eine lebhafte Theilnahme der Regierungsbeamten an allen entstehenden gemeinnützigen Instituten.

Die freien Ansiedler in Sibirien.*)

Schon früh und noch in der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts ward Sibirien mit Ansiedlern aus dem europäischen Rußland bevölkert. Die nördlichen Gouvernements des Reichs wie Archangelsk, Wologda, Nowgorod und einige andere legten den ersten Grund zu diesen Ansiedelungen. Von Zeit zu Zeit wurden aus ihnen in Folge von Ukasen der Zaren Leute nach Sibirien geschickt; in der Folge gingen dahin auch ganze Familien herrschaftlicher Bauern, die ihren Herren für Recruten gerechnet wurden. Den größten Zuschuß lieferten ihnen aber die Strelitzen-Transporte, welche in den letzten Jahren gedachten Jahrhunderts exilirt wurden. Diese Herüberkömmlinge aus dem europäischen Rußland legten bald im weiten Sibirien feste Wurzeln einer geregelten Lebensweise. Der größere Theil widmete sich dem Landbau, wenigere bestimmten Gewerben und Zünften in den Städten. Nur von dem Gesetz und der Regierung abhängig, bildeten erstere den Stand freier Ackerbauern, letztere den freier städtischer Bürger. Die Nachkömmlinge der meisten von ihnen haben sich in der Folge

---

*) Dem Werke des Hrn. Stepanow über das Gouvernement Jeniseisk entlehnt.

zu einem hohen Grade des Wohlstandes emporgeschwungen. Die verschiedenartigen Nüancen ihrer europäischen Physiognomien, ihrer Sprache und Sitten, haben sich im Laufe der Jahrhunderte so in einander verschmolzen, daß man sie ihrem Ursprunge nach vergeblich mehr erkennen würde.

Ihr Aeußeres deutet auf Gesetztheit, Bewußtsein ihrer Würde, und auf Selbstvertrauen. Sie sind mehr hohen als untersetzten Wuchses, die Gesichtszüge mehr gerundet, als scharf, das männliche Geschlecht von festem starkem Körperbau, das weibliche durchgängig langgewachsen, doch keinesweges von einnehmender Taille. Die beste Eigenschaft an beiden Geschlechtern ist das Frische ihrer Gesichtsfarbe. Ihre heutige Sprache ist von dem europäisch-russischen sehr abgewichen und kömmt einigermaßen noch dem jaroslawschen Dialekte gleich.

Trotz ihres großen Phlegmas sind sie scharfsinnig im Ueberlegen und aufmerksam in Wahrnehmung ihres Interesses. Bei ruhiger Gemüthsstimmung sind sie die besten Menschen von der Welt, werden sie aber von ihren wilden Leidenschaften aufgeregt, so ist der Umgang mit ihnen gefährlich; alsdann überlassen sie sich ohne Zähmung den häßlichsten Eingebungen ihres verwilderten Gemüths. Rachsucht ist ein herrschender Zug im sibirischen Volkscharakter, der langsam, auf die bedächtlichste Weise und mit Aufsuchung aller zum Zweck führenden Mittel ausgeübt zu werden pflegt. Bei ihrem phlegmatischen Charakter fröhnen sie gerne dem Müßiggange und bei diesem häufigen Nichtsthun sprechen sie stark der Flasche zu. Die Lage ihrer Verhältnisse, ihre Lebensweise, ihre Umgebungen, mehr als alles aber das Klima, das alle Extreme, die erstarrendste Kälte, die unmäßigste Hitze darbietet, verleiten sie zu starken Getränken. Dessenungeachtet darf man ihnen den Vorwurf der Vernachlässigung ihres Hauswesens nicht machen, im Gegentheil werden alle dahin sich beziehende Verrichtungen streng von ihnen erfüllt. Nie bleiben sie Schuldner der Regierung. Mord, Raub, Diebstahl und ähnliche Verbrechen findet man äußerst selten in den Acten der sibirischen Criminal-Justiz verhandelt.

Ihre Haupttugenden sind Gastfreiheit und Menschenliebe; die erstere mindert sich jedoch immer mehr bei ihnen und vielleicht nach einem Viertel-Jahrhundert wird sie nur ein leerer Name in diesem großen Landstriche sein. Sie sind sehr theilnehmend bei den Leiden Anderer und jeden Hülfslosen zu unterstützen bereit. Die Verbannten nennen sie nicht anders als die Unglücklichen. Auf ihre Freiheit sind sie stolz, den Kaiser lieben sie als ihren einzigen gesetzlichen Gebieter.

Statistische Notizen über die Transkaukasischen Provinzen *)

Die großen und ausgedehnten Landstriche, aus welchen die Transkaukasischen Provinzen bestehen, waren bis jetzt selbst in Rußland nur unvollkommen bekannt. Erst die vereinten Bemühungen des Finanz-Ministers Grafen Cancrin und des Feldmarschalls Fürsten Paskewitsch in seiner früheren Stellung als General-Gouverneur dieser Provinzen, haben uns in den letzten Jahren einiges Licht über sie gegeben, welche uns die mannigfaltigen Erzeugnisse ihres Bodens, ihre reichen Naturkräfte, die geistige Kultur und industriellen Verhältnisse ihrer verschiedenartigen Volksstämme kennen lehren. Die von ersterem mit kaiserlicher Genehmigung im Jahre 1828 dahin abgesandte Kommission, wußte die ihr gewordene Aufgabe in Betreff der wissenschaftlichen Erforschung und Beschreibung des Landstrichs würdig zu lösen. Nachdem sie zu Anfange des Jahres 1835 ihre Arbeiten an Ort und Stelle beendet hatte, übergab der Minister einem der Beamten, der sich dabei am thätigsten bewiesen hatte, alle von ihr gesammelten Materialien, um dieselben in einem besondern Werke zur allgemeinen Kenntniß zu bringen, welches zu Anfange dieses Jahrs in vier Bänden die Presse verlassen hat. Wir wollen diesem Werke einige allgemein interessante, bis jetzt noch mangelhaft bekannte statistische Notizen über diese Provinzen entlehnen.

Transkaukasien bildet den 116ten Theil der ganzen, Rußland unterwürfigen Ländermasse und die Transkaukasische Bevölkerung beträgt kaum den funfzigsten Theil der von der ganzen russischen Monarchie enthaltenen Volksmenge.

Die Transkaukasischen Provinzen zerfallen in solche, die der russischen Monarchie unbeschränkt unterworfen sind, in solche die unter ihrer Schutzherrschaft stehen und endlich in solche, die nur in einigen Beziehungen von ihr abhängig sind. — Zu den ersten gehören: Grusien, ehemals unter seinen Zaren ein eigenes unabhängiges Reich, seit 1801 aber mit Rußland vereinigt; es besteht jetzt aus den beiden Provinzen Kachetien und Kartalinien und fünf ihm beigezählten Tatarischen Districten; Imeretien (das alte Colchis), das Paschalik Achalzych, eine Acquisition des letzten Türkenkriegs; der Militairbezirk der Muselmännischen Provinzen Schirwan, Karabag, Talyschin und Schekin; der Militairbe-

*) Von L. Freiherrn von Budberg.

zirk der Dagesthanschen Provinzen, wozu Baku, Kuba und Derbent gehörig; die Provinz Armenien, im Friedensschluß von Turuschausk uns von Persien völlig abgetreten, könnte ihrer Größe nach ein eigenes Reich bilden; denn sie nimmt mit der ihr zugehörigen Provinz Eriwan, dem Chanat Nachitschewan und dem Distrikt Ordubat einen Flächenraum von 17,614 Quadratwersten ein; Gurien, erst im Jahre 1828 völlig Rußland einverleibt; endlich die Provinz Dscharo-Belokansk. Alle diese Provinzen zusammen bilden einen Flächenraum von 154,000 Quadratwersten. Ihre größte Länge beträgt 680, ihre größte Breite 420 Werste. Die Bevölkerung wird nach der neuesten Revision auf 864,000 Individuen männlichen Geschlechts angenommen.

In die zweite Klasse der angenommenen Ländereintheilung gehören: Mingrelien, Abchasien, das Gebiet des Sultans von Ilisuisk, die Chanate Kasikumük, Korünsk und das Gebiet des Schamhal von Tarkow. Sie nehmen einen Raum von 31,420 Quadratwersten ein und zählen eine Bevölkerung von 213,700 männlichen Seelen.

In die dritte endlich gehören einige Gebiete der Lesghier. Sie konnten, verschiedener Hindernisse wegen, von der Kommission keiner nähern Untersuchung unterworfen werden.

Die Transkaukasischen Provinzen werden von sehr verschiedenartigen Volksstämmen bewohnt, die durch Charakter, Sitten und Beschäftigungen grell von einander unterschieden sind. Im eigentlichen Grusien (Georgien) findet man Grusiner, Tataren und Armenier. Der letztere Volksstamm, von dem viele dem katholischen Kultus zugethan sind, ist der zahlreichste. Im Paschalik Achalzych findet man die Türken als herrschenden Volksstamm, nächstdem Grusiner, Armenier, Juden, Karapapachen, Zigeuner. Die Muselmännischen Provinzen Schirwan, Karabag, Schekin, werden vorzugsweise von Tartaren und Armeniern bewohnt. Die Bevölkerung der Provinz Armenien bilden Tataren, Perser, Armenier und Kurden. Der zahlreichste Volksstamm in allen diesen Provinzen ist der dem mohammedanischen Glauben zugethane Tatarische, seine Bevölkerung beläuft sich auf 333,049 männliche Individuen. In Betreff des von der Bevölkerung eingenommenen Raumes kann man sechs Menschen auf eine Quadratwerst annehmen. In 4990 Gemeinden vertheilt, bewohnt sie 18 Städte, 5 Flecken und 4967 Dorfschaften und Nomadenlager. Man kann dergestalt auf jede Gemeinde 45 Familien oder 152 männliche Bewohner rechnen.

Das Klima der Transkaukasischen Provinzen stellt in seinen verschiedenen Theilen die auffallendsten Verschiedenheiten dar. Der gänzliche Mangel an meteorologischen Beobachtungen war die Ursache, daß wir die klimatischen Verhältnisse dieses Landstrichs bis jetzt noch so wenig kannten. Die Expedition des Finanzministers hat auch hier durch fleißig angestellte Beobachtungen einiges Licht verbreitet und in dem von ihr herausgegebenen Werke folgende Bemerkungen darüber mitgetheilt. Die ungleiche Formation bringt die auffallendsten Verschiedenheiten im Transkaukasischen Klima hervor. Vom kolossalen Bergrücken des Kaukasus und seiner Zweige gehn unaufhörliche Abdachungen des Bodens aus, welche die Fläche in den verschiedenartigsten Richtungen durchschneiden. So ist der nördliche von einer Bergkette eingeschlossene Theil der Provinz Schirwan drei Monate im Winter hindurch mit Schnee bedeckt, während ihr südlicher von ersterem nur hundert Werste abliegende an das Kaspische Meer stoßende Theil in manchen Jahren gar keinen Schnee hat; — der höchste Punkt im westlichen Theile der Provinz Kuba, der Schach-Dagh, ist in eine immerwährende Schneedecke gehüllt, während sein östlicher ans Meer grenzender Theil nur in seltenen Jahren Schnee sieht, selbst das Meer wird hier nie mit einer Eisdecke überzogen. Der majestätische Schach-Dagh, in eine ewige Schneedecke gehüllt, ist von der Stadt Kuba nur 50 Werste entfernt, giebt ihr also seinen steten winterlichen Anblick, während sie einen gelinden Winter von nur wenigen Wochen hat. — Ueberhaupt stellt die ganze Fläche, von der Schirwanschen, Schekinschen, Karabagschen Bergkette und dem Kaspischen Meer eingeschlossen, ein vortreffliches Land dar, nicht nur in Rücksicht eines überaus milden Klima's, das es begünstigt, sondern auch in Rücksicht des sehr fruchtbaren Bodens. Man darf mit Bestimmtheit annehmen, daß bei einem sorgfältigeren Anbau es eine Pflanzstätte für tropische Gewächse werden und Rußland in vielem Persien, Indien und das südliche Amerika ersetzen wird. In dieser Beziehung sind die Worte des Herrn Finanzministers in seinem Bericht vom Jahre 1827 an den Monarchen, durch welchen die Expedition nach dem Kaukasus ihre Bestätigung erhielt, eben so wahr als bemerkenswerth: „die Transkaukasischen Provinzen müssen als eine Kolonie Rußlands angesehen werden, die dem Reiche durch die Erzeugnisse der südlichen Klimate die wichtigsten Vortheile bringen kann."

Die natürlichen Bodenerzeugnisse sind: der Maulbeerbaum, für dessen Anbau sich die Bewohner zu indolent und unwissend zeigen, weshalb

er nur kärglich fortkömmt, dasselbe gilt von den Seidenwürmern. Man kann sich daher vorstellen, in welchem Zustande sich hier der Seidenbau befindet. Die Bemühungen, die vor einem Jahrzehnt der Ausländer Castelli für die Kultur des Seidenbaues hier anwandte und in welchen ihn zum allgemeinen Bedauern der Tod unterbrach, sind bekannt. Das von ihm in dieser Beziehung gegründete Etablissement befindet sich jetzt im Besitz der Regierung, deren beharrliche Fürsorge nur darauf geht, die Bevölkerung in der Wartung und Pflege der Seidenwürmer, wie in dem vervollkommneten europäischen System, die Seide abzuhaspeln, durch ausgelernte Meister unterrichten zu lassen. Der ganze jährliche Ertrag der Seide wird auf 15,500 Pud angegeben.

Die Baumwollenstaude gehört ebenfalls zu den Producten dieses Landes. Der Ertrag der jährlich aus allen diesen Provinzen zur Ausfuhr bestimmten Baumwolle beträgt 36,000 Pud, die dazu noch von schlechter Beschaffenheit ist. Die Provinz Eriwan erzeugte, so lange sie unter persischer Herrschaft stand, gegen 57,000 Pud. Das Land ist aber fähig, dieses nützliche Gewächs in einer unweit vermehrtern Quantität zu erzeugen, wovon die wichtigsten Vortheile für die innere Industrie zu erwarten wären; zu diesem Zwecke müßte der Saame der langfaserigen Baumwollenstaude, die unweit trefflicher ist, als die dort gedeihende, zum Anbau heimisch gemacht werden.

Der Weinstock ist ein inländisches Produkt. Die Russen fanden ihn in ganz Grusien wild im Ueberfluß gedeihen. Die Nationalen haben bis jetzt keine Versuche gemacht, ihn zu veredeln, oder überhaupt die Weinerzeugung zu vervollkommnen, beide sind noch heutiges Tages im unverändert früherem Zustande geblieben. Die reichsten Weinstöcke finden sich in Kachetien, in Schirwan und Derbent. In der ersteren Provinz ist er von vorzüglicher Güte und würde in einigen Jahren, wenn er mit Sorgfalt angebaut und kultivirt würde, den französischen und portugiesischen Weinen nichts nachgeben. Der ganze Transkaukasische Landstrich produzirt jährlich an Weinen 3,888,000 Eimer, welche aber für die innere Consumtion, die sehr stark sein soll, ganz aufgehen. Die Stadt Tiflis, welche mit Ausnahme des in ihr cantonnirenden Militairs, nur 23,000 Einwohner zählt, verbraucht jährlich allein 700,000 Eimer Wein.

Reis und Safran werden von den Bewohnern gebaut; aber die Kultur beider ist wie die aller übrigen Erzeugnisse noch ganz im Zustande der ersten Kindheit. Man schätzt den jährlichen Ertrag des Reis

auf 130,000 Tschetwert. — Safran findet man nur in der Provinz Baku, die davon an 1000 Pud jährlich erzeugt. Er gedeiht vortrefflich, wird aber äußerst schlecht präparirt und ist daher für geringen Preis feil. Der Krapp wächst wild in sehr großer Menge. Mit seinem Anbau beschäftigen sich viele Familien, die dabei eine genügende Subsistenz finden. Vorzüglich ist dies der Fall mit der Stadt und Umgegend von Derbent, dessen Bevölkerung von 1807 an fortdauernd den beharrlichsten Fleiß auf den Anbau des Krapps verwendet. Dadurch vermochte sie im Jahre 1835 bis 35,000 Pud davon zu erhalten, welches die Summe von 288,000 Silber-Rubel abwarf. Sein Anbau vermehrt sich noch immer. Die Transkaukasier beweisen hierbei, daß sie in Erzeugung von Dingen keinen Fleiß und keine Mühe scheuen, die ihnen gewisse Vortheile gewähren, nur hängen sie hartnäckig an ihren veralteten Gebräuchen und lassen nicht gern Neuerungen zu. Diese können bei ihnen nur von der aufgeklärten Regierung allein ausgehen, wobei ihnen mit dem anschaulichen Unterrichte der Verbesserungen, auch der ansehnliche Gewinn gezeigt werden muß, den sie daraus ziehen können.

Die Cochenille gedeiht in der Provinz Armenien und giebt den gleichen Färbestoff wie die mexikanische. Kaum war das Finanzministerium vom Daseyn dieser Pflanze in jenem neuacquirirten Landstrich unterrichtet, als es auch gleich unsere Consuln in Europa und in Amerika aufforderte, ihm ein tüchtiges Subjekt zur Anstellung ausfindig zu machen, das die Cochenille anzuwenden und als nützlichen Färbestoff zuzubereiten verstände.

Die Viehzucht könnte in den Transkaukasischen Provinzen trefflich gedeihen, denn sie besitzen dazu alle mögliche Erfordernisse; dennoch ist sie im Verhältniß zu diesen Mitteln und zu dieser Größe des Landes sehr gering. Die Schaafzucht ist unbedeutend, man zählt in Schirwan, Kuba, Talysch, um Jelisawetpol herum 1,700,000 Schafe, die von ihnen gewonnene Wolle ist grob und giebt nur ein Tuch der untersten Gattung, das den Eingebornen mit der Milch, dem Käse und dem Fleische des Thieres genügt. Mehr verlangen sie nicht, höhere Vervollkommnung überstiege ihre geistigen Kräfte. Man hat Versuche mit Einführung der Merinos gemacht, die Vollzieher dieses Auftrags wußten aber der Unternehmung nicht den gewünschten Erfolg zu geben. Das Rindvieh ist klein und unansehnlich. Seine Zahl möchte gegen 900,000 Stück betragen. Die besten Pferde werden in der Provinz Karabag angetroffen. Von persischer Race stammend, zeichnen sie sich durch Schönheit und

Leichtigkeit aus. Man schätzt ihre Zahl in allen Theilen von Transkaukasien auf 220,000. Nächstdem befinden sich in verschiedenen Provinzen an 2000 Kameele, an 75,000 Esel, an 3500 Maulesel und an 48,000 Schweine.

Die mangelhafte Kenntniß, die wir bis jetzt über den natürlichen Reichthum dieses Landes besaßen, der den Eingebornen gänzlich abgehende Industrie- und Unternehmungsgeist, müssen als die wesentlichen Hindernisse angesehen werden, die der Einführung der Merinoszucht, der Ziegen aus Thibet und Kaschemir entgegenstanden. Es darf entschieden behauptet werden, daß weder Sachsen noch die Schweiz so reiche und so treffliche Triften besitzen als Transkaukasien; dennoch gewähren ihm seine Viehheerden nur geringe Vortheile. Das Hornvieh könnte bei größerer Fürsorge leicht zu einer vollkommeneren Race gebracht werden. Trotz seiner Kleinheit und Schwäche geben die Kühe eine sehr reichhaltige und wohlschmeckende Milch; der von ihr bereitete Käse könnte den Schweizer- und Holländischen Käsen gleichgestellt werden.

Das jährliche Einkommen von den hier angeführten Landeserzeugnissen wird auf 43,343,900 Silber-Rubel angegeben.

Dieser flüchtige Blick auf die Naturerzeugnisse Transkaukasiens zeigt uns, wie reich dieser Landstrich an eigenen Naturkräften ist, mit welcher unendlichen Mannigfaltigkeit die Natur hier wirkt und wie sehr sie den Menschen mit ihren Gütern überhäuft. In welcher körperlichen und noch größeren geistigen Unthätigkeit finden wir aber Letzteren hier! Vom Ueberfluß der freigebigen Natur überschüttet, fröhnt er unbeschränkt dem Müßiggang; gleich dem Kinde in den Armen der fürsorgenden Mutter, denkt er nicht an die Verbesserung seines Zustandes, kümmert sich nicht um die Zukunft; denn er ist überzeugt, daß die Gaben der Natur ihm stets im Ueberfluß zuströmen werden. Die Hauptursache der unbegrenzten Trägheit der Orientalen ist gerade dieser Ueberfluß, diese Freigebigkeit der sie umgebenden Natur, welche alles selbst ohne Mühe der Menschen producirt; daher die Scheu vor industriellen Unternehmungen, die dem Menschen die Entfaltung seiner Kräfte nicht erlaubt und die materiellen und geistigen Kapitale verborgen hält.

Die Ansiedelung Russischer Grundbesitzer und mit ihnen das Aufkeimen der Civilisation unter den Nationalen wird jedoch in kurzem der Industrie in Transkaukasien bedeutend emporhelfen; denn nur die Russen vermögen es, wie sie es seit einigen Jahrzehnten auf der Krymschen Halbinsel gethan haben, diesen Landstrich auf einen hohen Grad des

Wohlstandes zu erheben. Man wähnt, das Klima Transkaukasiens sei den Russen schädlich. Worauf basirt sich aber diese Meinung? Auf eine irrige mangelhafte Kenntniß des Landes und auf Verleumdung gegen dasselbe. So sind also, da es auch den Eingebornen nicht an Fähigkeiten fehlt, keine natürlichen Ursachen vorhanden, die dem Emporkommen der National-Industrie hier hindernd entgegenstehen; vielmehr darf die gegründete Hoffnung gehegt werden, diese Colonie Rußlands einst auf den Standpunkt gebracht zu sehen, wo sie allein durch Erzeugung der tropischen Gewächse den Bedürfnissen seiner Manufaktur- und Fabrik-Industrie Genüge leisten wird. Wie schon gesagt, sind dazu aber erforderlich: zunehmende Ansiedelung der Russen in Transkaukasien, größere Entfaltung der Civilisation unter ihnen, Aufwand von Kraft und Mühe, Verwendung baarer Geldfonds, Begründung von Gesellschaften zur Stiftung gemeinnütziger Etablissements, endlich eine lebhafte Theilnahme der Regierungsbeamten an allen entstehenden gemeinnützigen Instituten.

Die freien Ansiedler in Sibirien.*)

Schon früh und noch in der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts ward Sibirien mit Ansiedlern aus dem europäischen Rußland bevölkert. Die nördlichen Gouvernements des Reichs wie Archangelsk, Wologda, Nowgorod und einige andere legten den ersten Grund zu diesen Ansiedelungen. Von Zeit zu Zeit wurden aus ihnen in Folge von Ukasen der Zaren Leute nach Sibirien geschickt; in der Folge gingen dahin auch ganze Familien herrschaftlicher Bauern, die ihren Herren für Recruten gerechnet wurden. Den größten Zuschuß lieferten ihnen aber die Strelitzen-Transporte, welche in den letzten Jahren gedachten Jahrhunderts exilirt wurden. Diese Herüberkömmlinge aus dem europäischen Rußland legten bald im weiten Sibirien feste Wurzeln einer geregelten Lebensweise. Der größere Theil widmete sich dem Landbau, wenigere bestimmten Gewerben und Zünften in den Städten. Nur von dem Gesetz und der Regierung abhängig, bildeten erstere den Stand freier Ackerbauern, letztere den freier städtischer Bürger. Die Nachkömmlinge der meisten von ihnen haben sich in der Folge

*) Dem Werke des Hrn. Stepanow über das Gouvernement Jeniseisk entlehnt.

zu einem hohen Grade des Wohlstandes emporgeschwungen. Die verschiedenartigen Nüancen ihrer europäischen Physiognomien, ihrer Sprache und Sitten, haben sich im Laufe der Jahrhunderte so in einander verschmolzen, daß man sie ihrem Ursprunge nach vergeblich mehr erkennen würde.

Ihr Aeußeres deutet auf Gesetztheit, Bewußtsein ihrer Würde, und auf Selbstvertrauen. Sie sind mehr hohen als untersetzten Wuchses, die Gesichtszüge mehr gerundet, als scharf, das männliche Geschlecht von festem starkem Körperbau, das weibliche durchgängig langgewachsen, doch keineswegs von einnehmender Taille. Die beste Eigenschaft an beiden Geschlechten ist das Frische ihrer Gesichtsfarbe. Ihre heutige Sprache ist von dem europäisch-russischen sehr abgewichen und kömmt einigermaßen noch dem jaroslawschen Dialekte gleich.

Trotz ihres großen Phlegmas sind sie scharfsinnig im Ueberlegen und aufmerksam in Wahrnehmung ihres Interesses. Bei ruhiger Gemüthsstimmung sind sie die besten Menschen von der Welt, werden sie aber von ihren wilden Leidenschaften aufgeregt, so ist der Umgang mit ihnen gefährlich; alsdann überlassen sie sich ohne Zähmung den häßlichsten Eingebungen ihres verwilderten Gemüths. Rachsucht ist ein herrschender Zug im sibirischen Volkscharakter, der langsam, auf die bedächtlichste Weise und mit Aufsuchung aller zum Zweck führenden Mittel ausgeübt zu werden pflegt. Bei ihrem phlegmatischen Charakter fröhnen sie gerne dem Müßiggange und bei diesem häufigen Nichtsthun sprechen sie stark der Flasche zu. Die Lage ihrer Verhältnisse, ihre Lebensweise, ihre Umgebungen, mehr als alles aber das Klima, das alle Extreme, die erstarrendste Kälte, die unmäßigste Hitze darbietet, verleiten sie zu starken Getränken. Dessenungeachtet darf man ihnen den Vorwurf der Vernachlässigung ihres Hauswesens nicht machen, im Gegentheil werden alle dahin sich beziehende Verrichtungen streng von ihnen erfüllt. Nie bleiben sie Schuldner der Regierung. Mord, Raub, Diebstahl und ähnliche Verbrechen findet man äußerst selten in den Acten der sibirischen Criminal-Justiz verhandelt.

Ihre Haupttugenden sind Gastfreiheit und Menschenliebe; die erstere mindert sich jedoch immer mehr bei ihnen und vielleicht nach einem Viertel-Jahrhundert wird sie nur ein leerer Name in diesem großen Landstriche sein. Sie sind sehr theilnehmend bei den Leiden Anderer und jeden Hülfslosen zu unterstützen bereit. Die Verbannten nennen sie nicht anders als die Unglücklichen. Auf ihre Freiheit sind sie stolz, den Kaiser lieben sie als ihren einzigen gesetzlichen Gebieter.

Die Dörfer sind höchst unregelmäßig angelegt. Jeder Bauer baut nach seiner Phantasie und seinem Belieben, ohne sich an ein Gesetz zu kehren. Die Höfe der Häuser sind selten eingezäunt, daher die Dörfer ein durchsichtiges Aussehen haben. Von einer Anhöhe übersieht man das ganze Innere der Höfe. Die regelmäßigsten Dörfer in Sibirien findet man in den Colonieen der Verbannten; dies rührt daher, weil die Regierung sie ihnen erbaut. Gewöhnlich sind hier zwei Häuser durch eine gemeinschaftliche Capital-Wand verbunden. Die gewöhnlichen Bauerhäuser haben die Hauptfaçade nach der Straße, hohe Treppen, in der Regel ohne Geländer und Ueberdachung. Die äußere Hauptwand theilt ein solches Haus in zwei sehr ausgedehnte Hälften. Auf der einen ist die Backstube, Küche und Wirthschaft; zur andern führen mehrere Stufen in die Höhe, hier ist ein abgesondertes geräumiges Zimmer. Die ¾ Arschin hohen Fenster sind selten von Glas, in der Regel von Marienglas oder Blasen. Die Häuser sind alle sehr hoch erbaut und mit der aus zwei Stock bestehenden Remise auf dem Hofe, in deren unterm Theil Heu, Pferdegeschirr und alles übrige Wirthschafts-Geräth aufgehoben ist, durch eine bedeckte Gallerie verbunden, in der sich den Sommer über die ganze Bauernfamilie, vornehmlich die Frauen, am liebsten aufhalten und ihre häuslichen Arbeiten verrichten. Die Hausdächer sind platt, nur aus gehobelten in einander gefugten Brettern bestehend. Ihre Wohnungen erhalten sie musterhaft reinlich, die Wände werden zu Anfange jeden Sommers mit Kalk übertüncht, die Dielen in jeder Woche gewaschen und die Flecken daraus mit Messern ausgewetzt. In dem obern Zimmer sieht man die Heiligenbilder in Rahmen aufgestellt, unter ihnen einen eleganten Tisch, längs den Wänden Stühle oder Bänke. — Reiche Bauern besitzen mehrere Wohnzimmer, haben in denselben die Wände mit Tapeten überzogen, Spiegel und Diwane, auf dem Hofe mehrere Nebengebäude, Remisen und Kornspeicher. Fast in jedem Dorfe zählt man vier bis fünf solcher wohlhabenden Bauern.

Von den ungeheuern Strecken wüsten, unbebauten, von Niemanden in Besitz genommenen Landes, eignet sich der sibirische Bauer häufig auf seinen Excursionen, außer dem Hauptbesitz, noch mehrere Nebenbesitze (Vollwerke) zu. Dies geschieht auf folgende Weise: An einem heitern Morgen besteigt er sein Pferd, aus einer kleinen Pfeife schmauchend, auf dem Rücken hat er eine geladene Flinte, im rechten Steigbügel, mit einem Riemen daran befestigt, führt er seinen Hund. Nachdem er eine Strecke Weges zurückgelegt, gewahrt er ein grünendes Feld, im Norden von Ber-

gen eingeschlossen, die ein dichter Wald von Lerchenbäumen bekränzt. Von einem Felsen herab rauscht ein Waldbach, reißend fortströmend; über ihn setzend, verfolgt er seinen Lauf, er sieht ihn sich in einen Fluß ergießen, der reich an wohlschmeckenden Fischen ist; weiter hinauf eröffnen sich seinen Blicken Wiesen, mit dem üppigsten Graswuchs bedeckt. Hier will ich mich anbauen, spricht er für sich, und bei diesen Worten nimmt er förmlichen Besitz vom Lande, das vor ihm noch Niemand occupirt hatte. Nach einem Jahr ist dieser Ort eine niedlich angebaute Meierei, die des Bauern Vollwerk (Hoflage) bildet, mit dessen Besitznahme er seinen Hausstand ansehnlich vergrößert hat. Hier verbringt ein Theil seiner Familie die Sommerzeit während der Feldarbeiten, die gering und nicht ohne mannichfaltigen Genuß sind. Die Regierung sieht natürlich solche neue Ansiedelungen der Bauern gern und fördert sie nach Umständen; denn nur dadurch allein wird der allmähliche Anbau der ungeheuern wüsten Landstrecken möglich.

Die sibirischen Bauern kleiden sich fast ganz so wie der untere Bürgerstand im innern europäischen Rußland: ein Nanking-Schlafrock, oder ein dem Körper enganschließender, kameelfarbener Halbrock, breite Hosen und Stiefel, oder vorn mit Riemen zugebundene Schuhe. Die jüngeren Leute scheeren sich den Bart, die Bejahrten lassen ihn wachsen. Die Haare schneiden sie sich vorn kurz ab, lassen sie aber hinten lang wachsen. Die Stutzer ahmen schon die Mode jenseits des Ural nach und schneiden sich auch hinten das Haar kurz. Auf dem Kopf tragen sie eine kleine Mütze, oft auch nichts. — Die Bäuerinnen tragen kurze Camisöler über den Röcken, auf dem Kopfe eine Nachtmütze oder ein Tuch, von welchem bei den Mädchen die Haare in langen Flechten herabhängen. An den Füßen sind alle beschuht. Der Stoff der täglichen Kleidung besteht, abgesehen vom Wohlstande, aus verschiedenfarbiger Leinwand, Nanking, Halbzitz und Zitz; Letzteres so wie Seidenzeug ist die Kleidung an Festtagen. Im Winter tragen die Bauern lange Pelze aus Schaf-, größtentheils aber aus Rennthier- oder Ziegenfellen verfertigt, wobei das Rauhe nach außen gekehrt ist, dabei große Handschuhe aus Hundefellen. Ihre Mützen haben die sonderbarsten Formen: bald sind sie hoch, oben spitz zugehend, bald rund mit großen Ohrlappen, bald gleichen sie den großen Pelzmützen der Baschkiren. Die Bäuerinnen tragen Pelze von Hasenfellen, mit Nanking oder Kitajka gefüttert; die Reichen von Grauwerk mit einem gleichen großen Kragen, mit seidenem Unterfutter. Die städtischen Bürger kleiden sich gleich den Landleuten, doch sieht man auch schon mehrere von ihnen in

Ueberröcken und Fracks. Ihre Frauen aber, so wie die der Kaufleute, ahmen in ihrer Kleidung den Frauen der ersten Beamten-Classe nach. Bürgerinnen und Bäuerinnen haben hier die Gewohnheit, beim Ausgehen sich das Gesicht mit einem Schleier zu verhüllen. — Eine sonderbare Gewohnheit herrscht noch in einigen Theilen Sibiriens, vornehmlich im Gouvernement Jeniseisk, die unterdessen immer mehr und mehr schwindet: das Frauenzimmer aus den unteren Classen in den Städten trägt Schuhe, geht dabei aber auch barfuß, alsdann aber sind die Füße eben so mit Weiß geschminkt, wie das Gesicht. Das Schminken ist allgemein Sitte in Sibirien.

Aus nachstehender Beschreibung sieht man, mit welchen trefflichen Nahrungsmitteln der sibirische Bauer sich täglich nährt. In dieser Beziehung steht er über dem Bauer des europäischen Rußlands, und der Bauer aus unsern Ostsee-Provinzen darf sich ihm hierin gar nicht gleichstellen. Jeder Bauer ohne Ausnahme in Sibirien ißt reines ungemischtes Roggenbrod, der Quas ist dick, von süßlichem Geschmack und äußerst nahrhaft. Der ärmste Bauer hat an jedem Sonn- und Festtage auf seinem Tisch Weißbrod, viermal in der Woche Fische, seine Kohlsuppe mit saurem Schmand, seinen Gerstenbrei mit Milch bereitet. Bei den Bauern von mittlerem Wohlstande findet man täglich eine Kohlsuppe mit Fleisch, einen dicken Hafer- oder Gerstenbrei mit Milch, nicht selten einen Hammelbraten, einigemale in der Woche Fische, im Herbst wilde Ziegen und Birkhühner. An Festtagen vermehrt er gewöhnlich die Zahl seiner Gerichte um zwei: mit einer Gallerte, Pfannkuchen, Waffeln, oder anderm dergleichen Gebäck. Gallerte und Fische ißt er mit Essig und Senf präparirt. Der Tisch des reichen Bauern besteht aus den gleichen Substanzen, aber in großen Quantitäten und schmackhafter zubereitet. Er hat täglich seine vier Speisen, in welcher Zahl sich gewöhnlich eine Fischpiroge und wohlschmeckende Fischgattungen befinden. Außer dem Quas, ihrem gewöhnlichsten Getränke, bereiten sie sich noch ein Bier, das sie aus Bechern trinken. Ihren sehr berauschenden Branntwein bereiten sie aus Kräutern und Beeren und wissen ihm einen angenehmen Geschmack zu geben.

Fast in jedem Dorfe findet man eine Theemaschine. Der größte Theil der Bauern trinkt Thee, der in Sibirien der Nähe Kjachta's wegen, von wo ihn die sibirischen Kaufleute direct beziehen, weit wohlfeiler als bei uns ist. Einige bedienen sich statt des gewöhnlichen Thees der saxifraga crassifolia, oder der phlomis tuberosa. Beide werden im Kessel gekocht, mit Milch und Weißbrod gegessen.

Der sibirische Bauer unterhält einen zahlreichen Viehstand. Man kann annehmen, daß jeder von mittelmäßigem Wohlstande seine zwölf Pferde, 12 Stück großes Hornvieh und einige 20 Schafe besitzt, außer dem jungen Anwachse; der Arme möchte etwas unter der Hälfte dieser Zahl, der Reiche aber gewiß seine 25 Pferde auf dem Hofe haben. In einem Dorfe aus hundert Wohnhütten bestehend, kann man 50 Wirthe mittlern Zustandes, 30 arme und 20 wohlhabende annehmen. Die Zahl der freien Ackerbauern in allen Theilen Sibiriens möchte sich nach der approximativen Schätzung des Hrn. von Stepanow auf weit über 200,000 Individuen angeben lassen. Allein im Gouvernement Jenisejsk, das derselbe während mehrerer Jahre als Civil-Gouverneur administrirte, belief sie sich zur Zeit seiner Anwesenheit (1832) auf 50,235 Individuen.

In ihren Aeußerungen und ihrem Betragen gegen sich, wie gegen Fremde, sind die sibirischen Bauern sehr höflich. Bei festlichen Bewirthungen und Schmausereien behaupten die Weiber die erste Stelle, ist irgendwo das Local zu eng, so nehmen alle Mannspersonen stehend das Mahl ein. Kranke zu besuchen, an Namens- und Festtagen, wie auch den Wöchnerinnen nach zurückgelegtem Wochenbett Glück zu wünschen, ist allgemein übliche Sitte. Bei dem letztern Besuch steckt man der Wöchnerin etwas Geld unter das Kopfkissen; der Taufvater und die Taufmutter beschenken sich gegenseitig, sie honoriren auch den Geistlichen für die von ihm vollzogene Taufhandlung.

Die Mädchen verheirathen sich sehr spät; sie sind als Gattinnen in der Regel sehr fruchtbar und bleiben es bis zum 45sten und 50sten Jahre. Der kleinste Theil der Neugebornen bleibt am Leben. Aeußerst selten geschieht's, daß eine Mutter ihr Kind säugt, diese Pflicht ersetzt das Horn mit der Kuhmilch.

Will der Sohn des Hauses sich verehelichen, so wählt der Vater einen Freiwerber und bittet diesen, bei dem Mädchen die Ansprache zu thun. Dieser begiebt sich zu den Eltern, und wenn er die Einwilligung erhalten hat, kehrt er mit der frohen Nachricht zurück und zeigt den für den Besuch des Bräutigams bei der Braut festgesetzten Tag an. An diesem verfügen sich Vater und Sohn in's Haus der Braut. Der Freiwerber fordert sie nach einer Weile auf, die mitgebrachten Geschenke vorzuzeigen. Es geschieht und während man sie von der Gegenseite mustert, ruhen die Blicke des Bräutigams auf den Reizen seiner Erwählten. Während dieses Besuches sitzt die Braut neben der Mutter, dem Bräutigam aber ist's erlaubt, neben ihr Platz zu nehmen. Die Väter und der Brautwerber

setzen sich und trinken. Am folgenden Tage kündigt letzterer im Namen des Brautvaters dem Vater des erstern den Hochzeitstag an. Die Braut arbeitet nun an ihrer Aussteuer, der Bräutigam trifft Anstalten zur feierlichen Begehung der Hochzeit.

Am Hochzeitstage rüstet sich der Bräutigam schon frühmorgens zur Brautfahrt; alle von ihm geladenen Gäste folgen ihm ins Haus der Braut. Den Zug eröffnen der Freund und seine Gefährten, denen er die Hauptanordnungen des heutigen Tages übertragen hat. Sie müssen alle Gäste auf dem Wege gegen mögliche Unannehmlichkeiten und Hindernisse schützen, die Begegnenden vom Weg abwehren, die Pforten der zu passirenden fremden Höfe öffnen und schließen und dergleichen Verrichtungen vollziehen. Diese Hochzeiten werden noch ganz nach den uralten russischen Gebräuchen vollzogen, da finden sich denn noch dieselben Functionen, dasselbe wie dort: so z. B. folgen dem Freunde und seiner Gesellschaft vier der stattlichst gekleideten Bauern unter dem Namen Bojaren, die bei der Festlichkeit eine ganz müßige Rolle spielen, nur essen, trinken und sich vergnügen. Ihnen folgt der Bräutigam mit dem Tysäzkij, (dem Controlleur dieses Tages) der alle Ausgaben aufzuzeichnen hat. Die Freiwerberin beschließt den Zug. So gelangt er ins Haus der Braut, wo die Erwarteten von den Eltern empfangen und begrüßt werden. Die Braut ist unsichtbar. Allein im Zimmer sitzt sie am Tisch gleich einer Einsiedlerin, nur ein Knabe ist bei ihr. Diesen zu entfernen, ist jetzt die erste Pflicht der Vorsteher des Zuges, dies kann nur durch Bestechung mit Geschenken geschehen. Die Aeltesten aus der Gesellschaft treten auf und fordern vom Tysäzkij süßes Bier. Dieser giebt ihnen statt dessen Geld, das sie auf einem Teller achtungsvoll dem Knaben reichen. Der Eigennützige verschmäht dies und fordert mehr. Man unterhandelt mit ihm, endlich ruft er aus: sattelt mir ein flinkes, hurtiges Pferd und ich will weichen. Statt des Verlangten giebt man ihm noch mehr Geld. Endlich zufrieden gestellt, verschwindet er. Der Knabe ist fort, seine Stelle ist leer und abgekauft! ruft der Aelteste in der Versammlung aus. Alle, außer des Bräutigams Freund, setzen sich nun mit der Braut zu Tische. Ersterer tritt zu den Brauteltern und spricht: durch eure Fürsorge wuchs euer Kind groß und gedieh nach euren Wünschen, tretet sie nun ihrem Verehrer ab. Der Vater verhüllt sich die Hand mit einem weißen Tuche, ergreift damit die seiner Tochter und übergiebt sie dem Bräutigam, der sie mit einer gleich verhüllten Hand empfängt. Der Schmaus beginnt. Junge Mädchen treten auf und singen auf diesen Festtag passende Lieder.

Der Bräutigam reicht unterdessen häufig der Braut Honig, was sie jedesmal durch ein Geschenk erwiedert. Am Ende der Mahlzeit empfangen beide knieend von den Eltern den Segen, worauf die ganze Versammlung zur Kirche aufbricht. Gleich nach vollzogener religiösen Ceremonie kehrt der junge Ehemann mit seiner jungen Gattin in's Haus seiner Eltern zurück. Hier empfangen beide auf gleiche Weise wie oben den elterlichen Segen, worauf man auf's neue sich zu Tische setzt. Das junge Ehepaar stimmt mehrere Lieder an, während welcher wie vorher der Gatte der Gattin häufig Honig, sie ihm Geschenke reicht. Nach beendeter Mahlzeit treten die ältern Verwandtinnen der Braut zu ihr, führen sie in die Mitte der Stube, setzen sie auf einen Stuhl und legen ihr das Haar auseinander, theilen es in zwei Hälften, flechten es auf dem Kopfe nach der Tracht der verheiratheten Frauen und setzen ihr eine Nachtmütze auf. Jetzt beginnt ein heftiges Weinen von Seiten der jungen Frau und ihrer Angehörigen über den Verlust des jungfräulichen Kopfschmucks, was eine gute halbe Stunde dauert. Darauf nehmen zwei Freiwerberinnen die züchtige junge Gattin in ihre Mitte und führen sie zum Brautbett. Ihnen folgt der Gatte, geleitet von seinem Freunde. Hier wünscht man sich gegenseitig eine gute Nacht, die Begleitung zieht sich zurück, nachdem sie vorher das Brautgemach verriegelt hat. Kaum ist der Morgen angebrochen, so erscheint die Begleitung von gestern auf's neue. Das junge Paar muß ihnen nun in eine heiße Badstube folgen, in der sie wiederholt eingeschlossen und nicht eher befreiet werden, als bis sie sich durch Verheißung reicher Geschenke losgekauft haben. — Das Hochzeitsfest dauert mehrere Tage, während welcher viel gegessen und getrunken wird.

In Sibirien fehlt es auch nicht an geselliger Unterhaltung durch allerlei Spiele. Die meisten derselben sind auch im europäischen Rußland üblich und von Uebersiedlern nach Sibirien gebracht; so wird das von den Bewohnern des ganzen europäischen Rußlands gekannte und leidenschaftlich geliebte Gorelka (eine Art Würfelspiel, das mit einer gewissen Zahl rundgeschnitzter Knochen gespielt wird), auch hier fleißig getrieben; ein anderes, der Dragoner genannt, eine Art Fangspiel, gewährt vorzüglich den jungen Leuten viele Belustigung und den Verliebten Stoff zum Küssen. Auf vieles Küssen ist's überhaupt bei diesen Volksspielen abgesehen.

Wie in Europa amüsirt sich auch die hiesige junge Welt beider Geschlechter im Carneval damit, maskirt und verkleidet von Haus zu Haus bei den Nachbarn herumzugehen, sogar bis in ferne fremde Dörfer erstrecken sich diese Besuche. Ein anderes Vergnügen des hiesigen Carnevals

besteht im Aufbau von kleinen Festungen aus Eis, mit Pforten versehen. Man belagert die Garnison, zu Pferde und zu Fuß macht man den Angriff auf sie. Die Garnison widersteht den Angriffen der Belagerer vom äußern Wall aus, letztere suchen vorläufig durch die Pforte sich einzudrängen. Besen und Knute vertreten dabei die Stelle der Waffen. Die Weihnachtszeit bis zum heiligen Dreikönigstage wird mit Wahrsagen und Entzifferung der Zukunft verbracht. Man lauscht auf die Gespräche der Nachbarn. Gute bringen Vortheil und Freude, schlechte Verlust und Kummer. Man wirft sich der Länge nach über den Schnee; ein gutgetroffener Abdruck der eigenen Gestalt bringt Gewinn, ein schlechter Nachtheil. Das Mädchen geht zu einem neuen Birkenzaun, umfaßt mit beiden Händen davon soviel sie vermag, merkt sich die Zahl der umfaßten Stangen, darauf faßt sie jede derselben besonders an und spricht: junger Mann, — Wittwer, — junger Mann, — Wittwer. Auf welchem von diesen Worten sie nun zuletzt stehen bleibt, der ist der ihr vom Schicksal bestimmte.

Auch das Tanzen liebt der sibirische Landmann und übt es bei festlichen Gelegenheiten aus. Bemerkenswerth ist in dieser Hinsicht eine ihrer Quadrillen, in der Regel von sechs, bisweilen auch von acht Paaren formirt, wobei Küsse von allen Seiten fliegen. Dazu spielt die ländliche Rohrpfeife, und die Violine; bei den Wohlhabenden die Flöte oder Clarinette. Sind die Paare vollzählig, so walzen alle in der Runde, wie bei unsern Quadrillen, darauf dreht sich jedes Paar besonders, am Ende der Tour küßt man sich, nun walzt jede Mannsperson nach der Reihe mit allen Frauenzimmern und küßt jede am Ende; oft nimmt eine Mannsperson zwei Mädchen auf einmal auf, tanzt mit ihnen die Tour durch und küßt beide zugleich.

Außer den allgemeinen Jahr- und Familienfesten haben sie auch häufig, vornehmlich im Herbst, bei und nach Einsammlung der Feldfrüchte, gesellschaftliche abendliche Zusammenkünfte, welche tourweise bei der ganzen Nachbarschaft stattfinden, an welchen es nicht minder lustig, als an den großen Festtagen zugeht. Diese geselligen Abendversammlungen zur Herbstzeit sind auch den Bauern des europäischen Rußlands nicht unbekannt. Die sibirischen Bauern sind Freunde des geselligen Gesanges. Die meisten ihrer Lieder stammen wie ihre Spiele aus dem europäischen Rußland; doch haben sie auch eigenthümliche, die sich auf die Local-Verhältnisse ihres Landes und Volkslebens beziehen. Der gesellschaftliche Gesang pflegt eines der wesentlichsten Vergnügen bei ihren Zusammenkünften zu

sein. Junge Leute treten im Kreis zusammen und singen im Chor die beliebtesten Volkslieder, wobei die ältern zuhören.

Welches Land, vorzüglich das, in dem die Bildung erst emporzudämmern beginnt, ist nicht dem Aberglauben und den Vorurtheilen unterworfen? Sibirien ist mit ihnen angefüllt. Hier nur einige der auffallendsten: Feuerbrände in die Flamme zu stoßen, erregt Unfriede und Disharmonie im Gewerbe; wenn Birk- oder Auerhähne sich auf's Dach eines Hauses setzen, stirbt dessen Besitzer; wer auf dem Wege ein Messer mit nach dem Boden gerichteter Schärfe findet und es aufhebt, stirbt; das Gebrüll einer Kuh in der Nacht bringt Unglück; bezieht man ein neues Haus, so opfre man ja seinem Schutzgeiste unter dem Fußboden ein Stück Brod und bitte um seinen segnenden Beistand; ein gleiches thue der Steuermann, wenn er auf einem Flusse Wasserfälle passirt.

Herr v. Stepanow schließt diesen Aufsatz mit folgender Bemerkung: Alle in Sibirien erhaltene Ueberbleibsel von vielleicht einst mächtig gewesenen Urvölkern, alle Stände der vom jenseitigen Ural freiwillig herübergekommenen Ansiedler, haben bestimmt ihre großen Fehler und Gebrechen; doch sind es größtentheils nur Schwachheiten, die selten zu Verbrechen ausarten. Merkwürdig und beachtungswerth bleibt dabei der Widerspruch gegen die allgemein herrschende Meinung: als wenn ein lasterhaftes Herz eine Menge schuldloser anstecke und verführe; denn die Sibirier, in deren Mitte sich doch eine so große Zahl von Verbrechern findet, werden dadurch keineswegs schlechter, sondern suchen vielmehr ihren üblen Neigungen eine gute Richtung zu geben, und ihre Sitten möglich zu bessern.

Capitain Back's Bericht über seine letzte Nordpolreise.

Die britische Regierung hatte bekanntlich den, schon durch seine frühere Reise zur Aufsuchung des todtgeglaubten Cap. Roß und seiner Mannschaft bekannten Capitain Back mit einer neuen Nordpol-Mission beauftragt, und dazu das Dampfboot Terror ausrüsten und befestigen lassen, um dem Eise Widerstand leisten zu können. Die Expedition war im Juni 1836 abgesegelt, mit dem Plane die Repulse-Bai, Wager-River oder die Nordwestküste der Hudsons-Bai zu erreichen. Von da sollte eine Abtheilung quer über den vermeintlichen Isthmus nach dem arktischen Meere gehen, um längs den nördlichen Küsten Amerikas zu kreuzen

und die Umrisse derselben zu bestimmen. Der nachstehende Bericht, welchen Capitän Back bald nach seiner, im September dieses Jahres erfolgten Zurückkunft der königl. geographischen Gesellschaft zu London abgestattet hat, gibt eine Schilderung der physischen Hindernisse, welche auch dieses Unternehmen scheitern machten.

„Da die Expedition von welcher ich so eben zurückgekehrt bin, von der geographischen Gesellschaft ausgegangen und, auf deren Empfehlung, durch die k. Regierung auf höchst liberale Weise ausgestaltet worden ist, so halte ich es für meine Pflicht, der Gesellschaft einen Umriß der Hauptereignisse mitzutheilen, seit meiner Abreise von England im Juni vorigen Jahres bis zu meiner Zurückkunft in Lough Swilly am 3. September d. J. In einem solchen Berichte ist es unmöglich, alle die außerordentlichen, ja, ich darf wohl sagen, beispiellosen Umstände ausführlich zu beschreiben, welche unser Verfahren in seinem ganzen Verlaufe begleiteten. Diese Details hoffe ich in Kurzem der Gesellschaft und dem Publikum in einer vollständigen Form vortragen zu können; unterdessen aber bin ich denen, welche einen so lebhaften Antheil an der Expedition genommen, schuldig, eine authentische Erzählung der Reise zu liefern, die jedoch nothwendig kurz sein muß, und in Auszügen aus meinem Tagebuche bestehen wird, welche am geeignetsten sind, von den seltsamen Ereignissen deren Zeugen wir waren, einen richtigen Begriff zu geben.

Am 23. Juni reisten wir von Papa Westra ab und steuerten quer über den atlantischen Ozean. Am 29. stießen wir auf Eis, und Tags darauf erblickten wir zuerst die Küste von Labrador, unweit Cap Chudleigh. Am 1. August passirten wir die Hudsonsstraße und sahen am 5. auf der Höhe des North Bluff einige Schiffe der Hudsons-Compagnie, dem Anschein nach von Eis umringt. Indem wir uns dicht ans Land hielten, ließen wir sie hinter uns, und verloren sie bald aus dem Gesicht; am folgenden Tage waren wir selbst festgehalten. Das Eis war massenhaft und bedeckte nach der Hudsons-Bai zu den Horizont so weit als man vom Mastkorb aus sehen konnte, während die Aussicht nach Nordwesten hin eine günstige war, weshalb ich denn keinen Anstand nahm, diese Richtung einzuschlagen. Bis zum 16. August hatten wir eine Strecke von 40 (engl.) Meilen von den Dreieinigkeits-Inseln zurückgelegt, erblickten jedoch Baffin-Insel und, nach Südwest, Southampton-Insel erst am 23. Hätte ein Westwind in dieser Crise nur zwei Tage angehalten, so wären wir in Stand gesetzt worden, die Repulse-Bai zu gewinnen; allein Ostwinde herrschten vor und verdichteten die ganze Eismasse dergestalt, daß

vom Umkehren, um südlich der Southampton-Insel und Sir Thomas Roes Welcome hinaufzufahren, nicht die Rede sein konnte. Am 29. wurden wir vom Eis nach 65° 50′ NBr. und 82° 7′ WL. geschoben. Dies war unser nördlichster Punkt und hier befanden wir uns innerhalb 40 Meilen von der Winter-Insel, wo der Hecla und die Fury (die Schiffe des Cap. Roß) den Winter v. 1821—22 zugebracht hatten. Mittelst Bohrens im Eise, arbeiteten wir das Schiff südlich nach der Southampton-Insel hin, indem die versprechende Erscheinung von offenen Wasserkanälen uns nach dieser Richtung lockte. Am 4. September waren wir nur noch 136 Meilen von der Repulse-Bai und eine zwei Tage anhaltende starke Brise hätte uns durch die gefrorene Straße nach unsrer Bestimmung gebracht. Während der nächsten 14 Tage trifteten wir langsam westlich und kamen nicht ganz drei Meilen entfernt bei Cap Comfort vorbei, ein steiles Vorland von ungefähr 1000 Fuß Höhe über dem Niveau. Am 20. September setzte uns die durch das Eis erzeugte Kälte so ernstlich zu, daß einige Taue des Schiffes sprangen.

Am 22., wo wir uns innerhalb 25 Meilen von der Duke of York's Bai befanden, versuchten wir, uns einen Weg durch das Eis zu sägen, fanden es aber unmöglich, indem es sich gleich wieder schloß. Von diesem Tage an konnten wir das Schiff nicht mehr beherrschen; vom Eise dicht umsetzt, war es ein Spielball der Winde und Fluthen. Am 26. wurden wir nach 65° 48′ Br. 83° 40 L. unser westlicher Punkt, 90 Meilen von der Repulse-Bai getrieben. Ein Eisstoß aus Osten hob am 27. den Spiegel des Schiffes $7\frac{1}{2}$ Fuß aus dem Wasser; der Wind war überhaupt beständig östlich. Am 9. October zeigte sich längs der Küste bis nach Cap. Bylot, 12 Stunden lang ein freier Kanal, eben so am 27., wir waren jedoch so völlig eingefroren, daß wir keinen Nutzen daraus ziehen konnten, obgleich, um diesen wichtigen Zweck zu erreichen, die Eissäge, Aexte und alle andere uns von der Regierung so liberal mitgegebenen Werkzeuge angewendet und die Kräfte der Offiziere und Mannschaft bis aufs Aeußerste angestrengt wurden. Am 17. October sank das Thermometer F. 9° unter Null. Mit Anfang Novembers wurde das Schiff überdacht und jede sonstige Vorkehrung gegen des Winters Strenge getroffen; es erhoben sich Schneewälle rings um das Schiff und solchergestalt trifteten wir auf der Höhe von Cap Comfort hin und her, bisweilen dem Felsen so nahe, daß die Sicherheit des Schiffes merklich gefährdet erschien. Am 21. Dez. trieb uns ein wüthender Sturm aus Westen 14 Meilen von der Küste ab, abwärts von Cap. Comfort, von welchem Punkte an

wir die in unsern Karten bis dahin noch nicht angegebene Küste aufnahmen, während wir nach Südost bis Sea-horse Point, der östlichsten Spitze der Southampton-Insel, eine Strecke von ungefähr 120 Meilen getriftet wurden. Kahle Hügel und Klippen, von 750 bis 1000 Fuß Höhe, bildeten den allgemeinen Charakter der Küste. Am Weihnachtstage zeigten sich die ersten Symptome des Scharbocks, welcher allmählig alle am Bord ergriff. Es lagen einmal 25 Mann krank daran, doch sind nur drei Personen, der Kanonier und zwei Matrosen, dieser schrecklichen Krankheit erlegen. Im Anfang Januars, während einer Windstille, sprang unsre Eisscholle mit entsetzlichem Krachen entzwei — das Signal zu einer Reihe solcher Stöße, daß es nur der außerordentlichen Stärke des zur Befestigung des Schiffes angewendeten Zimmerholzes und Eisens zuzuschreiben ist, daß wir nicht erdrückt wurden; aber auch so war das Schiff nach jeder Richtung auf Stärkste angespannt. Früh am 15. Februar, wo wir 33° Kälte F. hatten, fand ein Platzen des Eises statt, Eiswogen von 30 Fuß Höhe wälzten sich gegen das Schiff, welches entsetzlich krachte, die Verdecke wurden zerrissen, die Balken von ihren Pfeilern gehoben, Taue und Steine, die als Stützen gebraucht wurden, gaben nach, eiserne Bänder lösten sich und der Bau des Schiffes wurde so gewaltig erschüttert, daß einige Leute umfielen. Doch war dies nicht unser größter Unfall.

Am 15. März, als wir unweit einer niedrigen Landspitze, seitdem passend genug Schreckens-Spitze (Terror Point) genannt, südöstlich trifteten, nahm ein entsetzlicher Eisstoß aus Nordwest das Schiff im Spiegel und wiewohl bis an die Ankerflügel in einer von Eis gebildeten Decke begraben, so war doch der Druck so ungeheuer, daß das Schiff aufs Steuerbord geworfen, der Posten am Spiegel hinweggerissen und der Spiegel selbst 7 Fuß über Wasser gehoben wurde. Noch in der nämlichen Nacht riß ein zweiter Eisstoß den Rest unserer Scholle mit sich fort und trieb das Schiff aufs Eis, so daß sein Vordertheil gänzlich außer Wasser stand, und sein gesenkter Spiegel von einer überragenden mehr als 30 Fuß hohen Eiswoge bedroht war, die jedoch, der Vorsehung sei Dank, als sie das Schiff berührte, still stand. Das Wasser strömte durch den Spiegel herein und das Schiff krachte und spannte sich in allen Richtungen. Wir holten den Mundvorrath aufs Verdeck, ließen die Bote hinab und trafen Vorkehrungen für den schlimmsten Fall: mitten in der Finsterniß und Stille der Nacht erwarteten wir ruhig den nächsten Stoß, der, aller menschlichen Berechnung nach, der letzte sein mußte. Der Himmel hatte es anders gewollt und in dieser neuen Eiswiege wur-

den wir ohne weitern Schaden nach Sea-horse-Point getrieben. Das uns tragende Eis hatte eine Dicke von 70 Fuß, und erst nachdem wir es 25 Fuß tief durchsägt hatten, sahen wir uns aus dieser bedenklichen Lage befreit. Die Lage von Sea-horse-Point bestimmten wir 63° 40′ L. 80° 20′ West, Variation 49° westlich; die niedrigste Temperatur war 53° unter Null, wo sowohl Quecksilber als Branntwein gefroren waren. Am 1. Mai wurde das Schiff, noch immer auf dem Eise nach Mill-Insel getrieben, von da nach dem Süden von Nottingham-Insel, zwischen dieser und Cap Wolstenholme, einer senkrechten Klippe von 1000 Fuß Höhe; von da nach dem Norden der Charles-Insel, die wir am 21. Juni erreichten. Das Eis gab jetzt Anzeichen des Auseinandergehens, worauf wir alle an die Arbeit gingen mit einer 35 Fuß langen Eissäge die durch Scheeren in Bewegung gesetzt wird; der Erfolg war, daß am 11. Juli, nachdem wir die Scholle bis auf 3 Fuß durchsägt hatten, sie in einer Längsspaltung auseinanderging und die Backbordseite somit befreit war. Wir setzten sogleich Segel auf, fanden aber, daß wir das Schiff nicht von einem Eisberg zwischen dem Vorder- und Hauptdeck befreien konnten. Nochmals griffen wir zu den Eissägen und Bohrern, als der Eisklumpen, noch immer fest am Schiffe, an die Oberfläche des Wassers stieg und das Fahrzeug auf die Seite warf, so daß das Wasser mit entsetzlicher Schnelligkeit eindrang. Ohne Verzug gingen alle wieder ans Werk und arbeiteten Tag und Nacht ununterbrochen an dem ermüdenden aber unerläßlichen Sägen, bis die Leute so erschöpft waren, daß ich mich genöthigt sah sie abzurufen, um sich zu erholen und Erfrischungen zu nehmen. Keine Viertelstunde nachdem sie das Eis verlassen hatten, fand eine plötzliche Spaltung desselben statt, und die Masse krachte mit furchtbarer Heftigkeit gegen die Schiffsseite, die Taue und Sparren, welche in der Voraussicht eines solchen Ereignisses hier angebracht waren, wie so viele Faden und Schwefelhölzer zerreißend und zerbrechend. Nur der gnädigen Dazwischenkunft der Vorsehung ist es zu verdanken, daß wir nicht von der Eismasse, die wir so eben bearbeitet hatten, zermalmt wurden. Nachdem sich das Eis getrennt, hob sich das Schiff wieder empor und trieb. Da wir das alte Steuer nicht mehr anbringen konnten, so wurde ein neues, welches wir vorräthig hatten, eingepaßt und Segel aufgesetzt. Im höchsten Grade waren wir gespannt, ob das Schiff seinem Steuer gehorchen würde, und wie es nun vor dem Winde dahin eilte, mit der Spitze nach England gerichtet, so brachen alle in einen Schrei des Dankes aus. Bis zum letzten Augenblick hielt ich die

Hoffnung fest, daß die erlittene Havarie nicht so groß sein möchte, mein Vordringen bis zur Wager-Insel, bei Sir Thomas Roe's Welcome vorbei, zu hindern, wo ich das Schiff auf den Strand bringen und den Schaden ausbessern lassen wollte, während ein Theil der Mannschaft in Booten den Zweck der Expedition verfolgte. Allein als ich fand, daß zwei Pumpen beständig in Gang bleiben mußten, um das Schiff frei zu halten, daß sowohl der innere als der äußere Spiegel-Posten fortgerissen, und der Kiel wesentlich beschädigt war, so hielt ich es, obgleich nur nothgedrungen, für meine Pflicht, so schnell als möglich nach Hause zu eilen. Zum Glück war anfänglich unsere Fahrt über das atlantische Meer günstig, später jedoch ward das Wetter stürmisch, und die Schiffslecke erweiterten sich dergestalt, daß wir nur durch unablässiges Pumpen in Gang bleiben konnten; auch waren wir zur Sicherung des Schiffes genöthigt, es mit dem Stromkabeltau zu gürten. Am 6. Aug. passirten wir auf unserem Rückwege die Hudsonsstraße und trafen am 3. September in Lough Swilly ein, ohne seit dem Juni 1836 irgendwo vor Anker gegangen zu sein. — Es wäre jetzt vergeblich, darüber Hypothesen aufzustellen, was das Resultat dieser Expedition gewesen wäre, wenn ich Repulse Bai oder Wager River erreicht hätte. Doch muß ich als meine fortwährende Meinung es aussprechen, daß das Werk ausführbar ist, sobald es einer Schiffsmannschaft erst gelungen ist, einen der erwähnten Ausgangspunkte zu erreichen. Die Nordostküste von Southampton-Insel ist jetzt vom Lieutenant Owen Stanley zum erstenmale aufgenommen. Derselbe hat ferner mehrere Ansichten der Küste und eine Karte angefertigt, welche den Weg des Schiffes und die merkwürdige Lage desselben auf dem Eise zeigt, während Lieutenant Smyth eine Reihe charakteristischer Zeichnungen als Erläuterungen hinzugefügt hat." — Schließlich bezeugt der Capitain noch seinen Dank für die wesentliche Mitwirkung der Offiziere und den unverdrossenen Gehorsam der Schiffsmannschaft.

Die Schifffahrt auf der Lena.*)

Die großen Flüsse Sibiriens, in dem größten Theile ihres Laufes schiffbar, sind für das Land von nicht zu berechnender Wichtigkeit, obgleich sie wenig die Verbindung dieser weiten Provinzen mit Europa erleichtern. Alle diese Flüsse entspringen am Fuße des Altai, strömen von Süden nach Norden, und ergießen sich in das Eismeer. Der größte Theil der Bevölkerung, insbesondere die Russische, die allein directen Verkehr mit Europa unterhält, befindet sich im südlichen Theile des Landes, nahe bei den Quellen der Flüsse. Die Schifffahrt ist hier außerdem während sieben Monate im Jahre durch das Zufrieren der Flüsse unterbrochen; es ist daher natürlich, daß die Waaren die nach Europa ausgeführt werden, und die, welche man dagegen erhält, zum größten Theile zu Lande von Sibirien nach Moskau, oder von den Ufern der Wolga an die Küsten des Baikals gelangen. Die Produkte Chinas kommen uns zwar auf der Selenga und dem Ob, welche von Osten nach Westen fließen, zu, allein diese Flüsse können nicht zum Transport von Waaren dienen, die man von Europa an die Grenzen von China sendet, da man gegen den Strom segeln müßte. Dagegen bilden der Ob, Jenißei und die Lena die Hauptverbindungswege zwischen dem an Getraide, Früchten und Gemüse ergiebigen südlichen Sibirien und den weiten nördlichen Gegenden, die unbebaut sind, und von Jägern bewohnt werden, und deren Reichthum nur in kostbarem Pelzwerke besteht. Obgleich dieses ungeheure Land bevölkert ist, so ist doch sein Verkehr mit den Städten des Südens häufiger, der Handel und die Schifffahrt auf den Flüssen viel bedeutender als man glauben sollte, und namentlich ist die Lena, die so weit von den Grenzen Europas entfernt ist, im Sommer mit einer großen Anzahl von Schiffen und Fahrzeugen bedeckt.

Dieser majestätische Fluß, der mitten in den Klippen entspringt, welche den Baikal-See an der Nordwestseite einfassen, fließt durch das Gouvernement Irkutsk und durch die Provinz Jakutsk und ergießt sich unter dem 72sten Breitegrade in das Eismeer, nachdem er einen Weg von 4000 West zurückgelegt hat. Oberhalb der Stadt Kirensk ist sein Bett wenig tief, so daß an einigen Stellen das Wasser in der Mitte des Sommers nur ¼ Arschin tief ist. Unterhalb Kirensk aber ist seine

*) Aus dem Journal de St Petersbourg.

Tiefe an keiner Stelle geringer als ein Faden, und beträgt oft sogar zehn. Zwei bis drei Werst breit fließt die Lena zwischen zwei steilen Ufern, die sich bis zu einer Höhe von zwanzig, ja sogar von vierzig Faden erheben. Diese Ufer, die aus Kalk- und Sandfelsen bestehen, bilden beinahe durchgängig perpendiculaire Wände, und endigen in Klippen und Spitzen, die oft, wenn die Abenddämmerung oder Mondschein die Umrisse ungewiß macht, dem getäuschten Auge ein altes Schloß oder die Kuppeln und Minarets einer Moschee darbieten. Diese Felsen sind größtentheils mit undurchdringlichen Waldungen bedeckt, welche Ueberfluß an Wild haben. Weiter hin bildet der Fluß, der, vergrößert durch die Gewässer des Vitims und der Olekma, immer breiter wird, zahlreiche Inseln, deren Boden eine üppige Vegetation erzeugt, und von denen mehrere von Jakutischen und Tungusischen Familien bewohnt sind. In der Nähe der Stadt Jakutsk ist die Lena nicht weniger als 10 Werst breit, und weiterhin wird sie noch breiter, und die Felsen erheben sich weniger über ihre Ufer; zuletzt verlieren sie sich ganz und der Fluß strömt durch einförmige mit Moos bedeckte Sümpfe. Nahe bei seiner Mündung theilt er sich in sehr viele Arme, die durch sumpfige Inseln von einander getrennt sind; da, wo dieser Fluß sich in das Meer ergießt, beträgt die Entfernung der beiden äußersten Arme von einander mehr als 200 Werst (gegen 30 D. Meilen).

Der Fluß wird gewöhnlich im Monate Mai vom Eise befreit; dann erhebt er sich durch das Schmelzen des Schnees auf zwei oder drei Faden über sein gewöhnliches Niveau. Indem er ungeheure Eisschollen mit sich führt überschwemmt er oft die Inseln, so wie die Ufer, welche seinen Wellen keine Klippen entgegensetzen. Oft werden diese Ueberschwemmungen für die Jakuten verderblich, indem ihre Hütten zerstört und ihre Heerden, welche den einzigen Reichthum dieses Volkes bilden, fortgerissen werden; manchmal verschwinden auch Inseln, und neue entstehen. Aber kaum sind die Gewässer zurückgetreten, so bemerkt man eine neue Thätigkeit an den Stellen, welche die Mittelpunkte des Handels dieser Gegenden geworden sind. Sobald die Kommunikation hergestellt ist, bringen die Irkutskischen Kaufleute die für den Markt von Jakutsk bestimmten Waaren zu Land an die Katschugskajasche Anfahrt, auf dem rechten Ufer der Lena, 220 Werst von ihrer Stadt. Diese Waaren sind einige Stoffe, die aus dem Europäischen Rußland in diese entfernten Provinzen gesendet werden, eine bedeutende Quantität Mehl und Branntwein aus Irkutsk, Eisen aus den Minen des Urals, und

Thee von den Grenzen Chinas; alle diese Waaren, die man zu einer Million Rubel im Werthe schätzen kann, werden nun auf Barken mit flachen Boden geladen, von denen die größten zehn bis funfzehn Faden lang, zwei bis vier Faden breit und zwei bis drei Arschin tief sind; sie können eine Ladung von 10,000 Pud tragen, und haben einen Mast und fünf Paar Ruder. Der Strom führt sie mit großer Schnelligkeit fort, und überdieß bietet die ganze Ausdehnung des Flusses, so weit sie zur Schifffahrt benützt wird, weder Gefahren noch Schwierigkeiten dar. Das Salz, welches man aus den Salzseen der Kirgisischen Steppen zieht, wird zu Lande zu der Ust-Kutskajaschen Anfahrt gebracht, die weiter abwärts und 360 Werst von der ersten liegt. — Nachdem man nun den kleinen Flecken Olekminsk, der einen sehr bedeutenden Pelzhandel treibt, ob er gleich kaum einige hundert Einwohner zählt, berührt hat, so kommt man in der Mitte des Monates Juli in Jakutsk an. Diese Stadt, deren Bevölkerung sich auf 3000 Seelen beläuft, und die mehrere Kirchen, ein altes hölzernes Fort und einen schönen steinernen Bazar besitzt, ist der Mittelpunkt der Handelsverbindungen in diesem entlegenen Theile von Sibirien geworden. Die Jakuten und Tungusen verkaufen hier die Beute, die sie auf der Jagd machen; die mit Pelzwerk, Mammuths- und Elephanten-Zähnen beladenen Barken, welche von der unteren Lena oder von den ihr zuströmenden Flüssen, von der Aldane und dem Wilui kommen, gehen den Fluß hinauf bis zu dem Hafen dieser Stadt; die schönen Pelze, die von Amerika über das Meer nach Ochotsk gelangen, werden zu Lande von dieser Seestadt nach Jakutsk gebracht, wo die Amerikanische Compagnie ein Comptoir errichtet hat, und von den Ufern der Lena wird ebenfalls zu Lande Provision für die Russischen Niederlassungen in Amerika versendet. Die mit den Produkten des Südens beladenen Fahrzeuge, welche stromabwärts bis nach Jakutsk kommen, machen gewöhnlich nur eine Reise; man verkauft sie in Jakutsk, mit Ausnahme einiger Barken von größerer Art; eine kleine Anzahl Fahrzeuge reicht hin, um die von den Irkutskischen Kaufleuten erhandelten Gegenstände nach Irkutsk zu bringen.

Der Werth des jährlich von Jakutsk an die Ufer der oberen Lena ausgeführten Pelzwerkes übersteigt 3,000,000 R. Ein Theil desselben, dessen Werth man auf 300,000 R. schätzen kann, ist zur Ausfuhr nach Europa bestimmt, und wird nur bis zur Ust-Kutskajaschen Anfahrt zu Wasser gebracht; von da führt man diese Waaren zu Lande an die Ufer der Angara, auf welcher sie nach Jenißeisk gelangen. Alles übrige Pelz-

werk geht von Jakutsk über die Katschugskajasche Anfahrt nach Irkutsk, um in Kjachta gegen Chinesische Produkte vertauscht zu werden.

Englischer Parlamentsbericht über die Ureinwohner der britischen Kolonien.

Seit drei Jahren besteht ein Parlamentsausschuß, beauftragt die Frage zu untersuchen: „Welche Maßregeln sind in Betreff der Eingebornen in Ländern, wo sich britische Colonien befinden, zu nehmen, um die schuldige Achtung ihrer Rechte mit der Verbreitung der Civilisation und dem Hinleiten zur freiwilligen Annahme der Christusreligion zu vereinigen." Die Committee hat das Ergebniß ihrer Forschungen vor kurzem im Druck erscheinen lassen. Der Bericht beginnt mit New-Foundland. Dort war es früher ein Verdienst, einen Wilden zu tödten; dort, wie in den holländischen Besitzungen in Südafrika, galt früher die Tödtung der Wilden für eine religiöse Pflicht. Barrow schreibt, als er einen Kolonisten gefragt, ob die Eingebornen zahlreich, habe er geantwortet: „Ich habe heute erst vier geschossen." In New-Foundland müssen früher die Einwohner sehr zahlreich gewesen sein, denn Capitain Buchan fand von ihnen längs einer Strecke von 30 Meilen aufgeworfene Erdwälle, ein Werk, was eine große Anzahl Hände erforderte. Die Engländer bemächtigten sich der Station, wo sie zu fischen und zu jagen pflegten, und erschlugen, statt sie zu entschädigen, eben so viele derselben, als ihre Feinde, die Mikmak-Indianer. Als 1810 auf Sir E. Duckworths Befehl eine bessere Behandlung derselben eintreten sollte, zählte Buchan noch ungefähr 4 bis 500. Sie nahmen aber immer mehr ab, und es ist wahrscheinlich, daß die letzten des Stammes, ein Mann und eine Frau, 1823 von einem Engländer erschossen wurden. Drei gefangene Weiber waren kurz vorher in der Haft gestorben; und man kann also annehmen, daß die Engländer auf diesem Eilande die Ureinwohner gänzlich vertilgt haben. — Nicht viel besser lautet der Bericht über die nordamerikanischen Indianer. Die Worte eines bekehrten Tschippawäer Häuptlings an Lord Goderich schildern ihre Geschichte in kurzen ergreifenden Zügen. „Wir waren einst sehr zahlreich, und uns gehörte Ober-Canada, wir lebten vom Jagen und Fischen, aber die weißen Männer kamen, um mit uns zu handeln, und gaben unsern Vätern das Feuerwasser zu trinken, das sie arm und krank machte und manchen Stamm ganz getödtet hat. Seit

der Zeit sind wir sehr Wenige geworden." Noch vor wenigen Jahren trieben diese Indianer sogar Ackerbau und unterstützten die englischen Niederlassungen während einer Hungersnoth mit Getreide. Aber sie wurden vertrieben, der Pelzhandel eingeführt und sie so von einem edlen Volksstamme zu einem Zustande hinuntergedrückt, in dem sie elender sind als Zigeuner. Die Indianer von Neu-Braunschweig schildert Douglas 1825 als sich vermindernd und im elendesten Zustande; die von Neu-Schottland, die Mikmak's, beschreibt Kempt als umherstreifend und ihr Pelzwerk für Rum vertauschend. General Darling (der 1828 Canada bereiste) erzählt, daß die armen Wilden von Canada täglich von ihren aufgeklärten weißen Brüdern in ihren Niederlassungen ausgeplündert werden. Eben so lautet die Beschreibung der Algoquinen, Nipissings und Irokesen von demselben Manne. Die Krihks, einst ein mächtiger Stamm, haben sich von 10,000 in wenigen Jahren bis auf 200, höchstens 300 vermindert. Eben so schmelzen die Kupfer-Indianer durch Berührung mit den Weißen, durch schlechte Behandlung und aufgebürdete Lasten immer mehr zusammen. Während des Streites zwischen der Hudsons-Bai- und Nordwest-Gesellschaft verführte man die Indianer, blutigen Antheil an dem Kampfe dieser Handelscompagnie zu nehmen. Dieses Alles, heißt es in dem Bericht, erfordert nothwendig ein Aufgeben des bisherigen Systemes und die Annahme anderer Maßregeln gegen die unglücklichen früheren Eigenthümer des Landes.

Der Bericht geht von dem traurigen Gemälde nun auf das englische Guiana über. Zwischen dem Orinoco und dem Amazonenstrom zogen wandernde Stämme umher, den Niederlassungen Demerara und Essequibo näher oder ferner bleibend. Es sind die Karaiben, Arawacker, Warrows und Akkawäer. Auch die Zahl dieser hat abgenommen nach ihrem eigenen einstimmigen Zeugnisse, und zwar ist diese Verminderung in den letzten 8 oder 10 Jahren immer merklicher geworden. Im Jahre 1831 schätzte man ihre Anzahl auf 5100. Fünf Herren in der Colonie tragen den Titel: „Protector der Indianer," welche Unterbeamte halten, um den Indianern die gebräuchlichen Geschenke, von denen ein großer Theil in Rum besteht, zu überreichen und die Desertion von Negern in ihre Reihen zu verhüten; allein seit der Aufhebung der mährischen Mission am Courantill ist weder etwas für ihren religiösen noch sittlichen Unterricht geschehen, um das Schlimme, was England ihnen überbracht, mindestens theilweise wieder gut zu machen. Im Gegentheil wirken mehrere Gesetzbestimmungen direct dahin, sie zu demoralisiren, und das Strafgesetzbuch

der Eroberer wird schonungslos auf Leute angewandt, die keinen Begriff von demselben haben, so daß, nach Lord Goderichs Worten, England sie mit dem Leben seiner Civilisation in Berührung gebracht hat, nicht um sie der Wohlthaten desselben theilhaftig zu machen, sondern nur, um sie die Barbarei seiner Strafgesetze erleiden zu lassen. Von den Karaiben, den Ureinwohnern der westindischen Inseln, ist wenig mehr übrig, als die Sage, daß sie einst existirt hätten. Noch tiefere Schatten fallen auf die Europäer, wendet man den Blick zu dem trostlos elenden Zustande der Eingebornen von Neuholland. „So erbärmlich ihr Zustand auch war," sagt Bischof Brougthon, „bevor wir zu ihnen kamen, so ist er dennoch seitdem noch viel elender geworden. Ich glaube bestimmt, daß Alle, die mit uns in Berührung kommen, in sehr wenigen Jahren gänzlich untergehen werden; ich will nicht sagen, daß sie vertilgt werden, aber sie werden untergehen. Es ist entsetzlich, daß nach länger als 50 Jahren, seitdem christliche Völker neben ihnen leben, auch gar nichts zur Verbesserung ihres Zustandes geschehen ist. Moralische Ansteckung hat sich unter ihnen verbreitet, und sie scheinen gegen die besseren Eigenschaften ihres Charakters, die sie verlieren, unsere niedrigsten und widerlichsten Laster anzunehmen." Viele Mordthaten werden von den freien Anpflanzern an ihnen verübt. Viele fallen durch die Waffen der ausgesandten Militärexpeditionen. Am furchtbarsten hat sich der Zustand der um Sidney Lebenden verwandelt. Dort sieht man sie in der Straße umherirren, um Brod, Kleider und Rum bettelnd. Von Stämmen, die früher 2 bis 300 Seelen stark waren, sind jetzt kaum noch zwei oder drei übrig. Dieser unerhörte Zustand hat denn die Regierung genöthigt, Befehle zu geben, um ihr großes Unrecht wieder gut zu machen; die niedergesetzte Commission mußte die traurige Thatsache anerkennen, daß die eingebornen australischen Stämme der Ungerechtigkeit und Grausamkeit der Europäer auf eine Weise ausgesetzt seien, die nothwendig Abhülfe durch Gesetze fordere. Ein an einem britischen Soldaten begangener Mord ward durch eine blutige Expedition gegen den ganzen Stamm gerächt, und doch geht z. B. aus Wilsons Reise klar hervor, daß die Eingebornen, wenn man sie nur billig behandelt, sanft und umgänglich sind. Auf Vandiemensland hatten die schändlichen Grausamkeiten, Mißhandlungen und Räubereien der Colonisten die Eingebornen, wie der Gouverneur, Obrist Arthur, selbst später fand, einen edlen Volksstamm zu einer solchen Erbitterung gebracht, daß, um den gegenseitigen Rachethaten und Todtschlägen ein Ende zu machen, es zum Heil der Colonie unumgänglich erachtet ward, sämmtliche Eingeborne

mit Gewalt oder Güte von dem Boden, den ihre Urväter ihnen hinterlassen und auf dem sie bis zur Ankunft der Engländer frei und mächtig gelebt, zu entfernen und ganz zu vertreiben. Diese Ungerechtigkeit fand wirklich statt, und die ganze Bevölkerung von Vandiemensland ward, wie der Gouverneur schreibt, mit ihrer Bewilligung im September 1834 nach der Flinders-Insel übergesiedelt. Kein einziger von dem Stamm der Ureinwohner lebt mehr in Vandiemensland, und die von Murray vorhergesagte Vertilgung und Vertreibung der eingebornen Stämme hat wirklich stattgefunden.

Miscellen.

Menschenopfer in Ostindien.

Unter den Khunds in Gumsar*) hat man weitverzweigte Anstalten zur Darbringung von Menschenopfern entdeckt. Mehrere, schon zum Opfertode bestimmte, Opfer sind noch glücklich gerettet worden. Der englische Kommissar für die Gegend hatte 24 derselben, 8 Mädchen und 16 Knaben, zusammengebracht. Die Khunds opfern der Erde, Mutti, und glauben, daß sie sich durch diese Opfer eine reiche Ernte, namentlich vom Huldi (?) erwerben. Die Häuptlinge äußerten sich ganz ruhig gegen den englischen Kommissar und behaupteten, der Huldi könne nie seine schöne dunkle Farbe erhalten, wenn nicht Blut dabei vergossen würde. Mit Wissen und Willen opfern sie nie einen Khund oder einen Braminen: mit Ausnahme dieser ist ihnen aber jedes Opfer, von jedem Alter, Geschlecht, Glauben und Farbe gleich genehm. Wohlbeleibte Personen werden den mageren und junge den älteren vorgezogen. Die Opfer werden mit 60—130 Rupis, jedes, bezahlt und den Leuten aus den Kasten der Pan und Harri abgehandelt, welche die Opfer als ihre eigenen Kinder verkaufen. Offenbar fanden sich aber, unter den Geretteten, Hindus aus allen Kasten, denn jene stehlen sie und verhandeln sie dann an die Khunds. Die Kinder werden, nachdem sie gekauft worden sind, oft mehrere Jahre lang gefangen gehalten. Sobald sie ein Alter erreicht haben, in dem sie wissen können, wozu sie bestimmt sind, werden sie in Fesseln verwahrt. Zwei der Geretteten hatten schon Jahre lang Fesseln getragen, und einer sogar so lange, daß er sich gar nicht mehr erinnern konnte, wann er frei gewesen sei. Mit Ausnahme dieses Zwanges werden sie gut gehalten, und bekommen dieselbe und eben so viele Nahrung, als die Khunds. Wenn die Opfer bis zur Mannbarkeit erhalten werden, läßt man sie zuweilen sich verehelichen; ihre Kinder werden dann

*) In den sogenannten nördlichen Circars, 69 englische Meilen von dem berühmten Wallfahrtsorte Dschaggernauth. Die Häuptlinge in diesem Lande sind eine lange Zeit, trotz der englischen Herrschaft, beinahe ganz unabhängig gewesen.

ebenfalls zu Opfern bestimmt, und Vater und Mutter geopfert, wenn es für nöthig gefunden wird. Es ist schwer herauszubringen, wie oft dergleichen Opfer gefeiert werden. Ein Khund, von etwa 46 Jahren, sagte, er habe über 50 Opfer erlebt, während andere, von demselben Alter, nur bei zwei bis drei anwesend zu sein behaupteten. Die Opfer findet man übrigens nur in den Häusern der Dorf-Aeltesten: die gewöhnlichen Reyats dürfen keine Opfer schlachten, auch fehlt es ihnen an den Mitteln, da die Veranstaltung eines solchen scheußlichen Festes immer sehr kostbar ist. Ueber die Art und Weise, wie diese Opfer selbst gehalten werden, ist man nicht im Klaren. Nach der allgemeinsten Annahme wird das Opfer zwischen zwei starke Bretter oder Bambusröhre gebunden, von denen das eine quer über die Brust, das andere quer über die Schultern geht. Diese zieht man durch Stricke zusammen und quetscht so das Opfer zu Tode. Sobald dies nur noch schwache Lebenszeichen von sich giebt, wird der Körper auf den Boden geworfen, und unterhalb der Bambus mit Beilen in Stücke gehackt. Nach einigen Angaben soll, nach verschiedenen barbarischen Feierlichkeiten und Gelagen, der ganz zertheilte Körper unzerstückt begraben werden, nach Andern fallen, sobald der Körper zertheilt ist, Alle über ihn her und jeder schneidet ein Stück ab, welches er auf seinem eigenen Grund und Boden vergräbt. Nach Einigen sollen in Gumsar die Körper lebendig zerschnitten werden, was aber nicht immer zu geschehen scheint, obgleich, wenn dies der Fall ist, dadurch das Opfer für Viele vortheilhafter wird. Die englische Regierung denkt aufs Ernstlichste daran, dieser scheußlichen Sitte ein Ende zu machen.

Auszug aus einem ausführlichen Schreiben des Herrn Hofraths v. Schubert, datirt aus der Quarantäne in Livorno, 30. August 1837.*)

St. Leopold bei Livorno am 30. August 1837. Noch nie habe ich die Worte des vielsinnigen Verses:

Inveni portum, spes et fortuna valete!

in ihrer näher liegenden Bedeutung so tief empfunden, als in der Stunde, in welcher ich gestern vor vier Wochen den Hafen von Livorno vor mir sah, auf dessen festem sicherem Boden ich jetzt ausruhe. Ich hatte bei der 33tägigen Dauer unserer Quarantäne schon bisher und habe noch fortwährend Muße genug, auf die ganze zurückgelegte Reise wie auf ein zwar etwas saures, aber wohlgelungenes Werk meines Lebens zurückzublicken. Ich darf wohl sagen, ich habe in einem weiten, reichen Umfange jene Länder und Gegenden der Erde gesehen, denen die bedeutungsvollsten, die erhabensten Zeiten der Geschichte unseres Geschlechts ihr Gedächtniß eingeschrieben haben; nicht nur die Stätten der Wunder der alten Welt, die von Menschenhänden gemacht, und deßhalb, mit Ausnahme der Pyramiden Aegyptens, in Staub versunken sind, sondern die Stätten und Denkmale jener Wunderwege habe ich besucht, welche eine höhere Hand den Menschen führte und deren Folgen deshalb so bleibend, so ewig waren, als die Hand, von welcher jene Wege bereitet wurden. Und nicht mit leeren Händen bin ich aus dem Heimathlande der alten Wunder zurückgekehrt; die Natur hat mir, als einem alten Gastfreund und Diener ihres Hauses, überall, wo ich ihre Hallen betrat, Gastgeschenke dargereicht, köstlichere, als jene, welche die freigebigen Phäaken dem scheidenden Gastfreunde mitgaben; der jugendliche Fleiß meiner treuen, eifrig forschenden

*) Mitgetheilt in den gelehrten Anzeigen der k. bayerischen Akademie der Wissenschaften.

Reisegefährten, Dr. Johannes Roth und Michael Erdl aus München, hat aus den Schatzkammern der afrikanischen Naturreiche, im Thal und in der Wüste am Nil, aus jenen des indischen Gewässers am rothen Meere, wie aus denen des peträischen Arabiens am Sinai und in der Araba, aus denen der südwestlichen und westlichen Küstenländer des Mittelmeeres, in Palästina, Syrien und Kleinasien, so werthvolle Gaben davongetragen, daß ich, wenn sie erst alle dem unsichern Meere entronnen und in der Grotte der vaterländischen Nymphen geborgen sind, schon durch diese wissenschaftliche Ausbeute allein alle Mühe der Reise als überreich belohnt betrachten werde. Von den vier Reisebarometern, die wir aus München und Wien mit uns nahmen, hatten uns zwar die Stöße des Sturmwinds auf dem Meere und die eines schwerfällig schreitenden alten Kameles in der Wüste von Suez drei zertrümmert, aber auch das vierte uns noch übrige war hinreichend, um vorläufig eine sehr fühlbare Lücke der bisherigen Höhenmessungen zu ergänzen, um die Lage einiger der wichtigsten Punkte der arabischen Wüste und ihrer Gebirge, so wie Palästinas und Syriens, über dem Meer zu bestimmen. Ich kenne Ihre Geduld und Nachsicht aus alter Erfahrung; auf diese Nachsicht rechne ich, wenn ich, zunächst um das etwas großsprecherisch lautende Wort ein wenig zu rechtfertigen, das ich vorhin über den Umfang meiner nun zurückgelegten Reise sprach, hier vorläufig nur einige farbige Linien über die Landkarte ziehe, um meinen Weg durch die Länder des Ostens zu bezeichnen. Von unserer Fahrt auf der Donau hinab nach dem schwarzen Meere, will ich nur Weniges erwähnen. Obgleich im Ganzen die Donaugegenden von da an, wo der mächtige Strom die deutsch redenden Länder seines Ursprungs verläßt, zu den Gegenden am Rhein, die ich ein Jahr vorher besuchte, in Beziehung auf die Naturschönheiten der Ufer, sich nur eben so verhalten, wie das Interesse, das die Geschichte der Rheingegenden hat, zu dem, das die Geschichte der untern Donauländer gewährt; so werden uns dennoch die Gegend von Orsova, wie die Herculesbäder bei Mehadia und noch mehrere Punkte von einer ähnlich erhabenen Schönheit, neben dem vielen Herrlichen, das wir auf unserer Reise sahen, in gutem Andenken bleiben. Das schwarze Meer ließ uns in einer seiner Ruhestunden über seine Wogen kommen; von den auf ihm einheimischen Schrecknissen erfuhren wir nichts. Mit Recht hat man die Gegend am Bosporus einen Lustgarten der Erde genannt. Seine Thalschluchten erwählte sich die gebärende Fülle zu ihrem Ruhebette, auf seinen Höhen thronet die Kraft; im Schatten der hohen Platanen und im Dufte der Rosen-

gärten hat alle Lust der Sinne ihre Zauberpaläste aufgeschlagen. Es sind zwei mächtige Welttheile, zwei reiche Königinnen, die sich hier in ihrem Festtagsschmucke begegnen und besuchen; Europa in dem einfacheren, aber bedeutungsvolleren Gewande der Kunst; Asia in dem Prunk des natürlichen Reichthums. Die alte und neue Kaiserstadt des Ostens, Konstantinopel, ziehet das Auge des westeuropäischen Fremdlings, als das Schauspiel einer nie gesehenen Pracht an sich. Sie ist fester gebaut als die des Perserkönigs, eine Brücke, auf welcher vorhin die Kräfte des Ostens zum Westen, jetzt aber vorherrschend, denn der Tag hat sich geneigt, die Kräfte des Westens zum Osten ihren Lauf nehmen. Wir fanden die Herrscherin auf dem Krankenlager einer eben ausgebrochenen heftigen Pest. Dennoch sprach sie zu uns im Stolz ihrer Kraft: „Nicht die Macht des andern Europa's, sondern die einer höheren Hand hat meine Mauern zerrissen und mich gebeugt; die Fahne des Propheten in Ejubs Moschee unter den hohen Platanen ist noch wohl bewahrt, auf der hehren Sophia, dem Prachtgebäude der Christenheit, stehet der Halbmond noch fest, bis die Sonne eines andern Tages, denn der eurige ist, ihn vertreibt." — An der Küstengegend des alten Troja, die wir auf unserer vorgehabten Landreise hatten besuchen wollen, kamen wir so nahe vorüber, daß wenigstens das Auge weithin über die Gegend sich ergehen konnte. Das jetzt langsam schleichende Gewässer des Skamander verbirgt sich im hohen Schilf; ein altes Gemäuer und ein vereinzelter Grabhügel stehen wie überlebende, vom Alter entstellte Greise mitten in der neuen, ihnen fremdartig gewordenen Umgebung da; nur der hohe Ida, mit seiner auffallenden Gestalt blickt noch als derselbe auf die Stätte herab, deren Geschichte im Liede lebt. Tenedos wie Imbros berührten wir nicht nahe, desto mehr aber das fruchtbare, bergige Lesbos. — Noch bei Nacht landeten wir in der Bucht von Smyrna; die aufgehende Sonne beleuchtete uns die Höhen des Sipylos und die grünende Ebene am Ausfluß des goldreichen Hermos. Mehr als der Duft der blühenden Orangengärten in dem heiß und niedrig gelegenen Smyrna, zogen uns nach einigen Tagen die Cypressen des hoch und einsam auf dem Gebirg gelegenen Budjah an sich, das wir während unseres Verweilens in der Gegend vorherrschend zum Aufenthaltsort wählten. Wir beschränkten uns indeß nicht auf die Nähe von Smyrna, sondern besuchten von hier aus das Thal des Kaystros und die Ruinen der einst hochgepriesenen Fürstin unter den Städten Kleinasiens: die Ruinen von Ephesus. Der Umkreis der eigentlichen alten Stadt hat längst aufgehört eine Wohnstätte der Menschen zu sein; nur

der Ziegenhirt sucht sich etwa, wenn er im Frühling da die Heerden weidet, bei den Ruinen des alten Stadiums eine Schlafstätte. Ueber den Marmorstufen des mächtigen Theaters, das einst von den Stimmen der Tausende wiederhallte: „groß ist die Diana der Epheser," krächzt nun die vorüberziehende Schaar der Dohlen; der Tempel der großen Göttin selber, den die alte Welt als eines ihrer sieben Wunder gepriesen, ist ein Feld der hohen Disteln und der wildwachsenden Opoponaxpflanze geworden; von seinen majestätischen Säulen bezeugen nur noch wenige, halbzertrümmerte Reste die Herrlichkeit der andern, welche die Herrscher des östlichen Kaiserreichs zum Schmuck der hehren Sophia in Konstantinopel hinwegholten. Dennoch sind auch die Trümmer des alten Ephesus noch höchst bedeutungsvoll und des aufmerksamen Betrachtens werth; die Hand der Barbaren hat sie nicht hinwegzunehmen vermocht, ihr Name hat sich bei dem Volke des Landes erhalten, während man von dem an dem nachbarlichen Mäander gelegenen Kolossä, noch mehr aber von Laodicäa kaum noch die Stätte kennt. Ein Dörflein der Turkomanen liegt etwa eine halbe Stunde Weges von den Ruinen des alten Ephesus aufwärts. Auch hier stehen mächtige Ruinen, namentlich die der vormaligen Johanniskirche, auf deren Gewölbe das Kreuz wie der Halbmond dem Elend der Zeit unterliegen mußte; denn auch die Moschee, in welche die Kirche verwandelt worden, steht nun als verödetes Gemäuer da. Eine andere Reise führte uns in das noch immer reiche Thal des Hermus. Magnesia ist durch seine Schönheit als Stadt der schönen Lage am Fuß des Sipylos und in der reizenden Ebene werth; über das einst mächtige Sardis ist die Stunde des Untergangs und der Verheerung (augenscheinlich durch Erdbeben) wie ein Dieb in der Nacht gekommen. In den zerrissenen Mauern der (angeblichen) Burg des Krösus prangt nun, statt Goldes, die goldfarbene Blüthe der Herbst-Amaryllis (Amaryllis lutea); zwischen den Ueberresten der römischen Herrlichkeit hat der wandernde Hirte sein Zelt aufgeschlagen; von den Ruinen der christlichen Kirchen wüßten es die beiden einzigen Christen, die noch als Mühlenpächter auf der Stätte von Sardis leben, nicht, daß dieß einst Kirchen waren, hätte es nicht der reisende, der alten Baukunst verständige Fremdling ihnen gesagt. So ist die Hauptstadt des alten Lydiens gefallen, während manche andere im Flußgebiet des Hermus oder in seiner Nähe gelegene Städte noch immer, wenn auch unter andern Namen fortbestehen, namentlich Philadelphia, das sich in der Zeit des Kampfes am längsten gegen die Türken gehalten, und das noch jetzt eine Gemeinde der (freilich nur türkisch sprechen-

den) Christen hat, so wie das durch seinen Wohnbau und Handel mit Opium wohlhabende Thyatira (jetzt Kara Hissar). — Von Smyrna nach Alexandria machten wir die Fahrt auf einem türkischen Schiffe, das 130 türkische, nach Mekka gehende Pilgrime (Hadschies) führte. Zweimal hatte uns der Sturm, einmal Chios gegenüber, das anderemal nahe bei dem alten Halikarnaß in Buchten verschlagen, deren Gebirge und Pflanzen für den Naturforscher vom höchsten Interesse waren; das drittemal führte und hielt er uns fest in dem Hafen des reichbegabten Rhodus, dessen eben reifende Orangen uns von der Seekrankheit heilten, dessen mittelalterliche Herrlichkeit eben so wie seine Natur uns lehrreich beschäftigten. Das modern sich verschönernde, reiche Alexandria ließ uns unter seinen Palmengärten die rauhen Stürme bald vergessen, die uns auch von Rhodus aus bis zu den Nilmündungen begleitet hatten. Wir bemerkten nichts vom Winter, als wir am Weihnachtsfest im Schatten der Palmen die frische Frucht der Dattel und des Pisangs genossen und am Duft der blühenden Rosen und Nelken, in einem auf europäische Weise eingerichteten Garten uns erquickten; vielmehr belästigte uns bei den Obelisken und Heliopolis und an der Schuttstätte der alten Sternwarte die Sonnenhitze, wie an einem unserer heißen Frühlingstage.

Während das furchtbare Erdbeben vom ersten Tage des Jahres in Palästina ganze Städte und Dörfer zerstörte und selbst in Cairo einige Häuser stürzte, hielt uns ein Orkan in der Nähe der alten, fast ganz von der Erde verschwundenen Sais fest. Doch schon am andern Tage wurden wir diesen Fesseln entrissen, und am dritten Januar beleuchtete uns die Morgensonne das riesenhafteste der sieben Wunder der alten Welt: die Pyramiden bei Ghizeh. Die sich selber gleich und treu gebliebene Bauart und Herrlichkeit des mächtigen Cairo zog mich gleich in den ersten Stunden meines Aufenthalts mehr an, als dies Konstantinopel gethan hatte; zu der hohen Bedeutung, welche die Geschichte der Umgebung von Cairo gibt, gesellt sich die reizende Fülle des Nilthales, dessen Schönheit durch den allenthalben angrenzenden Hintergrund der Wüste nur noch erhöht wird. Aegypten ist ein Baum, der zwar jetzt von einer scharfen Scheere hart beschnitten, an welchem aber auch zugleich der beachtenswerthe Versuch gemacht wird, das Reis einer neueren Zeit einzupfropfen, deren künftige Früchte freilich nur der kennt, der den Gärtner zu dieser Arbeit bestellte. — Wir sahen die Stätte und den noch stehenden Obelisken der alten Priester- und Sonnenstadt On oder Heliopolis, besuchten die ruhmswerthen Anstalten in Abusabel, waren über der Stätte des

alten Memphis in Sakkarah und zweimal bei den Pyramiden von Ghizeh. — Mit dem natürlichen Reichthum und der Lebendigkeit des Nilthales bildet die so nahe angrenzende Wüste einen Contrast, wie mir, in solcher Stärke, kein anderer in der Natur bekannt ist. Der Winter ist nicht so verschieden vom Sommer, die Nacht nicht so sehr vom Tage, als die Wüste von den Nilgefilden, denn der Winter wie die Nacht lassen Baum und Gesträuch und Wohnungen der Menschen wie der Thiere unverletzt und unverändert bestehen; nur das Gewand des Grüns oder die Farben fehlen, welche die Sonne hinzuthut. Die versteinerten Palmenwälder aber, durch deren Todtenfelder wir auf unserer ersten Tagereise durch die Wüste kamen, weckt keine Frühlingswärme wieder auf; den grottesken Formen dieser verödeten Felsen gibt kein Tageslicht eine andere Färbung. Am meisten möchte ich den Contrast, den die Wüste mit dem fruchtbaren Lande bildet, mit jenem vergleichen, den das Hineintreten in einen hochummauerten Kirchhof unmittelbar aus dem Gewühl einer Stadt macht, in welcher ein Volksfest gefeiert oder ein Jahrmarkt gehalten wird. Die Denkmale des stillen Friedhofes der Wüste, an denen wir auf unserer Reise von Cairo nach dem rothen Meere und von diesem nach Palästina vorüberkamen, haben noch ein besonderes Interesse: sie sind mit den Erinnerungen an den Zug der Heere Israels aus Aegypten nach dem Lande der Verheißung bezeichnet. Wir schlugen den Weg gegen Suez ein. Die ganz eigenthümlichen und schwer zu beschreibenden Unbequemlichkeiten, welche das Reiten auf Kamelen hat, waren schon am andern Tage zu etwas Gewohntem, und darum Erträglicheren geworden; dieser sich immer gleichbleibende Tact des Bewegens treibt zuletzt zum Gesange an, welchem der Anblick der Wüste einen ernsteren Text unterlegt. Etwa 14 Stunden von Bezatin gegen Nordost in Ost findet sich das Thal des Greibur (Etham), dessen Abgränzung von der westlichen Gegend, deren Schluchten einiges Weideland für Ziegen und Schafe umschließen, durch ein schwärzliches, chaotisch zerrissenes vulkanisches Gebirge, Greibur genannt, bezeichnet ist. Diese Gegend gewährt durch das grünende Gesträuch ihres Bodens den Karawanen einen erwünschten Lagerplatz; bedeutungsvoll in vorzüglichem Maße wird sie dem Reisenden durch das Thal, das sich gegen Ost in Süd an dem südlichen Abhange des Attaka-Bergzuges nach dem rothen Meere hinabsenkt und durch die auffallenden Umrisse der Gebirge, die sich zur Rechten der Karawanenstraße nach Suez, Ost in Norden, hinziehen. Wir sollten an diesem Orte die Schrecknisse der Wüste in ihrem höchsten Maaß

erfahren; denn während wir Andern mehr aus der Ferne die für den Forscher der Natur wie für den der Geschichte Israels (welches hier auf des Herrn Befehl nach dem Schilfmeer ablenkte, nach 2 Mos. 14) höchst anziehenden Punkte betrachteten, hatte einer der jungen Reisegefährten mit der Flinte auf dem Rücken, dem Zuge des gründlicheren Forschens sich hingegeben; er war in die Thäler des Gebirges, das von Etham zur Rechten der Karawanenstraße nach Suez liegt, hinabgestiegen, ohne aus ihnen, bei einbrechender Nacht, den Ausweg und Heimweg zu unserer Karawane zu finden. Was das heiße, in der Wüste und zwar bei Nacht sich zu verirren, das kann nur der mitfühlen, der die Wüste kennt. In diesen Felsenthälern nirgends der Fußtritt eines Menschen, nirgends die Stimme eines Thieres. Die zernagten Knochen von Schafen und Kamelen lassen nicht auf die Nähe der Wohnung eines Hirten oder eines Kameltreibers, sondern auf die der Hyäne schließen, die nur das beständige Abfeuern des Gewehres von ihrem Ausfall auf den Verirrten abhält. Ein Schall wird gehört; es ist nur das Auffallen eines hinabgerollten Steines, den der Fuß des am Abhang Hinaufklimmenden losriß; bald ist Alles wieder so unbeschreiblich still, daß der Verlassene den Schlag seines eigenen Herzens hört. Die aufgehende Sonne weckt am Abhange des Hügels einen hellen Schimmer auf. Ist es etwa das noch glimmende Feuer, um welches bei Nacht Hirten saßen, oder ist es ein von der Höhe herabrieselnder, so sehnlich erwünschter Strahl des Wassers? Der Verirrte naht sich; es ist kein glimmendes Feuer, kein Wasser, sondern das glänzende Fraueneis, das in ganzen Lagern aus diesen Hügeln hervorragt. — Unser Einsamer im stillen Thale hatte weder das laute Schreien unserer Beduinen, oder das öfters sich wiederholende Losschießen der Gewehre gehört, noch das hellflammende, in der ganzen Nacht unterhaltene Feuer gesehen; durch drei Thäler und über ihre Bergwände hatte er sich hindurchgearbeitet; bei dem oben erwähnten vulkanischen Gebirge Greibur, im Westen vom Nachtlager, war er wieder auf die Straße der Kamelzüge gekommen; von einer Karawane nothdürftig erquickt, ohne den nach ihm ausgesendeten landeskundigen Beduinen und dem Dragoman zu begegnen, hatte er zuletzt den richtigen Weg gegen Suez eingeschlagen, den wir, weil es derselbe war, auf welchem er sich gestern Abend von uns entfernt hatte, am Morgen nach langer Berathung fortgesetzt hatten, indem wir hofften, ihn hinter einem der nächsten Hügel auf uns wartend zu finden, und in dieser Hoffnung durch die vermeintlichen Spuren eines europäisch bekleideten Fußes bestärkt wa-

der Eroberer wird schonungslos auf Leute angewandt, die keinen Begriff von demselben haben, so daß, nach Lord Goderichs Worten, England sie mit dem Leben seiner Civilisation in Berührung gebracht hat, nicht um sie der Wohlthaten desselben theilhaftig zu machen, sondern nur, um sie die Barbarei seiner Strafgesetze erleiden zu lassen. Von den Karaiben, den Ureinwohnern der westindischen Inseln, ist wenig mehr übrig, als die Sage, daß sie einst existirt hätten. Noch tiefere Schatten fallen auf die Europäer, wendet man den Blick zu dem trostlos elenden Zustande der Eingebornen von Neuholland. „So erbärmlich ihr Zustand auch war," sagt Bischof Brougthon, „bevor wir zu ihnen kamen, so ist er dennoch seitdem noch viel elender geworden. Ich glaube bestimmt, daß Alle, die mit uns in Berührung kommen, in sehr wenigen Jahren gänzlich untergehen werden; ich will nicht sagen, daß sie vertilgt werden, aber sie werden untergehen. Es ist entsetzlich, daß nach länger als 50 Jahren, seitdem christliche Völker neben ihnen leben, auch gar nichts zur Verbesserung ihres Zustandes geschehen ist. Moralische Ansteckung hat sich unter ihnen verbreitet, und sie scheinen gegen die besseren Eigenschaften ihres Charakters, die sie verlieren, unsere niedrigsten und widerlichsten Laster anzunehmen." Viele Mordthaten werden von den freien Anpflanzern an ihnen verübt. Viele fallen durch die Waffen der ausgesandten Militärexpeditionen. Am furchtbarsten hat sich der Zustand der um Sidney Lebenden verwandelt. Dort sieht man sie in der Straße umherirren, um Brod, Kleider und Rum bettelnd. Von Stämmen, die früher 2 bis 300 Seelen stark waren, sind jetzt kaum noch zwei oder drei übrig. Dieser unerhörte Zustand hat denn die Regierung genöthigt, Befehle zu geben, um ihr großes Unrecht wieder gut zu machen; die niedergesetzte Commission mußte die traurige Thatsache anerkennen, daß die eingebornen australischen Stämme der Ungerechtigkeit und Grausamkeit der Europäer auf eine Weise ausgesetzt seien, die nothwendig Abhülfe durch Gesetze fordere. Ein an einem britischen Soldaten begangener Mord ward durch eine blutige Expedition gegen den ganzen Stamm gerächt, und doch geht z. B. aus Wilsons Reise klar hervor, daß die Eingebornen, wenn man sie nur billig behandelt, sanft und umgänglich sind. Auf Vandiemensland hatten die schändlichen Grausamkeiten, Mißhandlungen und Räubereien der Colonisten die Eingebornen, wie der Gouverneur, Obrist Arthur, selbst später fand, einen edlen Volksstamm zu einer solchen Erbitterung gebracht, daß, um den gegenseitigen Rachethaten und Todtschlägen ein Ende zu machen, es zum Heil der Colonie unumgänglich erachtet ward, sämmtliche Eingeborne

tere Wasser dem Erdreich ein Grün entlocken, an dem das Auge des Reisenden ein Ausruhen, die Gazelle ihre nächtliche Weide findet. Unsere Kamele hatten etwa drei Viertelstunden jenseits Marah gelagert, uns war die Sonne bei den Palmen von Marah untergegangen, wir erreichten die Ruhestätte in später Dämmerung.

Von Tor aus zogen wir in der kaum merklich aufwärts steigenden Ebene Rakabah zum Fuße des Gebirges Serbal. Wir hatten das Zodiakallicht noch nie so leuchten gesehen, als am Abend des 26. Februars, da wir an der Mündung des engen Felsenthales Chabron uns gelagert hatten. Ein beschwerlicher Gebirgssteig, der sich im Angesicht des nahen Katharinaberges aus dem Thale hinauflenkt, und der zu Fuße erstiegen werden muß, führt hin nach dem Hochthale Slav, dessen Beduinen zu jenem Stamme gehören, der, vormals zum Christenthum sich bekennend, vor etwa drei Jahrhunderten bei den Streitigkeiten mit den Mönchen des Sinai abfiel, und zu dem Mohamedanismus zurückkehrte. Der letzte Tag der Reise nach dem Sinai durch das Slavthal und an den Felswänden des Herbathales hinauf, welches mehr einer Schlucht oder Spalte des Gebirges, als einem Thale gleicht, war ein sehr beschwerlicher; bis fast zur Ohnmacht ermattet, kamen wir an den Mauern des St. Katharinaklosters an. Die jüngeren Gefährten wurden, wie die Sitte jenes Hauses ist, in einem Korbe am Seil emporgezogen, und so in eine obere Oeffnung des castellartigen Klosters hineingelassen; wir andern stiegen auf einer Leiter über die Mauer des Gartens, der durch einen unterirdischen, leicht zu verschließenden Gang mit dem äußersten Hof des Klosters zusammenhängt. Dort, im Garten, war jetzt eben die lieblichste Zeit des Frühlings gekommen; der Mandelbaum und die Pfirsiche hatten fast verblüht; die Aprikosenbäume standen (wie wir sie schon im Januar bei Cairo sahen) in voller Blüthe; die Birnen und Aepfel waren nahe am Aufbrechen. Nach einer mehr als 14tägigen Reise durch die Wüste erschien uns der achttägige Aufenthalt im St. Katharinakloster und seinen blühenden Gärten wie ein Ausruhen im Paradiese. Der beständige Anblick des Horeb, und der seltenere des Sinai, dessen Majestät etwas tiefer im Innern des Hochrückens verborgen; das Wandeln im Thale Raphidim und in der Wüste Sinai erregten Gefühle, wie das Nahesein einer andern höhern Welt des Geistigen. Was wir während des achttägigen Aufenthaltes am Sinai für die Wissenschaft gewonnen und geleistet, das werden unsere späteren Bearbeitungen des gewonnenen Stoffes bezeugen; uns erschien in man-

cher Hinsicht die Ausbeute, welche diese Gegend uns gab, als die bedeutungsvollste von der ganzen Reise. — Vom Sinai nahmen wir unsern Weg nach dem atlantischen Meerbusen, durch das Scheikthal nach dem Mandaro oder Salthal. — Wir kamen am 12. März in die Gegend über welche hinauswärts selbst der kühne Burckhardt nur mit seinem durchs Perspectiv blickenden Auge vorgedrungen war. Er hatte Akaba und die ganze Umgegend des alten Aila und Ezion-geber nur durchs Fernrohr gesehen, weil seine Beduinen sich nicht in die Gränzen des feindseligen, streitlustigen Stammes wagten; wir konnten, geschützt durch die Furcht vor Aegyptens Macht, ruhig über diese Gränzen einziehen. — Die Sorge für das Herbeischaffen der nöthigen Kamele und für unsere sichere Begleitung bis in eine der Städte Palästina's war dem großen Scheikh der Araba, dem Scheikh von Gaza übertragen, der alljährlich für den Zug der Pilgrimme nach Mekka tausend Kamele stellt. Der Schutz dieses mächtigen Oberhauptes war für die Sicherheit einer Reise durch das ganze Gebiet vom Mittelmeer bis zu dem östlichen Gebirge der Araba (dem Gebirge Edoms) hinlängliche Bürgschaft, nur jenseits des Gebirges konnte er uns nicht begleiten, weil er als Verbündeter des Ibrahim Pascha mit den Beduinen von Korek im Krieg war. — Der Wohnsitz des Scheikh von Gaza, das weitläuftige Beduinenlager oder Dorf, das, wie dieser Theil der Wüste, den Namen Araba führt, ward von Akaba aus in anderthalb Tagen erreicht; unsere Araber hatten ungewöhnlichen Drang und Eile nach der Heimath, denn morgen feierte man da den großen Bairam und den Frühlingsanfang. Uns war der Tag des Aufenthalts kein verlorner: wir sahen uns mit eigenen Sinnen zu den Zelten Ismaels oder Edoms versetzt, so unverändert treu ist dieses Volk der Wüste der Sitte der Väter geblieben. Das Wettrennen auf edeln arabischen Rossen, das der Sohn des Scheikh (ein neunjähriger Knabe) mit einem seiner Vettern hielt, der mit ihm von gleichem Alter war, dann ein Tummeln der Kamele, bildete die augenfälligste Belustigung des Bairams; höher stand den Beduinen die minder augenfällige des Zusammenkommens in dem großen Zelte des Scheik, des Tabakrauchens und Wassertrinkens. Wir sollten aber nicht bloß die Schönheiten und Annehmlichkeiten der erhabenen Natur der Araba, wir sollten auch ihre Schrecknisse kennen lernen. Am Tag unserer Abreise aus dem Lager überfiel uns ein Orkan der Wüste, der uns so dicht in das nächtliche Dunkel seiner Sandwolken und Sandwirbel verstrickte, daß wir das Weiterziehen gern aufgebend, nur froh sein mußten, daß uns das

ausgetrocknete Bett eines Winterstromes, hinter seinem erhöhten Rand und dem Gebüsch der Tamariske, einen nothdürftigen Schutz gewährte. Doch schon am Abend legte sich der Sturm; am anderen Tage erreichten wir, während ein furchtbares Gewitter sich entlud und seine letzten Donner und Regengüsse auch die Ebene trafen, die Mündung des Mosesthales (Wadi Musa), das neben dem Berge Hor vorüber zu den Ueberresten der alten Höhlen- und Gräberstadt Petra hinaufführt. Auf dem Gipfel des Hor, bei Aarons Grabmal, genießt man eine weite Aussicht über die ganze Breite der Araba; vor allem anziehend ist jedoch die in das östliche Hochland: das Vaterland Hiobs und seiner Freunde. Aarons Grabmal ist den Mohammedanern so heilig, daß selbst die Vorüberreisenden, wenn sie von fern den Gipfel des Hor mit dem viereckigen, von ihren Glaubensgenossen errichteten Grabgebäude erblicken, einen Steinhaufen errichten und ein Opfer schlachten. Auch aus sehr alter Zeit finden sich in einer Kluft des Gebirges Ueberreste von Bauwerken, und bis zum östlichen Abhang des Hor erstrecken sich die Höhlenwohnungen und Grabstätten von Petra. Das römische Amphitheater, wie der wohlerhaltene Tempel des Friedens, so schön auch beide sind, machen zwischen den Resten des fremdartigeren, abgelegenen Alterthums dieser Edomitenstadt einen ähnlichen Eindruck des Modernen, wie das kleine Theatergebäude, das in Verona im römischen Amphitheater steht, zwischen den Gemäuern von diesem macht. Nur in Palästina und am Antilibanon, im Westen von Damaskus, fanden wir vereinzelte Bauwerke in den Felsen gehauen von ähnlicher Art, in welcher das alte Petra nach riesenhaft weitläuftigem Maaßstab im Thal und an den Abhängen der Felsen bis hinan zum Nest des Steinfalken sich ausgebaut hat. — Hebron, wo wir während des Osterfestes ruhten und uns erquickten, ließ uns zwar als Christen, nicht in das Innere des mächtigen Moscheegebäudes blicken, das die zweifache Höhle und Abrahams Grab umfaßt; desto ungehinderter durchforschten wir die an seltenen Pflanzen reiche Stätte des Haines Mamre. Wir fanden die Luft hier so lieblich, wie sie bei uns in den Tagen des Mai's ist, denn Hebron liegt fast dreitausend Fuß über die Meeresfläche erhöht; ein erfrischender Wind, wie wir ihn so lange nicht mehr empfunden, wehte durch die Zweige der eben in voller Blüthe stehenden uralten Pistazienbäume und durch das Haschischgesträuch. Außer der Luft und der Gestalt mancher Nachbarthäler, die uns lebhaft an die Gegend von Muggendorf erinnerten, außer den bekannteren Formen mancher Pflanzen, die sich mit den unbekannten mischten, und der Stimme

des Finken, der sich in den Bäumen bei Jesaias Grabe vernehmen ließ, fanden wir in Hebron noch nähere Anklänge aus dem Vaterland: eine Anzahl deutsch redender, meist aus Polen gebürtiger Juden. Wir wohnten bei dem gelehrten Oberrabbiner, einem gebornen Spanier; seine Frau wie ihre sämmtlichen Verwandten waren Deutschredende. Durch die hier wohnenden Juden wurde mir auch ein aus riesenhaften Werkstücken erbautes Gemäuer, das einen Hofraum umschlossen zu haben scheint, als „Abrahams Wohnung" gezeigt; es liegt ostwärts der Straße nach Jerusalem, etwa eine reichliche Stunde von Hebron entfernt; nicht weit von ihm, über dem an Weingärten sehr reichen Engthale, zeigten meine Führer mir Nathans des Propheten Grab, und am jenseitigen Abhange des Hügels die Reste eines arabischen Gebäudes, das Davids gewöhnliche Wohnung während seines Aufenthalts in Hebron gewesen sein soll. Die Stätte wird von ihnen und den Bewohnern der Gegend Iluel (auch Kuar) genannt. Ein Theil der Reisegesellschaft zu welchem auch ich gehörte, machte die Reise von Hebron gen Jerusalem zu Fuße. In dem grünenden Engthale, das seine Wasser aus Salomo's versiegeltem Brunnen und seinen festgemäuerten Teichen empfängt, genossen wir zum drittenmal in diesem Jahre die Blüthenzeit des Frühlings. Denn wie vom 9. Januar an bei dem Obelisken von Heliopolis, unweit Cairo, wie am 28. Februar in den Gärten des Katharinenklosters am Sinai, so blühten jetzt am 28. März die Aprikosen und andere Fruchtbäume in „Salomo's verschlossenem Garten." Die Gegend um Bethlehem ist lieblich und hehr, wie ein Gesang der Hirten in heiliger Nacht. Wir begrüßten sie heute nur auf einige Stunden, denn von Jerusalem aus besuchten wir sie von neuem. Was ich von unserem fast dreiwöchentlichen Aufenthalte in Jerusalem, der noch immer auf ihren Bergen festgegründeten Städtekönigin, und ihrer Umgegend zu sagen hätte, das läßt sich schwer in die Form dieses kurzen Namensverzeichnisses der Durchgangspunkte unserer Reise zusammenfassen. Ich erwähne nur, daß wir die Stadt und ihre Umgegend mit mehrfachem (auch naturhistorischem) Interesse durchforscht, die Höhenpunkte so gut als möglich barometrisch bestimmt und manche, vielleicht nicht ganz unwichtige Wahrnehmungen gemacht haben. Eine zweite Reise nach Bethlehem dehnte sich bis Tekoah und in die höhlenreichen Engthäler, in denen noch jetzt, wie einst David und seine Männer, ganze Schaaren von Kriegern einen Sicherheits- und Bergungsort finden könnten. Das sogenannte Labyrinth giebt an Ausdehnung der Adersbacher Grotte oder Triest nichts nach, und die ganze

Landschaft umher ist ein Land der Höhlen. Ebenso die Thäler im Süden und Südwesten der Stadt, namentlich das vom St. Philippsbrunnen und jenes von St Johann, welche beide mich eben so wie jene bei Hebron sehr an die ihnen ähnlichen Thäler des Kalkgebirges bei Muggendorf erinnerten. Der Weg von Jerusalem nach der Stätte des alten Jericho geht meist durch eine gräßliche Einöde der Berge und Thäler. Es ist kein Todtenhaus, wie die Wüste, es ist ein Sterbebett der Natur, an dem man da vorüberkommt. Bei Jerichos wenigen Trümmern, wird das Land wieder grünend; hier sahen wir die ersten blühenden Granaten dieses Jahres; außerdem giebt der Feigenbaum den Bewohnern des armen Dörfleins, das sich an die Stätte der alten Stadt gesetzt hat, seine Früchte. Die Ufer des Jordans sind durch das Dickicht der Pappeln und Weiden, unter die sich die südliche Form der Mimosen mischt, fast unzugänglich gemacht. Desto weniger sind es die des todten Meeres, auf dessen schweres, dunkles Wasser das Gebirge des Pisga in erhabener Majestät herunterblickt. Eine Thebais des gelobten Landes, nicht durch ihre Natur, sondern durch die sie bewohnenden Einsiedler, war im westlichen Gebirge vom todten Meere, die Höhlenstadt Santa Saba, dessen Kloster, ein sonderbar wie aus den Ecken und Mauerkanten mehrerer verschiedenartiger Castelle zusammengestücktes Gebäude, dennoch in der wilden Einsamkeit des untern Kidronthales einen imponirenden Eindruck auf die Sinne macht. Ein Jahrhundert der früheren Kämpfe mit den feindseligen Beduinen hat hier auf das Werk des andern vorangegangenen gebaut, ohne nach einem Einklang seines Werkes mit dem älteren zu fragen; zuletzt hat der Wohlstand des frommen Pflegeortes der Pilger im jetzigen Jahrhundert dem älteren Gemäuer die Krone des thurmartigen Gipfels mit seinen Zinnen hinzugefügt. Die griechischen Mönche sind fast überall gute und glückliche Gärtner; selbst in dieser Wildniß haben sie jede Ecke der kleinen Hofräume mit Blumen und Bäumen bepflanzt.

Der Weg von Jerusalem nach Sichem geht an bedeutungsvollen Ruinen vorüber, und durch sie hindurch. Dort schaut Rama-Samuelis mit gebietendem Ernst auf Gibea-Sauls Trümmer herab, da war Michmas, und hier fleußt noch in erquickender Frische, aus den Ruinen, der Brunnen von Beerath. Durch weit ausgedehnte Gärten und Pflanzungen von Feigenbäumen naheten wir der Felsenstätte von Bethel, in deren Nachbarthale das Gebüsch von den eben aufgeblühten Rosen des Landes geröthet war (15. April). Siloah, noch jetzt unter dem gleichlautenden Namen bekannt, thront in einem Sattel des steil vom Thale

ansteigenden Gebirges, Libna hat sich am grünenden Thal gebettet. — Jenseits der steilen Höhe voll blühenden Ladangesträuches erhebt sich die Ebene mit üppig blühenden Saatfeldern allmählig gegen den Fuß des vielgipfeligen Garizim. Zwischen dem nördlichen Abhang dieses quellreichen Berges und dem südlichen des Ebal lag an der Mündung des Thales da, wo Josephs Grab und Jacobs Feld mit Jacobs Brunnen gezeigt wird, das alte Sichem. Das neue, das jetzt Nablus heißt, hat seine Stätte etwas höher hinauf im Thale gegen Westen gerückt. Seine Orangengärten, am Abhang des Garizim, standen eben in voller Blüthe, deren stärkerer Duft sich mit dem der blühenden Oelgärten, am Fuße des Ebal vermischte. Mit den Marmortrümmern von Herodes goldenem Palast zu Samaria hat der da wohnende Türke die Mauern seines Hauses gebaut, die Stufen, vielleicht eines Tempels, dienen zur Schwelle des Ziegenstalles; an die noch aufrechtstehenden Säulen der königlichen Prachtgebäude lehnt der Feigenbaum seine veralteten Zweige. Die Kirche, welche St. Helena, die Pflegmutter der christlichen Baukunst, über das Gefängniß erbauen ließ, in welchem Johannes der Täufer enthauptet sein soll, erscheint als prächtige Ruine. Auf der Höhe, jenseits des ansehnlichen arabischen Dorfes Pyrka zeigt sich in weiter Ferne das Mittelmeer. — Die Ebene Jesreel, das Gefilde Esdrelon, ist ein gastlicher Tisch der Natur, den jedes Jahr von neuem mit der Fülle der Speisen bedeckt, von neuem aber auch die vergebliche Spende hinweghebt, weil keine Gäste kommen, die ihrer genießen. Aus alter Zeit säet sich hier noch der Same der Getraide-Arten aus, welche einst Saatfelder bedeckten, von Menschenhänden besäet. Der Eber vom Gebirge Gilboa wie von dem kleinen Hermon mästet sich von den Aehren des Weizens und Kornes, die Gazelle ruhet wiederkäuend in der hohen, vom blühenden Mohn buntfarbigen Saat, durch welche der herumziehende Hirt seine Heerden der Schafe und Ziegen hindurchtreibt, die hier aus Uebersättigung mehr zertreten als abweiden. Die Morgensonne strahlte über den Gebirgen Gilboa's, wo Saul und Jonathan kühn wie die Adler der Uebermacht der Feinde begegneten und ihr erlagen; ihnen gegenüber erhob sich der waldige Hügelzug, der zum Carmel ansteigt, im Westen der Ebene, auf welche im Norden und Nordosten das Gebirge von Nazareth mit dem kleinen Hermon an seiner Spitze den Fuß ansetzt, und der Thabor, ein einsamer Fremdling, einzig in seiner Form, herabschaut. Dort lag Endor, da jenseits sind die Ruinen von Nain; die Zelte der Hirten, bei denen wir vom Wege abweichend mit Milch uns erquickten, finden in stürmischer Zeit ihren festeren Stützpunkt bei den

Ruinen Jesreel. Die Wasser des Kison scheinen am grünenden Fuß des Gebirges, das gegen Nazareth hoch ansteigt, mehr zu ruhen, als zu fließen. Der Weg geht durch die Schlucht des hohen Grases hinauf, dann wieder abwärts, am Gebirge des Kalkes, voll einzelner Höhlen, und noch einmal westlich gewendet, läßt er den Wanderer in das Thal von Nazareth und auf das am Abhang liegende Städtchen sehen. Ein lieblicher Anblick! Das Land hat hier den hohen Ernst der Gebirge Judas und Ephraims abgelegt; wie an der nährenden Brust der Mutter trinkt das Thal vom Wasser des Quelles, der den Marienbrunnen füllt, die Kräfte eines beständigen Frühlings. Die Höhlen der alten Grabstätten beschattet mit der rothen Gluth der blühenden Zweige ein Garten der Granaten. Ein heftiger Sturm, der jedoch nur in der Wüste hätte furchtbar sein können, machte uns die Bergungsstätte im lateinischen Kloster noch werthvoller, als sie dies schon durch die Freundlichkeit der Bewohner geworden war. Nazareth war uns zu einem Ausruhe- und Stützpunkte für alle weiteren Wanderungen durch die umliegende Gegend, welche noch jetzt die Grundzüge jener Schönheitsfülle der Natur an sich trägt, die einst Palästina zum Lande des Wohlgefallens machte. Der Weg zum Thabor, wie der zum Carmel, führt noch durch Reste uralter Eichenwaldungen. So, wie die Höhe des Thabor in der Fülle der Blumen der balsamischen Kräuter und der Bäume, und mit der hehren Aussicht über die Berge, Thäler und Gewässer des Landes, hatte ich mir den ersten Wohnsitz unseres Geschlechts oft geträumt; nun war es, als würde der Traum Erfüllung. Wir fanden da einen syrischen Christen, der schon 35 Tage auf dem Gipfel des Berges einsam im Gebet verweilte, und noch 5 Tage hier bleiben wollte; mir schien die Aufgabe nicht schwer. Einen Eindruck von ganz anderer Art als der Thabor, aber immer eben so mächtig als dieser, macht der majestätische Carmel, dessen von Schluchten und Höhlen vielfach durchschnittener Abhang, dessen Felsenwände am Meere gegen Norden und Osten ein Schutzgemäuer dichter Waldungen und fruchtbarer Felder und Wiesen bildet. Das ganze neugebaute Karmeliterkloster ist das prächtigste, gastlichst eingerichtete Klostergebäude, das ich in Palästina sah. Es liegt fast in der halben Höhe des Berges (600 Fuß über Kaipha), bei der großen Grotte des Elias; die Aussicht nach dem an dem Fuß der Felsen anbrandenden Meere, nach dem südwestlichen Abhang des Libanon und dem beschneiten großen Hermon über die Ebene von Akre und das Thal Kison ist so hehr, daß Reisende, welche jetzt öfter von den vorübersegelnden europäischen Schiffen aus

diese gastliche Stätte besuchen, schon hier einen Begriff von den Schönheiten Palästina's empfangen können. Ibrahim Pascha hat zur Erleichterung der Aufnahme von Gästen und Pilgrimen dem Kloster ein Gebäude geschenkt, das er nahe bei diesem zu seinem eigenen Sommeraufenthalt hatte bauen lassen. Wenige Punkte der Erde scheinen so wie diese Gegend geeignet zu einem Genesungsorte vieler langwierig Kranker, denen das unruhig bewegte Europa keine Linderung gewährte. — Cana ist durch das letzte Erdbeben großtentheils zu einem Schutthaufen geworden. Von Tiberias am See Galiläa's stehen nur die Mauern und ein Theil der alten Burg, beide, wie es scheint, aus dem fester bauenden Zeitalter der römischen Weltherrschaft. Dennoch hielten die hier wohnenden Juden, darunter manche deutsch redende Familien, an der ihnen vielfach theuern Stätte fest; sie wohnten in Bretterhütten über den Trümmern, darunter viele der Ihrigen vom Erdbeben begraben liegen. Der See in seinem tiefen, gegen die Winde geschützten, von den Strahlen der Sonne und dem Dampf der heißen Quellen und Bäche kräftig erwärmten Kesselthale, genießt ein Palmen-Klima des südlichsten Arabiens; seine Ufer könnten ein wirkliches Treibhaus sein, darinnen die Gewürze und Blumen Indiens ihr Gedeihen fänden. Jenseits der vom blühenden Oleandergebüsch gerötheten Bucht liegt Magdala (El Mideschel) in der Heimath der wilden Turteltauben; die Stätte Capernaums wird nur noch durch das Gemäuer eines verfallenen Khans und durch das Steinpflaster der alten, festgebauten Landstraße kenntlich, die hier vom See über das Gebirge führte. Dieses Gebirge diesseits und jenseits des oberen Jordans gewährt die herrlichste Aussicht über den Tiberias- und Meromsee, so wie auf Gileads grünendes Hochland.

Unser Weg gen Damascus führte uns zwei Tage lang nahe am Fuße des beschneiten Djebbel Scheikh (des großen Hermon) hin, über eine Hochebene, deren Eichen- und Pistazienwälder den Verwüstungen der spätern Zeiten noch jetzt nicht ganz erlegen sind. Man ist hier ganz im Gebiet des quellen- und sumpfreichen Basaltgebirges, dessen westliche Grenze wir schon nahe bei Canaan, am Berge der Seligkeiten und an dem Kesselrand des Tiberias-Sees betreten hatten. Die hohen Minarets von Damascus erheben sich wie Leuchtthürme einer Insel aus einem Meere von Gärten. Fast zwei Stunden lang ritten wir durch diesen Wald der Obstgärten; nahe eine Stunde braucht man, um von dem einen äußersten Thor durch die lange, gerade Gasse („die da heißt die richtige"), dann durch die Bazars der nordwestlichen Seite der Stadt zum lateinischen

Kloster zu gelangen, das uns eine freundliche Aufnahme und Pflege gewährte. Auch in Damascus darf jetzt der in seiner eigenthümlichen Kleidung einherreitende oder gehende Europäer keine Aeußerungen der Unduldsamkeit mehr fürchten; selbst der seltene Anblick der fränkisch gekleideten Frauen erregte nur eine stille Verwunderung. Wir lernten in den Bewohnern von Damascus einen kräftigen, arbeitsamen Menschenschlag achten, dessen Hand zu Werken der Künste und der Gewerbe eine Geschicklichkeit zeigt, wie kein Volk der andern von uns besuchten Gegenden des Morgenlandes. Die Wasser des Amana und Pharphar beweisen noch jetzt ihre für den Menschen wie für Thiere und Pflanzen erquickenden Kräfte. — Da, wo, fast eine halbe Tagreise von Damascus, gegen Baalbek hin, die Straße das wasserreiche Thal durchschneidet, das durch das Kalkgebirge des großen Hermon hinausführt zu der Hochebene seines nordwestlichen Abhanges, werden Bauwerke und kunstreiche Arbeiten in halberhabener Art gesehen, welche den Sieg des Abraham über die Könige darstellen, die Lot und die Herrscher des südlichen Jordanslandes gefangen führten. Man schreibt sie dem salomonischen Zeitalter zu. Etwas weiter im Thal hinauf ist eine Stätte der Felsengräber, wie sie in Petra und in manchen der Thäler Palästina's gefunden werden. In Baalbek zeigt sich ein Riesengeschlecht der Trümmer und Bauwerke, das den Anläufen des Krieges wie der hinwegräumenden Arbeit des Friedens seit länger denn zwei Jahrtausenden Trotz bot. Selbst die Macht des Erdbebens hat nur einzelne Zerrüttungen, nicht den Umsturz der festgeschlossenen Massen bewirken können. Den Weg zu den Cedern des Libanon deckte noch bei der ungewöhnlich langen Dauer des dießjährigen Winters Schnee und Eis. Dennoch errangen sich meine beiden jungen Freunde, Roth und Erdl, durch einige mühsame Tagreisen den Kampfpreis der Erforschung auch dieser Gebirgsgegend. Sie wurden im Thale Eden von dem Scheikh der Maroniten sehr gastfreundlich aufgenommen. In Beirut trafen wir von neuem zusammen und weilten noch gegen 10 Tage hier am Fuße des Libanon, in der heißen Küstengegend, bis sich ein griechisches Schiff fand, das uns zur Heimreise über Athen geschickt schien. Wie es uns mit dieser Fahrt ergangen, das habe ich schon im Eingange meines Briefes angedeutet. Für die vielen Beschwerden derselben bot uns schon der fünftägige Aufenthalt auf Pathmos einen Ersatz; der Aufenthalt in dem altberühmten Griechenland, das unter seinem Herrscher, der mit der Wärme eines Jünglings und mit der Kraft eines Vaters sein Volk liebt, sich wieder verjüngt, gewährte uns ein heimathliches Ausru-

hen. Wir hatten die alte Wohnstätte der Weisheit gesehen, die von oben her dem Geist des Menschen entgegenkommt; wir sollten jetzt auch noch die alte Heimath jener Weisheit schauen, die, wenn sie rechter Art ist, von unten her, wie die Pflanze dem Licht, den Kräften der obern Weisheit sich entgegenringt.

Reise nach Buenos-Ayres und Porto-Alegre, durch die Banda Oriental, die Missionen Uruguay und die Provinz von Rio Grande do Sul (von 1830—34). Von Arsène Isabelle.

(Schluß).

Porto-Alegre. Natürliche und politische Beschreibung.

So wären wir denn in der kleinen Hauptstadt einer großen Provinz Brasiliens, etwa 2000 Stunden von dem glänzenden Heerde der Bildung. Am Ende eines von Osten herkommenden Hügels erhebt sich, unter 30° SB. und 45° WL. vom Meridiane von Paris auf einem Abhange von etwa 60 Metres Höhe amphitheatralisch das Städtchen Porto-Alegre, mit röthlichen, etwas hohen und vorspringenden Dächern, die malerisch von den einfachen, anmuthigen, weißen Häusern abstechen.

Fünf Ströme bilden hier, zusammenfließend zum Rio-Grande-do-Sul, der Stadt gegenüber, ein weites Becken, von vielen Inseln übersäet, die reich sind an ländlichen Wohnungen. Hinter der Stadt oder dem Hügel, eine Stunde entfernt, steigen dunkele Höhen gegen 200 Metres hinan und richten sich, den Fluß auf 9 Stunden weit begrenzend, südwärts. Zwischen ihnen und der Stadt dehnt eine niedrige, einförmige Ebene sich zu einem Umkreise von 3 — 4 Stunden aus.

Eigentlich liegt Porto-Alegre zwischen zwei großen, durch den die Stadt tragenden Hügel getrennten Baien, deren eine im Norden die Rhede und den Hafen bildet, während die südliche, von der sich das Wasser theilweise zurückgezogen hat, fast einer großen Niederstadt mit Gärten, Wiesen und Fabriken gleicht. Es würde leicht sein, vermittelst eines Durchschnittes durch den Osttheil des Hügels Porto-Alegre in eine Insel zu verwandeln.

Ein herrliches Schauspiel gewährt die Spitze des Hügels auf dem Hauptplatze: unten im Norden entrollt die Stadt sich am Abhange hin-

abwärts, die Rhede, mit Schiffen bedeckt, die Inseln und buchtigen Linien der fünf Ströme, die sich genau gleich den gespreizten Fingern einer offenen Hand ausbreiten, die Lusthäuser am schattigen Ufer der Bai, die buschigen Thäler, welche mit den Hügeln des NO. gleichlaufen, die Bargem oder Ebene hinter der Stadt, mit ihren Gärten und Pflanzungen von Bananien, Orangen, Palmen, Cactus, alle von dichten Mimosenhekken umgeben, endlich im Hintergrunde malerisch zierliche Landhäuser am Abhange der höheren Hügel. Dieses Alles nun spiegelt an einem stillen Tage sich in den weiten Wassern des Beckens wieder, die von Schiffen und Gondeln von allen Seiten her durchfurcht werden. Im fernen Norden, 15 Meilen weit entfernt, sieht man, von Nebeln halb verborgen, die Bergkette der Serra-Grande emporragen.

Das Clima von Porto-Alegre ist den Europäern höchst zuträglich, weder erstickend heiß, wie die Praia von Rio Janeiro, noch gleich den kühlen Nächten und polvaderas von Buenos-Ayres; es ist eine gemäßigte, balsamische, reine und heilsame Luft. Hier fängt der Wechsel der Jahreszeiten an sich merklich zu machen, jedoch habe ich einen sehr raschen Uebergang von der Wärme zur Kälte bemerkt, der wohl dem Minuano- oder Pampero- (SW.) Winde zuzuschreiben ist. Er findet sich gegen Ende Mais plötzlich ein und etwa $\frac{1}{4}$ der Bäume entblättert sich dann vollständig. Bisweilen friert, im Juni und Juli, das Wasser. Hier einige meiner Wetterbeobachtungen:

März. — 22 Tage schön, 4 Tage Nebel, 5 Tage stürmisch mit reichlichem Regen. Höchste Wärme $25\frac{1}{2}$°, geringste $12\frac{1}{4}$° R., herrschender Wind Ost, nach NO. und SO. abschweifend.

April. — 13 schöne Tage, 10 Tage mit Morgennebeln, 3 mit geringem Regen, 4 mit Sturm. Größte Wärme 25°, geringste $12\frac{1}{4}$°, herrschender Wind SO. und S.

Mai. — 16 schöne Tage, 7 mit Morgennebeln, 6 mit Regen und Wind, zwei mit starkem Regen, größte Wärme $22\frac{1}{2}$°, geringste 2°, herrschender Wind SSO.

Juni. — Zwanzig schöne, 5 Nebeltage, 4 Regentage, 1 Sturmtag, größte Wärme 18, geringste 0°. Herrschender Wind S.

Der Boden scheint ein zersetztes Urgestein. Die höchsten Höhen des S. der Ebene bestehen aus großen und kleinen Massen rosenrothen Pegmatits mit eisenschüssigem Thone. Auf ihren Gipfeln sieht man mit Erstaunen große Blöcke von Conglomerat äußerlich vom Wasser geglättet

und gehärtet. Die Ebene besteht ganz aus Lehm und Thon. Das Ufer und die Abhänge sind von Kies und Glimmersand bedeckt.

Der Grund des Hügels, worauf die Stadt liegt, ist ein Felsen von grobkörnigem Pegmatit mit großblättrigem Glimmer und quarzreicher Gneis. Dieser mehr oder weniger zerreibliche, 200 Fuß erhobene Fels wird horizontal von Gängen eines röthlichen quarz- und glimmerhaltigen Kaolins durchsetzt. Auch gibt es kleine Anhäufungen von feinem Thone und viel Glimmer.

Einige Stunden im O. des Ortes bearbeitet man ein Lager von Kiesel-Porphyr, den man eben so, als einen harten Puddingstein zum Pflastern benutzt. Die behauene Steine der Vorderseiten der Häuser kommen von einem röthlichen Metaxit (Quarzsandstein mit Kaolin), der nahe bei der Stadt gefunden wird. Endlich findet man auch noch im Flötze einen feinkörnigen, grauen Diorit mit sehr wenig Amphibol. Kalkstein mangelt gänzlich, zum Häuserbau holt man Kalk von St. Katharina, wo er aus Muschelschaalen gebrannt wird. Fossilien habe ich in der Nähe nicht gefunden.

Die neuen Häuser sind recht zierlich, fast wie zu Rio Pardo gebaut, mit hohen Fenstern und einem eisernen, oft vergoldeten Balcon längs der ganzen Vorderseite, die alten sind niedrig mit Jalousieen und hier und da noch mit jenen rotula's, hinter denen ungesehen (als schön vorausgesetzte) Gesichter auf die Straße blicken. Wenn man, unter thierartigen Negern sich fast allein auf der Straße glaubt, öffnet sich wohl plötzlich eine solche ungeheure Rotula um ein grobes, dummes Lachen herauszulassen und sich dann schnell wieder zu schließen. Es hilft da nichts Anderes als stillschweigend seinen Weg zu gehen und die Sitten zu bedauern, welche aus Frauen so unwissende, niedrige Geschöpfe machen. So war es in Rio Janeiro, nicht ganz in demselben Maaße zu Porto-Alegre. Hier werden die türkischen Sitten der Portugiesen durch die Nähe der Castellanos einigermaaßen gemildert, aber es ist noch lange hin, ehe die Frauen in die Gesellschaft eintreten werden.

Porto Alegre ist eine ganz neue Stadt, erst seit sechzig Jahren aus dunkelen Wäldern, dem Aufenthalte der Jaguars, Tamandua's, Kuguars und Kaimans entstanden, jetzt Hauptstadt von Rio Grande do Sul, mit zwölftausend Einwohnern und einer schwebenden Bevölkerung von 3000 Fremden, regelmäßig gebaut, so weit es der Boden erlaubte. Die Straßen da Praia und da Iglesia sind ausgezeichnet durch die große Zahl zierlicher Häuser, welche sie enthalten; auch die Niederstadt erhält täglich

neuere, schöne Gebäude. Am Ufer des Flusses liegt das Zollhaus, mit einem hölzernen, wohl hundert Schritte vorspringenden Molo, an dessen Ende die Schiffe anlegen können. Die Waaren werden von Negern nach dem Platze getragen.

Die Stadt enthält 5 Kirchen, ein Hospital, ein Armenhaus, Zeughaus, zwei Casernen und ein neuerbautes Gefängniß. Man projectirt noch andere öffentliche Gebäude, auch ein Museum mit Pflanzengarten.

Die Erziehung ist in dieser Provinz sehr vernachlässigt, Juristen und Theologen werden auf die Universität Sao-Paulo geschickt; zu Porto-Alegre gab es nur Primär-Elementarschulen, doch wollte ein europäischer Portugiese eben eine höhere Bürgerschule errichten.

Vier oder fünf Journale sind rein politischen Inhalts, die Einwohner theilen sich hier wie anderwärts in Caramurus oder Monarchisten und Farrupilhas oder Sansculotten, wie die Patrioten sich selbst nennen. Letztere sind überall die Stärkeren, ohne ihre Stärke zu kennen, namentlich wegen der Trennung in Föderalisten und Unitarier.

Ein Theater gab es hier nicht, Thalia würde erröthen, wenn man den alten Schuppen, wo ab und an ein bürgerliches Schauspiel gegeben wird, mit solchem Namen belegen wollte. Jedoch wurde ein schönes Gebäude zu diesem Zwecke errichtet.

Die Brasilianerinnen dieser Provinz sind weder schön noch anmuthig, umsonst überladen sie sich mit Schmuck und Putz; Farbe, Ausdruck und Geist fehlen. Im Allgemeinen befolgt man, mit Uebertreibung, pariser Moden. Die Kirchen sind sehr einfach und wenig besucht. Nur Fromme (bealas) oder Courtisanen tragen noch die schwarze, portugiesische Tracht mit der Mantilla, welche früher streng für den Kirchgang vorgeschrieben war. Die Processionen werden mit großer Pracht begangen. Zu Ostern sind die Balcons mit reichen Seidentapeten verziert, blaue und rothe Brüderschaften folgen aufeinander und wechseln mit weißen, grauen u. s. w. und drei Tage lang verkauft man neben den Kirchen Rosenkränze, Scapuliere, gebratene Hühner, Gebäck, Liqueure u. s. w.

Merkwürdig ist die Art, wie die Frauen hier und in ganz Brasilien reisen: sie sitzen nach Männerart im Sattel, tragen weite Hosen unter den Kleidern und blaue oder geblümte Reitröcke, einen weiten Tafft- oder Strohhut mit schwarzen Straußenfedern, fast alten Edeldamen gleichend. Das Pferd ist prächtig aufgeschmückt, Zügel, Kopfstück, Rocádo, Sporen und Bügel mit massivem Silber bedeckt. Die Männer lieben nicht weniger Pracht, das ganze Geschirr der Pferde ist mit Silberplatten beschla-

gen, der Griff des Dolches von massivem Silber. Die Tracht der Landleute ist reicher, als bei den argentinischen Gauchos: tüchtige Stiefeln, weite Hosen von himmelblauem Sammet, eine Jacke von blauem Tuche, ein weiter Tuchmantel und ein breiträndiger, aufgeschlagener Hut, der mit einem in zwei Eicheln ausgehenden Bande unter dem Kinne befestigt wird. Im Sommer sind die Jacken oft von buntem Baumwollenzeuche. Auf der Reise ist Jedermann mit einem langen Schwerte und zwei Pistolen in einem Gürtel, der auch die Patronentasche hält, bewaffnet.

Die fünf Ströme, welche hier zusammen den Rio-Grande bilden, sind der Jacuy, Cay, Rio dos Sinos, Cravatay und Riacho; ersterer der größte, gleichsam der Daumen, letzterer der kleine Finger der ausgebreiteten Hand. Ich habe stets 50 Schiffe auf der Rhede gesehen, ungerechnet die große Zahl von Pirognen und Chalanas, Schiffe von 200 Tonnen, welche nicht über zehn Fuß Wasser brauchen, können hier einlaufen. Zu meiner Zeit gab es nur drei französische Handelshäuser am Orte und nur Eins unterhielt directe Verbindungen. Unser Consul, Herr Pradel, ist ein höchst ausgezeichneter, liberaler und uneigennütziger Mann. Die meisten Fahrzeuge sind nordamerikanische, brasilianische, italienische und einige englische. Von Zeit zu Zeit kommt wohl ein Schiff von Bordeaux oder Marseille an, macht aber selten gute Geschäfte, weil die Ladungen schlecht gewählt und nicht auf das Land berechnet sind.

Hier, wie in allen altspanischen und portugiesischen Besitzungen bilden die Neger die arbeitende Classe. Sie gleichen dem Vieh und werden nicht besser behandelt. Man pfeift nach ihnen und wenn sie nicht sogleich zur Stelle sind, dienen zwei, drei Ohrfeigen von der zarten Hand der Frau oder ein Faustschlag und Fußstoß des groben Amo zum Merkzeichen; widersprechen sie, so bindet man sie an den ersten besten Pfahl und Herr und Frau kommen, sich an der blutigen Geißelung zu ergötzen, Glück genug, wenn diese nicht selbst ein Tau, eine Peitsche, einen Stock oder eine Eisenstange ergreifen und den Neger so lange schlagen, bis man ihn bewußtlos forttragen muß. Dann verbindet man wohl seine Wunden, aber — mit Salz und Pfeffer! So habe ich es im Jahre der Gnade achtzehnhundertundvierunddreißig gesehen. Ja, es gibt Herren, welche Einschnitte in einzelne Theile machen, um dann Pfeffer hineinzustreuen. Stirbt ein Neger unter solchen Mißhandlungen, so wirft man seinen Körper auf die Seite und wer etwa nach ihm frägt, erhält zur Antwort, o filho da puta! Morio! Und dan spricht man nicht mehr davon.

Täglich, von 7 — 8 Uhr Morgens, kann man zu Porto-Alegre einem blutigen Schauspiele beiwohnen. Da stehen, vor einer Kirche an einer Säule Neger, zu 200, 500, 1000 bis 6000 Peitschenhieben verdammt. Man sieht nichts mehr von ihrer Haut, kaum erkennt man die Glieder unter den Lappen!

Umgebungen von Porto-Alegre. Von der Provinz im Allgemeinen. — Capella do Viamon — Die deutsche Colonie São-Leopoldo — Die Lagoa dos Patos (Patos-See) — Rio Grande oder Saô Padro — Saô José — Saô Francisco do Paula — Provinz im Allgemeinen.

Das Dorf Viamon, 3 Stunden s. östlich von Porto-Alegre, war früher Hauptstadt der Provinz seit 1763, wo Rio Grande es zu sein aufhörte, bis nach 1790. Damals war es eine kleine Stadt, jetzt nur ein wüstes Dorf, zu welchem drei Straßen führen. Der Boden ist rother Thon, mit Quarz, Glimmer und Gneisstücken. Meist leben hier Töpfer. Ich erstreckte meine Ausflüge bis Boa-Vista, der Estancia des Grafen von Rio Pardo, ehemaligen Generals und Ministers Pedro I. und bis Barracuda, 10 Stunden weit, wo in den Hügeln große Blöcke Eisenoxydhydrat liegen. Das Land im O. der Höhe von Viamon ist ringsumher flach und das Wasser scheint sich kaum seit 100 Jahren davon zurückgezogen zu haben.

Ich schiffte mich zu Porto-Alegre auf dem ziemlich tiefen und sehr gekrümmten Rio dos Sinos ein, der wie der Jacuy und andere Zuflüsse des Rio Grande in einem Bette von Sand und Schlamm läuft, dessen Ufer so niedrig sind, daß sie stets überschwemmt scheinen. Doch sind sie hie und da bewohnt und bebaut, oder man baut die Häuser auf Pfosten oder einem Rost von 5—6 Fuß Höhe. Die eigenthümlich gebauten Dächer geben den Häusern das Ansehen von chinesischen Pavillons.

Nachdem wir die ganze Nacht gerudert hatten, hielten wir an den Tres Portos, was nichts Anderes ist, als drei mitten im Walde, wo das Ufer etwas höher ist, gelichtete Stellen. Hier ist man schon in der deutschen Kolonie, und nach dem Dorfe Sao Leopoldo hat man zu Lande nur noch zwei Stunden Weges, während man auf dem Flusse den ganzen Tag brauchen würde. Wir zogen den Landweg vor, wo Berge, Thäler, Wälder, Wiesen, deutsche Bauerhäuser und bebaute Felder angenehm abwechseln. Gut angelegte Wege durchkreuzen sich allenthalben, und bringen die verschiedenen Punkte der Kolonie unter einander in Verbindung, bei

einer Wendung des Hohlwegs erblickt man mit Einemmale das Dorf Sao Leopoldo in einer niedern, etwa zwei Lieues im Umfange haltenden Ebene. Man sollte sich in Deutschland glauben. Beim Anblick dieser europäischen Bevölkerung, deren Fleiß und Sorgsamkeit gegen die träge Nachlässigkeit der Brasilianer so sehr absticht, konnte ich mich eines Gefühls der Bewunderung nicht enthalten.

Das Dorf Sao Leopoldo, auch die Faktorei (feitoria) genannt, liegt am linken Ufer des Rio dos Sinos, 7 Lieues nordwärts von Porto-Alegre; waldbedeckte Bergzüge umgeben das Thal, und die Deutschen haben mit großer Schwierigkeit herrliche Wege hinübergeführt. Bei der Anlage des Orts hat man mehr die Handelsbequemlichkeit, als die öffentliche Gesundheit zu Rathe gezogen, denn das Land ist beim geringsten Regen ein Sumpf, aber die Kolonisten sind eifrig beschäftigt, den Boden zu erhöhen und den Ablauf des Wassers zu befördern. Zu Sao Leopoldo finden sich etwa 150 Häuser, theils von Holz, theils von Backstein, mit einer Bevölkerung von 1000 Seelen, meist deutsche Handwerker, und nur unter den Kaufleuten und Gastwirthen finden sich auch Fremde. Die meisten deutschen Kolonisten sind Ackerbauer und Viehzüchter, andere mit einigem Kapital haben Gerbereien, Branntweinbrennereien, Säge- und Mahlmühlen, Ziegelbrennereien u. dgl. angelegt, und alle sowohl Boden- als Industrieerzeugnisse finden reichlichen Absatz nach Porto-Alegre. Die deutsche Kolonie, deren Hauptmarkt das Dorf ist, nimmt bis jetzt nur 15 □ Lieues ein, und kann sich noch weit nach Norden ausdehnen, da man ihr keine andern Grenzen, als die der Provinz angewiesen hat. Viele Brasilianer, die mehr ihr Interesse als ihre Neigung zu Rathe zogen, haben sich darin niedergelassen, und kaufen den Deutschen um gute Preise das urbar gemachte Land ab. Die Behörden sind brasilianisch und bestehen aus einem Friedensrichter und einem Militärkommandanten.

Wir wurden von dem Doctor, J. Daniel Hillebrand, einem gebornen Hamburger, empfangen, der mit vieler Bescheidenheit das artigste Benehmen verbindet, französisch und portugiesisch fertig spricht, seit mehreren Jahren Medicin und Chirurgie mit Erfolg ausübt, und sich das Zutrauen und die Hochachtung der ganzen Kolonie erworben hat. Er beschäftigt sich viel mit Naturgeschichte, namentlich Ornithologie und Entomologie, zeigte uns seine ziemlich beträchtlichen naturwissenschaftlichen Sammlungen, sowie Waffen und Gefäße von Indianern. Die deutsche Kolonie verdient von allen Freunden der Naturwissenschaften besucht zu werden, sie werden sich nicht unbelohnt finden, und die zahlreichen, durch die Waldungen

angelegten Wege gestatten dem Jäger und Botaniker allenthalben freien Durchgang.

Der unter dem Namen Rio Grande bekannte Fluß fängt zu Porto-Alegre an und läuft eine Strecke von 8 bis 10 Stunden in einem Bette von veränderlicher Breite (3 — ½ Stunde) zwischen kegelförmigen Höhen, die, vornämlich an der Südseite, bewaldet sind, hin. Ehe er in die Lagoa eintritt, ist er kaum eine halbe Stunde breit und durch Felsen sehr gefährlich. Hier eröffnet sich nun das große Becken des Patos-Sees, der vom Meere nur durch einen engen Dünenstrich getrennt ist und ein Haf von 45 Stunden Länge auf verschiedene Breite bildet. Die Hügel hören hier auf und nur kleine Sandhöhen begränzen mit Mühe die hohen Wellen der Lagune. Viele beträchtliche Flüsse, der Camacua z. B. und der São Gonzalvo vermehren die Wassermenge.

Auf dem Haf dos Patos ist die Schiffahrt leicht für Schiffe von zehn Fuß Wassergang.

Der Name, Lagoa dos Patos oder Entenhaf soll nach Einigen von der Menge dieser Schwimmvögel, nach Andern von einem indianischen Volksstamme herrühren, als allgemeinste Meinung gilt aber die folgende.

Da die Jesuiten für ihre großen Niederlassungen im Innern einen Hafen brauchten, kamen sie bei dem mächtigen Könige von Portugal mit der gehorsamsten Bitte ein, ihnen für alle Zeiten den Besitz dieser pequenina lagoa (kleinen Lagune) zu überlassen, um Enten darauf zu züchten was ihnen gern gewährt ward. Einige Jahre später, bei näherer Untersuchung, merkte der König den Betrug und, weit entfernt, der Narr der Jesuiten sein zu wollen, nahm er ihnen die Lagune wieder ab, die von dieser Begebenheit nur ihren Namen beibehielt.

Viertehalb Stunden von der Mündung des Rio-Grande und sechzig von Porte Alegre liegt der Haupthafen der Provinz, bekannt unter dem Namen Rio-Grande. Er besteht aus zwei, durch den ¼ Stunden breiten Strom getrennten Städten, Sao José oder do Norte und Sao Pedro oder do Sul.

Beide sind unendlich langweilig gelegen. — Sand, Sand und nichts als Sand! Aber der Handel ist blühend, besonders zu Sao Pedro. Es giebt außerordentlich reiche Einwohner, deren geräumige Bauten alle mit Materialien ausgeführt sind, die man von Porto Alegre oder noch entfernteren Punkten des Inneren herschaffen mußte. Der Unternehmungsgeist ist groß, so z. B. hatte eine Actiengesellschaft des Hauses Carrol Forbes et Comp. es unternommen, „mittelst kostbarer Dampfmaschinen ei-

nen Kanal zu graben, der Schiffen von 200 Tonnen erlaubte, am Kai aus- und einzuladen. Diese Arbeit wurde, nicht ohne große Verluste Seitens der Gesellschaft, 1833 vollendet.

Ein geräumiges Zollhaus, Kais, ein Theater, ein im Bau begriffenes Rathhaus sind alle auf Kosten der Kaufleute der Stadt erbaut worden.

Auch die Nähe von Sao Francisco de Paula fördert das Gedeihen von Rio-Grande. Das obgenannte Haus hat den Plan, Dampfschiffe auf den Strom zu bringen.

Beide Städte haben zusammen nicht über 6000 Einwohner, 4500 am rechten und 1500 am linken Ufer. Die Bauart der Häuser ist wie zu Porto Alegre, man sieht jedoch solche von drei Stockwerken.

Das Hauptzollamt befindet sich zu Sao Pedro, ein untergeordnetes zu Sao José, wo die nach Porto Alegre bestimmten Fahrzeuge anzulegen vorziehen.

Eine bewegliche Barre macht den Eingang des Rio-Grande für Schiffe über 10—11′ schwierig. Ein Leuchtfeuer am rechten Ufer, das man vier Stunden weit sieht, bezeichnet den Eingang in der Nacht, verschiedenfarbige, auf dem Leuchtthurm ausgesteckte Fahnen am Tage die Höhe des Wasserstandes und die einzuschlagende Richtung. Diese war im Juli vorigen Jahres (1833) NO. nach SW., jetzt hat ein anderer Canal sich nach Süden hin gebildet, der jedoch nur für Schiffe von 8′ Tiefe fahrbar ist. Uebrigens findet man an der Mündung des Stromes immer geschickte Lootsen und zu St. José andere, welche die nach Porto Alegre bestimmten Schiffe über das Haf leiten.

Ich darf nicht übergehen, daß Sao Pedro zwei Druckereien, zwei politische Journale und eine kleine, meist französische Werke enthaltende Bibliothek besitzt. Das Französische ist hier gewöhnliche Sprache.

Sao Francisco de Paula ist eine herrliche kleine, nur etwa zehn Jahr alte Stadt, die jedoch mit Porto Alegre rivalisirt in Betracht der Thätigkeit ihrer Einwohner, der Wichtigkeit ihrer Handelsverbindungen und der großen Anzahl täglich neuerrichteter Gebäude.

Der Ort liegt am linken Ufer des Rio Sao Gonzalvo, anderthalb Stunden von der Mündung desselben in die Lagune, zwischen den Flüßchen Pelosas und Pelado.

Die Lage ist sehr angenehm, denn das Land umher ist äußerst fruchtbar, wohlangebaut, von waldbesetzten Bächen durchflossen und die Stadt selbst liegt auf dem, dies Alles beherrschenden Hügel, mit geraden Stra-

sten, breiten Bürgersteigen, einem sehr niedlichen Theater, einer Druckerei, mehreren Journalen und 7—8000 Einwohnern.

Es ist leicht vorherzusagen, daß diese Stadt binnen wenigen Jahren die zweite in der Provinz sein wird und vielleicht im Handel die erste, weil sie nicht allein den ganzen Südstrich von Sao Gabriel bis zum Plata, sondern auch die Nordostgrenze der Banda-Oriental versorgt, während Porto Alegre den weniger bewohnten Norden mit Waaren versieht.

Hierzu rechne man noch für Sao Francisco de Paula den unschätzbaren Vortheil der Lage am Rio San-Gonzalvo, welcher die Lagune Merim mit dos-Patos verbindet, und so den Wassertransport aus den benachbarten Ländereien, dem neutralen Gebiete und dem Südost-Theile der Banda-Oriental unmittelbar gestattet. Außerdem sind die Ufer des Stromes bedeckt mit Schlächtereien und Pökeleien, deren Besitzer so große Reichthümer gewonnen haben, daß sie beschlossen, auf ihre Kosten einen Kanal von größerer Tiefe als der Strom graben zu lassen, damit Seeschiffe direkt bis Sao Francisco de Paula heraufkönnten.

Ein an Ort und Stelle gebautes Dampfschiff, welches 9 Meilen in der Stunde zurücklegt, und sowohl Waaren als Reisende fährt, geht täglich zwischen hier und Rio-Grade, über Sao José. Man wollte noch ein Zweites nach Porto Alegre einrichten.

Sao Francisco de Paula liegt 52 Stunden von Porto Alegre, 9 von Rio-Grande do Sul und 12 von der Mündung des Stromes.

Wir wollen jetzt noch einen Blick auf Rio-Grande im Allgemeinen werfen.

Diese Provinz, in welcher kürzlich ein Aufstand gegen die Centralregierung ausbrach, heißt die südliche (do Sul), um sie von der nördlichen Provinz gleiches Namens zu unterscheiden, die Brasilianer jedoch nennen sie gewöhnlich Sao-Pedro. Sie stößt nördlich an die Provinz Sao Paulo, wovon der Rio Curitiba oder Yguazu sie trennt, westlich an den Perana und Uruguay, südlich an die Banda Oriental und an das neutrale Gebiet im Süden und Westen der Lagune Merim, ostwärts endlich an den atlantischen Ocean und die kleine Provinz Santa Katharina. Das Gebiet der Provinz mag etwa 15,000 Lieues betragen, und zerfällt in fünf Comarcas, deren Hauptorte Porto Alegre (die Hauptstadt), Rio Pardo, Rio Grande, Piratinim und Sao Borja sind; diese Comarcas zerfallen in 11 Distrikte oder Stadtgebiete (villas). Außer diesen Stadtgebieten giebt es eine Menge Flecken (povos), und

endlich die Missionsstationen, deren Hauptort Sao Borja ist. In jeder Comarca ist ein Ouvidor oder Richter zweiter Instanz, von dem man an die höheren Gerichtshöfe (relaçoes) von Bahia oder Rio Janeiro appelliren kann. In den kleinen Distrikten (termos) sind die Friedensrichter mit der Polizei beauftragt.

Im Jahre 1834 schätzte man die Gesammtbevölkerung auf 160,000 Einwohner, wovon ein Zehntheil Deutsche sind, deren die neue Kolonie Sao Leopoldo allein 8000 zählt. Allerdings befinden sich jedoch auch Auswanderer anderer Nationen darunter. Diese Kolonie hat durch ihren Fleiß, ihre Kenntnisse und ihre Ordnungsliebe schon einen so großen Einfluß auf das Land gehabt, daß man dasselbe gegen die Zeit von zehn Jahren nicht mehr kennt. Die Provinz ist jetzt Brasilien unentbehrlich, denn sie allein kann es mit Fleisch, Seife, Leder, Pferden, Maulthieren, Mais und selbst mit Getraide versorgen, während sie nöthigenfalls die andern Provinzen entbehren kann, da ihr Anbau von Reiß, Manioc, Baumwolle, Zucker und dergl. zu ihrem Verbrauche hinreicht.

Wenige Länder in der Welt sind so gut bewaffnet und so fruchtbar, wie die Provinz Sao Pedro; nur die Banda Oriental läßt sich mit ihr vergleichen. Das Klima ist gesund und gemäßigt, und die tropischen Erzeugnisse gedeihen so gut, wie die der gemäßigten Zone: man gewinnt in der deutschen Kolonie neben der Kokosnuß und der Banane, die Quitten, Aepfel, Birnen, Orangen und Pfirsiche des alten Kontinents. Die Weinpflanzungen haben in der deutschen Kolonie den glücklichsten Erfolg gehabt, und die Zeit wird kommen, wo man vortrefflichen Wein aus dieser Provinz nach anderen Häfen Brasiliens ausführt. Auch der chinesische Thee *) scheint unter dieser Breite gut fortzukommen, und der südamerikanische Thee, die Yerba von Paraguay, ist der Gegenstand eines bedeutenden Handels in den oberen Missionen, besonders seitdem der Verkehr mit dem Staate Paraguay abgebrochen ist. Der Cactus-Royal wächst wild in den sandigen Ebenen von Viamon, Boa Vista und Barrucuda, und ist mit wildem Cochenille bedeckt; um sie aber zu benützen, wäre, wie in allen andern Dingen, der Vorgang von Fremden nöthig.

---

*) Der Theebau macht große Fortschritte in Brasilien, außer den Pflanzungen im botanischen Garten von Rio gewinnt man ihn auch in den Provinzen Minas, Sao Paulo und St. Katharina. Namentlich in Sao Paulo hat sich dieser Anbau ausgedehnt, und man hat im Jahre 1833 über 200 Arrobas (1472 Kilogr.) geerntet.

Im Norden der Provinz, und bis in die Umgebung von Porto Alegre findet man medicinische Pflanzen von erprobter Wirksamkeit. Hr. Bonpland entdeckte eine Art Rhabarber, eine Salsaparille und mehrere Rinden, die er selbst mit großem Erfolg anwandte. Wie die Guaranis kennen auch die Brasilianer die Eigenschaften der meisten Pflanzen, und bedienen sich ihrer ohne die Aerzte zu fragen.

Die Produkte für die größere Ausfuhr sind ungefähr dieselben wie in Montevideo und Buenos-Ayres, außerdem aber liefert diese Provinz Goldstaub in der Umgegend von Cassa-Pava, Farinha (Maniocmehl), Cachaça (Rum), Feijres (schwarze Bohnen), gegerbtes Leder, Holz, zum Schiffbau sowohl als für die Kunstschreinerei u. s. w. Alle diese Dinge erfordern nur Arme und Kapitale, Sao Pedro verdient daher die Aufmerksamkeit der Kapitalisten, so wie aller derjenigen, die ein ungünstiges Geschick zur Auswanderung nöthigt. Seine Zukunft wird gewiß glänzend sein, und wenn die beabsichtigte Dampfschifffahrt auf den Strömen sich realisirt, so wird die Bevölkerung ohne Zweifel rasch anwachsen; die Regierung scheint auch entschlossen, alle Gesellschaften, fremde, wie auch einheimische, welche Handel, Kolonisation oder Industriebetrieb zum Zwecke haben, zu unterstützen *).

Der Charakter des Volkes hat etwas ritterliches, wie der Orientalistas und Paulistas, ihre langen Kriege mit Buenos-Ayres haben sie zu Kriegern gebildet, und mehr als Einmal haben sie, wenn zufällig fähige Generale an die Spitze kamen, Beweise von Muth gegeben. Sie sind nebst den Paulistas die besten Reiter von Brasilien. Die Zahl der Farrupilhas oder Republikaner ist entschieden überwiegend, und wenn die neueren Nachrichten sich bestätigen, so muß es zwischen ihnen und den Caramurus oder Monarchisten zum Kampf gekommen sein.

Gelegentliche Mittheilungen aus der Türkei.

Kil'd il Bahr, auf der europäischen Seite der Dardanellen. Vor einiger Zeit hatte ich Gelegenheit, einige Schiffe der Flotte des Kapudan Pascha zu besuchen, wo ich mehrere bemerkenswerthe Wahrnehmungen machte. Der Kapudan Achmed Pascha hat den Ruf eines thätigen

*) Ein Engländer hat im Jahre 1833 ein Kohlenlager in der Provinz St. Katharina aufgefunden.

Mannes, der auf Ordnung hält. Er hat auf seinem Schiffe nicht üble französische Seekarten, deren Namen er selbst lesen kann, welches, da die türkische Schrift so sehr von jeder europäischen abweicht, äußerst selten ist. Auch fehlt es nicht an Meß-Instrumenten auf dem Admiral-Schiff, doch ist sehr zu bezweifeln, daß es auf der ganzen Flotte einen einzigen Menschen giebt, der im Stande wäre, mittelst derselben Winkelbeobachtungen zu machen, geschweige denn solche Beobachtungen zu irgend einem Resultat zu berechnen. Achmed Pascha ist auf seinem Schiff ganz europäisch eingerichtet in Bezug auf Ameublement und Tischservice. Alle seine Leute, und überhaupt Jedermann, tritt zu ihm mit Schuhen oder Stiefeln in das Zimmer, während es alte türkische Sitte ist, die Fußbekleidung vor der Thür auszuziehen, und im Zimmer, je nach Verschiedenheit des Ranges und des Reichthums, baarfuß zu gehen, oder in baumwollenen, seidenen oder ledernen Strümpfen oder endlich in ganz leichten Schuhen, mit welchen man nie den Flur des Hauses, geschweige die Straße betritt. Die Zimmer werden also in der That sehr reinlich gehalten; weniger dagegen die langen, die Wände einnehmenden Sophas, auf welchen man in der Regel auch mit den Füßen sitzt und liegt (nach türkischer Art mit untergeschlagenen Beinen). — Das Ausziehen der Fußbekleidung vor der Thür ist noch durchaus allgemein, und die Großen haben besondere Wachen für diese Schuhparaden, damit den Eingetretenen nichts entwendet werde. Achmed Pascha macht daher eine große Ausnahme. — Dagegen findet man es eher, daß die Großen anfangen, sich europäischer Tischservice zu bedienen, statt ihrer alten Art, mit den Fingern zu essen. Wenn wir hinzusetzen, daß nach alter Sitte nur eine Schüssel auf einen runden niedrigen Tisch aufgetragen wird, und daß Alle aus dieser einen Schüssel mit den Fingern zulangen, so hat offenbar diese Vorstellung nichts Eßlust Erregendes. Dennoch ist die Sache selbst weniger unappetitlich, als sie scheint, denn einmal wäscht sich Jedermann die Hände sorgfältig mit Seife, ferner werden Suppe, dicker Reis (Pilau), eine Art saurer Milch (Jauert) und dergleichen mit einem hölzernen Löffel genossen, wobei allerdings alle aus derselben Schüssel zulangen, denn Teller giebt es nicht; endlich aber sind viele Speisen für diese Art des Essens eigends bereitet, d. h. sie kommen etwa in der Größe von Taubeneiern auf den Tisch, so daß jedes Stück einen Bissen macht, Fleischklöße, deren jeder, besserer Hältniß wegen, vor dem Kochen in ein Kohlblatt eingewickelt und in demselben servirt wird; eben so Reisklöße und anderes. Nur das eigentliche Fleisch, was aber auch stets in Stücken zerschnitten

aufgetragen werden muß, zerreißt man mit den Fingern, und so wandert wohl zuweilen ein Knochen aus einer Hand in die andere. — Dazu ißt der Türke viel Brot und weiß mit Geschicklichkeit sich desselben bald als Löffel, bald als Gabel zu bedienen. Man liebt viele Schüsseln; ein Pascha hat wohl selten unter zwanzig. Durch viele Schüsseln wird nun das Unappetitliche der Eßweise wiederum sehr gemindert, weil man aus jeder Schüssel nur wenige Bissen genießt. Mit der Quantität der Schüsseln steht aber ihre Mannigfaltigkeit durchaus nicht im Verhältnisse. An Geschmack sind sich viele Gerichte sehr ähnlich, und überhaupt einem deutschen Magen wenigstens nicht sehr ansprechend. Es ist im Grunde alles weichlich und dabei überfüllt mit Gewürzen. Die ärmeren Griechen essen wie die Türken. Die hier wohnenden Franken dagegen bleiben ihren europäischen Sitten treu.

Das hiesige Klima ist in Verhältniß zum Breitegrad ($40\frac{1}{4}°$) und in Vergleich mit Italien sehr gemäßigt, wovon die Ursache wohl hauptsächlich den fast beständig herrschenden Winden zuzuschreiben ist. Diese theilt man hier nur in Süd und Nord, theils weil man geringe Abweichungen bis zu etwa 75° für nichts achtet, theils weil vermöge der Lage der Meere und der Gestalt des Kanals Ost- und Westwinde in der That selten, und nie von Bestand sind. Alles dreht sich hier um die Frage: ist der Wind für auf- oder abwärts gehende Schiffe günstig.

Seit vier Monaten hat der Regen nur einmal $2\frac{1}{2}$ Wochen ausgesetzt; in der übrigen Zeit wiederholt er sich stets unter 14 Tagen. Aber das sind selten Landregen, wie es häufig im nördlichen Deutschland vorkommt, sondern nur Strichregen, zwar heftig und Wasser in Fülle, aber 3 Stunden später merkt man nichts mehr davon. Daher kommt es, daß solch ein Regen auch aus dem Gedächtniß der Leute verschwindet, und daß sie hinterdrein behaupten: seit 6 Monaten habe es höchstens 3mal geregnet. Zum Leidwesen aller Schiffe, die aus dem mittelländischen Meere kommend, den Kanal passiren wollen, herrscht seit 4 Wochen hier ein beständiger Nordwind. Ein Packetboot aus Swinemünde von Antwerpen aus mit raffinirtem Zucker belastet (ein Artikel der als Fracht für den Orient befremden muß, auch wenn man nicht weiß, daß in Konstantinopel das Pfund raff. Zucker etwa 5 Sgr. kostet) war am 12. August im Kanal angekommen, und erst am 20sten Abends ist es von einem englischen Dampfboot durch die schwierige und 5 Seemeilen lange Stelle des Kanals hindurch bugsirt worden. Die Strömung ist an den engen Stellen des Kanals so stark, daß bei mäßigem Nordwinde das Dampf-

boot mit dem preußischen Schiffe im Schlepptau, rückwärts statt vorwärts kam, und nur bei eintretender Windstille des Abends gelang es ihm, die Strömung allein zu überwinden, welche 2 — 4 Seemeilen in der Stunde beträgt. — Die hier auf ihren regelmäßigen Touren gehenden Dampfboote haben zuweilen einen Kauffahrer im Schlepptau, jedoch wird dadurch dem Bedürfniß nur in sehr geringem Maaße, wenn der Nordwind anhaltend ist, was zuweilen vorkommt, abgeholfen. Die auch hier sehr zunehmende Anzahl der Dampfboote läßt hoffen, daß sie in der Folge den Kauffahrern behülflicher sein werden, wenn sich diese nicht durch den hohen Preis von 100 bis 120 Thlr. Preuß Cour. für 5 Seemeilen abschrecken lassen. Im vorigen Jahre passirte den Kanal regelmäßig nur ein österr. Dampfschiff, welches alle acht Tage zwischen Konstantinopel und Smyrna hin und zurückging; und ferner noch zwei türkische der Regierung gehörende Dampfboote, die aber auch im schwarzen Meere gebraucht wurden. Beide türkische Schiffe gingen im vorigen Herbst zu Grunde, und der Oestreicher hatte den Winter über das Feld allein. Seit dem Frühjahr aber macht ein zweites österreichisches Dampfboot wöchentlich dieselbe Tour zwischen Konstantinopel nnd Smyrna; ferner kommen monatlich 3 französische Dampfboote von Marseille aus hier durch nach Konstantinopel und zurück, und endlich noch Oestreicher von Triest aus. Auf einem der letztern, dem Ludovico, passirten hier am 26sten August 3 preußische Offiziere.

Ende August erschien hier eine Goelette der Vereinigten Staaten Nordamerikas, um 4 Stück von den großen Kanonenkugeln abzuholen, welche man sich von der ottomanischen Regierung erbeten hatte, um sie als Rarität in Boston aufzustellen. Auffallend sind allerdings Kugeln und Geschütze ihrer Größe wegen. Die Länge der letztern bestimmt sich am bequemsten nach Schritten, nämlich fünf, und der Durchmesser der dazu gehörigen Steinkugel ist bei den größten Calibern etwa 2 preuß. Fuß, und erreicht ein Gewicht von 5 Centnern. Diese Kugeln sind von Marmor, und werden vorzugsweise auf der Insel Marmora angefertigt.

Seit Anfang Juli sind die beiden Getreidearten, welche man hier nur baut, nämlich Gerste und Weizen, geschnitten, und seitdem hat man auch bereits die Körner aus den Aehren genommen. Man benimmt sich dabei auf eigenthümliche Weise. Auf freiem Felde wählt man einen ziemlich ebenen Platz, etwa auf von der Sonne halb versengtem Rasen, und breitet die aufgebundenen Garben, gegen 1 Fuß hoch, in einem Kreise

von 12 — 18 Schritt Durchmesser aus. Hierauf nimmt man dicke Bohlen von 4 — 5 Fuß Länge und 2 — 3 Fuß Breite. Die eine Seite der Bohle ist mit einem Meißel voller Löcher geschlagen, und in diese sind Feuersteine dergestalt eingeklemmt, daß sie zur Hälfte hervorstehen. Auf die mit der Feuerstein-Seite nach unten gelegte Bohle stellt oder setzt sich ein Mann, und läßt sich von 2 davor gespannten Ochsen so lange auf dem Korne herumziehen, bis die Aehren theils von den Ochsen ausgestampft, theils von den Feuersteinen zerrissen sind. Darauf sondert man einiges Krummstroh und die Körner aus großen Haufen gleichsam zu Spreu zermalmten Strohes. Gewiß ist diese Weise viel bequemer, als das in Deutschland übliche Dreschen, und deshalb für dies Land und diese Leute wie eigends erfunden, denn körperliche Anstrengungen liebt man durchaus nicht. Daher wird auch der Ackerbau sehr nachlässig betrieben, und niemand giebt sich die Mühe, ein größeres Feld zu bebauen, als dessen Ertrag für seine Bedürfnisse grade ausreicht. Und doch wäre es so leicht, hier für etwas mehr als die nothwendigsten Bedürfnisse zu sorgen, da nur der allerkleinste Theil des Landes bebauet wird, und alles übrige wüst liegende von jedem Türken in Besitz genommen werden könnte. Der größte Theil dieser Wüsteneien ist aber nur von unbedeutendem Gestrüpp bewachsen und deshalb leicht urbar zu machen; auch trifft man fast überall sehr guten Boden. Man findet es indessen bequemer, wo möglich nur zu ernten, ohne zu säen. So sah ich kürzlich ein schönes Weizenfeld, von dem das nächste Dorf eine halbe deutsche Meile entfernt sein mochte. Wohin gehört das? fragte ich voller Verwunderung meinen Begleiter. Eben nach jenem Dorfe, war die Antwort. Und die Leute kommen so weit her, um hier Weizen zu bauen? fragte ich weiter. Man kommt nur her, um zu ernten, entgegnete man mir, denn der Weizen säet sich in dieser Niederung in hinreichender Menge alljährlich von selbst aus. — Wein wird hier im Verhältniß zu andern Dingen viel gebaut, aber die Besitzer der Weinberge und Weinfelder machen es wie die Besitzer jener Weizenniederung: man erntet nur, sobald die Trauben reif sind. Die Weinstöcke werden so wenig gepflegt, daß man sie nicht einmal an Pfähle gebunden hat. Seit Ende Julius hat man hier allgemein sehr schöne Trauben, die eigentliche Wein-Ernte dürfte aber doch erst Ende Septembers beginnen. Außer den Trauben sind in diesem Augenblick die Feigen, Melonen und die Wasser-Melonen die vorzüglichsten Obstarten. Die Melonen sind so süß, daß es niemandem einfallen kann, sie mit Zucker essen zu wollen, wie das im nördlichen Deutschland allgemein geschieht, denn das hieße Zucker mit

Zucker essen. Eine eigenthümliche Frucht ist die sogenannte Wassermelone, für hiesiges Klima wie geschaffen. Im Aeußern unterscheidet sie sich von der Melone nicht durch die Gestalt, sondern nur durch die Farbe und dadurch, daß sie eine glatte Schaale hat. Im Innern ist die vorzüglichere Gattung roth, die andere weiß. Das Fleisch besteht aus einem Gewebe sehr feiner Fasern, deren Zwischenräume mit kühlem, erfrischenden Wasser angefüllt sind. Ein Stück Wassermelone läßt sich im Munde beinahe mit der Zunge zerdrücken und verwandelt sich fast ganz und gar in Wasser. Erdbeeren, Himbeeren, Johannis- und Stachelbeeren habe ich hier niemals gesehen. Diejenigen Obstarten, welche eine gewisse Pflege verlangen, als: Kirschen, Birnen und Aepfel, hat man nur in schlechten oder höchstens mittleren Gattungen. Bessere Pflaumenarten dagegen, als Reine claude, ferner Apricosen und Pfirsiche werden vorzüglich angetroffen. Ueberhaupt wächst Alles im Uebermaaß und vortrefflich zu, und mit der geringsten Ordnung und Mühe müßte die Erde hier wahrhaft Schätze spenden.

Das Gouvernement Jenisseisk.

Das Gouvernement Jenisseisk, eine der entlegensten Provinzen Rußlands, das noch viel ausgedehnter als das von Tobolsk ist, bietet natürlich nicht weniger Verschiedenheiten dar. Abgesehen von der Verschiedenheit des Klimas, die natürlich zwischen dem südlichen und nördlichen Theile eines Landes stattfinden muß, das sich vom 52sten bis zum 78sten Breitegrade erstreckt, so sind der Boden und die Produkte desselben ebenfalls verschieden und die Saganischen Gebirge, Zweige des Altai, welche durch die südlichen Gegenden des Gouvernements ziehen, bilden einen auffallenden Gegensatz mit den unübersehbaren, moosbedeckten Ebenen, welche sich an den Ufern des unteren Jenissej bis zu seiner Mündung in das Eismeer ausdehnen. Die Hand des Menschen hat in diesen Gegenden weniger Veränderungen hervorgebracht, als in dem südlichen Theile des Gouvernements Tobolsk, wo die Bevölkerung, obgleich noch schwach, doch viel größer ist als in dieser angrenzenden Provinz. Man rechnet nach den letzten Zählungen im Gouvernement Jenisseisk nicht mehr als 193,486 Einwohner auf einen Flächeninhalt von 58,371 □ Meilen, d. h. nicht einmal 4 Einwohner auf 1 □ Meile. Man darf sich daher nicht darüber wundern, daß man in diesen Gegenden nur einen schwachen Anfang der Cultur, selbst in den Theilen antrifft, wo der Boden fruchtbar und die

Vegetation schön ist. Die Städte, die mit Ausnahme einer einzigen im südlichen Theile liegen, können in einem so wenig bewohnten Lande nicht von großer Bedeutung sein; wirklich kann man auch keine von ihnen mit Tobolsk oder selbst mit Tjumen vergleichen, und Jenisseisk, die volkreichste von allen, zählt kaum 6000 Einwohner.

Wenn aber die Bevölkerung in den am Fuße der Sajanen gelegenen Districten zahlreicher sein wird, so werden diese Gegenden eine größere Bedeutung erlangen. Man ist auch berechtigt zu glauben, daß zu einer unbekannten und längst verflossenen Epoche diese Gegenden von einem cultivirteren und zahlreicheren Volke, als die tatarischen oder finnischen Stämme, die man jetzt um die russischen Colonieen umherziehen sieht, bewohnt gewesen waren. Die zahlreichen Gräber, die man dort findet, die Waffen, und insbesondere die kleinen Metallspiegel, die man in den Grabhügeln entdeckt, sind Beweise davon, und bieten den Gelehrten, die sich mit orientalischen Alterthümern beschäftigen, ein großes Interesse dar. Auch hat man in den sajanischen Gebirgen Inschriften gefunden, die man bisher nicht erklären konnte, und die insbesondere deswegen merkwürdig sind, weil sie denjenigen gleichen, die man seit vielen Jahrhunderten auf einigen in der Wüste, am Fuße des Berges Sinai befindlichen Felsen gefunden hat.

Mehrere russische Dörfer erheben sich jetzt in den freundlichen und fruchtbaren Thälern, die durch klare Bäche bewässert und gegen die Nordwinde durch Hügel bedeckt werden, welche mit Lerchenbäumen bewachsen sind. Die hölzernen Häuser in den Dörfern sind zum größten Theile groß und gut gebaut; der Reisende, der sie besucht, erstaunt über die Reinlichkeit, den Wohlstand und selbst den Ueberfluß, die in denselben herrschen, und insbesondere über die Sorglosigkeit der Tataren, der Nachbaren der Russen, die trotz dem, daß sie die Vortheile sehen, die ihnen der Ackerbau bieten würde, doch die Jagd, den Fischfang und die Viehzucht demselben vorziehen.

Gegen Norden, jenseits von Ober-Tonguska, ist das Land der Cultur nicht mehr fähig. Der Winter dauert nämlich hier zu lange, und die Nebel sind im Sommer zu häufig, als daß das Getreide reifen könnte. In der Gegend der Stadt Turukansk, wird der Jenissej in den ersten Tagen des Septembers mit Eis bedeckt, und erst am Ende des Monates Mai davon befreiet. Vom November bis zum Februar erscheint die Sonnenscheibe niemals ganz über dem Horizonte; im Juni und Juli dagegen erleuchtet ein beinahe beständiger Tag diese Gegenden, da die Sonne nur

auf 5 bis 10 Minuten untergeht. Obgleich die Hitze in dieser Zeit bedeutend ist, so können doch die Strahlen der Sonne den Schoos der Erde nicht erwärmen; nur die Oberfläche derselben wird vom Eise frei, in einer Tiefe von einigen Arschinen bleibt dagegen die Erde immer gefroren. Noch weiter, in der Nähe des Eismeeres, wirkt die Hitze des Sommers auf den Boden nur 6 bis 7 Zoll tief.

In dem südlichen Theile des Gouvernements besteht die Bevölkerung beinahe ausschließlich aus Tataren und Russen; die Ebenen sind von finnischen Stämmen, Tungusen, Samojeden und Ostjaken bewohnt. Alle diese Völker, mit Ausnahme der Ostjaken, welche besonders Fischfang treiben, beschäftigen sich nur mit der Jagd, und die großen im Winter unternommenen Jagden bieten oft Gelegenheit dar, die Sitten, Gebräuche und selbst den Charakter dieser verschiedenen Nationen zu studiren.

Der russische Bauer geht nur in der Nähe seiner Wohnung, und wenn er keine andere Beschäftigung hat, auf die Jagd. Die Tataren dagegen versammeln sich in zahlreichen Haufen, zu Pferde und mit Flinten bewaffnet; obgleich sie ihre Wohnungen und Familien auf die ganze Dauer des Winters verlassen, so nehmen sie doch sehr wenige Lebensmittel und Geräthschaften mit. Die Gebirge, welche sie durchstreifen, haben Ueberfluß an Bären, Wölfen, Füchsen, Hermelinen, Eichhörnchen und Zobeln; auf die Letzteren machen die Tataren nur vom 28. September bis zum 6. December Jagd; alsdann beginnt die Jagd auf Eichhörnchen, die bis zum Ende des Winters dauert. Wenn ein Ostjake eine ähnliche Unternehmung beginnt, so begiebt er sich auf dieselbe gewöhnlich allein mit seiner Familie und allen seinen Effecten, die auf Schlitten von Hunden gezogen werden. Unter den Samojeden und Tungusen vereinigen sich gewöhnlich zwei oder drei Familien, um zusammen die Spuren der weißen Bären oder der Zobel in den unermeßlichen mit Schnee bedeckten Ebenen zu verfolgen. Alle diese finnischen Völkerschaften besuchten zur Zeit des Marktes, vom 9. bis zum 29. Juni, die kleine schlecht gebaute Stadt Turukansk, in welcher ein bedeutender Pelzhandel getrieben wird.

Seit einigen Jahren bemerkt man überdies in dem südlichen Theile des Gouvernements Jenisseisk bedeutende Fortschritte; Krasnojarsk zum Beispiele, das im Jahre 1822 ein unbedeutender Flecken war, ist jetzt eine Stadt von mehr als 4000 Einwohnern; es hat ein Gymnasium und eine Kreisschule; endlich trägt in diesem Lande, so uncultivirt es auch noch ist, Alles das Gepräge einer wachsenden Wohlfahrt.

Trebisond.

Trebisond, die größte und wichtigste Stadt am schwarzen Meer, hat ein gänzlich morgenländisches Ansehen, enge Straßen, Moscheen mit artigen Minareten und Bazare für die Ausstellung der Waaren. Diese bieten, verbunden mit dem bunten Gewimmel fast aller europäischen und asiatischen Völkerschaften, eine Reihe interessanter Scenen für den Reisenden dar, während die vielen zierlichen Läden, von denen mehrere im modernsten Stile erbaut sind, und von Franken gehalten werden, die Lebendigkeit im Hafen, und das hübsche Dorf der frankischen Kaufleute, in der Umgebung von Trebisond, einen überzeugenden Beweis von dem Wohlstand der Stadt liefern.

Trebisond könnte, als Hafen noch sehr verbessert werden, da es jedoch gegenwärtig mehr als eine große Niederlage für Waaren, denn als ein Seehafen benutzt wird, so werden die Unbequemlichkeiten des Ortes weniger fühlbar. Der Sultan begünstigt indeß die Stadt sehr, und so würden, wenn die Pläne zur Verbesserung des Hafens durch Anlegung von Schiffswerften, Dämmen u. s. w., die man mir zeigte, wirklich ausgeführt werden, diese den Hafen sehr sicher und bequem machen, und dem Orte eine noch größere commercielle Wichtigkeit geben, denn, ungeachtet seiner Mängel, belebt sich der Handel doch von Tage zu Tage mehr, und man kann schon jetzt Trebisond als eine der blühendsten Städte des osmanischen Reichs betrachten. Trebisond hat gewissermaßen drei Buchten: die größte und bequemste befindet sich in der Nähe des Dorfes Platana, wo die Schiffe verhältnißmäßig sehr sicher liegen können, indem sie nur etwas dem Nordostwinde ausgesetzt ist. Die zweite Bucht, Tschumliktschi genannt, welche am östlichen Ende der Stadt belegen ist, wird nur in der guten Jahreszeit als Ankerplatz gebraucht. Sie wird gegen Westen durch einen kleinen Hügel gedeckt, auf welchem die Trümmer eines großen Palastes liegen. Ungefähr zwei Meilen davon liegt eine dritte Bucht, Moreta, die gegen Osten etwas gedeckt, gegen Westen aber offen ist. Hier nehmen die Schiffe die Ladungen von Nüssen ein, welche in der Gegend in so großer Menge wachsen, und hier gehen sie im Laufe des Septembers vor Anker. Der Hafendamm, den der Kaiser Hadrian gebaut, ist noch jetzt, bei der kleinen Halbinsel zu sehen, welche die, unter dem Namen Eski-Serai (das alte Schloß) bekannten, Trümmer enthält.

endlich die Missionsstationen, deren Hauptort Sao Borja ist. In jeder Comarca ist ein Ouvidor oder Richter zweiter Instanz, von dem man an die höheren Gerichtshöfe (relaçoes) von Bahia oder Rio Janeiro appelliren kann. In den kleinen Distrikten (termos) sind die Friedensrichter mit der Polizei beauftragt.

Im Jahre 1834 schätzte man die Gesammtbevölkerung auf 160,000 Einwohner, wovon ein Zehntheil Deutsche sind, deren die neue Kolonie Sao Leopoldo allein 8000 zählt. Allerdings befinden sich jedoch auch Auswanderer anderer Nationen darunter. Diese Kolonie hat durch ihren Fleiß, ihre Kenntnisse und ihre Ordnungsliebe schon einen so großen Einfluß auf das Land gehabt, daß man dasselbe gegen die Zeit von zehn Jahren nicht mehr kennt. Die Provinz ist jetzt Brasilien unentbehrlich, denn sie allein kann es mit Fleisch, Seife, Leder, Pferden, Maulthieren, Mais und selbst mit Getraide versorgen, während sie nöthigenfalls die andern Provinzen entbehren kann, da ihr Anbau von Reiß, Manioc, Baumwolle, Zucker und dergl. zu ihrem Verbrauche hinreicht.

Wenige Länder in der Welt sind so gut bewaffnet und so fruchtbar, wie die Provinz Sao Pedro; nur die Banda Oriental läßt sich mit ihr vergleichen. Das Klima ist gesund und gemäßigt, und die tropischen Erzeugnisse gedeihen so gut, wie die der gemäßigten Zone: man gewinnt in der deutschen Kolonie neben der Kokosnuß und der Banane, die Quitten, Aepfel, Birnen, Orangen und Pfirsiche des alten Kontinents. Die Weinpflanzungen haben in der deutschen Kolonie den glücklichsten Erfolg gehabt, und die Zeit wird kommen, wo man vortrefflichen Wein aus dieser Provinz nach anderen Häfen Brasiliens ausführt. Auch der chinesische Thee *) scheint unter dieser Breite gut fortzukommen, und der südamerikanische Thee, die Yerba von Paraguay, ist der Gegenstand eines bedeutenden Handels in den oberen Missionen, besonders seitdem der Verkehr mit dem Staate Paraguay abgebrochen ist. Der Cactus-Royal wächst wild in den sandigen Ebenen von Viamon, Boa Vista und Barrucuda, und ist mit wildem Cochenille bedeckt; um sie aber zu benützen, wäre, wie in allen andern Dingen, der Vorgang von Fremden nöthig.

*) Der Theebau macht große Fortschritte in Brasilien, außer den Pflanzungen im botanischen Garten von Rio gewinnt man ihn auch in den Provinzen Minas, Sao Paulo und St. Katharina. Namentlich in Sao Paulo hat sich dieser Anbau ausgedehnt, und man hat im Jahre 1833 über 200 Arrobas (1472 Kilogr.) geerntet.

Chinesische Zustände.

Das Heimathland der chinesischen Cultur, des eigenthümlich geordneten Religions- und Staatenlebens des östlichen und eines Theiles Nord- und Südasiens, sind die nordwestlichen Länderstrecken Mesopotamiens zwischen dem gelben Flusse und dem Kiang. Zwei und zwanzig Jahrhunderte vor unserer Zeitrechnung lebte hier, nach der sagenhaften Geschichte des Mittelreiches, in einem wohlgeordneten religiösen und politischen Verbande, unter weisen, tugendhaften Fürsten, ein Völklein, das den Gebrauch des Eisens und anderer edeln und unedeln Metalle kannte, sich in Seide, in Leinen und Baumwollenstoffe kleidete, und in kunstgerecht aufgeführten Gebäuden wohnte. Es hausten ringsum, auf allen Inseln der vier Meere, in allen Ländern der viereckigen Erde nackte Wilde, welche den Raubvögeln und wilden Thieren ihren Fraß abjagten, nicht selten auch sich gegenseitig anfielen, und von Heißhunger gespornt, gierig zerfleischten. Ja es waren schon, wie berichtet wird, in diesen ersten Zeiten der Geschichte des Mittelreiches metallene und andere Tauschmittel, zum Einkauf natürlicher Producte und künstlicher Fabricate an bestimmten Marktplätzen und Markttagen, so wie zur Bezahlung des Arbeitlohnes festgesetzt worden. Dieses Völklein erfreute sich eines ruhigen, heitern Daseins, obgleich es nichts wußte von einer über der Natur stehenden, und sie nach Gutdünken leitenden Allmacht, obgleich es keine Ahnung hatte von einem unmittelbaren, selbstständigen Eingreifen der Gottheit in das Erdengetriebe, von einem obersten Beherrscher der Naturkräfte und des Willens der Menschheit. Hilf dir selbst und Gott wird dir helfen, sei thätig, tugendhaft und wacker, und du wirst die Natur beherrschen, — diese Weisheit des neuen Europa's war die einfache Religion der Urbewohner des nordöstlichen Asiens, des kleinen Culturvolks, des in den folgenden Jahrhunderten so großen chinesischen Staates. Wer aber im Gegentheile sich selbst nicht beherrscht, lässig und lasterhaft sich gebärdet, der wird, so lehrte und lehrt, so glaubte und glaubt man in den Ländern der Blume der Mitte, die Gesetze der Natur, die göttliche Ordnung in Verwirrung bringen; er stemmt sich dem normalen Weltgange entgegen, und verkehrt die sonst regelmäßigen Erscheinungen hienieden auf Erden. Willkür und Unordnung treten an die Stelle des Gesetzes und der Ordnung. Die Natur, die Gottheit wenden sich von ihm ab. Mag ein solcher in den bürgerlichen oder höchsten Kreisen des Lebens sich bewegen, sein Geschlecht geht zu Grunde, und an dessen Stelle erhebt sich ein neues, ein würdigeres. Diese bese-

ligenden Lehren der Ruhe und der Ordnung unter allen Barbaren des Südens und Nordens, des Westens und Ostens zu verbreiten, galt und gilt den Bewohnern der chinesischen Lande für das größte Verdienst auf Erden. Diese Religion — wenn Ansichten und Meinungen, die auf keiner Offenbarung beruhen, Religion genannt werden können — die Staatsverfassung und die bürgerliche Weise der Bewohner des nordwestlichen Zwischenflußgebietes ward theils durch Gewalt, theils durch die Uebermacht, welche das Gute über das Schlechte, welche die Cultur immerdar und allenthalben über die Rohheit behauptet, im Laufe der Jahrhunderte über alle Länder und Völkerschaften des heutigen chinesischen Staates verbreitet. Sie war jedoch hier nicht im Stande, alle Spuren der nach Sprachen, Gesetzen und Gewohnheiten verschiedenen Stämme ganz zu verwischen. China enthält heutigen Tages noch, neben vielen herumziehenden fremden Zigeunerhorden, fünfhundert sieben und zwanzig Klane oder autonome Baronien (Tusse), deren Bevölkerung, auf zehn Millionen Seelen gerechnet, in den wichtigsten Beziehungen des Lebens von den chinesisch cultivirten Einwohnern des Landes abweicht. Sämmtliche Reste dieser ehemaligen ursprünglichen Bewohner des Reichs werden gewöhnlich unter der allgemeinen Benennung Miao zusammengefaßt. Sie gehören aber keineswegs zu einer und derselben Sprachfamilie oder Menschenrace. Die Autochthonen in Nordwesten sind mit den tibetanischen, und die in den südwestlichen Kreisen des Reiches mit den sogenannten indo-chinesischen Völkerschaften innig verschwistert.

„Bleibet im Lande, nähret euch redlich von den Erzeugnissen der heimathlichen Erde, trachtet nicht nach der Eroberung ferner Reiche und sehnt euch nicht nach fremden Seltenheiten; denn die Geister des Himmels und der Erde, der Berge und Flüsse erzeugen alles Nothwendige, sorgen für alle Bedürfnisse im eigenen Lande der Väter," so lehrten von jeher die Weisen des Mittelreiches und die aller andern Reiche der Erde. In China, in allen chinesisch civilisirten Staaten wurden diese Lehren, was sonst nicht geschah, das Princip der Staatsweisheit und der Verwaltung. Die Chinesen waren dem gemäß von der Zeit, wo sie die von der Natur ihnen angewiesenen Grenzen erreicht hatten, im eigentlichen Sinne des Wortes niemals ein eroberndes Volk. Nothgezwungen mußten sie aber im Laufe der vielen Jahrhunderte ihrer Geschichte mehrmalen ihre Herrschaft weit über die natürlichen Grenzen ihres Reiches hinaus ausdehnen. Wie die Germanen im Westen, zogen tatarische Barbarenschwärme plündernd und verwüstend an der Nord- und Westgrenze des

sorgfältig angebauten Landes herum und lauerten auf eine passende Gelegenheit, sich der glücklichen, reichen Provinzen, die sich längs des gelben Flusses, des Kiang und am Meeresufer hin erstreckten, zu bemächtigen. Es erheischte und es erheischt heutigen Tags noch der Fürsorge der Herrscher zu Peking, daß sich im Nordosten und Nordwesten des Reiches jenseits der Gobi und des blauen Sees keine Völkervereine bilden, welche herabstürzend in die Ebenen der Mitte, die mit Canälen vielfach durchzogenen Reisäcker, die blühenden Theegärten und die dichtgepflanzten Reihen der Maulbeerbäume sich aneignen oder vernichten möchten. Die Staatsklugheit erfordert es, wenn auch nur in weiter Ferne Gefahr droht, ihr zuvor zu eilen, und die junge, auf Verderben sinnende Brut zu zerdrücken, damit man nicht, hat sie sich zur vollen Kraft entwickelt, von ihr verschlungen werde. Und so traf es sich, daß chinesische Armeen nicht selten bis jenseits des Amur und Oxus vordringen mußten, und daß der Einfluß dieses Culturstaates an der östlichen Grenze des asiatischen Continents sich bis nach Baltistan, Kabul, den nord- und südwestlichen Ländern des caspischen Meeres, und, glaubt man den Chinesen, bis nach Mittelindien hin erstreckte. Diese kluge Vorsicht ward aber entweder nicht immer beobachtet, oder es mißlangen die der Selbsterhaltung wegen gen Nordwesten hin unternommenen Eroberungszüge.

China ward mehreremal, bald ganz, bald theilweise von Barbaren oder von Völkern, die in einer anderen Civilisation erzogen waren, erobert. Wer möchte wohl mit dem beschränkten Chinesen die Tibetaner des achten, neunten und zehnten Jahrhunderts unserer Zeitrechnung, die Kitan und selbst Mongolen und Mandschu für untergeordnete Horden wilder Barbaren halten? Aber dies ist sicher: gleich wie die Römer den keltischen, germanischen und zum Theil auch slavischen Stämmen ihre Civilisation, ihre stattsrechtlichen und gesetzlichen Begriffe einhauchten, so die Chinesen allen Völkerschaften, die mit ihnen in Berührung kamen, den türkischen, mongolischen, tungusischen und tibetanischen. Früher waren sie grausam und wild, gleich wie die Thiere des Feldes, sagt der Zögling des Jao und Schun; Menschen wurden sie erst durch die heiligen Lehren unsrer Altvodern. In der That war und ist China für den größten Theil Nord-, Ost- und Mittelasiens das Mittelland jeglicher menschlichen Sitte und Bildung. Ihm gebührt von Rechtswegen, dies ist die Meinung der Nation, die unbedingte Herrschaft über alle Völker und Reiche, welche die Weisheit und Tugend des Landes der Mitte zur Menschlichkeit emporrichtete. Japan und Annam, die Halbinsel Corea

und alle Reiche jenseits des Ganges: Siam, Birma und Laos, erhielten, bevor sie von den buddhistischen Sendboten zur indischen Religion und Kultur bekehrt wurden, von China aus ihren Glauben, Schrift und Civilisation. Andrerseits verbreiteten die gesitteten und fleißigen chinesischen Kolonisten auf allen Ländern und Inseln des östlichen Meeres, von Japan und den Molukken bis hin nach Java, zur malayischen Halbinsel und Bengalen, die auf Ruhe und Ordnung, auf Verbesserung des bürgerlichen Zustandes hinzielenden Lehren der Fürsten und Weisen chinesischer Urzeit. Diejenigen Völker, welche sich diesen Lehren fügen, werden als Freunde und Brüder betrachtet; zwischen ihnen und den Bewohnern des Mittellandes ist von nun an kein Unterschied mehr; sie werden sich diesen Lehren fügen, werden sich von nun an desselben beglückenden Regimentes erfreuen. Aber die Barbaren, alle in nicht-chinesischer Weise civilisirten Völker, sind den Thieren gleich zu achten. „Sie, sagt ein chinesischer Redekünstler, können nicht nach der Weise unserer Ahnen regiert, sie können nicht als Menschen behandelt werden. Wer da suchen wollte, sie mit großer Weisheit zu regieren, würde große Verwirrung unter ihnen hervorbringen. Unsere ehemaligen Herrscher wußten das wohl, deshalb regierten sie die Barbaren nicht regierend; sie nicht regierend zu regieren, d. h. sie bloß durch rohe Gewalt niederzudrücken, wahrlich dies ist die trefflichste Weise, sie zu regieren.“

Man glaube nicht, daß die chinesische Staatsregierung, daß die vielen, einsichtsvollen und wahrhaft gelehrten Männer des Reichs sämmtlich in diesen Vorurtheilen und Eitelkeiten, welche alle Völker in ihrer Kindheit einsaugen, und häufig bis auf das fernste Greisenalter forterben, befangen waren und sind. Man werfe doch endlich im neunzehnten Jahrhundert die Mährchen weg, daß die Natur selbst die chinesische Nation, allen ihren sonst bekannten Gesetzen zuwider, zur unnatürlichsten Einförmigkeit verurtheilt hätte. Die vierhundert Millionen, welche heutigen Tages von jenseits des Gobi bis zu den Inseln Hai-nan, Tai-wan und Lieou-kieou wohnen, die von dem gelben Meere an den Gränzen Corea's bis zu den Gebirgsketten an den Gränzen Assams, Nepals, Tibets und des Chanats Bochara bis zu dem Lande der Schan und Birmanen alles Erdreich für die Kultur gewannen, eines geordneten Staats und bürgerlichen Lebens sich erfreuen, alle diese Menschen haben nicht ein und dasselbe Normalgesicht; sie sind nicht zu einer und derselben Normalfigur verdammt; es sind nicht allenthalben und immer dieselben untersetzten, dickbehaglichen Gestalten mit rundlichen, sinnlichen Gesichtern, deren längliche, geschlitzte

Augen von List und Schlauheit glitzern. Nicht alle Bewohner dieser weit hin gedehnten Länderstrecken sind mit der frechen mongolischen Stumpfnase und den vorstehenden Backenknochen verunstaltet. Man findet im Gegentheil in diesen Landen neben mancher durch die ganze Bevölkerung gehenden Eigenheit, wie in Europa die verschiedensten Gestalten und Gesichter. So gleichen die Bewohner der nördlichen Kreise des Reiches, wie der in Schan-tong durchaus den germanischen Stämmen des nördlichen Europa. Auch die Gelehrten der Mitte haben vollkommene Freiheit, diese oder jene Ansichten zu hegen.

Es ward seit den Zeiten des Jao und Schun Niemanden verboten, diesen oder jenen Meinungen über die Entstehung der Welt, über den Zusammenhang des Menschen mit der Natur oder Gottheit, über Freiheit und Nothwendigkeit, über Belohnung und Bestrafung zu huldigen. Und in der That haben die Philosophen China's über diese Räthsel der Menschheit nicht weniger verschiedene Ansichten und Lehrsätze aufgestellt, als die Weisen des Abendlandes.

In den offiziellen Jahrbüchern, in den encyclopädischen Werken und besonderen Denkwürdigkeiten der chinesischen Nation werden die fremden Völker, welche durch Krieg, durch Reisen, Handel und Gesandtschaften dem Lande der Mitte bekannt wurden, ausführlich beschrieben. Es werden der Reihe nach die östlichen, nördlichen, westlichen und südlichen fremden Völkerschaften besprochen, und mehrere auswärtige Staaten mit der größten Achtung erwähnt. Selbst den fremden Sprachen widmete man zu verschiedenen Zeiten große Aufmerksamkeit. In dem Dolmetscher-Collegium zu Peking wurden nicht selten acht bis zehn verschiedene asiatische Sprachen gelehrt, Wörterbücher und Grammatiken dieser Idiome abgefaßt, und mancherlei Werke aus diesen Sprachen in das Chinesische übersetzt. Verehrt doch der größte Theil der Chinesen, verehrten doch mehrere der vorzüglichsten Regenten des Reiches einen Weisen des Westens, einen Gottmenschen Indiens, Buddha, als den höchsten Herrn im Himmel und auf Erden! War und ist dieses ja das indische Mittelland Magadha, der gesegnetste Landstrich hienieden, wo alle Weisen vergangener Zeiten geboren und alle Götter künftiger Weltperioden zur Erhöhung und Erlösung des Menschengeschlechts herabsteigen werden. Es ist also ungegründet, daß sämmtliche Bewohner der Blume der Mitte zu allen Zeiten die übrigen Nationen und Weisen der Erde, alle Formen der Religion und Staatsverfassung anderer Völker verachteten und ihrer Aufmerksamkeit für unwerth hielten. Mögen nun die Völker der Erde, so

Zucker essen. Eine eigenthümliche Frucht ist die sogenannte Wassermelone, für hiesiges Klima wie geschaffen. Im Aeußern unterscheidet sie sich von der Melone nicht durch die Gestalt, sondern nur durch die Farbe und dadurch, daß sie eine glatte Schaale hat. Im Innern ist die vorzüglichere Gattung roth, die andere weiß. Das Fleisch besteht aus einem Gewebe sehr feiner Fasern, deren Zwischenräume mit kühlem, erfrischenden Wasser angefüllt sind. Ein Stück Wassermelone läßt sich im Munde beinahe mit der Zunge zerdrücken und verwandelt sich fast ganz und gar in Wasser. Erdbeeren, Himbeeren, Johannis- und Stachelbeeren habe ich hier niemals gesehen. Diejenigen Obstarten, welche eine gewisse Pflege verlangen, als: Kirschen, Birnen und Aepfel, hat man nur in schlechten oder höchstens mittleren Gattungen. Bessere Pflaumenarten dagegen, als Reine claude, ferner Apricosen und Pfirsiche werden vorzüglich angetroffen. Ueberhaupt wächst Alles im Uebermaaß und vortrefflich zu, und mit der geringsten Ordnung und Mühe müßte die Erde hier wahrhaft Schätze spenden.

Das Gouvernement Jenisseisk.

Das Gouvernement Jenisseisk, eine der entlegensten Provinzen Rußlands, das noch viel ausgedehnter als das von Tobolsk ist, bietet natürlich nicht weniger Verschiedenheiten dar. Abgesehen von der Verschiedenheit des Klimas, die natürlich zwischen dem südlichen und nördlichen Theile eines Landes stattfinden muß, das sich vom 52sten bis zum 78sten Breitegrade erstreckt, so sind der Boden und die Produkte desselben ebenfalls verschieden und die Saganischen Gebirge, Zweige des Altai, welche durch die südlichen Gegenden des Gouvernements ziehen, bilden einen auffallenden Gegensatz mit den unübersehbaren, moosbedeckten Ebenen, welche sich an den Ufern des unteren Jenissej bis zu seiner Mündung in das Eismeer ausdehnen. Die Hand des Menschen hat in diesen Gegenden weniger Veränderungen hervorgebracht, als in dem südlichen Theile des Gouvernements Tobolsk, wo die Bevölkerung, obgleich noch schwach, doch viel größer ist als in dieser angrenzenden Provinz. Man rechnet nach den letzten Zählungen im Gouvernement Jenisseisk nicht mehr als 193,486 Einwohner auf einen Flächeninhalt von 58,371 □ Meilen, d. h. nicht einmal 4 Einwohner auf 1 □ Meile. Man darf sich daher nicht darüber wundern, daß man in diesen Gegenden nur einen schwachen Anfang der Cultur, selbst in den Theilen antrifft, wo der Boden fruchtbar und die

Vegetation schön ist. Die Städte, die mit Ausnahme einer einzigen im südlichen Theile liegen, können in einem so wenig bewohnten Lande nicht von großer Bedeutung sein; wirklich kann man auch keine von ihnen mit Tobolsk oder selbst mit Tjumen vergleichen, und Jenisseisk, die volkreichste von allen, zählt kaum 6000 Einwohner.

Wenn aber die Bevölkerung in den am Fuße der Sajanen gelegenen Districten zahlreicher sein wird, so werden diese Gegenden eine größere Bedeutung erlangen. Man ist auch berechtigt zu glauben, daß zu einer unbekannten und längst verflossenen Epoche diese Gegenden von einem cultivirteren und zahlreicheren Volke, als die tatarischen oder finnischen Stämme, die man jetzt um die russischen Colonieen umherziehen sieht, bewohnt gewesen waren. Die zahlreichen Gräber, die man dort findet, die Waffen, und insbesondere die kleinen Metallspiegel, die man in den Grabhügeln entdeckt, sind Beweise davon, und bieten den Gelehrten, die sich mit orientalischen Alterthümern beschäftigen, ein großes Interesse dar. Auch hat man in den sajanischen Gebirgen Inschriften gefunden, die man bisher nicht erklären konnte, und die insbesondere deswegen merkwürdig sind, weil sie denjenigen gleichen, die man seit vielen Jahrhunderten auf einigen in der Wüste, am Fuße des Berges Sinai befindlichen Felsen gefunden hat.

Mehrere russische Dörfer erheben sich jetzt in den freundlichen und fruchtbaren Thälern, die durch klare Bäche bewässert und gegen die Nordwinde durch Hügel bedeckt werden, welche mit Lerchenbäumen bewachsen sind. Die hölzernen Häuser in den Dörfern sind zum größten Theile groß und gut gebaut; der Reisende, der sie besucht, erstaunt über die Reinlichkeit, den Wohlstand und selbst den Ueberfluß, die in denselben herrschen, und insbesondere über die Sorglosigkeit der Tataren, der Nachbaren der Russen, die trotz dem, daß sie die Vortheile sehen, die ihnen der Ackerbau bieten würde, doch die Jagd, den Fischfang und die Viehzucht demselben vorziehen.

Gegen Norden, jenseits von Ober-Tonguska, ist das Land der Cultur nicht mehr fähig. Der Winter dauert nämlich hier zu lange, und die Nebel sind im Sommer zu häufig, als daß das Getreide reifen könnte. In der Gegend der Stadt Turukansk, wird der Jenissej in den ersten Tagen des Septembers mit Eis bedeckt, und erst am Ende des Monates Mai davon befreiet. Vom November bis zum Februar erscheint die Sonnenscheibe niemals ganz über dem Horizonte; im Juni und Juli dagegen erleuchtet ein beinahe beständiger Tag diese Gegenden, da die Sonne nur

auf 5 bis 10 Minuten untergeht. Obgleich die Hitze in dieser Zeit bedeutend ist, so können doch die Strahlen der Sonne den Schoos der Erde nicht erwärmen; nur die Oberfläche derselben wird vom Eise frei, in einer Tiefe von einigen Arschinen bleibt dagegen die Erde immer gefroren. Noch weiter, in der Nähe des Eismeeres, wirkt die Hitze des Sommers auf den Boden nur 6 bis 7 Zoll tief.

In dem südlichen Theile des Gouvernements besteht die Bevölkerung beinahe ausschließlich aus Tataren und Russen; die Ebenen sind von finnischen Stämmen, Tungusen, Samojeden und Ostjaken bewohnt. Alle diese Völker, mit Ausnahme der Ostjaken, welche besonders Fischfang treiben, beschäftigen sich nur mit der Jagd, und die großen im Winter unternommenen Jagden bieten oft Gelegenheit dar, die Sitten, Gebräuche und selbst den Charakter dieser verschiedenen Nationen zu studiren.

Der russische Bauer geht nur in der Nähe seiner Wohnung, und wenn er keine andere Beschäftigung hat, auf die Jagd. Die Tataren dagegen versammeln sich in zahlreichen Haufen, zu Pferde und mit Flinten bewaffnet; obgleich sie ihre Wohnungen und Familien auf die ganze Dauer des Winters verlassen, so nehmen sie doch sehr wenige Lebensmittel und Geräthschaften mit. Die Gebirge, welche sie durchstreifen, haben Ueberfluß an Bären, Wölfen, Füchsen, Hermelinen, Eichhörnchen und Zobeln; auf die Letzteren machen die Tataren nur vom 28. September bis zum 6. December Jagd; alsdann beginnt die Jagd auf Eichhörnchen, die bis zum Ende des Winters dauert. Wenn ein Ostjake eine ähnliche Unternehmung beginnt, so begiebt er sich auf dieselbe gewöhnlich allein mit seiner Familie und allen seinen Effecten, die auf Schlitten von Hunden gezogen werden. Unter den Samojeden und Tungusen vereinigen sich gewöhnlich zwei oder drei Familien, um zusammen die Spuren der weißen Bären oder der Zobel in den unermeßlichen mit Schnee bedeckten Ebenen zu verfolgen. Alle diese finnischen Völkerschaften besuchten zur Zeit des Marktes, vom 9. bis zum 29. Juni, die kleine schlecht gebaute Stadt Turukansk, in welcher ein bedeutender Pelzhandel getrieben wird.

Seit einigen Jahren bemerkt man überdies in dem südlichen Theile des Gouvernements Jenisseisk bedeutende Fortschritte; Krasnojarsk zum Beispiele, das im Jahre 1822 ein unbedeutender Flecken war, ist jetzt eine Stadt von mehr als 4000 Einwohnern; es hat ein Gymnasium und eine Kreisschule; endlich trägt in diesem Lande, so uncultivirt es auch noch ist, Alles das Gepräge einer wachsenden Wohlfahrt.

Trebisond.

Trebisond, die größte und wichtigste Stadt am schwarzen Meer, hat ein gänzlich morgenländisches Ansehen, enge Straßen, Moscheen mit artigen Minareten und Bazare für die Ausstellung der Waaren. Diese bieten, verbunden mit dem bunten Gewimmel fast aller europäischen und asiatischen Völkerschaften, eine Reihe interessanter Scenen für den Reisenden dar, während die vielen zierlichen Läden, von denen mehrere im modernsten Stile erbaut sind, und von Franken gehalten werden, die Lebendigkeit im Hafen, und das hübsche Dorf der frankischen Kaufleute, in der Umgebung von Trebisond, einen überzeugenden Beweis von dem Wohlstand der Stadt liefern.

Trebisond könnte, als Hafen noch sehr verbessert werden, da es jedoch gegenwärtig mehr als eine große Niederlage für Waaren, denn als ein Seehafen benutzt wird, so werden die Unbequemlichkeiten des Ortes weniger fühlbar. Der Sultan begünstigt indeß die Stadt sehr, und so würden, wenn die Pläne zur Verbesserung des Hafens durch Anlegung von Schiffswerften, Dämmen u. s. w., die man mir zeigte, wirklich ausgeführt werden, diese den Hafen sehr sicher und bequem machen, und dem Orte eine noch größere commercielle Wichtigkeit geben, denn, ungeachtet seiner Mängel, belebt sich der Handel doch von Tage zu Tage mehr, und man kann schon jetzt Trebisond als eine der blühendsten Städte des osmanischen Reichs betrachten. Trebisond hat gewissermaßen drei Buchten: die größte und bequemste befindet sich in der Nähe des Dorfes Platana, wo die Schiffe verhältnißmäßig sehr sicher liegen können, indem sie nur etwas dem Nordostwinde ausgesetzt ist. Die zweite Bucht, Tchumliktschi genannt, welche am östlichen Ende der Stadt belegen ist, wird nur in der guten Jahreszeit als Ankerplatz gebraucht. Sie wird gegen Westen durch einen kleinen Hügel gedeckt, auf welchem die Trümmer eines großen Palastes liegen. Ungefähr zwei Meilen davon liegt eine dritte Bucht, Moreta, die gegen Osten etwas gedeckt, gegen Westen aber offen ist. Hier nehmen die Schiffe die Ladungen von Nüssen ein, welche in der Gegend in so großer Menge wachsen, und hier gehen sie im Laufe des Septembers vor Anker. Der Hafendamm, den der Kaiser Hadrian gebaut, ist noch jetzt, bei der kleinen Halbinsel zu sehen, welche die, unter dem Namen Eski-Serai (das alte Schloß) bekannten, Trümmer enthält.

von Fokien, mit welchen sie viel Verkehr hatten, Liang-po genannt, sich fest zu setzen. Ning-po, an der östlichen Küste des chinesischen Meeres gelegen, hat einen herrlichen Hafen, und ist ein Mittelpunkt des inneren und auswärtigen chinesischen Seehandels. Hier strömten ehemals alle Kaufleute des Ostens und Westens, die Japaner, Hindu und Araber, die Bewohner der Halbinsel jenseits des Ganges und die Handelsflotten europäischer Kaufleute zusammen; es ward vorzüglich mit Seidenwaaren, Rhabarber, Gold und Porzellan ein starker Handel getrieben. Heutigen Tages ist noch Ning-po einer der bedeutendsten Handelsplätze des chinesischen Küstenlandes. Kaum waren aber einige Jahrzehnte verflossen, so verloren die Portugiesen, nach dem einstimmigen Zeugniß der europäischen und chinesischen Nachrichten, durch ihre eigene Schuld diese herrliche, reiche Kolonie. Sie erlaubten sich allerlei Gewaltthätigkeiten, so daß die Einwohner von Tsche-kiang mit einem Heere von 80,000 Mann gegen sie anrückten, und (1545) einen großen Theil der dreitausend Seelen starken christlichen Bevölkerung ermordeten. Die wenigen Portugiesen und Christen, welche dem Blutbade zu Ning-po entrannen, erhielten im Jahre 1547 die Erlaubniß, sich in einem Dorfe des Distrikts Tschang-tschean (24°, 31′, 12″ n. Br. 1°, 24′, 0″ östl. L. von Peking) der Provinz Fokien niederzulassen. Tschang-tschean ward von den Bewohnern der pyrenäischen Halbinsel, nach der Aussprache des Namens im Fokien-Dialekte Tschiou-tschin, in Tschin-tscheou (chin cheo) verderbt. Doch auch hier fanden die Portugiesen ebenfalls durch Habsucht und Ueppigkeit ihren Untergang. Die Chinesen, der mannigfachen Unordnungen müde, erhoben sich in Masse gegen diese alle Ordnungen und Gesetze zu Boden tretenden Fremdlinge, und von 500 Portugiesen entrannen nur 30 dem Blutbade. Tsche-kiang und Fokien, wo seit den Jahrhunderten des Mittelalters die bedeutendsten Emporien des östlichen Asiens waren, wurden von nun an allen Fremden verschlossen. Doch ward den Portugiesen und allen mit China Handel treibenden Völkern lange Zeit noch erlaubt, in Ngan-hai und Hia-men, nach dem Fokien-Dialekte Emay und Amoy genannt, zwei kleine Inseln innerhalb des Distriktes Siuen-tscheou der Provinz Fokien, anzulanden und dort vorzüglich in Hia-men (24° 27′ 36″ n. B., 1° 50′ 30″ östl. L. von Peking) eine Factorei zu halten. Gegen die Mitte des sechszehnten Jahrhunderts erhielten die Portugiesen ebenfalls wiederum Zutritt in Kuang-tong, sie landeten auf der unbewohnten Insel San-schan oder San-tscheou-tang und schlugen daselbst während der Handelszeit Zelte auf, um ihre Waaren auszuschiffen. Mit

großer Einsicht wußten sie in der Folgezeit die Verlegenheiten der Kreisregierung zu benutzen: sie vertrieben die Seeräuber, welche alle Küsten des südlichen chinesischen Meeres unsicher gemacht hatten, und erhielten (1553) zur Belohnung die Erlaubniß, in Gao-men oder Macao sich niederlassen und daselbst steinerne Häuser bauen zu dürfen. Niemals ward ihnen aber diese Insel, oder auch nur der kleinste Theil derselben von der chinesischen Regierung als Eigenthum abgetreten. Die Portugiesen mußten im Gegentheil, wie dies noch heutigen Tages der Fall ist, für diese Erlaubniß jährlich einen Grundzins von fünfhundert Unzen reinen Silbers entrichten. Chinesische Beamte untersuchen die Castelle und Festungswerke der Portugiesen, und erheben von den Schiffen und Waaren, welche in Macao anlanden, besondere Zölle. Ein chinesischer Civilbeamter hat die Oberaufsicht über die Fremden, ihm steht es zu, die Erlaubniß zur Errichtung neuer Kirchen und Häuser zu ertheilen oder zu verweigern. Die fünftausend Chinesen, welche jetzt hier wohnen, leben wie die anderen Bewohner des Mittelreiches unter ihren eigenen einheimischen Behörden. Ihre innern Angelegenheiten können die Portugiesen übrigens, so wie alle Fremden, denen der Aufenthalt im Lande gestattet ist, nach Gutdünken schlichten. Das Reich der Mitte kümmert sich nicht um das Treiben der barbarischen, gewinnsüchtigen Kaufleute des Westens.

Das große Glück, welches die Portugiesen in Asien machten, die Leichtigkeit, mit der sie Städte und Länder eroberten, die ungeheuren Reichthümer, welche sie durch den Handel mit China und Japan, mit Indien und den Inseln des östlichen Archipelagus erwarben, erregten Neid und Nacheiferung bei allen europäischen Nationen. Ihre Herrschsucht, die Bedrückungen und Grausamkeiten, welche sie sich in den eroberten Ländern zu Schulden kommen ließen, verursachte bald den geheimen Haß, bald die offene Feindschaft der ganzen Bevölkerung Asiens. Spanier, Holländer, Engländer, Franzosen, Dänen und Schweden, und selbst die Bewohner verschiedener Binnenstaaten Deutschlands suchten an diesen Schätzen einen Antheil zu erhalten. Man sandte Schiffe nach Indien und China, nach den verschiedensten Inseln der östlichen Meere, nach Japan und den Nordküsten Asiens und Amerika's, und ging, je nachdem es fruchten mochte, darauf aus, bald durch unbedingte Unterwürfigkeit, bald durch eigensinnigen Trotz, durch Verschwörungen im Geheimen angezettelt oder durch offene Gewalt, einen freien Zutritt in den fremden Reichen, freien Handel und wo möglich auch Länderbesitz zu erwerben. Vergebens waren aber alle mannigfachen Bemühungen der Völker Eu-

ropa's und Asiens, vergebens alle Umtriebe der Glaubensapostel und alle kostspieligen Gesandtschaften; in den Reichen chinesischer Kultur und chinesischen Regiments konnte man keinen freien Verkehr erhalten. Man schmeichelte sich umsonst, die neuen fremden tatarischen Herren des chinesischen Reiches würden mehr gewähren als die einheimische Dynastie des großen Lichtes (Tai-ming). Ja die Mandschu, welche nach dem Untergange der Ming allen Widerstand der Einzelnen schnell zu Boden schlugen, den ganzen chinesischen Continent und alle zum Reiche gehörigen Inseln eroberten und beherrschten, wurden so schnell zu den politischen Maximen ihrer neuen Unterthanen bekehrt, daß sie gleich anfangs dem unbedingt freien Verkehr mit Fremden nicht weniger abgeneigt schienen, als die ehemaligen einheimischen Beherrscher des Landes. Die Glaubensboten des Westens wurden auch von den Mandschu, so wie früher von den Ming zu allerlei Künsten und Wissenschaften, in denen sie die Chinesen übertrafen, benutzt, und deshalb im Lande geduldet. Ihnen selbst ward, da man von jeher in China allem religiösen Fanatismus abhold war, die freie Ausübung ihrer Religion gestattet. Die Bekehrung der Bewohner des Reiches war ihnen aber niemals durch ein Edict der chinesischen Staatsregierung erlaubt worden. Mit unendlichem Eifer ergaben sich die Jesuiten den Missionsgeschäften, und erfreuten sich durch Klugheit und Gewandheit eines überaus glänzenden Erfolgs. Durch allerlei begütigende und gewaltsame Mittel welche in den katholischen Missionsberichten unter dem Namen der Christenverfolgungen prangen, versuchten die Kaiser und die Staatsbehörden China's den apostolischen Eifer der christlichen Väter in die gehörigen Schranken zurückzuweisen. Als aber alle diese Versuche zur Unterdrückung der fremden Lehre mißlangen, als im Gegentheil immerdar neue Unruhen entstanden, und es schien, daß Gefahr vorhanden sey, das Christenthum möchte in dem heiligen Boden von Jao und Schun Wurzel fassen, und China einem anderen Monarchen, dem Papste zu Rom, tributpflichtig werden; dann mußte man nothgezwungen zu den äußersten Mitteln die Zuflucht ergreifen. Allen Glaubensboten des Westens, so gerne man sie sonst als Stückgießer, Astronomen, Maler, Musikmeister und Taschenspieler hatte, wurde der Eintritt in das Reich der Mitte bei Lebensstrafe untersagt, und der Uebertritt eines Chinesen zum Christenthum als Hochverrath bestraft.

Man ward von nun an gegen alle, die von Westen kamen, und gegen alle Christen insbesondere, im höchsten Grade mißtrauisch. Die europäischen Kaufleute, welche jetzt noch nach Hia-men kamen und Factoreien

daselbst besaßen, wurden von chinesisch-tatarischen Beamten absichtlich so gedrückt, daß sie freiwillig ihren Handel dahin aufgaben, und sich sämmtlich nach Canton hinzogen. Canton ward alsbald für die einzige Stadt des Reiches erklärt, wo alle von der See herkommenden Nationen, mochten es Europäer, Asiaten oder Amerikaner sein, unter bestimmten gesetzlichen Beschränkungen ihren Handel betreiben könnten. Für die benachbarten Bewohner des Süd-, West- und Nordasiens, wozu auch die Russen gerechnet werden, wurden besondere Vorkehrungen getroffen. Es ward ihnen erlaubt, entweder vermittelst Karawanen, deren durch besondere Verfügung festgesetzte Seelenzahl nicht überschritten werden durfte, zu bestimmten Zeiten des Handels wegen nach Peking kommen zu dürfen; oder man wies ihnen auch irgend eine Grenzstadt des chinesischen Reiches an, wo sie unter der Aufsicht der eigens von Hof aus dahin gesandten, chinesischen Beamten ihren Handel auf die Weise, wie ihnen befohlen ward, betreiben sollten. Es erschienen Verordnungen über die Zölle und alle andern durch Berührung mit Ausländern entstehenden Verhältnisse, in einigen Fällen selbst über die Masse der Waaren, die jedesmal auf den Markt gebracht werden durfte. Man glaubte nun in China, alle Handelsbeziehungen des Reiches zu auswärtigen Staaten, wenn auch nicht zur Zufriedenheit der gewinnsüchtigen Fremden, doch zur Sicherheit und Ruhe des Reiches für lange Zeit geordnet zu haben.

Die mit China handeltreibenden Kauffahrer — Kriegsschiffen ist nur dann das Anlanden im Reiche gestattet, wenn sie eine tributbringende Gesandtschaft am Bord haben — müssen in Whampo, einem 30 englische Meilen weit von Canton entfernten Orte vor Anker gehen; sie werden daselbst gemessen und müssen nach ihren verschiedenen Dimensionen die gesetzlichen Abgaben entrichten. Diese Schiffe dürfen aber, wenn ihnen der Handel in Canton gestattet sein soll, keiner Nation angehören, welcher auf einer andern Seite im Norden oder Westen des Reiches ein gesetzlicher Handelsverkehr mit den Unterthanen der Mandschu gewährt ist. Namentlich ward Rußland im J. 1805 der Handel an der Südküste China's ausdrücklich untersagt. Der Vater Sr. jetzt in China regierenden Majestät, King geheißen, der nach dem Willen des Sohnes in den Annalen des Reiches unter dem Namen Schin-tsong, Schui-hoang-ti, oder „Menschenfreundlicher Ahne, erleuchteter, erhabener Herr" prangen wird — in Europa unter der Jahresbenennung Kiaking bekannt — wunderte sich, daß die Russen unter Krusenstern, die bis jetzt ruhig ihren Handel in Kiachta betrieben, einen neuen Weg zu der den Seefahrern viele Schwie-

rigkeiten darbietenden chinesischen Küste bis nach Canton hin gesucht und gefunden hätten. Man nahm diese Neuerung mißfällig auf, und es ward den Draß oder Russen der Zutritt in Canton für alle Zeiten untersagt.

Früher war es allen Handels- und Gewerbsleuten des Reiches der Mitte erlaubt, mit den fremden Kauffahrern zu verkehren. Es entstanden aber aus dieser unbedingten Handelsfreiheit in der Provinz Kuangton allerlei Unordnungen, denen man, da kein verantwortlicher Kaufmannsvorsteher vorhanden war, nur mit der größten Mühe abhelfen konnte. Man fand es deßhalb gegen die Mitte des achtzehnten Jahrhunderts nöthig, einer privilegirten Compagnie den fremden Seehandel zu übertragen, welche der Regierung für alle Unterschleife bei der Entrichtung der herkömmlichen Abgaben und für das gute, gesetzliche Benehmen der Fremden Bürgschaft leisten möchte. Die chinesische Staatsregierung erließ demgemäß eine Bekanntmachung des Inhalts: „Es mögen angesehene, reiche und treffliche Männer hervorkommen, denen der Seehandel mit den auswärtigen Nationen übertragen werden könnte, die aber zugleich dem Mutterlande gegenüber die Verantwortung für alle etwa von der einen oder andern Seite vorfallenden Ungerechtigkeiten übernehmen wollten.“ Es kamen deren, da dieser Handel einen bedeutenden Gewinn abwirft, eine Menge herbei, und die Regierung wählte eine Anzahl von Kaufleuten, die ein großes Vermögen nachweisen konnten und guten Leumunds waren, zu Pao-hing oder Sicherheits-Kaufherren, denen von nun an als einer vom Staat aus privilegirten Compagnie der Verkehr mit den fremden Handelsschiffen ausschließend gestattet war. Jeder privilegirte Handel ist seiner Natur gemäß vielen Nachtheilen und Beschränkungen unterworfen, besonders wenn der privilegirte Kaufmann, wie dieß in China der Fall ist, durch seine einer mißtrauischen Regierung gegenüber übernommene Bürgschaft sich mancherlei Gefahren aussetzt. Der Mann muß für Mühen und Fährlichkeiten aller Art sich zu entschädigen suchen, und manches Geschäft wird gar nicht unternommen, weil es mit vielen Gefahren und zu großer Verantwortlichkeit verbunden ist. Die ursprünglich aus zwölf Mitgliedern bestehende Jang-hingschang,*) d. h. die privilegirte Compagnie des Seehandels leistet zwar sammt und sonders Bürgschaft für das gesetzliche Betragen der Fremden: dessen ungeachtet bedarf jedes ankommende Schiff eines besondern Sicherheits-Kaufmanns, der für jede Unre-

*) Oder nach der Cantoner Aussprache hong, das eigentlich handeln heißt, wovon der Name Hong oder Kaufleute.

regelmäßigkeit, welche sich die Mannschaft des von ihm verbürgten Schiffes zu Schulden kommen läßt, der Regierung besonders verantwortlich ist. Mit andern als privilegirten Kaufleuten Handel zu treiben, ist bei großer Strafe verboten. Die Mitglieder der privilegirten Compagnie verschwören sich aber nicht selten gegen die Fremden; sie setzen bei ihren in der Kaufmannshalle gehaltenen Versammlungen die Preise der Waaren nach Belieben hinauf und herab, und der Contrebandehandel ist unumgänglich nöthig, um diese Privilegirten einigermaßen im Zaum zu halten und dem Marktpreise etwas näher zu rücken. Der Verkehr mit den von dem Staate nicht autorisirten Kaufleuten ist aber äußerst unsicher und gefahrvoll. Schließt solch ein Handelsmann seinen Laden oder sein Waarenlager und läuft hinweg, so ist Alles verloren; ja der sich beklagende Fremde würde, den Gesetzen gemäß, sich noch einer schweren Strafe aussetzen. Nicht selten nimmt auch die chinesische Staatsregierung nach geschehener Anzeige solch einen zum auswärtigen Handel unberechtigten Kaufmann gefangen, confiscirt seine Habe und sendet ihn in Verbannung gen Ili, in der kleine Bucharei. Die fremden Schuldner haben auch in diesem Falle Alles, was sie zu fordern haben, verloren.

Die Beschränkungen des auswärtigen Verkehrs entstehen aber keineswegs einzig und allein aus Eifersucht und furchtsamer Scheu gegen Fremde. Der auswärtige Handel, besonders wenn man das Schleichgeschäft mit Opium einschließt, bringt den chinesischen Landen in der That nur Nachtheil. Dieß Verhältniß wäre sogar dann noch dasselbe geblieben, wenn auch die Einfuhr des Opiums, wie eine liberale, chinesische Partei in Canton wünscht, erlaubt und einem regelmäßigen Eingangszoll unterworfen worden wäre. Das Land ist so bevölkert, daß selbst der fruchtbare, mit unsäglichem Fleiß angebaute und benutzte Boden kaum zur Hervorbringung der nothwendigsten Lebensbedürfnisse hinreicht. Die Regierung muß daher bloß auf das Nützliche und Nothwendige ihr Augenmerk richten. Fremde Schiffe, deren Ladung größtentheils in Reis besteht, sind deßhalb auch zu allen Zeiten des Jahres frei von allen Abgaben. Man sucht überdieß die Einfuhr dieses unentbehrlichen Lebensmittels durch einheimische Schiffe aus Cochinchina und den Philippinen auf alle Weise zu begünstigen.*) Beinahe aller

*) In den gesammelten Satzungen des Reiches (Tai-Tsing-Hoei-tien) wird im Durchschnitt die jährliche Einfuhr des Reises in den Hafen von Canton auf 284,112 Stein berechnet und auf 286,865 Leang oder Unzen reinen Silbers angeschlagen. Der chinesische Stein enthält 127 Pfund avoir du

Import von Indien und Europa besteht aber aus Luxus-Artikeln, wozu von chinesischen Staatsmännern auch das Tuch gerechnet wird. „Wir brauchen kein so feines Tuch, sagen die chinesischen Cameralisten, „in den südlichen Gegenden des Reiches bedürfen wir gar keines, und den Bedarf der nördlichen Provinzen können wir aus Tübet, aus den nördlichen Districten einiger unserer Kreise, wie aus Kan-su, Kirin und Chotan beziehen, wo eine bedeutende Schafzucht statt findet, und genug groben Tuches verfertigt wird." Eisen und Zinn sind vielleicht die einzigen Einfuhr-Artikel, welche einem eigentlichem Bedürfnisse abhelfen und den Chinesen wahrhaft zum Vortheil gereichen. Sie hätten demnach, selbst von dem Standpunkt einer klugen Staatswirthschaft aus, nicht so Unrecht, den auswärtigen Handel zu erschweren und zu beschränken, wie die kosmopolitischen, gewinnsüchtigen Kaufleute Englands und Amerika's die Welt glauben machen wollen. Thee, rohe und verarbeitete Seide, zur Nahrung und Kleidung unentbehrliche Gegenstände, werden ausgeführt, während die Bedürfnisse des Volkes, wie ein chinesischer Weiser sich ausdrückt, durch die fremden Seltenheiten vermehrt, und die guten alten Sitten durch den Umgang mit uncultivirten Barbaren — Matrosen und Seefahrer verdienen in der That nicht selten diesen Namen — verdorben werden.

Ein Land, von so ungeheurem Umfange, das sich vom 18°, 13' bis über den 56° nördlicher Breite und von Corea bis an die Grenze von Kokand in einer Linie von 78 Längengraden ausdehnt, ist sich selbst genug. Der Binnen- und Küstenhandel ist auch, allen Nachrichten und Angaben zufolge, wie wir unten sehen werden, unermeßlich. Dessen ungeachtet glauben die fremden, aller chinesischen Staatsverhältnisse unkundigen Kaufleute des Westen nicht selten, der Fortbestand des chinesischen Reiches hänge von seinem auswärtigen Handel und so mittelbar von ihnen selbst ab. „Der Kaiser," behaupten sie, „könne ohne die von auswärtigen Waaren erhobenen Zölle seine Armee gar nicht besolden, ohne diese Zölle werde der Staat die nothwendigen Unkosten für die Wasserbauten, um den gelben Fluß und den Kiang innerhalb ihrer Ufer zu erhalten, nicht bestreiten können." Eine einzige Thatsache ist hinreichend zur Widerlegung dieses in Unkunde und Mißwollen wurzelnden Geredes. In dem chinesischen Wegweiser des Kreises Kuang-tong wird die Einnahme

---

poids. Die Einfuhr des Reises nahm übrigens sehr zu in den letzten Jahren. Die Nordamerikaner brachten allein im Jahre 18$\frac{3}{3}$ für 211,215 Dollars nach Canton.

des Seezolles auf 48,000 Unzen reinen Silbers, in dem officiellen Staatshandbuche des Reiches aber bloß auf 43,560 angeschlagen, was aber sicherlich viel zu wenig ist, indem, wie wir später sehen werden, der von englischen Schiffen allein erhobene Zoll in einem officiellen Berichte des Generalgouverneurs an den Hof auf jährlich 5- bis 600,000 Unzen geschätzt wird. Aber selbst diese, oder auch eine noch viel größere Summe ist im Verhältniß zu dem ganzen Einkommen des Reiches sehr unbedeutend. Der reine Ertrag der für die allgemeinen Staatsausgaben in baarem Gelde bezahlten Steuern wird auf 33 Millionen Unzen reinen Silbers gerechnet, und dabei noch bemerkt, daß jährlich ein bedeutender Ueberschuß statt finde. Die Abgaben in Naturalien, in Reis, Getreide, Vegetabilien verschiedener Art, Heu und Stroh, der Ertrag des Salzmonopols, der öffentlichen Bergwerke und Goldwäschereien, und die besondern Steuern auf einzelne Producte und Handelsartikel sind hier nicht mit inbegriffen. Wie unbedeutend ist dieser Seezoll für einen Staat, dem eine einzige Gesandtschaft wie die des Lord Macartney, nach der eigenen Berechnung der Engländer 170,000 Pfund St. gekostet hat!*)

Die für den auswärtigen Seehandel privilegirte Compagnie erhebt, neben dem Zolle der Staatsverwaltung, eine besondere Abgabe von den wichtigsten Handelsartikeln, wie von Baumwollenwaaren und Tuch, um mit dem Ertrage derselben allerlei nothwendige Ausgaben und die Schulden einzelner Mitglieder der Compagnie, die ihre Zahlungen einstellten, zu decken. Vermittelst dieses besondern Zolles werden auch die Summen bestritten, welche die Compagnie für ihr Privilegium zu entrichten hat. Die Staatsverwaltung verlangt nämlich einen jährlichen Zuschuß zur Besoldung der Armee, zur Ausbesserung der Ufer des gelben Flusses und außerdem ein Geschenk für Se. Majestät den Kaiser. Der Ertrag dieser Abgabe ist aber seit vielen Jahren unzureichend zu Deckung des Deficits, welches durch die häufigen Bankerotte entstanden ist. Stellt nämlich ein Mitglied der chinesischen Handelscompagnie seine Zahlungen ein, so macht das Kong-so, oder die Halle, der Staatsregierung davon Anzeige; es wird dann von Staatswegen das Eigenthum des insolventen Kaufmanns eingezogen. Reicht sein Vermögen nicht hin zur Abzahlung der Schulden, so wird der unglückliche Mann nach Ili verwiesen, wo, wie die verweich-

*) In dem englischen Handelskalender, der im J. 1834 zu Canton erschienen ist, findet man die Abgaben der Hong an den Staat auf mindestens 5- bis 600,000 Leang oder Unzen Silber angegeben.

lichten Chinesen in Canton mit Schaudern berichten, es sehr kalt sein soll. Mit der Strafe des unglücklichen oder betrügerischen Kaufherrn ist aber dem fremden Handelsmann keineswegs gedient; nicht allein, daß sein Guthaben, weil das Kong-so kein Geld hat, entweder gar nicht oder erst nach und nach in vielen Jahren abgezahlt wird, so schmilzt auch die Compagnie immer auf eine geringere Anzahl von Individuen zusammen und die Concurrenz, das einzige Mittel, dem Marktpreise sich zu nähern, vermindert sich immer. Dieß war seit langer Zeit der vorzüglichste Klagepunkt der fremden Kaufleute und die Ursache vielen Streites sowohl ehemals in Hiamen oder Amoy, als jetzt in Canton. „Wir wollen verkehren, mit wem wir wollen," sagen die fremden Handelsleute, „und bei vorkommenden Zwistigkeiten sei es erlaubt, uns an die Gerichte des Landes zu wenden." „Durch die Gnade des Himmelssohnes," antwortet die chinesische Staatsverwaltung," „ist es euch Barbaren vergönnt, die Produkte des Mittelreiches einzutauschen, ohne die ihr nicht leben könnt, und sie weist euch in ihrer väterlichen Fürsorge ehrenwerthe Männer an, mit welchen ihr handeln sollt und müßt — mit euch Fremdlingen selbst wollen wir aber als Regierung nichts zu thun haben — wir kennen euch nicht, und wollen euch nicht kennen lernen. Auch sollt ihr nicht neugierig umherblicken, um die Verhältnisse unseres Reiches zu erkunden. Ihr sollt weder um die Sprache, noch um die Litteratur unseres Landes euch bekümmern; wir geben euch deßhalb Dolmetscher, die eure Sprache verstehen. Im Uebrigen bürgen uns unsere eigenen Unterthanen, die Sicherheits-Kaufleute, für euer gesetzliches Betragen." Die Bürgschaft für größtentheils unwissende und nicht selten auch unmoralische Fremde, einer mißtrauischen Regiernug gegenüber, ist aber ein sehr gefährliches Amt; es finden sich deßhalb wenig wohlhabende und dabei rechtlich gesinnte Männer, die sich dazu hergeben wollen. Man bedenke noch, daß der, welcher einmal der Compagnie angehört, sich unter keiner Bedingung wiederum von ihr loskaufen kann, und daß er sich nebenbei von den Staatsbeamten alle möglichen Erniedrigungen gefallen lassen muß; denn der Kaufmannsstand ist wenig geachtet im Lande der Mitte. Die Mitglieder der Compagnie für den auswärtigen Handel verfielen deßhalb in China auf einen Ausweg. Ein chinesisches Kaufmannshaus, welches bei der Sicherheits-Compagnie betheiligt ist, läßt das unbrauchbarste und beschränkteste Glied seiner Familie als Hong einschreiben. Diese bedauernswürdigen Personen müssen dann den Zorn und die Schmachreden der Kuan und Ta-schin, d. h. der Regierungsräthe, Ministerialräthe und Excellenzen über

sich ergehen lassen. Aus diesem Grunde sind jetzt, nach der Versicherung der einsichtsvollen Chefs der ersten europäischen und amerikanischen Handlungshäuser in Canton, alle nominellen Hong, das Haupt derselben, der schlaue Howqua ausgenommen, äußerst beschränkte Menschen.

Die Bankerotte der Mitglieder der Sicherheitscompagnie wurden in der letzten Zeit immer häufiger, woran freilich die fremden Kaufleute zum Theil selbst die Schuld tragen mögen. China ist den Fremden, wie es in allen öffentlichen Actenstücken der Staatsverwaltung ausdrücklich heißt, bloß des Tauschhandels wegen geöffnet. Fremde mögen und sollen baares Geld nach China mitbringen, um dafür die Producte des Landes anzukaufen, es ist ihnen aber strenge untersagt, mit den Unterthanen des Himmelssohnes Bankiergeschäfte zu machen, Geld auszuleihen, oder edle Metalle auszuführen. Diese Verordnungen der chinesischen Staatsregierung werden, wie gewöhnlich, wenig oder gar nicht von den fremden Kaufleuten beachtet. Man ließ Geld von Europa kommen, um es an die Mitglieder des Kong-so zu hohen Procenten auszuleihen. Der gesetzliche Zinsfuß ist im chinesischen Reiche 30 von Hundert. Obgleich nun der Zinsfuß niemals diese Höhe erreicht, so bekommt man doch in Canton gewöhnlich zwölf bis achtzehn Procent. Mehrere Europäer und Amerikaner haben einzig und allein durch solche Wuchergeschäfte sich ein bedeutendes Vermögen erworben. Diese seit Jahren entrichteten hohen Interessen haben den Fall mehrerer Mitglieder der Sicherheits-Compagnie beschleunigt, wodurch dann auch die fremden Ausleiher einen Theil ihres Capitals eingebüßt haben. Die Wucherer dürfen natürlich den chinesischen Beamten gegenüber sich nicht einmal zu ihren Verlusten bekennen; sie würden sich dadurch wegen ihres widergesetzlichen Betragens eine Untersuchung und Bestrafung zuziehen.

Diese erlittenen Verluste bewirkten eine gereizte Stimmung bei den fremden Kaufleuten. Man beschuldigte die chinesischen Kreisbehörden, sie wären im geheimen Einverständniß mit den Mitgliedern des Kong-so, die ihre Zahlungen eingestellt hatten, man ziehe diese Betrüger nicht, wie es sich gebühre, zur Untersuchung, sondern lasse sie im Innern der Stadt Canton, wo Fremden kein Zutritt gestattet wird, frei umhergehen. Man beklagte sich auch darüber, daß an die Stelle der Kaufleute, die ihre Zahlungen eingestellt hatten, keine neuen Mitglieder der Sicherheitscompagnie ernannt würden. Es herrschte demgemäß zwischen 1820 und 1830 allenthalben unter den Engländern, die bei dem Handel China's betheiligt waren, in den Gesellschaften Macao's, wie in den Hong Cantons, Unruhe

und Unzufriedenheit. So könnten, hieß es allgemein, die Verhältnisse nimmermehr bleiben. Das chinesische Handelssystem müsse von Grund aus geändert werden. Man sei der Willkür und dem Spotte dieser Barbaren preisgegeben; das solle anders werden, anders werden durch Gewalt; denn mit Güte und Nachgiebigkeit, das habe man ja schon seit zwei Jahrhunderten erfahren, ernte man hiesigen Landes bloß Schmach und Unterdrückung. Der Handel mit China, fügte man hinzu, hätte in der schmählichen Weise, wie dieß bis jetzt geschehen, fortdauern können, so lange er unbedeutend gewesen, und gleichsam auf der Stufe der Kindheit gestanden hätte. Man bedenke nur, daß noch im J. 1785 die ganze jährliche Ausfuhr des Thees von China nach Europa bloß auf neunzehn Millionen Pfund angeschlagen wurde, während jetzt allein nach England, seinen transatlantischen Besitzungen und dem Cap jährlich wenigstens vierzig Millionen Pfund verschifft würden. Werden doch im Opiumhandel allein vierzehn Millionen spanischer Piaster umgesetzt. Der Handel mit China sei jetzt für Großbritannien zu wichtig, und müsse von der Nation und dem Parlament kräftig beschützt werden. Man solle nicht eher ruhen, bis den Fremden eine gesetzliche Stellung in China werde, bis die chinesische Staatsregierung sich herbeilasse, unmittelbare Verbindungen mit ihnen anzuknüpfen, und ihnen gestatte, zu handeln, wo und mit wem sie wollen. Ein englischer Resident müsse in Peking zugelassen werden, um bei der obersten Stelle des Reiches die Handelsinteressen Großbritanniens zu vertreten.

Der aus zwei stimmfähigen Mitgliedern und einem Präsidenten zusammengesetzte Ausschuß der Factorei der ostindischen Compagnie zu Canton ging demnächst seit dem Jahre 1829 darauf aus, eine vollständige Umwälzung des herkömmlichen chinesischen Handelssystems herbeizuführen. Hr. Plowden, der Tai-pan oder Präsident der Factorei, erklärte in einem officiellen Schreiben an die englischen Kaufleute in China, daß man sich jetzt nicht mehr mit einer Vermehrung der Sicherheits-Compagnie von sieben — auf diese Zahl waren die Hong zusammen geschmolzen — bis auf zwölf Mitglieder und mit Abhülfe einiger Beschwerden begnügen werde. Alle Schritte des Ausschusses zeugten auch von dem Vorsatze, daß, anstatt nach den Anordnungen der Chinesen sich zu richten, man von nun an den Chinesen selbst vorschreiben wollte, auf welche Weise sie ihren auswärtigen Handel zu betreiben hätten. Die Engländer, von einem edlen Selbstgefühl durchdrungen, wollten sich nicht mehr als hergelaufenes Barbarengesindel betrachten und behandeln lassen. Ihren, diese Abände-

rungen bezweckenden Eingaben an die Kreisbehörden Cantons schlossen sich auch die Kaufleute aller andern Nationen an, die Amerikaner allein ausgenommen. Diese schlauen Rechner zogen nämlich von den Zwistigkeiten der Engländer mit den Chinesen großen Vortheil, und lebten der frohen Hoffnung, daß bei einem Bruche zwischen beiden Ländern, Großbritannien und China, der auswärtige Handel China's vielleicht ganz in ihre Hände kommen könnte. Sollten aber die Engländer sich Freiheiten erkämpfen, dachten sie mit Recht, so geschieht dieß nicht für Großbritannien allein. China ist kein Land, wo die Unterthanen eines Staats Privilegien oder ausschließende Handelsmonopole erlangen können.

Die Provinzialbeamten Cantons verfuhren bei diesen neuen unerhörten Anmaaßungen der Fremden, von ihrem Standpunkte aus betrachtet, mit der größten Mäßigung. „Ihr Fremden," antwortete der damalige Generalgouverneur Li auf die verschiedenen Eingaben der Factorei und der einzelnen Handelsleute englischer Nation, „geht darauf aus, alle herkömmlichen Anordnungen umzustoßen; wahrlich, ich hätte alle eure Eingaben mit einem Verweise zurückschicken können, ich wollte aber, um meine Unparteilichkeit zu zeigen und den Wünschen der Fremden entgegen zu kommen, die Sache untersuchen lassen. Ihr Fremden, denkt doch einmal an China, an seinen üppigen Herbst, an seine Berge des Reichthums, an seinen überströmenden Nationalschatz! Was kann solch einem Reiche an den Abgaben eurer geringfügigen Handelsartikel gelegen sein!" Jeder besondere Vorfall in einem Kreise wird, nach den Principien der chinesischen Administration, alsbald an den Hof berichtet. Demgemäß sandte Li sofort einen Eilboten nach Peking mit einem Berichte, worin es unter Anderm heißt: „Wir haben hier in Canton Amerikaner, Inder, Parsi und englische Kaufleute aus Indien, Spanier und Holländer. Obgleich dieser aller Betragen in Beziehung auf Ruhe und Unterwürfigkeit viel zu wünschen übrig läßt, so sind sie doch bei weitem besser, als die Engländer. Die Herrschsucht und Unverträglichkeit dieses Volkes ist nicht auszuhalten. Die Vorfälle unter der Regierung des Vaters Ew. kaiserlichen Majestät beweisen dies hinlänglich. Diese Leute haben ihr Augenmerk bloß auf Gewinn gerichtet, und obgleich, wie ich glaube, nichts von ihnen zu fürchten ist, so müssen wir doch auf alle Fälle vorbereitet sein, sie könnten wohl wieder kommen und Macao angreifen."

Der Hof zu Peking that hierauf Alles, was er von seinem Standpunkte aus nur immer thun konnte, das seit Jahrtausenden gegen Fremde beobachtete Verfahren konnte aber und wollte man auch nicht auf Ein-

mal umstoßen. Man vermehrte die Anzahl des Kong-so und befahl, daß die rechtmäßigen Schulden der Mitglieder der Sicherheits-Compagnie, die ihre Zahlungen eingestellt hatten, bezahlt werden sollten; man setzte die Gebühren der Compradors und Linguisten herab und gewährte noch andere Erleichterungen. Die Fremden konnten z. B. jetzt, nachdem sie sich beim Zollamt einen Paß verschafft hatten, in ihren eigenen Booten von Canton nach Macao segeln. Die chinesische Sicherheits-Compagnie erklärte demgemäß den Engländern, daß sie zwar jetzt den Ausfall der frühern Bankerotte decken wolle, aber von nun an es dem Ermessen der fremden Kaufleute anheim stellen müsse, welche Summen sie jedem einzelnen Mitgliede der Compagnie anvertrauen wollten. Es ward das ungesetzliche Ausleihen der Gelder an einzelne Mitglieder der Compagnie gerügt, und überdieß von Regierungswegen das Versprechen hinzugefügt, daß, wenn die fremden Kaufleute bei der jährlichen Schließung ihrer Geschäfte (gegen Februar eines jeden Jahres) angeben wollten, wie viel ihnen die einzelnen Glieder des Kong-so schulden, die chinesische Staatsregierung dann für die richtige Zahlung dieser Schulden sich verbürgen wolle.

Es schienen jetzt alle Schwierigkeiten ausgeglichen zu sein, und gegen den Anfang der Handelszeit im September des Jahres 1830, wo sich die Factorei gewöhnlich von Macao nach Canton begiebt, hatte Alles den friedlichsten Anschein. Der Verkehr zwischen beiden Nationen würde auch wahrscheinlich für diesmal ohne Störung vorwärts gegangen sein, wenn man nicht von Seite der Engländer darauf ausgegangen wäre, sich den harten Beschränkungen, welche die chinesische Staatsregierung den Fremden auferlegt, zu entziehen. Die Beamten der ostindischen Compagnie und andere Kaufleute fanden das ungastfreundliche Leben unter den Chinesen in Canton ohne ihre Familien, die sie, den seit längerer Zeit bestehenden Verordnungen gemäß, in Macao zurücklassen mußten, unerträglich. Im Jahre 1820 begann man deßhalb, ohne bei den Chinesen darum anzufragen, die Frauen mit nach Canton zu nehmen. Die einzige englische Zeitung, die zu dieser Zeit monatlich zweimal in Canton oder Macao erschien — jetzt erscheinen daselbst mehrere Zeitungen und Zeitschriften — triumphirte schon im Voraus, und behauptete, daß man nur wollen dürfe, so würde man Alles, wie dieß schon mit dem Aufenthalte der Frauen in Canton geschehen sei, von den Chinesen erzwingen können. Die Regierung zu Peking hält aber, was man nicht genug bedachte, sehr streng auf das Verbot, daß „barbarischen Weibern" kein Zutritt in Canton gestattet werde; nicht deßhalb, wie die unkundigen Frem-

den lächerlich genug behaupten, weil sie, auf eine Prophezeihung sich stützend, fürchten, China möchte von einer „rothhaarigen Dame" erobert werden, sondern aus weiser Vorsicht, damit nämlich durch eine Vermischung der Eingebornen und Fremden in ihrem Lande, wie dieß in Indien geschah, keine antinationale Bevölkerung entstehe, die in Zukunft mit den Ausländern es halten möchte. Auch haben sie, wie sie sich ausdrücken, schon „Mäuler" genug, und besonders einen solchen Ueberfluß an Weibern, daß jährlich ein großer Theil der neugebornen Mädchen von armen Eltern ausgesetzt wird, obgleich das Gesetz dieß ausdrücklich verbietet.

„Unsere Kaufleute," sagten die Mitglieder der Sicherheits-Compagnie „gehen nach Japan, Siam und Cochinchina: sie handeln nach Singapur, Japan und den andern Inseln des östlichen Archipelagus, ohne nur daran zu denken, ihre wohlbewachten, tugendhaften Weiber mit sich herumzuführen, und sie den neugierigen Blicken des Pöbels auszusetzen; sie begnügen sich mit dem, was ihnen der Zufall bietet. Warum wollt ihr Fremden es besser haben, als unser eins? Wer nach fremdem Lande reist, muß sich den bestehenden Gesetzen und Anordnungen dieses Landes fügen."

Seine Excellenz der Generalgouverneur Li, von dem Einschwärzen der fremden Frauen unterrichtet, erließ mehrere Verordnungen und befahl, daß sie alsbald „ausgetrieben" werden sollten. Die Damen blieben aber ruhig in Canton, und machten täglich einen Spaziergang in dem Garten der Compagnie. Ja, ein „Barbaren-Mann," „Ja scha" mit Namen, ein Sohn des ehemaligen Directors der ostindischen Compagnie, Hrn. Astel, erlaubte sich in den Augen der Kreisregierung noch ein größeres Verbrechen — er ließ sich nämlich von Chinesen in einem Tragsessel herumtragen. „Sollte auch ein Fremder," heißt es in dem, wegen des letztern Vorfalles erlassenen Edicte, „so krank ankommen, daß er seine Wohnung nicht zu Fuß erreichen kann, so möge er sich auf die Schultern seiner Landsleute stützen — eines Tragsessels darf sich ein Fremder in keinem Falle bedienen." Die Engländer kehrten sich aber wenig an diese Edicte. Die folgenden Bekanntmachungen und Erlasse der chinesischen Kreisregierung nahmen daher jetzt, als man sah, daß die Fremden sich durchaus nicht fügen wollten, einen wahrhaft drohenden Character an. Der Ausschuß der Factorei hielt es deßhalb für angemessen, und glaubte sich dazu berechtigt, bewaffnete Matrosen herbeizurufen. Man ließ selbst einige Stücke Geschütz heimlich nach Canton bringen. Der Gouverneur kam nicht, wie er hatte drohen lassen, mit Truppen aus der Stadt, um die barbarischen Weiber auszutreiben, und die Fremden zu einem gesetzli-

chen Betragen zurückzubringen. Man glaubte nun, die schmachvolle Proclamation, die Anfangs November an der Factorei angeschlagen war, wäre das Aergste, welches dieser Zwist zur Folge gehabt hätte, und meinte, die Damen hätten den Sieg davon getragen und würden in den folgenden Jahren ungestört nach Canton kommen können.

Nachdem die Handelszeit in Canton vorüber und alle Schiffe heimgesandt waren, kehrte man am Anfange des Jahres (1830) mit einem gewissen Selbstgefühl nach Macao zurück. Man habe doch, so sagte man sich im Stillen, dieses Jahr viel über die Halsstarrigkeit und Unvernunft der Chinesen gewonnen; man werde künftig seine Familie mit nach Canton bringen, und freier und selbstständiger im Lande leben können. Aber die hochweisen Fremden täuschten sich. Weislich wartete die Kreisregierung, die ein Handgemenge mit Barbaren befürchtete, bis alle Schiffe der Compagnie das Land verlassen hatten, und die Faktorei selbst nach Macao zurückgekehrt war, um dann dem aufrührerischen Barbarenvolke zu zeigen, daß man nicht ungestraft die Gesetze des Mittelreiches übertrete. Tschu, der damalige Regierungsdirector Cantons, ward allgemein als ein Muster eines ächt chinesischen Staatsbeamten geschildert, und von ihm soll auch das Rachewerk vorzüglich ausgegangen sein. Seinem Erscheinen in Canton, im November des Jahres 1830, ging ein Ruf ungemeiner Tugend und außerordentlicher Amtsthätigkeit zuvor. Tschu war schon ein Mann bei Jahren, und hatte sich von einer niedern Stufe der bürgerlichen Gesellschaft, — sein Vater soll ein gewöhnlicher Handwerker gewesen sein, — durch Talent und Rechtlichkeit zu dieser hohen Stelle emporgeschwungen. Dieser Mann ward auch mannigfach geprüft und gestählt durch das Schicksal: er verlor Weib und Kind und andere Angehörige durch den Tod und lebte jetzt, wie behauptet ward, bloß für Kaiser und Vaterland. Mit der Tugend der Altvordern und chinesisch-klassischer Gelehrsamkeit verbindet er die hergebrachte Beschränktheit und den barbarischen Dünkel des Mittelreiches. China ist ihm die civilisirte Welt, das glückliche Land innerhalb der vier Meere, und draußen hausen wilde Rotten ruchloser Barbaren. Wie solch ein von sich und seinem Wissen, von Jao und Schun eingenommener Stoiker die Anmaßung der Barbaren, die in Zukunft als civilisirte Menschen behandelt sein wollen, aufgenommen hatte, zeigte sein Betragen in der Factorei der ostindischen Compagnie zu Canton. Tschu war berechtigt, das im Garten der Factorei gegen den Fluß zu errichtete eiserne Gitter niederzureißen, — es wurde, so weit dem Schreiber dieses die Verhandlungen bekannt gewor-

den sind, gegen das ausdrückliche Verbot des Generalgouverneurs errichtet — zu andern Gewaltthätigkeiten schien durchaus kein Grund vorhanden zu sein. Wahrscheinlich hielten aber die Chinesen das Aufstellen bewaffneter Matrosen und das Einschwärzen des Geschützes nach Canton für eine Verletzung ihres Territoriums, und wahrlich nicht mit Unrecht. Dieser wunderlichen Maßregel müssen wir das sonst in China ganz unerhörte beleidigende Betragen des Generaldirectors gegen das Bildniß Georgs IV von England zuschreiben. Tschu ließ sich nämlich in dem Saale der Factorei nieder, den Rücken dem Bilde zukehrend. Er wollte hiermit die Verachtung an den Tag legen, die er in seinem Innern für einen Fürsten hege, welcher seinem Volke eine so schlechte moralische Erziehung gebe, daß es immer darauf ausgehe, die Gesetze und Sitten eines andern Reiches gewaltsam zu Boden zu treten.

Zugleich ward ein Befehl der Kreisregierung den Hong bekannt gemacht, wodurch mehrere alte in Vergessenheit gerathene Anordnungen in Betreff des Umganges und des Handels mit Fremden erneuert wurden. Die fremden Kaufleute sollten nur zur Handelszeit, im Herbst, nach Canton kommen; es sollte ihnen nicht gestattet sein, sich während des Sommers dort aufzuhalten; die chinesischen Bedienten sollten strenge bewacht werden, und die Fremden selbst unbedingt den von den Hong für nothwendig erachteten Anordnungen sich unterwerfen. Die Fremden sollten ihre Factoreien, wo sie sich aufhalten, nicht verlassen, und niemand ohne besondere Erlaubniß auf dem Flusse hin und her fahren dürfen. Auch ward ihnen verboten, die Kreisregierung bei jeder Gelegenheit mit Petitionen und Beschwerdeschriften zu belästigen. Diese Maßregeln der chinesischen Regierung wurden von den Mitgliedern der Factorei, die sich früher schon nach Macao zurückgezogen hatten, sehr übel aufgenommen. Sie erließen deshalb eine Bekanntmachung, nach welcher, wenn dieses neue Edict nicht alsbald zurückgenommen würde, vom 1. August kein Handel mehr zwischen China und England statt finden sollte. Es ward auch ein Schreiben an den Generalgouverneur von Indien abgesandt, und darin gebeten, daß seine Excellenz ein königliches Schiff nach Canton senden, und gegen das Betragen der chinesischen Kreisregierung protestiren möge. Die Factorei handelte unbesonnen; sie überlegte nicht, welch' ein großer Schaden für die englischen Kauffahrer daraus erwachsen würde, wenn sie im August ankämen, und den Handel mit China gesperrt fänden. Der Erlaß der Beamten der ostindischen Compagnie mußte deßhalb wieder zurückgenommen werden, und der Verkehr zwischen den Un-

terthanen Großbritanniens und des Mittelreichs ging seinen gewöhnlichen Gang fort. Die Klageschrift des Generalgouverneurs von Indien, welche im November anlangte, und einer Deputation der Hong übergeben wurde, blieb ebenfalls erfolglos. Man hätte, hieß es in der Antwort der Kreisregierung Cantons, die englische Nation keineswegs beleidigen wollen, man habe bloß seine Pflicht gethan, die darin bestehe, darauf zu wachen, daß die alten Gesetze und kaiserlichen Anordnungen, unter welchen den Fremden in Canton der Handel gestattet sei, aufrecht erhalten würden.

Der Handel mit Opium und das Rauchen dieses Geist und Körper tödtenden Saftes ist, wie allgemein bekannt, in China verboten. Dessen ungeachtet ward seit mehrern Jahrzehnten von Macao aus ein bedeutender Schmuggelhandel mit diesem Artikel getrieben. Die portugiesischen Beamten in Macao waren aber einsichtslos genug, im J. 1822 solche bedeutende Abgaben auf die Einfuhr des Opiums zu legen, daß die Schmuggler von Macao abzogen, sich einer der vielen unbewohnten Inseln in der Nähe der Tiger-Mündung, Lintin oder Linting (20° 24′ 30″ n. Br., 113° 48′ 0″ öst. L. von London) genannt, bemächtigten, und von hier aus ihren Handel ungestört fortführten. Die chinesische Marine ist zu unmächtig, um es mit den stark bewaffneten kühnen europäischen und indischen Schmugglern aufzunehmen, und so behauptete sich dieser Handel gegen das ausdrückliche Verbot der Staatsverwaltung des Mittelreiches unter den Augen der Kreisregierung.

Opium ist ein fremdes, in China, wie es scheint, nirgendwo einheimisches Product, das auch demgemäß mit keinem in der Sprache des Mittelreichs bedeutungsvollen Worte bezeichnet, sondern bald nach der Weise der Araber Afium (A fu jong), bald nach der Aussprache der Engländer Opium (Apien) genannt wird. Die Tabackspflanze wächst im Gegentheile seit undenklichen Zeiten in allen Provinzen des chinesischen Reiches, und in einigen Gegenden der Halbinsel jenseits des Ganges; sie führt einen eigenen, in der Sprache dieser Länder bedeutungsvollen Namen, was gewöhnlich bei eingeführten Producten nicht der Fall ist. *) Das Opium ward lange schon, bevor die Portugiesen nach China

*) Die Chinesen nennen den Taback Seng jen, raucherzeugende Pflanze. Es wird behauptet, daß die Sitte des Tabackrauchens erst in der zweiten Hälfte des dreizehnten Jahrhunderts durch die Mongolen nach China gebracht wurde. Es ist keinem Zweifel unterworfen, daß diese Sitte eine altasiatische ist, und nicht erst vermittelst der Europäer nach dem Orient gebracht wurde. Mag dem nun sein, wie da wolle, so viel ist sicher, jetzt ist das Tabackrau-

kamen, von Indien und der malayischen Halbinsel in das Reich der Ming eingeführt, und anfänglich als Arzneimittel gegen Dysenterie gebraucht. Der portugiesische Reisende Barbosa, welcher seinen Reisebericht im Jahre 1516 vollendet und uns China, das er nie betreten, nach der Aussage arabischer und indischer Kaufleute beschrieben hat, erzählt, daß die Chinesen seidene und andere Stoffe nach Malacca bringen, und dafür großentheils Opium als Rückfracht mitnähmen. Schon um die Mitte des 16ten Jahrhunderts, heißt es in chinesischen naturgeschichtlichen Werken, ward aber das Opium von dem gemeinen Volke der südlichen Provinzen des Reiches zur Beförderung des Geschlechtstriebs genossen, — eine schmachvolle Sitte, die sich nach und nach über alle Kreise des Landes verbreitete. Die höhern so wie die niedern Stände des Mittelreiches bedienten sich dieses berauschenden Saftes, um alle Sorgen des Lebens zu vergessen; sie erkaufen sich durch ein schwächliches, sieghaftes Dasein einige Momente entzückenden Rausches. Vor dem Jahre 1767 betrug die Einfuhr des Opiums von Indien nach China kaum mehr als 300 Kisten, jede von ungefähr 140 Pfund. In diesem und den folgenden Jahren wurden bereits vermittelst der Portugiesen, die bisher beinahe ausschließlich diesen Handelszweig betrieben, tausend Kisten dahin gesandt, welche einen bedeutenden Gewinn abwarfen. Die Staatsregierung China's, die bisher gegen eine geringe Abgabe die Einfuhr dieses Productes erlaubt hatte, sah ein, welche physische und pecuniäre Nachtheile dieses für die Bewohner des Reiches habe, und ließ ein allgemeines Verbot dagegen ergehen. Eine Folge hievon war, daß der Preis auf das Doppelte stieg, und der Schmuggelhandel damit sich vermehrte. Die ostindische Compagnie suchte nun, da der Gewinn so bedeutend wurde, sich dieses Handels zu bemächtigen, und im Jahre 1773 sandte sie auf eigene Rechnung einige hundert Kisten mit Opium nach China, die sich bald auf viele Tausende vermehrten. Jetzt gehen jährlich im Ganzen bei 23,000 Kisten von Indien und der Türkei, wo der Stapelplatz dieses Artikels Smyrna ist, nach dem Reiche der Mitte.*) Kein Handel war der Compagnie in den letzten Jahren so gewinnreich, als der Handel mit

chen, — das Schnupfen ist den Chinesen unbekannt — unter allen Klassen beiderlei Geschlechts sehr verbreitet. Selbst junge Mädchen von neun bis zehn Jahren, welche aus den Häusern hervorkommen, um die englische Gesandschaft vorüberziehen zu sehen, hatten Tabackspfeifen im Munde.

*) Die Amerikaner bringen das türkische Opium nach China, jährlich ungefähr 1000 Kisten, wovon jede 150 Pfund wiegt.

Opium: denn der Anbau desselben ist in Indien großentheils ein Monopol der Regierung, und da wo dieß nicht der Fall ist, wie in Malwa und an einigen andern Orten, zahlt die Kiste von 140 Pfund eine Consumtionssteuer von 175 Rupien. Ein einziger Opiumhändler zu Kotah in der Provinz Adschmir entrichtete in den letzten Jahren jährlich 200,000 Rupien Abgaben an die Regierung zu Bombai. Das ganze Einkommen der Compagnie von dem Opiumhandel wurde auf eine Million Pfund Sterling gerechnet.

Dieser Schmuggelhandel hat sich, aller donnernden Verordnungen der Centralregierung zu Peking und der Kreisbeamten von Canton ungeachtet, nicht allein bis auf den heutigen Tag behauptet, sondern auch längs den Küsten des chinesischen Reiches, nach Fokien, Kiang-nan und Schantong, hin ausgedehnt. Im J. 1836 schien es, daß die chinesische Regierung das Nutzlose des jährlichen Opiumverbotes — zu dessen Aufrechthaltung seit Jahrhunderten die Kraft ermangelte — eingesehen, und daß sie gesonnen sei, die Einfuhr so wie den Anbau desselben im eigenen Lande, wie ehemals, gegen eine mäßige Abgabe zu erlauben. Es erhielt nämlich Anfangs Junius 1836 die Kreisregierung Cantons von Peking aus eine Vorstellung des zweiten Präsidenten des Sittentribunals (Li-pu) zugesandt mit dem Auftrage, hierüber Bericht zu erstatten. In dieser Vorstellung hieß es durchaus der Wahrheit gemäß: „Es gingen jährlich zehn Millionen Unzen reinen Silbers für Opium aus dem Lande, und diese bedeutende Summe Geldes fiele sämmtlich in die Hände der fremden Kaufleute. Die Kreisregierung möge deßhalb auf Mittel sinnen, wie diesem Mißstande abgeholfen werden könne." Der Generalgouverneur und alle höhern Beamten des Kreises waren der Meinung, „man solle die Einfuhr des Opiums gegen eine mäßige Abgabe erlauben, wodurch dieses Erzeugniß nothwendig bedeutend im Preise sinken müsse. Der Verkauf desselben gegen baares Geld solle ganz verboten und nur gegen den Austausch einheimischer Producte frei gegeben werden. Auch möge die kaiserliche Regierung, was im Geheimen bereits in Junan und in andern Gegenden des Landes geschehen sei, die Cultur des Opiums innerhalb des Reiches unter gewissen Beschränkungen erlauben." Alle Chinesen Cantons und der benachbarten Kreise, die Opiumschmuggler natürlich ausgenommen, lebten in der angenehmen Hoffnung, daß dieser einsichtsvolle Bericht von dem kaiserlichen Ministerium gebilligt, und das Opium alsbald sowohl als Handelsgegenstand wie als Naturproduct frei gegeben werde. Dem geschah aber nicht so. Es erschien im Gegentheile schon gegen Ende Julius 1836 von Peking

aus ein neues Edict gegen die Einfuhr des Opiums, „weil dieser Handelsartikel nur schädlich auf das chinesische Volk zurückwirken könne.“ Damit aber dieses Verbot nicht wie die frühern erfolglos bleibe, sollten sämmtliche fremde Kaufleute, vorzüglich diejenigen, welche des Schmuggelhandels mit diesem Artikel sehr verdächtig seien, von Canton weggewiesen werden.“ Es wurden diesen Kaufleuten auch alsbald von dem Hong eine Anzahl Fragen und Beschuldigungen vorgelegt, auf die sie sich verantworten sollten. Es ward ihnen überdieß anempfohlen, sich bereit zu halten, gegen Ende des Jahres 1836 das Land der Blume der Mitte auf ewig zu verlassen, und nach ihrer Heimath zurückzukehren — ein Gebot, das höchst wahrscheinlich so wenig wie das Verbot der Einfuhr und des Gebrauches des Opiums in Ausführung kommen wird.

Die chinesische Regierung weiß wohl, daß, wenn der Opiumhandel, wie er seit zwanzig Jahren betrieben wird, noch längere Zeit fortdauert, und wenn die Einfuhr der Manufacturwaaren und fremden Producte, wie dieß in der letzten Zeit der Fall war, sich immerdar vermehrt, das Reich endlich aller seiner edlen Metalle beraubt werden müsse. Obgleich die Naturerzeugnisse des chinesischen Landes weniger bekannt sind, als die Geschichte und Verfassung, so wissen wir doch im Allgemeinen, daß China auch in Betreff der mineralischen Erzeugnisse und der Metalle aller Art eines der reichsten und gesegnetsten Länder der Erde ist. „Ich glaube nicht,“ schreibt ein deutscher Missionär, „daß eine Gegend in der Welt sei, wo die Erde so salpeterisch, schweflicht und mineralisch wäre, als in China. In meiner Hauptkirche U-tscheng-fu (30° 34′ 50″ n. Br., 2°. 15′ 0″ w. L. von Peking) der Provinz Hu-kuang schwitzet der Boden, ja die Pfeiler, auf denen das Gebäude ruht, zwar das ganze Jahr, sonderlich aber im Sommer so vielen Schwefel und Salpeter aus, daß nicht allein die Oberfläche mit einer schwefelfarbigen Haut überzogen, sondern der Staub selbst, den man auskehrt, in ein Becken voll des warmen Wassers geworfen, in Schwefel und Salpeter aufgelöst wird.“ Neben vielen kostbaren Steinen findet man hier zu Lande Eisen, Blei, Kupfer, weißes Kupfer, Zinn, Silber, Quecksilber und Gold. Die Regierung verwendete aber bis jetzt wenig Sorgfalt auf den Bergbau, ja die Minen wurden manchmal aus falschen staatswirthschaftlichen Grundsätzen verschüttet. Wenn der Ertrag der Bergwerke, den wir in den gesammelten Satzungen des Reiches verzeichnet finden, alle umfaßt und in der That nicht bedeutender wäre, so wäre dieß im Verhältniß zu der Ausdehnung des Staates wahrhaft eine Kleinigkeit. Es scheint dieß aber

nur ein Verzeichniß des Gewinnes der Bergwerke zu sein, wovon das Finanzministerium eine Abgabe erhebt. Von den übrigen finden sich bloß die Namen, nicht aber der Ertrag derselben verzeichnet. Wir bemerken zum Verständniß des Nachfolgenden, daß die Chinesen die unedeln Metalle nach Kin oder Katti berechnen, wovon drei Viertel ein Pfund avoir du poids ausmachen.

In China werden jetzt weder Gold- noch Silbermünzen ausgeprägt. Das einzige Geld des Landes bilden die gegossenen Kupfermünzen, die aus einer Mischung von $\frac{6}{10}$ Kupfer und $\frac{4}{10}$ Zink bestehen. Tausend solcher Münzen gehen nach dem gesetzlichen Münzfuße auf eine Unze (Leang) feinen Silbers, welche von der ostindischen Compagnie auf 6 Sch. à P. gerechnet wird. Zu Aksu in der kleinen Bucharei wird eine Münze aus reinem Kupfer gegossen, mit einem mongolischen Worte Pul genannt, wovon hundert auf eine Tanka oder Unze gehen. Die Angabe, nach welcher 50 Pul eine Tanka machen, ist, wie wir aus den gesammelten Satzungen des Reiches ersehen, unrichtig. In Tübet giebt es große und kleine einheimische Silbermünzen, deren neun große oder achtzehn kleine eine Unze reinen Silbers ausmachen. Doch sind alle diese Münzen dem Course unterworfen und man erhält, je nachdem das Kupfer oder Silber aus diesem oder jenem Grunde im Preise steigt oder fällt, bald mehr, bald weniger für einen Leang. So bekommt man in Jun-nan, wo viel Kupfer gewonnen wird, gewöhnlich 1200 der chinesischen Kupfermünzen für eine Unze reinen Silbers, das in den neuesten Zeiten wegen der großen Ausfuhr allenthalben im Reiche bedeutend gestiegen ist. Man zahlt beim gewöhnlichen Verkehr in ganzen und gebrochenen spanischen Piastern, oder mit länglichen viereckigen Stücken reinen Silbers von 1 bis 50 Unzen, welche einen kleinen Theil Gold enthalten. Früher wurden jährlich eine große Anzahl spanischer Piaster nach Canton gebracht. Seitdem sich aber die Einfuhr, wie wir später im Einzelnen nachweisen, so bedeutend vermehrt hat, bringen selbst die Amerikaner anstatt des baaren Geldes, wollene und baumwollene Manufacturwaaren. Den Ausfall zwischen Export und Import decken sie jetzt gewöhnlich mit Wechseln auf London. Die Ausfuhr des einheimischen Silbers und Goldes von China nach Indien und England hat demgemäß in den letzten Jahren bedeutend zugenommen. Die aus früheren Zeiten vorhandenen ganzen und gebrochenen spanischen Piaster waren nicht mehr hinreichend, den Unterschied zwischen Aus- und Einfuhr zu ersetzen. Es mußte ein großer Theil des chinesischen Silber- und Goldgewinns dazu

verwendet werden. Es ging nämlich von China Gold und Silber nach Indien und England in den Jahren:

1830	bis	1831	für	6,595,306	Dollars.
1831	bis	1832	—	4,023,003	—
1832	bis	1833	—	4,890,925	—
1833	bis	1834	—	6,731,615	—

Von dieser Summe bestanden in dem letzten Jahre von 1833 auf 1834, 5,119,304 Dollars in einheimischen Gold- und Silberbarren. Seit dieser Zeit hat die Ausfuhr der edlen Metalle China's immer noch zugenommen, so daß jetzt jährlich für mehr denn 1,200,000 Pfd. St. nach Indien und England gehen. Es muß demnach der Betrag der Gold- und Silberbergwerke und Goldwäschereien des Mittelreiches viel bedeutender sein, als man gewöhnlich glaubte. Wir können wohl im Allgemeinen annehmen, daß sie ein Fünftheil der Minen Nord- und Südamerika's und der Rußlands ausmachen, — eine Thatsache, wovon man bis jetzt in Europa keine Ahnung gehabt hatte.

Die gewinnsüchtigen Kaufleute des Westens, die sich natürlich weder um die Finanzen, noch um den moralischen Zustand des chinesischen Reiches kümmerten, sondern einzig und allein auf ihren eigenen Vortheil sahen, freuten sich ungemein über den glücklichen Fortgang des Handels mit Opium, und knüpften daran andere weitaussehende Plane und Hoffnungen. Kann man gegen die Gesetze der chinesischen Staatsregierung, dachten sie, einen Handel mit ihren Unterthanen in einem Gegenstande treiben, warum sollte dieß nicht für alle andern Handelsartikel möglich sein? Man würde den chinesischen Zolltarif umgehen, und auch wohl bessere Marktplätze für die Waaren auffinden können. Schon in den Jahren 1830 und 1831 versuchten es englische, mit den Küstenbewohnern von Fokien und den nordöstlichen Provinzen des chinesischen Reiches einen Schmuggelhandel in allen den verschiedenen Artikeln, die auf den Markt nach Canton gebracht werden, anzuknüpfen. Die Factorei der ostindischen Compagnie hatte sich früher, wenigstens dem Scheine nach, von allen diesen recht- und gesetzlosen Unternehmungen fern gehalten; sie verlor aber in den letzten Jahren, in welchen sie ihrer Auflösung entgegensah, ihre ganze Haltung. Auch sie entblödete sich jetzt nicht, im Namen der vereinigten Compagnie der nach Indien handelnden Kaufleute Großbritanniens, Schmuggelhandel zu treiben. Es wurden einige Schiffe mit Waaren aller Art befrachtet, außerhalb der Tigermündung beordert, und die Chinesen männiglich eingeladen, hier zu erscheinen, um für bei

weitem billigere Preise einzukaufen, als dieß, den Bedrückungen der einheimischen Regierung wegen, wie man zu reden pflegte, auf dem Markte zu Canton geschehen könnte. Die für ihr Land und ihre Regierung wohlgesinnten, vermögenden Bewohner der Mitte waren diesem Unfuge fremder Barbaren abhold; sie erschienen nicht, und man konnte in mehreren Wochen nur einige Stücke Wollenzeug an liederliches Gesindel verhandeln. Die Bewohner der Provinz Kuang-tong, sagte man nun, wären allein so eigensinnig — so beliebte man das gesetzliche, gehorsame Benehmen der Chinesen ihrer Regierung gegenüber zu bezeichnen — sie werden von der Landespolizei zur Verachtung und Verfolgung der Fremden angespornt, man müsse es mit den Einwohnern der südwest- und nordöstlichen Küsten China's versuchen. Diese würden wohl den lockenden Anerbietungen der Fremden ein geneigteres Gehör schenken. Die Factorei sendete deßhalb am 26. Febr. 1832 unter einem ihrer Beamten ein Schiff nach diesen Gegenden hin; der bekannte deutsche Missionär Gutzlaff diente als Dolmetscher bei diesem christlichen Unternehmen. Der Lord Amherst, so hieß das Schiff der Factorei, ward mit Waaren jeglicher Sorte, worunter auch chinesische Bibeln und allerlei fromme Tractätlein, befrachtet. Man landete längs der Küste an mehreren Orten. List und Betrug, gute Worte und Gewalt wurden nach dem eigenen Berichte der HH. Lindsay und Gutzlaff aufgeboten, um zum Ziele zu gelangen. Alles war vergebens. Diejenigen, welche dieses einer civilisirten Nation ganz unwürdige Unternehmen veranlaßt, und diejenigen, welche es auf eine ächt freibeuterische Weise ausgeführt hatten, ernteten dafür in Macao, in Indien, in der Heimath England und in der ganzen civilisirten Welt, wie sie es verdienten, Schande und Schmach. Was würden wir in Großbritannien sagen, riefen die Times aus, als die Journale der HH. Lindsay und Gutzlaff dem Parlamente vorgelegt wurden, was würden wir in unserm Vaterlande sagen, wenn eine Rotte französischer Matrosen die Thüren unsers Kanzleihofes einschlagen, und Leute mißhandeln wollte, bloß deshalb weil die Küstenbeamten ihre Pflicht gethan, und den Schmuggelhandel gehindert hatten. Man lese nur den Bericht über die Fahrt des Lord Amherst, und man wird sich über die unschuldige Naivetät wundern, mit welcher die Herren ihr unverzeihliches Benehmen gegen die Beamten und das Volk China's schildern. Es wird jeden Europäer und Christen im Tiefsten seiner Seele beschämen. Dies ist wahrlich nicht die Weise, wodurch die Bewohner des Mittelreiches zur europäischen Civilisation und zum Christenthum bekehrt werden möchten.

Am 4. September kehrte die Expedition wieder nach Macao zurück. Der Verlust dieses abenteuerlichen Unternehmens belief sich auf 5647 Pfd. St.

Die Factorei mußte über alle diese gewaltsamen Schritte und deren ungenügenden Erfolg an den Hof der Directoren Bericht erstatten. Die erfahrnen Kaufherren und wackern Staatsmänner der Leaden-Hall Straße mißbilligten Alles, was ihre Beamten in den letzten Jahren unternommen hatten. „Der Handel mit China, sagten sie, ist zu wichtig, als daß er ohne die äußerste Nothwendigkeit der geringsten Gefahr ausgesetzt werden sollte. Die Normen, nach welchen wir bis jetzt diesen wichtigen Zweig des Seehandels betrieben, haben sich in der Praxis bewährt, und wir sind keineswegs geneigt noch vorbereitet, kräftigere und weniger friedlichere Maßregeln zu ergreifen. Gewaltsame Schritte würden schon vom financiellen Standpunkte aus, wenn auch Gerechtigkeit und Humanität uns erlauben könnten, einen Augenblick ernstlich daran zu denken, zu mißrathen sein. Die chinesische Staatsregierung kann wohl, dieß geben wir zu, durch Drohungen und Gewalt für den Augenblick eingeschüchtert werden; aber sie wird, wie ihr dieß so häufig und namentlich bei dem letzten Vorfalle erfahren habt, bei der ersten Gelegenheit ihre Macht wiederum zu behaupten wissen, und euch zur Strafe irgend eines Vortheiles oder einer Annehmlichkeit, deren ihr euch bis jetzt ruhig erfreuet, berauben."

(Schluß folgt.)

Zweiter Bericht des Herrn Akademikers v. Baer über seine wissenschaftliche Expedition nach Nowaja-Semlja und Lappland.

Archangelsk, d. 17. September 1837.

Seit dem Abgange der wissenschaftlichen Expedition von Archangelsk bis zu der jetzt erfolgten Rückkehr derselben nach demselben Hafen hat sich mir keine Gelegenheit dargeboten, der Akademie Bericht über den Fortgang derselben abzustatten. Ich werde auch jetzt, da die Zeit für die Besorgung der mitgebrachten Gegenstände, für welche die Kisten erst gemacht und die Verpackung und Registrirung besorgt werden muß, ja die zum Theil noch zu trocknen sind, außerordentlich kostbar ist, wenn die Sommerwege noch benutzt werden sollen, nur die Schicksale der Expedition erzählen können.

Im Anfange war uns der Wind sehr ungünstig, nachdem ein Paar Tage, während welcher er aus Süden blies und vielen Schiffen die Aus-

fahrt aus Archangelsk erlaubt hatte, mit dem Miethen der Lodja und dem Befrachten derselben verloren waren. So mußten wir schon am Abend des 19. Juni, nachdem wir die Mündung der Dwina erreicht hatten, vor der Brandwache liegen bleiben und drei Tage daselbst verweilen, da ein starker Nordwest eingetreten war. Wir benutzten die Zeit zu Excursionen nach den benachbarten Ufern. Mit weniger als halbem Winde segelten wir dann längs der Ostküste des weißen Meeres hinauf, mußten aber schon nach wenigen Stunden an den Winter-Bergen die Anker werfen, und daselbst bis zum 30. Juni verbleiben, weil der Wind der Ausfahrt aus dem weißen Meere entgegen war. An den Winter-Bergen fanden wir eine für so hohe Breiten reiche Vegetation. Dagegen war das Meer hier außerordentlich arm an Producten und die Zoologie wäre ohne Ausbeute geblieben, wenn nicht ein für die europäische Fauna neuer Vogel am Lande von dem Zöglinge des Museums und jetzigem Schützen erlegt worden wäre.

Endlich konnten wir nach der Südküste von Lappland hinüber fahren, die wir in der Nacht vom 1. bis zum 2. Juli betraten und auf der wir sogleich während der Nacht, obgleich auf lappländische Weise von einigem Schnee begrüßt, zu sammeln begannen. Da an dieser, für botanische Zwecke noch nie besuchten, Küste sich noch mehrere Bürger der lappländischen Flora, offenbar Einwanderer vom Ural und der Gegend von Mesen, fanden, welche in Wahlenbergs trefflicher Flora lapponica fehlen und da das Meer auch einige zoologische Spenden gewährte, so konnten wir uns über einige Tage Aufenthalt trösten, während welcher der Wind unveränderlich aus Nordosten wehte. Eine günstige Aenderung desselben am 8. Juli wurde sogleich benutzt. Sehr bald aber konnten wir nur während der Ebbe lavirend weiter kommen, und gelangten daher, nachdem wir bei Sosnowez auf kurze Zeit gelandet hatten, erst nach mehreren Tagen nach Tri Ostrowa, einem nicht bewohnten Ankerplatze an der Ostküste des russischen Lapplands, von welchem aus eine Excursion in das Land hinein nach Ponoi gemacht wurde.

Da wir nicht nur in Archangelsk weit über Erwarten aufgehalten waren, sondern nun auch über drei Wochen zugebracht hatten, ehe wir das weiße Meer verlassen konnten, so war fast die Zeit verstrichen, welche für den Besuch von Kola bestimmt war. Ich hatte daher schon seit längerer Zeit den Entschluß gefaßt, damit nicht die Haupt-Aufgabe der Expedition gefährdet werde, den ersten Südwind zu benutzen, um nach Nowaja-Semlja hinüber zu fahren und nur, wenn er eine entschiedene Rich-

tung nach Westen annehmen würde, es vorzuziehen, zuerst nach Kola zu gehen. Diesem Entschlusse gemäß lichteten wir, als in der Nacht vom 11. zum 12. Juli ein frischer Südwest sich erhob, die Anker, segelten von Tri Ostrowa grade nach Matotschkin-Schar und kamen nach einer glücklichen Fahrt von 5 Tagen am 17. Juli an die Westmündung dieser Meerenge. Durch die anhaltenden Nordwinde, welche das weiße Meer mit Eis angefüllt hatten, war das Meer an der Westküste von Nowaja-Semlja ganz von Eis gereinigt, so daß wir, nachdem wir im weißen Meere noch kleine Reste von Eis gesehen hatten, im Eis-Meer selbst gar keines getroffen haben.

Nachdem die Ausmündung der genannten Meerenge in geognostischer, botanischer und zoologischer Hinsicht untersucht worden war, wurde etwas tiefer in ihr ein Ankerplatz für längern Aufenthalt aufgesucht. Von hier aus wurden nach allen Richtungen kleine Excursionen unternommen und die Wallroßfänger, die wir hier vorfanden, so wie unsere eigenen, wurden mit Aufträgen versehen. Der Thierfang war aber in diesem Jahre außerordentlich unergiebig. Die Herren Lehmann und Röder machten einen Besuch in der Silber-Bucht, während ich mit der Zergliederung einiger eingegangenen See-Säugethiere beschäftigt war. Vor allen Dingen wünschten wir auf Böten in das karische Meer zu fahren, allein die Meerenge war zur Zeit unserer Ankunft noch größten Theils vom Eise bedeckt und setzte allmählig nur sehr wenig davon in Bewegung. Schon wurden Vorkehrungen zu einem Marsche auf dem Eise getroffen und der Tag des Abganges war bestimmt, als die Nachricht einlief, daß in einem großen Theile des Schars das Eis nicht mehr zuverlässig sei. Auch ging allmählig Einiges davon ab.

Um nicht noch länger in dieser Gegend aufgehalten zu werden, beschlossen wir am letzten Juli so tief in den Schar hinein zu fahren, als das Eis erlaubte, und dann mit beiden Fahrzeugen nach höhern oder niedern Breiten abzugehen. Als wir aber bis in die Mitte des Schars vorgedrungen waren, fanden wir das Eis, auf welchem unsere Wallroßfänger eben zum Robbenfang sich befanden, so gebrochen und zum Theil so in Bewegung, daß wir der Versuchung nicht widerstehen konnten, durch dasselbe uns durchzuarbeiten. Dieser Versuch gelang auch bei einiger Anstrengung und wir hatten dann bei frischem Winde eine eisfreie Fahrt bis zum karischen Meere, an welchem wir bald nach Mitternacht ankamen. Derselbe Wind wurde am folgenden Tage sehr heftig und machte die Rückfahrt auf einem Bote unmöglich. Da wir bei der Abfahrt von

unserem Ankerplatze die Absicht gehabt hatten, schon zur Nacht zurückzukehren, und uns gar nicht für ein längeres Bleiben eingerichtet hatten, so mußten wir den ersten August am karischen Meere in etwas unbehaglichem Zustande, bei stürmischem Wetter, das abwechselnd Regen brachte, und einer Temperatur von $4\frac{1}{2}°$, ohne Obdach irgend einer Art und ohne andere Kost, als welche die Matrosen mit uns theilten, zubringen. Da es unmöglich ist, zu Fuß längs des Schars zurückzukehren, weil oft steile Felsen unmittelbar ohne einen Fußbreit Strand am Wasser stehen, so hätte dieser Zustand bei anhaltendem Sturme sehr ernsthaft werden können. Indessen wurden wir am Abend von Promyschlenniks aus Kem, welche mit Zelten, Rennthierfleisch und andern Victualien hinlänglich versehen waren, eingeladen, bei ihnen einzukehren. Das karische Meer, auf dem wir bei unserer Ankunft in der Ferne Eis gesehen hatten, wurde während unserer Anwesenheit durch den Sturm aus Westen so weit eisfrei, als das Auge von den umgebenden Bergen reichte, zeigte aber wenig andere Spuren von thierischem Leben als eine außerordentliche Menge von Beroen (Beroe Cummis), welche in diesem eiskalten Wasser sich ganz wohl zu fühlen schienen und eine Farbenpracht in ihren Schwimmblättchen entwickelten, welche kein Pinsel und keine Feder zu erreichen vermag. Wir mußten schmerzlich bedauern, auch für die Untersuchung dieser Thiere mit gar keinen Hülfsmitteln uns versehen zu haben, große Wallfischmesser ausgenommen, mit welchen wir bei jeder Excursion uns zu umgürten pflegten.

Am folgenden Tage wurde, da der Sturm nachgelassen hatte, die Rückfahrt versucht sowohl von uns, als auch von den Promyschlenniks. Wir fanden indessen den Wind noch so heftig, daß wir im Anfange nur langsam und bald gar nicht mehr vorwärts kommen konnten und genöthigt waren, auf einer Insel in der Belugen-Bay zu landen. Hier trafen wir die nördliche von den beiden Hütten, in denen Roßmyslow im 1767 überwintert hatte, und mußten einen Theil dieser ehrwürdigen Reste verwenden, um uns zu erwärmen, zu trocknen und warme Speisen zuzubereiten. Am Nachmittag setzte der Wind nach Osten um und schlug alle Feuchtigkeit, welche der Westwind in die Meerenge gebracht hatte, in Strömen nieder. Da er aber die Segel zu gebrauchen erlaubte, so setzten wir die Reise fort, kamen schon in der Nacht, zwar auf das Gründlichste durchnäßt, während es auf den Bergen schneite, aber doch übrigens wohlbehalten am Ankerplatze an und mußten uns glücklich schätzen, mit dieser kurzen Züchtigung, die nur einem von uns eine Erkältung zuzog, die Vernachlässigung der Lehre gebüßt zu haben, daß man in Nowaja-

Semlja sich auf eine Woche versehen müsse, wenn man auf einen Tag abreist. Am vierten August endlich verließen wir den Ankerplatz gänzlich und gingen nach der Westmündung ab. Da meine Absicht war, sowohl weiter nach Norden als weiter nach Süden an der Westküste zu landen, so war bestimmt, daß je nachdem wir an der Mündung nördlichen oder südlichen Wind finden würden, der südliche oder nördliche Besuch zuerst gemacht werden sollte. Wir trafen an der Mündung Nordwind und fuhren daher nach Süden, landeten zuerst in der Ungenannten Bay, in welcher Steinkohlen, die wir in Archangelsk gesehen hatten, gefunden worden waren und fuhren dann in den Kostin-Schar ein, der nicht sowohl eine einfache Meerenge ist, wie ihn die Karten darstellen, als eine Sammlung von Durchfahrten zwischen zahlreichen Inseln.

Wir ankerten in der Mündung der Nechwatowa. Von hier aus unternahmen wir, nachdem in den ersten Tagen Excursionen in die Umgegend gemacht worden waren, am 9. August eine Fahrt längs des Flusses und der Seen dieses Namens tiefer in das Innere des Landes. Eine Hütte, welche ehemals für den Fang der Golzy (Salmo alpinus Fabr.) errichtet war, diente uns zum vorübergehenden Aufenthaltsorte. Nach der Rückkehr von dieser Fahrt erhob sich ein Sturm aus Nordosten, der mit wenig wechselnder Heftigkeit neun Tage anhielt. Obgleich wir in einem sehr beschränkten Wasserbecken lagen, das von den Meereswellen durch die enge und gewundene Ausmündung des Flusses geschützt war, so schlug doch das Wasser häufig über das Verdeck der Lodja. Zu Zeiten war es völlig unmöglich auf Böten das benachbarte Ufer zu erreichen, und zu andern Zeiten, wo der Wind schwächer war, konnte dieser Versuch wenigstens nicht gemacht werden, ohne von den Wellen übergossen zu werden. Wir erduldeten daher eine neuntägige Gefangenschaft, während wir nur einmal ans Land gingen, den Sturm aber so heftig fanden, daß man Mühe hatte, sich aufrecht zu erhalten und keine Beobachtung irgend einer Art machen konnte. Wir erlitten dadurch nicht nur einen schmerzlichen Verlust von neun Tagen, sondern dieser anhaltende Sturm verursachte unsrer Expedition einen noch größeren Schaden dadurch, daß er der Mannschaft der Lodja, welche auf Thierfang ausgeschickt war, nicht zurückzukehren erlaubte. Ohne dieses Hinderniß hätten wir mit diesem Winde in sehr kurzer Zeit die Küste Lapplands erreichen können. Dagegen kam auch nach Beendigung des Sturmes in mehreren Tagen gar keine Kunde von der abgesendeten Mannschaft und der Führer des Schiffes fing schon an, sie als verunglückt zu betrachten und Vorkehrungen zur Abreise zu treffen, auf

nur ein Verzeichniß des Gewinnes der Bergwerke zu sein, wovon das Finanzministerium eine Abgabe erhebt. Von den übrigen finden sich bloß die Namen, nicht aber der Ertrag derselben verzeichnet. Wir bemerken zum Verständniß des Nachfolgenden, daß die Chinesen die unedeln Metalle nach Kin oder Katti berechnen, wovon drei Viertel ein Pfund avoir du poids ausmachen.

In China werden jetzt weder Gold- noch Silbermünzen ausgeprägt. Das einzige Geld des Landes bilden die gegossenen Kupfermünzen, die aus einer Mischung von $\frac{6}{10}$ Kupfer und $\frac{4}{10}$ Zink bestehen. Tausend solcher Münzen gehen nach dem gesetzlichen Münzfuße auf eine Unze (Leang) feinen Silbers, welche von der ostindischen Compagnie auf 6 Sch. à P. gerechnet wird. Zu Aksu in der kleinen Bucharei wird eine Münze aus reinem Kupfer gegossen, mit einem mongolischen Worte Pul genannt, wovon hundert auf eine Tanka oder Unze gehen. Die Angabe, nach welcher 50 Pul eine Tanka machen, ist, wie wir aus den gesammelten Satzungen des Reiches ersehen, unrichtig. In Tübet giebt es große und kleine einheimische Silbermünzen, deren neun große oder achtzehn kleine eine Unze reinen Silbers ausmachen. Doch sind alle diese Münzen dem Course unterworfen und man erhält, je nachdem das Kupfer oder Silber aus diesem oder jenem Grunde im Preise steigt oder fällt, bald mehr, bald weniger für einen Leang. So bekommt man in Ju-nan, wo viel Kupfer gewonnen wird, gewöhnlich 1200 der chinesischen Kupfermünzen für eine Unze reinen Silbers, das in den neuesten Zeiten wegen der großen Ausfuhr allenthalben im Reiche bedeutend gestiegen ist. Man zahlt beim gewöhnlichen Verkehr in ganzen und gebrochenen spanischen Piastern, oder mit länglichen viereckigen Stücken reinen Silbers von 1 bis 50 Unzen, welche einen kleinen Theil Gold enthalten. Früher wurden jährlich eine große Anzahl spanischer Piaster nach Canton gebracht. Seitdem sich aber die Einfuhr, wie wir später im Einzelnen nachweisen, so bedeutend vermehrt hat, bringen selbst die Amerikaner anstatt des baaren Geldes, wollene und baumwollene Manufacturwaaren. Den Ausfall zwischen Export und Import decken sie jetzt gewöhnlich mit Wechseln auf London. Die Ausfuhr des einheimischen Silbers und Goldes von China nach Indien und England hat demgemäß in den letzten Jahren bedeutend zugenommen. Die aus früheren Zeiten vorhandenen ganzen und gebrochenen spanischen Piaster waren nicht mehr hinreichend, den Unterschied zwischen Aus- und Einfuhr zu ersetzen. Es mußte ein großer Theil des chinesischen Silber- und Goldgewinns dazu

verwendet werden. Es ging nämlich von China Gold und Silber nach Indien und England in den Jahren:

1830 bis 1831	für	6,595,306	Dollars.
1831 bis 1832	—	4,023,003	—
1832 bis 1833	—	4,890,925	—
1833 bis 1834	—	6,731,615	—

Von dieser Summe bestanden in dem letzten Jahre von 1833 auf 1834, 5,119,304 Dollars in einheimischen Gold- und Silberbarren. Seit dieser Zeit hat die Ausfuhr der edlen Metalle China's immer noch zugenommen, so daß jetzt jährlich für mehr denn 1,200,000 Pfd. St. nach Indien und England gehen. Es muß demnach der Betrag der Gold- und Silberbergwerke und Goldwäschereien des Mittelreiches viel bedeutender sein, als man gewöhnlich glaubte. Wir können wohl im Allgemeinen annehmen, daß sie ein Fünftheil der Minen Nord- und Südamerika's und der Rußlands ausmachen, — eine Thatsache, wovon man bis jetzt in Europa keine Ahnung gehabt hatte.

Die gewinnsüchtigen Kaufleute des Westens, die sich natürlich weder um die Finanzen, noch um den moralischen Zustand des chinesischen Reiches kümmerten, sondern einzig und allein auf ihren eigenen Vortheil sahen, freuten sich ungemein über den glücklichen Fortgang des Handels mit Opium, und knüpften daran andere weitaussehende Plane und Hoffnungen. Kann man gegen die Gesetze der chinesischen Staatsregierung, dachten sie, einen Handel mit ihren Unterthanen in einem Gegenstande treiben, warum sollte dieß nicht für alle andern Handelsartikel möglich sein? Man würde den chinesischen Zolltarif umgehen, und auch wohl bessere Marktplätze für die Waaren auffinden können. Schon in den Jahren 1830 und 1831 versuchten es englische, mit den Küstenbewohnern von Fokien und den nordöstlichen Provinzen des chinesischen Reiches einen Schmuggelhandel in allen den verschiedenen Artikeln, die auf den Markt nach Canton gebracht werden, anzuknüpfen. Die Factorei der ostindischen Compagnie hatte sich früher, wenigstens dem Scheine nach, von allen diesen recht- und gesetzlosen Unternehmungen fern gehalten; sie verlor aber in den letzten Jahren, in welchen sie ihrer Auflösung entgegensah, ihre ganze Haltung. Auch sie entblödete sich jetzt nicht, im Namen der vereinigten Compagnie der nach Indien handelnden Kaufleute Großbritanniens, Schmuggelhandel zu treiben. Es wurden einige Schiffe mit Waaren aller Art befrachtet, außerhalb der Tigermündung beordert, und die Chinesen männiglich eingeladen, hier zu erscheinen, um für bei

weitem billigere Preise einzukaufen, als dieß, den Bedrückungen der einheimischen Regierung wegen, wie man zu reden pflegte, auf dem Markte zu Canton geschehen könnte. Die für ihr Land und ihre Regierung wohlgesinnten, vermögenden Bewohner der Mitte waren diesem Unfuge fremder Barbaren abhold; sie erschienen nicht, und man konnte in mehreren Wochen nur einige Stücke Wollenzeug an liederliches Gesindel verhandeln. Die Bewohner der Provinz Kuang-tong, sagte man nun, wären allein so eigensinnig — so beliebte man das gesetzliche, gehorsame Benehmen der Chinesen ihrer Regierung gegenüber zu bezeichnen — sie werden von der Landespolizei zur Verachtung und Verfolgung der Fremden angespornt, man müsse es mit den Einwohnern der südwest- und nordöstlichen Küsten China's versuchen. Diese würden wohl den lockenden Anerbietungen der Fremden ein geneigteres Gehör schenken. Die Factorei sendete deßhalb am 26. Febr. 1832 unter einem ihrer Beamten ein Schiff nach diesen Gegenden hin; der bekannte deutsche Missionär Gutzlaff diente als Dolmetscher bei diesem christlichen Unternehmen. Der Lord Amherst, so hieß das Schiff der Factorei, ward mit Waaren jeglicher Sorte, worunter auch chinesische Bibeln und allerlei fromme Tractätlein, befrachtet. Man landete längs der Küste an mehreren Orten. List und Betrug, gute Worte und Gewalt wurden nach dem eigenen Berichte der HH. Lindsay und Gutzlaff aufgeboten, um zum Ziele zu gelangen. Alles war vergebens. Diejenigen, welche dieses einer civilisirten Nation ganz unwürdige Unternehmen veranlaßt, und diejenigen, welche es auf eine ächt freibeuterische Weise ausgeführt hatten, ernteten dafür in Macao, in Indien, in der Heimath England und in der ganzen civilisirten Welt, wie sie es verdienten, Schande und Schmach. Was würden wir in Großbritannien sagen, riefen die Times aus, als die Journale der HH. Lindsay und Gutzlaff dem Parlamente vorgelegt wurden, was würden wir in unserm Vaterlande sagen, wenn eine Rotte französischer Matrosen die Thüren unsers Kanzleihofes einschlagen, und Leute mißhandeln wollte, bloß deshalb weil die Küstenbeamten ihre Pflicht gethan, und den Schmuggelhandel gehindert hatten. Man lese nur den Bericht über die Fahrt des Lord Amherst, und man wird sich über die unschuldige Naivetät wundern, mit welcher die Herren ihr unverzeihliches Benehmen gegen die Beamten und das Volk China's schildern. Es wird jeden Europäer und Christen im Tiefsten seiner Seele beschämen. Dies ist wahrlich nicht die Weise, wodurch die Bewohner des Mittelreiches zur europäischen Civilisation und zum Christenthum bekehrt werden möchten.

Am 4. September kehrte die Expedition wieder nach Macao zurück. Der Verlust dieses abenteuerlichen Unternehmens belief sich auf 5647 Pfd. St.

Die Factorei mußte über alle diese gewaltsamen Schritte und deren ungenügenden Erfolg an den Hof der Directoren Bericht erstatten. Die erfahrnen Kaufherren und wackern Staatsmänner der Leaden-Hall Straße mißbilligten Alles, was ihre Beamten in den letzten Jahren unternommen hatten. „Der Handel mit China, sagten sie, ist zu wichtig, als daß er ohne die äußerste Nothwendigkeit der geringsten Gefahr ausgesetzt werden sollte. Die Normen, nach welchen wir bis jetzt diesen wichtigen Zweig des Seehandels betrieben, haben sich in der Praxis bewährt, und wir sind keineswegs geneigt noch vorbereitet, kräftigere und weniger friedlichere Maßregeln zu ergreifen. Gewaltsame Schritte würden schon vom financiellen Standpunkte aus, wenn auch Gerechtigkeit und Humanität uns erlauben könnten, einen Augenblick ernstlich daran zu denken, zu mißrathen sein. Die chinesische Staatsregierung kann wohl, dieß geben wir zu, durch Drohungen und Gewalt für den Augenblick eingeschüchtert werden; aber sie wird, wie ihr dieß so häufig und namentlich bei dem letzten Vorfalle erfahren habt, bei der ersten Gelegenheit ihre Macht wiederum zu behaupten wissen, und euch zur Strafe irgend eines Vortheiles oder einer Annehmlichkeit, deren ihr euch bis jetzt ruhig erfreuet, berauben."

(Schluß folgt.)

Zweiter Bericht des Herrn Akademikers v. Baer über seine wissenschaftliche Expedition nach Nowaja-Semlja und Lappland.

Archangelsk, d. 17. September 1837.

Seit dem Abgange der wissenschaftlichen Expedition von Archangelsk bis zu der jetzt erfolgten Rückkehr derselben nach demselben Hafen hat sich mir keine Gelegenheit dargeboten, der Akademie Bericht über den Fortgang derselben abzustatten. Ich werde auch jetzt, da die Zeit für die Besorgung der mitgebrachten Gegenstände, für welche die Kisten erst gemacht und die Verpackung und Registrirung besorgt werden muß, ja die zum Theil noch zu trocknen sind, außerordentlich kostbar ist, wenn die Sommerwege noch benutzt werden sollen, nur die Schicksale der Expedition erzählen können.

Im Anfange war uns der Wind sehr ungünstig, nachdem ein Paar Tage, während welcher er aus Süden blies und vielen Schiffen die Aus-

fahrt aus Archangelsk erlaubt hatte, mit dem Miethen der Lodja und dem Befrachten derselben verloren waren. So mußten wir schon am Abend des 19. Juni, nachdem wir die Mündung der Dwina erreicht hatten, vor der Brandwache liegen bleiben und drei Tage daselbst verweilen, da ein starker Nordwest eingetreten war. Wir benutzten die Zeit zu Excursionen nach den benachbarten Ufern. Mit weniger als halbem Winde segelten wir dann längs der Ostküste des weißen Meeres hinauf, mußten aber schon nach wenigen Stunden an den Winter-Bergen die Anker werfen, und daselbst bis zum 30. Juni verbleiben, weil der Wind der Ausfahrt aus dem weißen Meere entgegen war. An den Winter-Bergen fanden wir eine für so hohe Breiten reiche Vegetation. Dagegen war das Meer hier außerordentlich arm an Producten und die Zoologie wäre ohne Ausbeute geblieben, wenn nicht ein für die europäische Fauna neuer Vogel am Lande von dem Zöglinge des Museums und jetzigem Schützen erlegt worden wäre.

Endlich konnten wir nach der Südküste von Lappland hinüber fahren, die wir in der Nacht vom 1. bis zum 2. Juli betraten und auf der wir sogleich während der Nacht, obgleich auf lappländische Weise von einigem Schnee begrüßt, zu sammeln begannen. Da an dieser, für botanische Zwecke noch nie besuchten, Küste sich noch mehrere Bürger der lappländischen Flora, offenbar Einwanderer vom Ural und der Gegend von Mesen, fanden, welche in Wahlenbergs trefflicher Flora lapponica fehlen und da das Meer auch einige zoologische Spenden gewährte, so konnten wir uns über einige Tage Aufenthalt trösten, während welcher der Wind unveränderlich aus Nordosten wehte. Eine günstige Aenderung desselben am 8. Juli wurde sogleich benutzt. Sehr bald aber konnten wir nur während der Ebbe lavirend weiter kommen, und gelangten daher, nachdem wir bei Sosnowez auf kurze Zeit gelandet hatten, erst nach mehreren Tagen nach Tri Ostrowa, einem nicht bewohnten Ankerplatze an der Ostküste des russischen Lapplands, von welchem aus eine Excursion in das Land hinein nach Ponoi gemacht wurde.

Da wir nicht nur in Archangelsk weit über Erwarten aufgehalten waren, sondern nun auch über drei Wochen zugebracht hatten, ehe wir das weiße Meer verlassen konnten, so war fast die Zeit verstrichen, welche für den Besuch von Kola bestimmt war. Ich hatte daher schon seit längerer Zeit den Entschluß gefaßt, damit nicht die Haupt-Aufgabe der Expedition gefährdet werde, den ersten Südwind zu benutzen, um nach Nowaja-Semlja hinüber zu fahren und nur, wenn er eine entschiedene Rich-

tung nach Westen annehmen würde, es vorzuziehen, zuerst nach Kola zu gehen. Diesem Entschlusse gemäß lichteten wir, als in der Nacht vom 11. zum 12. Juli ein frischer Südwest sich erhob, die Anker, segelten von Tri Ostrowa grade nach Matotschkin-Schar und kamen nach einer glücklichen Fahrt von 5 Tagen am 17. Juli an die Westmündung dieser Meerenge. Durch die anhaltenden Nordwinde, welche das weiße Meer mit Eis angefüllt hatten, war das Meer an der Westküste von Nowaja-Semlja ganz von Eis gereinigt, so daß wir, nachdem wir im weißen Meere noch kleine Reste von Eis gesehen hatten, im Eis-Meer selbst gar keines getroffen haben.

Nachdem die Ausmündung der genannten Meerenge in geognostischer, botanischer und zoologischer Hinsicht untersucht worden war, wurde etwas tiefer in ihr ein Ankerplatz für längern Aufenthalt aufgesucht. Von hier aus wurden nach allen Richtungen kleine Excursionen unternommen und die Wallroßfänger, die wir hier vorfanden, so wie unsere eigenen, wurden mit Aufträgen versehen. Der Thierfang war aber in diesem Jahre außerordentlich unergiebig. Die Herren Lehmann und Röder machten einen Besuch in der Silber-Bucht, während ich mit der Zergliederung einiger eingegangenen See-Säugethiere beschäftigt war. Vor allen Dingen wünschten wir auf Böten in das karische Meer zu fahren, allein die Meerenge war zur Zeit unserer Ankunft noch größten Theils vom Eise bedeckt und setzte allmählig nur sehr wenig davon in Bewegung. Schon wurden Vorkehrungen zu einem Marsche auf dem Eise getroffen und der Tag des Abganges war bestimmt, als die Nachricht einlief, daß in einem großen Theile des Schars das Eis nicht mehr zuverlässig sei. Auch ging allmählig Einiges davon ab.

Um nicht noch länger in dieser Gegend aufgehalten zu werden, beschlossen wir am letzten Juli so tief in den Schar hinein zu fahren, als das Eis erlaubte, und dann mit beiden Fahrzeugen nach höhern oder niedern Breiten abzugehen. Als wir aber bis in die Mitte des Schars vorgedrungen waren, fanden wir das Eis, auf welchem unsere Wallroßfänger eben zum Robbenfang sich befanden, so gebrochen und zum Theil so in Bewegung, daß wir der Versuchung nicht widerstehen konnten, durch dasselbe uns durchzuarbeiten. Dieser Versuch gelang auch bei einiger Anstrengung und wir hatten dann bei frischem Winde eine eisfreie Fahrt bis zum karischen Meere, an welchem wir bald nach Mitternacht ankamen. Derselbe Wind wurde am folgenden Tage sehr heftig und machte die Rückfahrt auf einem Bote unmöglich. Da wir bei der Abfahrt von

unserem Ankerplatze die Absicht gehabt hatten, schon zur Nacht zurückzukehren, und uns gar nicht für ein längeres Bleiben eingerichtet hatten, so mußten wir den ersten August am karischen Meere in etwas unbehaglichem Zustande, bei stürmischem Wetter, das abwechselnd Regen brachte, und einer Temperatur von 4½°, ohne Obdach irgend einer Art und ohne andere Kost, als welche die Matrosen mit uns theilten, zubringen. Da es unmöglich ist, zu Fuß längs des Schars zurückzukehren, weil oft steile Felsen unmittelbar ohne einen Fußbreit Strand am Wasser stehen, so hätte dieser Zustand bei anhaltendem Sturme sehr ernsthaft werden können. Indessen wurden wir am Abend von Promyschlenniks aus Kem, welche mit Zelten, Rennthierfleisch und andern Victualien hinlänglich versehen waren, eingeladen, bei ihnen einzukehren. Das karische Meer, auf dem wir bei unserer Ankunft in der Ferne Eis gesehen hatten, wurde während unserer Anwesenheit durch den Sturm aus Westen so weit eisfrei, als das Auge von den umgebenden Bergen reichte, zeigte aber wenig andere Spuren von thierischem Leben als eine außerordentliche Menge von Beroen (Beroe Cummis), welche in diesem eiskalten Wasser sich ganz wohl zu fühlen schienen und eine Farbenpracht in ihren Schwimmblättchen entwickelten, welche kein Pinsel und keine Feder zu erreichen vermag. Wir mußten schmerzlich bedauern, auch für die Untersuchung dieser Thiere mit gar keinen Hülfsmitteln uns versehen zu haben, große Wallfischmesser ausgenommen, mit welchen wir bei jeder Excursion uns zu umgürten pflegten.

Am folgenden Tage wurde, da der Sturm nachgelassen hatte, die Rückfahrt versucht sowohl von uns, als auch von den Promyschlenniks. Wir fanden indessen den Wind noch so heftig, daß wir im Anfange nur langsam und bald gar nicht mehr vorwärts kommen konnten und genöthigt waren, auf einer Insel in der Belugen-Bay zu landen. Hier trafen wir die nördliche von den beiden Hütten, in denen Roßmyslow im 1767 überwintert hatte, und mußten einen Theil dieser ehrwürdigen Reste verwenden, um uns zu erwärmen, zu trocknen und warme Speisen zuzubereiten. Am Nachmittag setzte der Wind nach Osten um und schlug alle Feuchtigkeit, welche der Westwind in die Meerenge gebracht hatte, in Strömen nieder. Da er aber die Segel zu gebrauchen erlaubte, so setzten wir die Reise fort, kamen schon in der Nacht, zwar auf das Gründlichste durchnäßt, während es auf den Bergen schneite, aber doch übrigens wohlbehalten am Ankerplatze an und mußten uns glücklich schätzen, mit dieser kurzen Züchtigung, die nur einem von uns eine Erkältung zuzog, die Vernachlässigung der Lehre gebüßt zu haben, daß man in Nowaja-

Semlja sich auf eine Woche versehen müsse, wenn man auf einen Tag abreist. Am vierten August endlich verließen wir den Ankerplatz gänzlich und gingen nach der Westmündung ab. Da meine Absicht war, sowohl weiter nach Norden als weiter nach Süden an der Westküste zu landen, so war bestimmt, daß je nachdem wir an der Mündung nördlichen oder südlichen Wind finden würden, der südliche oder nördliche Besuch zuerst gemacht werden sollte. Wir trafen an der Mündung Nordwind und fuhren daher nach Süden, landeten zuerst in der Ungenannten Bay, in welcher Steinkohlen, die wir in Archangelsk gesehen hatten, gefunden worden waren und fuhren dann in den Kostin-Schar ein, der nicht sowohl eine einfache Meerenge ist, wie ihn die Karten darstellen, als eine Sammlung von Durchfahrten zwischen zahlreichen Inseln.

Wir ankerten in der Mündung der Nechwatowa. Von hier aus unternahmen wir, nachdem in den ersten Tagen Excursionen in die Umgegend gemacht worden waren, am 9. August eine Fahrt längs des Flusses und der Seen dieses Namens tiefer in das Innere des Landes. Eine Hütte, welche ehemals für den Fang der Golzy (Salmo alpinus Fabr.) errichtet war, diente uns zum vorübergehenden Aufenthaltsorte. Nach der Rückkehr von dieser Fahrt erhob sich ein Sturm aus Nordosten, der mit wenig wechselnder Heftigkeit neun Tage anhielt. Obgleich wir in einem sehr beschränkten Wasserbecken lagen, das von den Meereswellen durch die enge und gewundene Ausmündung des Flusses geschützt war, so schlug doch das Wasser häufig über das Verdeck der Lodja. Zu Zeiten war es völlig unmöglich auf Böten das benachbarte Ufer zu erreichen, und zu andern Zeiten, wo der Wind schwächer war, konnte dieser Versuch wenigstens nicht gemacht werden, ohne von den Wellen übergossen zu werden. Wir erduldeten daher eine neuntägige Gefangenschaft, während wir nur einmal ans Land gingen, den Sturm aber so heftig fanden, daß man Mühe hatte, sich aufrecht zu erhalten und keine Beobachtung irgend einer Art machen konnte. Wir erlitten dadurch nicht nur einen schmerzlichen Verlust von neun Tagen, sondern dieser anhaltende Sturm verursachte unsrer Expedition einen noch größeren Schaden dadurch, daß er der Mannschaft der Lodja, welche auf Thierfang ausgeschickt war, nicht zurückzukehren erlaubte. Ohne dieses Hinderniß hätten wir mit diesem Winde in sehr kurzer Zeit die Küste Lapplands erreichen können. Dagegen kam auch nach Beendigung des Sturmes in mehreren Tagen gar keine Kunde von der abgesendeten Mannschaft und der Führer des Schiffes fing schon an, sie als verunglückt zu betrachten und Vorkehrungen zur Abreise zu treffen, auf

die wir um so mehr dringen mußten, als mit dem Ende des Sturmes der Winter sich vollständig einstellen zu wollen schien. Es bildete sich nicht nur in jeder Nacht Eis im Flusse, sondern das Land war auch überall gleichmäßig mit Schnee bedeckt, welcher die Vegetation in voller Blüthe überrascht hatte. Obgleich dieser Schnee durch die Wärme, welche der Boden noch besaß, allmählig abnahm und fast gänzlich wieder schwand, so war doch die Vegetation plötzlich unterbrochen. Endlich, nachdem schon die Hoffnung, die Verlornen wieder zu sehen, fast aufgegeben war und wir, nach Nowaja-Semljaer Sitte, ein Votiv-Kreuz zum Andenken an die akademische Expedition errichtet hatten, kehrten die Todtgeglaubten ohne andere Beute als ein Paar Rennthierhäute zurück. Jetzt mußte noch ein allgemeines Bad genommen werden, ohne welches man keinen Ankerplatz in Nowaja-Semlja verläßt. So lichteten wir denn erst am 28. August die Anker, ließen sie aber bald wieder im Schar fallen, um auf einer benachbarten Insel zu suchen, was hier der Boden und der Strand darbieten. Unterdessen war auf dem Schooner für die Zwecke der Expedition an einer Stelle gefischt worden, die Herr Ziwolka von seiner frühern Reise als sehr ergiebig an niedern Thieren kannte. Die Ausbeute war so reich, daß ich eine mehrfache Wiederholung des Zuges wünschen mußte. Während das Netz hier wiederholt ausgeworfen wurde, bildete sich ein so dichter Nebel, daß wir keine der nächsten Ufer mehr sehen konnten und es unmöglich wurde, durch diesen Archipel von Inseln zu segeln. Wir mußten also wieder, nur 2—3 Werst von dem frühern Ankerplatze entfernt, einen Tag liegen bleiben. Am folgenden kamen wir auch nur wenig im Schar vorwärts und konnten nicht auslaufen, da der Wind westlich geworden war. Den nächsten Tag mußten wir aus demselben Grund noch vor der nördlichen Mündung des Schar liegen bleiben. Glücklicher Weise verschaffte er uns aber noch 2 Wallroße und einige niedere Seethiere.

Unterdessen war es schon sehr spät im Jahre geworden. Ich wünschte lebhaft noch die Gegend von Kola und die benachbarte Motowsker Bucht nicht nur besuchen, sondern längere Zeit in ihr verweilen zu können, auch noch die Gletscher, welche höher im Norden jenseits der Kreuz-Bai an der Westküste von Nowaja-Semlja liegen, zu besuchen, oder wenn die Fahrt aufgegeben werden müßte, tiefer im Süden bei Kolgujew zu landen, um die Vegetation dieser selten besuchten Insel mit der von Nowaja-Semlja zu vergleichen. Es leuchtete ein, daß es auch unter den günstigsten Umständen nicht möglich sein würde, alle drei Wünsche zu befriedigen. Sie muß-

ten nach ihrer Wichtigkeit gegen einander abgewogen werden und in einem mit Herrn Ziwolka gehaltenen Rathe wurde daher beschlossen, daß wenn der erste Wind, der uns die Ausfahrt aus dem Schar erlaubte, hoffen ließe, in wenigen Tagen Kola zu erreichen, diese Aufgabe den andern vorgezogen werden sollte und nur, wenn er eine baldige Ankunft in Kola nicht erwarten ließe, eine der andern Aufgaben zu wählen. Da nun in der folgenden Nacht ein Südwind sich erhob, so verließen wir am 31. August Nowaja-Semlja nach einem sechswöchentlichen Aufenthalte, in der Absicht so lange nach Westen zu halten als möglich und den Cours nach Kola nicht eher aufzugeben, als bis keine Wahrscheinlichkeit mehr war, vor Einbruch des Winters Kola verlassen zu können.

Diese Fahrt war aber nicht sehr günstig, da der Wind häufig umsprang, wir auch 24 Stunden hindurch einen Sturm zu bestehen hatten und erst nach 8 Tagen das Ufer von Lappland ansichtig wurden. Wir waren den Sieben Inseln gegenüber und also nur wenige hundert Werst von der Motowsker Bucht entfernt. Allein da der Wind entschieden nordwestlich und also ganz der Fahrt nach Kola entgegen war, so blieb uns die Wahl, entweder bei den Sieben Inseln einzulaufen und einen günstigeren Wind abzuwarten, oder unsern Cours nach dem weißen Meere zu richten. Bei dem anhaltenden Charakter, den die Winde in diesem Jahre gezeigt hatten, und bei der vorgerückten Jahreszeit schien das Abwarten eines Ostwindes kaum noch die Möglichkeit zu gewähren, in der Gegend von Kola einige Untersuchungen anzustellen und noch zeitig genug nach Archangelsk zu gelangen. Ich ließ daher nach Osten steuern und in Tri Ostrowa einlaufen, wo wir anderthalb Tage verweilten, einen neuen Vorrath von Tangen einnahmen, da die frühern in der feuchten Luft Nowaja-Semlja's sehr gelitten hatten, und wo wir nach Seethieren niederer Classen suchten. So öde uns früher die Tundren an dieser äußersten Sitze Lapplands erschienen waren, so reizend schienen uns jetzt die grünen Abhänge, da wir von diesem Anblicke in Nowaja-Semlja entwöhnt waren.

Daß ich in dem Wege nach Tri Ostrowa die einzige noch mögliche Wahl getroffen hatte, ergab sich bald daraus, daß der Schooner, von welchem wir seit einigen Tagen getrennt waren, auch die Fahrt nach Kola aufgegeben hatte. Von Tri Ostrowa hatten wir eine äußerst günstige Fahrt nach Archangelsk, so daß wir jetzt in 2 Mal 24 Stunden einen Weg zurücklegten, auf welchem wir bei der Hinfahrt 23 Tage zugebracht hatten. Bei der Brandwache hatte die Lodja den Schooner eingeholt, so daß beide Schiffe zugleich am 11. um Mittag in Archangelsk mit völlig

gesunder Mannschaft die Anker warfen. — Dieß waren die äußern Schicksale der Expedition. Vergleicht man sie mit ähnlichen, so muß man sie, trotz mehrfacher Störungen, die im höhern Norden nie fehlen, im Allgemeinen und für die Hauptzwecke als sehr glücklich betrachten. Um für die Gefährlichkeit der besuchten Küsten einen Maßstab zu haben, braucht man nicht an das Einfrieren der Holländer oder die Strandung Wood's zu erinnern. Man findet ihn, wenn man das Register der Reisen durchgeht, welche bisher von Officieren der russischen Marine nach Nowaja-Semlja gemacht sind. Vor der unsrigen sind zehn Expeditionen nach diesem Lande von Marine-Officieren geführt worden. Von diesen haben sechs bedeutende Beschädigungen am Schiffe oder der Mannschaft etlitten, denn 1) Rosmyßlow erreichte zwar seinen Zweck, mußte aber sein leckes Fahrzeug zurücklassen und sich glücklich schätzen, von einem Wallroßfänger aufgenommen zu werden; 2) Lasarew mußte frühzeitig umkehren, weil die gesammte Mannschaft schwer am Skorbute erkrankt und nicht mehr fähig war, das Schiff zu regieren; 3) Lütke stieß auf der dritten Reise auf ein Riff und entging zwar glücklicher Weise dem Untergange, erlitt aber bedeutende Beschädigungen am Schiffe und mußte den beabsichtigten Reiseplan aufgeben; 4) Krotow ging mit Schiff und Mannschaft vollständig zu Grunde; 5) Pachtussow scheiterte am Schlusse der ersten Reise bei Pustosersk, und 6) derselbe verlor auf der zweiten Reise ein Schiff im Eise und wäre, ohne das Hinzutreten desselben Wallroßfängers, mit dem wir die Reise gemacht haben, vielleicht mit der ganzen Mannschaft verloren gewesen. Wir können also der Vorsehung nicht genug danken, daß unsre Expedition, die eilfte in dieser Reihe, mit beiden Schiffen und völlig gesunder Mannschaft heimgekehrt ist, und nächst dieser der Kenntniß und Vorsorge des uns von der Marine beigegebenen Marine-Officiers.

Aber auch von den vier andern Expeditionen vor uns, welche keinen wesentlichen Schaden am Schiffe oder der Mannschaft erlitten, haben einige so vielfach mit widrigen Verhältnissen zu kämpfen gehabt, daß sie nur wenig von den vorgesteckten Zwecken erreichen konnten. Lütke mußte auf der ersten Reise fast vier Wochen lang täglich mit dem Eise kämpfen und gelangte erst am 9. August zur Ansicht des Ufers. Wir dürfen uns also sehr glücklich schätzen, daß wir 6 Wochen auf Nowaja-Semlja haben verweilen können — und es war viel weniger schädlich für unsre Zwecke, daß dieser Aufenthalt über unsre Wünsche verlängert worden ist, als wenn er zu sehr verkürzt worden wäre. Auch die Witterung hat uns, wenigstens in Nowaja-Semlja, sehr begünstigt. Obgleich wir im Matotschkin

Schar nie 24 Stunden hinter einander schönes Wetter gehabt haben, so hatten wir doch nicht selten sehr schöne Tage und eben so schöne Nächte. Regen und Nebel waren nach dem Urtheile der alten Wallroßfänger mäßiger als gewöhnlich, das Wetter, das wir in Kostin-Schar hatten, konnte man sogar im Allgemeinen trocken nennen. Der Sturm, den wir auf der See erlitten, war nur für unser Küchengeschirr tödtlich und für die Kajüten-Fenster des Schooners. Dagegen haben wir im sichersten Hafen der Welt einen ächt-arktischen Sturm erlebt — gleichsam zur bloßen physikalischen Kenntnißnahme und um einige Achtung vor dem Norden mitzunehmen. Eben so haben wir mit der Lodja fünf Minuten lang auf einer Untiefe gesessen — zur Erinnerung, daß Strandungen hier möglich sind. Wenn wir die Kenntniß der arktischen Stürme mit dem Aufgeben des Besuches von Kola bezahlen mußten, so dürfen wir uns damit trösten, daß der Besuch an der Südküste von Lappland auch nicht vergeblich gewesen ist. Vorübergehende Erkältungen abgerechnet sind wir alle gesund gewesen, und wenn wir etwas an körperlichem Gewicht verloren haben sollten, so sind jetzt die gastfreien Bewohner von Archangelsk bemüht, das fehlende reichlich zu ersetzen, so daß wir vollwichtig in St. Petersburg einzutreffen hoffen dürfen. — Soll ich die wissenschaftlichen Früchte abschätzen, welche unsre Expedition tragen wird, so sind freilich nicht alle gesammelt, welche wir zu sammeln wünschten. Ich habe versucht, die streng wissenschaftlichen Interessen und die Interessen unsrer Sammlungen, deren Verfolgung oft ganz entgegengesetzte Verhältnisse forderte, gegenseitig abzuwägen und so viel als möglich zu vereinigen und darf wohl sagen, daß in einiger Hinsicht meine Erwartung übertroffen ist, wenn auch einige Aufgaben unaufgelöst, ja kaum berührt sind. Ueber alle Erwartung ist es wohl, daß wir in einem Lande, welches in jeder Hinsicht die größte Aehnlichkeit mit Spitzbergen hat, ungefähr 90 verschiedene Arten von phanerogamen Pflanzen und wenigstens halb so viele Kryptogamen gefunden haben. Ich darf sogar hoffen, daß die Zahl der Phanerogamen bis zu einem gewissen Grade erschöpft ist, obgleich die Zahl der Kryptogamen gewiß noch nicht. In Bezug auf Zoologie kann ich eine Aufgabe als gelöst betrachten. Die Gegenstände des nordischen Thierfanges, der eine nicht geringe Anzahl unsrer Landsleute ernährt, waren bisher nur nach den Volksnamen bekannt und konnten nicht wissenschaftlich benannt werden, weshalb sie auch zur Schmach unsrer naturhistorischen Literatur in keinem zoologischen Werke mit einiger Vollständigkeit erwähnt werden. Ich glaube ferner die Fauna Nowaja-Semlja's für die höhern Thierclassen

theils nach dem, was ich beobachtet, theils nach dem, was ich durch Erkundigungen erfahren habe, mit einiger Vollständigkeit geben zu können. Wenn auch das Meer gewiß noch viele Thierformen enthält, die wir nicht zu Gesicht bekommen haben, so wird man es doch als ein nicht ungünstiges Resultat betrachten können, daß wir von wirbellosen Thieren auf und bei Nowaja-Semlja über 70 Arten gefunden haben, während Scoresby von Spitzbergen nur 37 Arten aufführt, obgleich die Thiere Spitzbergens schon oft aufgesucht waren. Ueberhaupt dürfte, wenn die gesammelten Materialien bearbeitet sein werden, die Fauna und Flora von Nowaja-Semlja bekannter sein, als die irgend einer andern hochnordischen Gegend mit einziger Ausnahme von West-Grönland, das aber theils viel begünstigter vom Klima und also reicher ist, theils aber auch ausgezeichnete Naturforscher viele Jahre hindurch gesehen hat und seit einem Jahrhundert von Europäern bewohnt, reichere Hülfsmittel zum Sammeln bietet. Das Felsgebäude Nowaja-Semlja's ist an den besuchten Stellen von Herrn Lehmann genau erforscht worden, und diese Untersuchung führt zu dem allgemeinen Resultate, daß Thon- und Talkschiefer mit fortwährend wechselndem Ansehen und den Gemengtheilen die übrigen dieser Formation zukommenden Glieder meist als untergeordnete Lager zwischen sich hervortreten läßt. Im Süden liegt um Kostin Schar Augit, Porphyr auf versteinerungsvollem Orthoceratiten Kalk, wie es Buch und Hausmann in Norwegen beobachteten. Steinkohlen wurden an mehreren Stellen gefunden, jedoch nur als Geschiebe. Herr Ziwolka hat die Höhe der bedeutendsten Berge um Matwtschkin Schar gemessen, Witterungs-Beobachtungen gesammelt und magnetische Beobachtungen angestellt, Herr Röder Zeichnungen von naturhistorischen Gegenständen und Ansichten gemacht.

Indem ich hier nur einen vorläufigen Bericht über die Schicksale der Reise zu geben beabsichtigte, behalte ich mir vor, nächstens in einem besonderen Berichte ausführlicher die Ergebnisse der Reise für die Wissenschaft und für unsre Sammlungen zu skizziren, da Manches noch so verpackt liegt, daß ich gar keine Zahl angeben kann. Auch habe ich die gegründete Hoffnung, durch die zuvorkommende Güte der hiesigen Beamten, insbesondere Sr. Excellenz des Herrn Militär-Gouverneurs Sulima, des Directors des Gymnasiums, Herrn Skrydlow und des Zoll-Directors Herrn Hackel, naturhistorische Nachrichten über das archangelskische Gouvernement einzuziehen.

Miscelle.

Marseille.

Die Altstadt unterscheidet sich wesentlich von der Neustadt; in der letzten trifft man fast nur schöne Häuser. Hier ist im Bau begriffen das Longchamps, eine großartige Anlage, welche in allen Theilen an Paris erinnert. Werden die vielen projectirten Baue ausgeführt, und wird in dem begonnenen Baustil fortgefahren, so wird Longchamps zu den schönsten Neustädten Europa's gehören. Es ist eigentlich eine Verlängerung der großen, mit schattenreichen Bäumen versehenen Promenade, wo sich täglich die schöne Welt von Marseille, wie die Pariser auf ihren Boulevards einzufinden und die Kühlung zu genießen pflegt. Am Ende von Longchamps befindet sich eine Terrasse, von welcher man einen großen Theil der Stadt und des Hafens übersieht. Eine breite steinerne Treppe, ganz derjenigen ähnlich, welche auf die Brühlische Terrasse in Dresden führt, dient zur Bequemlichkeit der Aufsteigenden. Zu den größten Gebäuden der Altstadt gehört das Stadthaus am alten Kai, mit seiner stolzen Inschrift: Romae soror, Carthaginis terror, Athenarum aemula; ferner die Börse; die älteste Kirche in Frankreich, welche auf den Ruinen eines Dianentempels gebaut ist; dann das Theater und das Museum. Wir besuchten das Theater, welches obgleich in altem Stile gebaut, doch zu den schönen Bauwerken Frankreichs zu rechnen ist, mehrere Male; aber Spiel und Musik befriedigten uns eben so wenig, als das Ballet. Im Museum war eben eine Ausstellung von Gemälden und andern Kunsterzeugnissen: wir fanden die Ausstellung weit unter der Erwartung und stimmten darin überein, daß manche um das Zehnfache kleinere Stadt in unserem Vaterlande mehre und kunstreichere Gegenstände bei ihren Ausstellungen aufzuweisen pflege. Der Hauptgrund der Dürftigkeit der Marseiller Ausstellung liegt aber nicht in dem Mangel an Industrie der Stadt, auch nicht an dem Mangel an Eifer ihrer Bewohner für die Ausstellung, sondern in dem höchst nachtheiligen Centralisationssystem der Franzosen. Alles was irgend in einem Fache für ausgezeichnet gilt, wird nach Paris geschickt, weil man sicher ist, dergleichen Gegenstände hier verkaufen zu können, und mehr Beachtung und Bewunderung für dieselben zu erhalten. So drängt sich in Paris alles Bedeutende zusammen, gleichsam das Grab der Leistungen in den Provinzen; für die Departementalstädte bleibt daher nichts werthvolles übrig. So geht es auch mit den wissenschaftlichen Sammlungen und Instituten. In Paris sind die größten Bibliotheken, Gemälde-Gallerien, Kunstsammlungen, Unterrichtsanstalten u. s. w. — Den höchsten Theil der Stadt nimmt das auf einem Kalkfelsen liegende Fort Notre dame de la garde ein. Außer dem Fort steht hier auch eine Kirche, in welcher die Schutzpatronin aller Seefahrer thront. Nicht leicht verläßt ein Schiffer, der der katholischen Kirche zugethan ist, Marseille, oder kehrt dahin zurück, ohne hier ein Gelübde abzulegen, oder seinen Dank darzubringen. Daher sieht man an den Wänden der Kirche, in welcher ein Marienbild von massivem Silber sich befindet, eine Menge Gemälde und Votivtafeln aufgehängt, welche die oft wunderbare Rettung aus einem Schiffbruch oder von einer Krankheit darstellen. Gläubige Seelen finden sich genug,

die dergleichen mit Staunen und Bewunderung begaffen. Wir ergötzten uns mehr an der herrlichen Aussicht, welche das etwas mühsame Ersteigen des Berges vielfältig belohnt. Man übersieht von hier aus die Stadt mit ihren Häusern und Palästen, und den Hafen mit seinen unzähligen Schiffen. Einen, dem Nordländer ungewohnten Anblick gewähren die vielen platten Dächer, welche mit eisernen Geländern eingefaßt und mit Orangebäumen besetzt sind. Auch sonst fehlt das Grün inmitten der vielen Häuser nicht; denn in mehreren Straßen sind Bäume, namentlich ist die le cour-Straße, welche über eine Stunde lang ist, und die Altstadt mit der Neustadt verbindet, mit doppelten Reihen von Lindenbäumen besetzt. Weiterhin sieht man auf den die Stadt umgebenden Anhöhen eine große Menge von Landhäusern, Bastiden genannt; sie sind alle blendend weiß angestrichen und liegen malerisch zwischen Oliven- und Mandelpflanzungen. Ihre Zahl soll über 5000 betragen. Denn weil der Aufenthalt in der Stadt in vieler Rücksicht unangenehm ist, wohnen alle diejenigen, deren Vermögensumstände es erlauben, in der schönen Jahreszeit auf dem Lande, besuchen nur zu den Geschäftsstunden die Stadt und kehren des Nachmittags auf ihren Landsitz zurück. Diese Sommerwohnungen sind um so reizender, als es gerade ein Vorzug von Marseille ist, daß die Umgegend zu einer Zeit, da anderwärts die Felder fast versengt sind, ein ziemlich frisches Grün darbietet. Die Dünste, welche aus dem nahen Meere aufsteigen und in der Nacht als Thau auf die Pflanzen sich niederlassen, mögen viel zur Erhaltung der Vegetation beitragen. — Auf der andern Seite breitet sich die unermeßliche Meeresfläche aus, und auch diese hat hier nichts einförmiges. Im Vordergrunde sieht man die Inseln JJ. Ratatonneau und Pomègues, jede mit einem Forst versehen; im Hintergrunde Schiffe mit vollen Segeln, die vielleicht aus einem entfernten Welttheil kommen und deren Mannschaft mit Sehnsucht dem lang entbehrten Vaterland entgegeneilt.

In ganz alten Zeiten soll ein Orangehain auf den Felsen gewesen sein; dieß ist auch möglich, weil hier wie auf andern Bergen in der Provence, der Regen die fruchtbare Erde oft wegschwemmt; jetzt ist aber der Felsen ganz kahl. An dieser Stelle hat man ein recht auffallendes Beispiel von dem verschiedenen Werth, den Grund und Boden je nach der Wichtigkeit der Lage hat. Während der Boden auf der Spitze des Felsens nichts gilt, hat er am Fuße einen unerhörten Preis. Man erzählte mir, daß man eben damit beschäftigt sei, ein Stück Felsen am Fuße des Berges abzusprengen, um einen neuen Bauplatz zu gewinnen, und daß dieser allein, wenn er hergestellt ist, gegen 60,000 Franken zu stehen komme. So sehr fehlt es hier in der Nähe des Hafens an geeigneten Bauplätzen! Der Preis der Häuser, die für den Handel gelegen sind, ist außerordentlich hoch.

Chinesische Zustände.

(Schluß).

Unter diesen Umständen, unter solchen gespannten Verhältnissen nahte die Zeit heran, wo der privilegirte Handel der ostindischen Compagnie mit China, nachdem er gerade zwei Jahrhunderte gedauert hatte, aufhören sollte. Der 21. April 1834 ist ein denkwürdiger Tag, nicht bloß in der Geschichte der ostindisch-englischen Compagnie und ihres Handels, sondern auch — wie dieß die Folgezeit lehren wird — in der Geschichte des chinesischen Reiches. An diesem Tage erlosch das Monopol der Compagnie zu Canton, es ward an diesem Tage allen englischen Unterthanen der Handel nach China freigegeben. Der Jubel war groß in den Handelsstädten Englands, aller Speculanten Augenmerk war nun auf China gerichtet; hier, hieß es, ist ein Land von 400,000,000 Einwohnern; hier eröffnet sich ein unermeßlicher Abzugscanal für unsere Manufacturen. Und welch' eine herrliche Rückfracht! Was giebt es Trefflicheres als Thee, rohe Seide und Gold, welches zu Canton gewöhnlich im Verhältniß zu Europa in niederen Preisen steht. Es wurden deshalb, noch ehe das Privilegium der Compagnie in der Heimath erloschen war, einige Schiffe von Liverpool aus nach Canton beordert. Man sandte sie zu der Zeit ab, wo man berechnen konnte, daß sie gerade dann, wann die Herrschaft der Compagnie zu Ende geht, in China ankommen würden. Die englische Regierung selbst ward von der Stimmung der gewinntrunkenen Kaufleute in der Heimath und der unruhigen britischen Gemeinde zu Canton mit fortgerissen. Man müsse nur — diese Weisheit ward in einer Menge Gelegenheitsschriften, in Großbritannien, Indien und China verbreitet und allenthalben angerühmt — man müsse nur kräftig, d. h. gewaltthätig auftreten, und die chinesische Staatsregierung würde und müsse am Ende sicherlich nachgeben. Der Handel mit China würde und

müsse in den nächsten Jahren einen außerordentlichen Aufschwung nehmen. Unter solchen Eingebungen, mit solchen Gesinnungen wurden die Instructionen des königlichen Beamten entworfen, der an die Stelle der ostindischen Factorei in China treten sollte. Lord Napier ward als erster Oberaufseher des britischen Handels in China ernannt. Am 10. December 1833 erhielt er seine Bestallung als Oberaufseher des britischen Handels in China, und am 15 Julius 1834 landete er mit Familie in Macao. So unbesonnen und rasch ging man zu Werke, daß man nicht einmal daran dachte, dem Abgeordneten Großbritanniens irgend eine schriftliche Beglaubigung für die chinesische Staatsregierung mitzugeben. Auch hatte England überdieß dieser Regierung früher niemals angezeigt, daß man einen Residenten nach Canton senden wolle. War demnach der Generalgouverneur von Kuang-tong und Kuang-si nicht vollkommen berechtigt, zu erklären: Man wisse nicht, ob Lord Napier einen officiellen Charakter habe oder nicht? Nach einem Aufenthalte von einigen Tagen segelte Napier alsbald, ohne die privilegirte chinesische Handelscompagnie davon zu benachrichtigen, nach Canton, um dort im Gebäude der ehemaligen Factorei der Compagnie zu residiren, und die Geschäfte als Bevollmächtigter Sr. Majestät von Großbritannien zu beginnen. Schon in dieser Beziehung handelte der Lord gegen das bestehende, allgemein bekannte Gesetz. Denn nur den fremden Kaufleuten, und dieß nur zur Handelszeit, ist der Aufenthalt in Canton gestattet. Alle andern Personen, Staatsbeamte, Gelehrte, Missionäre und neugierige Reisende sind ohne Ausnahme ausgeschlossen. Doch Lord Napier ging noch weiter. „Der Oberaufseher der Unterthanen Sr. Majestät von Großbritannien," erklärte er geradezu, „ist kein Kaufmann, sondern ein Mandarine, ein Staatsbeamter; er könne nicht, wie die Beamten der ostindischen Compagnie mit der chinesischen Handelscompagnie, mit Kaufleuten, die weit unter ihm ständen, verkehren. Der Generalgouverneur von Kuang-tong und Kuang-si möge deßhalb genehmigen, daß der Abgeordnete des Königreiches England mit ihm in unmittelbare Verbindung trete." „Die Satzungen des Mittelreiches," antwortete die Kreisregierung vermittelst des Hong, „sind unwandelbar; man wisse wohl, daß es die Weise der durch Cultur nicht erneuerten oder nochmals gebornen Barbaren sei, bald dieß bald jenes zu wünschen, bald dieß, bald jenes umzugestalten. Solcher Wandelbarkeit ist aber die unerschütterliche Weisheit des Mittelreiches, ist das civilisirte Volk der Erde immerdar abhold gewesen. Die Factorei sei jetzt, so höre man, aufgehoben, und die Män-

ner der Compagnie durch einen Mann des Königs ersetzt worden. Dieß kümmere die Blume der Mitte nicht. Jeder Staat habe das Recht, in seinem Lande nach Gutdünken zu schalten und zu walten. Man werde von chinesischer Seite alle frühern in Betreff des Verkehrs mit Fremden erlassenen Verordnungen aufrecht erhalten, und namentlich mit England den Handel ganz auf demselben Fuße fortbestehen lassen, wie er bis jetzt zur Zufriedenheit beider Reiche betrieben wurde. Unter welchen Bedingungen England seinen eigenen Unterthanen den Handel mit dem Mittelreiche erlauben wolle oder nicht, darum kümmere sich die chinesische Regierung durchaus nicht. Man hatte nämlich gegen alles Völkerrecht anfangs von den in Canton nach England und allen britischen Besitzungen verschifften Gütern eine Abgabe erhoben — man bedenke, eine Regierung erhebt in einem fremden Staate einen Zoll — von dem man aber auf die Vorstellung der in dem chinesischen und indischen Handel betheiligten Kaufleute alsbald wiederum abgegangen ist. Das Schreiben des Lord Napier an den Generalgouverneur von Canton ward uneröffnet dem Barbarenaufseher — so muß Imu und nicht Barbarenauge, wie die Linguisten Cantons lächerlich genug dolmetschen, übersetzt werden — zurückgesandt. Dem Hong, den Linguisten und den Comprador's wird überdieß anempfohlen, den Barbaren ihre Unverschämtheit und ihren Ungehorsam begreiflich zu machen. „Sie," hieß es in dem Befehle der Kreisregierung," wären ja für das ordentliche Benehmen aller fremden Kaufleute verantwortlich. Belehrt sie deßhalb in ihren Pflichten, machet ihnen klar, was sie der Moral im Allgemeinen, der Würde und den Gesetzen unseres Reichs im Besondern schuldig sind. Haben die Ungehorsamen denn vergessen, daß durch die Gebote der überaus reinen Dynastie den Fremden bloß ein Aufenthalt in Macao gestattet ist, und daß sie nur, um ihre Geschäfte zu betreiben, in der Handelszeit nach der Kreisstadt kommen dürfen! Man wolle aus Mitleiden mit der unwissenden Rohheit, setzte der Generalgouverneur hinzu, die Sache für jetzt nicht genauer untersuchen; nur mögen die Hong darauf achten, daß der fremde Aufseher nicht allenthalben herumgehe, und mit einheimischen Verräthern keine Verbindungen anknüpfe. Sobald aber seine Geschäfte vollendet, müsse er unbedingt nach Macao zurückkehren. Vergebens suchten die Vorsteher der privilegirten Compagnie des Seehandels durch alle Mittel, die ihnen zu Gebote standen, Lord Napier zu bewegen, sich den Verfügungen der Cantoner Regierung zu unterwerfen Sie sahen sich endlich, da schnell aufeinander vier Schreiben des Generalgouverneurs erfolgten,

die alle desselben Inhaltes, nur in immer härterer und drohenderer Sprache abgefaßt waren, gezwungen, zu dem Aeußersten ihre Zuflucht zu nehmen. Am 15. August richteten sie ein Schreiben an die englischen Kaufleute in Canton, und erklärten, daß in Folge des Ungehorsams des Lord Napier sie sich in die Nothwendigkeit versetzt sähen, jede Handelsverbindung mit England aufzugeben. Dieß geschah auch den folgenden Tag.

Am 18. August erschien eine neue Bekanntmachung des Generalgouverneurs. Man könne nicht, sagte Lu, mit Sicherheit erforschen, ob Lord Napier ein Beamter oder ein bloßer Kaufmann des Reiches England sei. Doch wolle man nach dem heiligen Wunsche Sr. Majestät, welche die aus der Ferne herkommenden Barbaren mit zartem Mitleiden und großer Menschlichkeit behandelt wissen wolle, noch einige Tage Nachsicht haben, und noch nicht allen Verkehr zwischen England und China aufheben, damit die fremden Kaufleute durch die Handelssperre keinen so großen Verlust erleiden möchten; der fremde Aufseher solle dieß bedenken und sich unterwerfen. Lord Napier ließ diese Frist ebenfalls vorübergehen, und bestand sowohl in einer am 22. August mit untergeordneten chinesischen Beamten gehaltenen Conferenz, als auch in einem neuen Schreiben, worin die Handelsverhältnisse zwischen China und Großbritannien im Sinne der englischen Gemeinde zu Canton dargestellt waren, auf den Rechten, die einem Repräsentanten des Königs von England in einem fremden Lande zukommen. Lord Napier war so übel berathen, daß er selbst die Bewohner des Mittelreiches zum Ungehorsam gegen ihre eigene Regierung zu verleiten suchte. Man berief sich immer auf eine Bekanntmachung des ehemaligen Generalgouverneurs Li, vom Januar 1831, worin der Wunsch ausgedrückt wurde: es möge nach dem Erlöschen des Monopols der englisch-ostindischen Compagnie von Seiten Großbritanniens ein Oberaufseher nach Canton gesandt werden, damit der Handel keine Störung erleide. Man wollte aber einen Kaufmann als Repräsentanten der Kaufleute, an den man sich bei vorkommenden Zwistigkeiten wenden, und den man zur Verantwortung auffordern könnte. Lord Napier behauptete ohne allen Grund, er sei der von China selbst gewünschte, königliche Oberaufseher des englischen Handels, und beschuldigte den Generalgouverneur, daß er aus Unwissenheit und Eigensinn dem Hong erlaubt habe, eine Handelssperre anzuordnen. Eine nothwendige Folge hievon sei, fügte er hinzu, daß Tausende betriebsamer Chinesen, welche von dem europäischen Handel leben, dadurch großen Schaden erleiden, oder ganz zu Grunde gerichtet werden. Dieß Alles geschehe

durch die Schlechtigkeit ihrer eigenen Regierung (the perversity of their government). Im Gegensatze zu diesem Verfahren sei der Wunsch der Kaufleute Englands, mit China nach den Principien eines gegenseitigen Interesses zu verkehren, und sie werden, darauf könne man fußen, in ihren Bemühungen nicht nachlassen, bis diese für beide Länder so wichtige Angelegenheit geordnet sei. So wenig der Generalgouverneur den Fluß Cantons zurückhalten könnte, so wenig würde er im Stande sein, den tollen Entschluß (the insane determination) des Hong auszuführen.

Die Geduld des Generalgouverneurs war nun zu Ende. Es erschien alsbald am 2. September ein neuer Befehl der Kreisregierung, wodurch aller Handel, alle Verbindung mit den englischen Kaufleuten verboten, und allen Eingebornen, mögen sie Dolmetscher, Compradors oder Diener sein, es zur Pflicht gemacht wurde, die Factoreien der englischen Barbaren zu verlassen. „Wer widerstrebt, wird als Verräther an Kaiser und Vaterland betrachtet und rücksichtslos bestraft werden." Ein panischer Schrecken ergriff alle mit den Engländern in Verbindung stehenden Chinesen. Der Hausmeister gab sein Amt auf, der Koch verließ die Küche, und jeder Diener seinen Herrn. Die reichen, stolzen, englischen Kaufherren zu Macao und Canton mußten sich nun selber bedienen, und froh sein, daß die portugiesische Municipalbehörde sich der Verlassenen annahm, und eine Anzahl Matrosen zum Dienste der ihrer ganzen Dienerschaft beraubten englischen Handelsherren beorderte.

Die englische Gemeinde zu Canton und Macao ist aber keineswegs unter sich selbst einig. Ein Theil derselben bekümmert sich wenig oder gar nicht um die politische Stellung, welche England der chinesischen Regierung gegenüber sich anmaßen oder behaupten will. Diese dissentirenden Engländer unterwerfen sich, wie ehemals die Holländer und heutigen Tags die Amerikaner, allen Anordnungen, welche die chinesische Staatsregierung zu ihrer eigenen Sicherheit oder bloß zur Befriedigung ihrer Eitelkeit treffen möchte. Diese Unterthanen Großbritanniens wollten nicht, wie der Generalgouverneur richtig vermuthete, durch das eigenmächtige Betragen des Lords ihr Capital aufs Spiel setzen. Sie wären bloß Kaufleute, sagten sie, und hätten nicht im Sinne, die Verwaltungsmaximen des chinesischen Staates zu ändern. China möge nach Gutdünken in seinem eigenen Lande so oder anders verfahren; es möge gegen Fremde sich dieser oder jener Ausdrücke bedienen, ihren Aufenthalt im Mittelreiche auf diese oder andere Weise beschränken, — sie seien Kaufleute, die des Gewinnstes wegen nach Canton gekommen sind, und bekümmern sich bloß um ihre eigenen Handelsangelegenheiten. Diese Kaufleute, an die sich alle Parsi Indiens, die mit

China Handel treiben, anschlossen, sandten eine Bittschrift an das Obermauthamt, und baten auf herkömmliche Weise, daß es ihnen wie den Kaufleuten anderer Nationen erlaubt würde, mit der Blume der Mitte auf dem Grunde der ehemaligen Verordnungen und einheimischen Gesetze zu verkehren. Die Parsi-Kaufleute stellten überdieß dem Lord vor, daß sie die Verluste, welche ihre Committenten in Indien durch die Handelssperre erleiden, unmöglich tragen könnten. „Wo wir immer hinsehen," sagten sie in einem Schreiben an Lord Napier vom 10. Sept. 1834, „erblicken wir, sofern die Verhältnisse, unter denen wir jetzt leben, noch einige Zeit fortdauern, Elend und Verderben." Unter allen diesen Umständen blieb die chinesische Kreisregierung fest und beharrlich. Auf die Bittschrift des dissentirenden Theiles der englischen Gemeinde erwiederte das Mauthamt: „die schwierigen Verhältnisse, unter welchen jetzt der englische Handel mit der Blume der Mitte leide, seien bloß, wie allgemein bekannt, durch die Widersetzlichkeit des Barbarenvorstandes veranlaßt worden. Sobald Lord Napier einen Paß verlange, um nach Macao zurückzukehren, sobald die englischen Kriegsschiffe, welche trotz des von den chinesischen Forts unterhaltenen Feuers, das sie tüchtig erwiederten, gegen Whampo hingesegelt wären, den Cantonsfluß (Tschu-kiang) verlassen haben, dann und erst dann würde der Handel mit China von neuem erlaubt werden." Dasselbe sagten die Hong den Parsi-Kaufleuten in einer Conferenz, welche in der Halle der chinesischen Compagnie gehalten wurde. Es ward überdieß bemerkt, daß wenn Lord Napier künftig zur Handelszeit von Macao nach Canton kommen wolle, er, wie dieß bis jetzt Sitte war, vermittelst einer bei dem Hong eingereichten Bittschrift darum nachsuchen müsse. Lord Napier gerieth durch diese eigenmächtigen Schritte einiger englischen Kaufleute und der unter Großbritannien stehenden Parsi in die größte Verlegenheit. Durch den geheimen Rathsbefehl und seine Instruetionen war ihm ausdrücklich Canton als Aufenthalt angewiesen. Sein Verweilen daselbst drohte nun entweder einen ernstlichen Bruch zwischen England und Canton herbeizuführen, oder doch wenigstens unberechenbare Verluste den Engländern und allen Unterthanen Großbritanniens. Unter diesen traurigen Verhältnissen entschloß sich der Lord, der schon seit dem Beginn des Monats September kränkelte, der Nothwendigkeit nachzugeben und einen Paß nach Macao zu verlangen. Er wolle nicht, daß die Kaufleute durch einen Streit, der bloß persönlicher Natur sei, zu Schaden kämen; er wolle deßhalb für jetzt nachgeben, in der Hoffnung, daß der Tag anbrechen werde, in wel-

chem er durch eine Kraft, der nichts widerstehen könne, auf den Standpunkt erhoben werde, der ihm von Gott- und Rechtswegen als einem Abgeordneten der vereinigten Reiche gebühre.

Die englischen Kriegsschiffe segelten, auf einen Befehl des obersten Vorstehers des britischen Handels in China, außerhalb der Tigermündung. Lord Napier erhielt alsdann, vermittelst des Arztes der ehemaligen Factorei der ostindischen Compagnie, Hrn. Colledge, am 21. September einen in gewöhnlicher Form abgefaßten Paß, um in der innern Passage über Hiang-schan nach Macao segeln zu können. Die Provincialregierung Cantons traf ungewöhnliche Vorkehrungen. Es wurden eine Menge bewaffneter Boote, in denen Militär- und Civilbeamten sich befanden, beordert, um den kranken Lord auf alle Weise zu bewachen und zu ärgern. Man mußte unterwegs an verschiedenen Orte halbe Tage lang liegen bleiben. In Hiang-schan ward die Flotille sogar vom 23. bis zum 25. September zurückgehalten, während welcher Zeit die Chinesen mit ihren Gong und andern die Ohren zerreißenden und Nerven erschütternden Instrumenten einen gräulichen Lärm machten. Vergebens beschwerte sich der Arzt, der alle Verhandlungen zwischen dem Lord und den chinesischen Staatsbeamten leitete, über dieses tückische Verfahren der menschenfreundlichen, mitleidigen Blume der Mitte; vergebens erklärte er, daß die Krankheit des Lords stündlich zunehme und ihm am Bord des Schiffes die unter diesen Verhältnissen nothwendigen Arzneimittel fehlten. Es half alles nichts. Man brauchte zu der Fahrt von Canton nach Macao, die gewöhnlich in 24 Stunden zurückgelegt wird, sechs volle Tage. Lord Napier kam sehr krank in Macao an, und alle Mittel der Kunst waren unvermögend, ihm wiederum aufzuhelfen. Er starb daselbst am 11. October 1834.

Als der Generalgouverneur Lu den Tod des Lords Napier durch die officielle Anzeige des Hong erfahren hatte, befahl er der chinesischen Compagnie, den englischen Kaufleuten folgende Eröffnung zu machen: Es war bis jetzo Sitte, daß, wenn die englischen Kaufleute irgend ein officielles Geschäft mit China hatten, dieses vermittelst des ersten Supercargo der Compagnie erledigt wurde. Nun hat aber die Compagnie aufgehört, und man sieht sich vergebens nach einem Beamten um, an den man sich bei gewissen Gelegenheiten wenden könnte. Es ist deßhalb vonnöthen, daß eure ehrenwerthe Nation einen der Geschäfte kundigen Mann aufstellt, der im Stande sei, die Pflichten eines Anführers und Leiters zu übernehmen. Sendet deßhalb ein Schreiben in euer Vaterland und

verlanget, daß man einen der Geschäfte kundigen Handelsvorsteher hieher sende. Es ist ungeeignet, einen Barbarenvorsteher zu ernennen und dadurch allerlei Hindernisse und Schwierigkeiten herbeizuführen. Bis aber solch ein Handelsvorstand nach Canton komme, bitten wir euch, einen Mann des Vertrauens aus eurer eigenen Mitte zu wählen, mit dem wir uns über alle öffentlichen Geschäfte benehmen können.

Viele Mitglieder der englischen Gemeinde zu Canton und Macao, welche ihre in der That höchst unangenehme Lage, in der sie sich in China befinden, gewaltsam ändern oder verbessern wollten — Leute, die da früher glaubten, man dürfe nur den Chinesen mit Ernst und Festigkeit entgegentreten, um Alles von ihnen zu erhalten — dieser Theil der englischen Gemeinde zu Canton ward nun durch den mißlungenen Versuch des ersten königlichen Vorstehers des britischen Handels zu Canton schmerzlich betroffen. Grenzenlos war der Groll, den man gegen China und seine Staatsbeamten im Herzen hegte. Früher schon, gegen das Ende des Jahres 1830, sandte man eine Petition an das Parlament, bittend, das Mutterland möge es nimmer dulden, daß seine Söhne von dem barbarischen China mit Schmach und Verachtung behandelt würden. Auf die Bemerkungen des Sir George Staunton und einiger andern, der chinesischen Verhältnisse kundigen Männer, blieb diese aus Unkunde und Gereiztheit hervorgegangene Bittschrift unbeachtet, und ward auf die Seite gelegt.

Unsinniger Weise gingen die englischen Kaufleute zu Canton in ihrem Unmuthe so weit, gegen alles Recht, gegen alle Wahrheit zu behaupten, daß sämmtliche Staatsbeamten des chinesischen Reiches ihre Stellen bezahlen, und deßhalb durchaus bestechlich wären! Den Titel und Rang eines Beamten kann man in China erkaufen, so wie in manchen Staaten Europa's den Adel; niemals aber das wirkliche Amt. Man wendete sich von jetzt an nicht mehr an das Parlament, sondern geradezu an den geheimen Rath des Königs, und verlangte nicht nur drohende Schritte, sondern meinte sogar, die chinesische Staatsregierung solle angehalten werden, die englischen Kaufleute für die Verluste zu entschädigen, die sie durch die Handelssperre erlitten haben. China wird, davon sind wir fest überzeugt, sich in der Folgezeit dem allgemeinen Schicksal Asiens nicht entziehen können; China wird durch die Erweiterungen der englischen Besitzungen in Indien nach Nordost und Südost, durch den Unternehmungsgeist und die Gewinnsucht der englischen Kaufleute endlich mit [Gr]oßbritannien in einen Krieg verwickelt werden, dessen Ausgang keinem

Zweifel unterworfen ist. England wird aber vor der Hand gewiß nicht zugeben, daß der an Umfang und Bedeutung zunehmende Handel mit China weder durch die in der letzten Zeit so häufig wiederkehrenden Zänkereien mit den Kreisbeamten Cantons zu Grunde gerichtet werde, noch wird es ihn den Wechselfällen eines allgemeinen Krieges aussetzen wollen. Entspänne sich ein Krieg zwischen England und China, so würde er, dieß ist unsere innige Ueberzeugung, nicht auf diese beiden Reiche beschränkt bleiben. Die nordamerikanischen Freistaaten und Rußland sind bei dem Handel mit dem östlichen Asien zu sehr betheiligt, als daß sie der Unterjochung des chinesischen Reiches, oder auch nur der Wegnahme einiger seiner südlichen Provinzen, wodurch die Selbstständigkeit des ganzen Staates nothwendig gefährdet würde, ruhig zusehen könnten. Im J. 1827 betrug die Ausfuhr von England nach China bloß 610,637, im J. 1834, wo der Handel mit dem östlichen Asien frei gegeben ward, 842,852, und 1835 stieg diese Summe schon auf 1,074,780 Pf. Sterling. Es ist leicht möglich, daß der Activhandel von England nach China in einigen Jahren eben so bedeutend werde, wie der von England nach Frankreich oder Portugal. Der Export von England nach Frankreich belief sich im Jahr 1835 auf die Summe von 1,453,636 Pf. St., und von England nach Portugal auf 1,554,326 Pf. St. Der Werth des ganzen Handels Englands mit China, Ausfuhr und Einfuhr zusammen gerechnet, stieg in dem J. 1833 bis 1834 auf die ungeheure Summe von 43,450,063 spanischer Piaster, wovon aber auf den Handel zwischen Indien und China zwei Drittheile, und auf den zwischen England und China ein Drittheil kommen. Der Handel des englischen Indiens mit China war selbst schon zu der Zeit, als der chinesische Handel, noch ausschließend in den Händen der Compagnie sich befand, sehr bedeutend. Jetzt vermehrt er sich aber mit jedem Jahre. Der Handel mit Bengalen allein beträgt mehr als ein Sechstheil des ganzen englischen Handels mit dem östlichen Reiche. In dem Jahre 1825 bis 1826 belief sich der Handel zwischen ganz Indien und China auf 4,235,332 Pf. St. und in dem J. 1826 bis 1827 auf 4,127,809 Pfd. St. Seit dieser Zeit war der Handel immer im Steigen. Vom April 1833 bis zum April 1834 wurden einzig und allein für 14,006,605 spanischer Piaster Opium von Indien nach China eingeführt. Die Einfuhr der rohen Baumwolle, des Salpeters und Reises hat in den letzten Jahren ebenfalls bedeutend zugenommen. Bloß von Bengalen wurden in dem Jahre 1834 bis 1835 nach dem Hafen von Canton ver-

schifft: Baumwolle 82,000 Ballen, Salpeter 3000, und Reis 160,000 Säcke.

Könnte aber auch England in der Hoffnung eines zukünftigen größern Handels und größern Gewinnes, sich der Gefahr aussetzen wollen, in der Gegenwart seinen Verkehr mit China bedeutend beeinträchtigt und einige Zeit lang ganz vernichtet zu sehen — Rußland und die vereinigten amerikanischen Staaten würden, wie wir so eben bemerkten, bei einem alles Ernstes gemeinten Kriege zwischen China und England sicherlich keine ruhigen Zuschauer bleiben. Zwar ist der Handel zwischen Rußland und China bei weitem nicht so bedeutend, wie man nach der schon so lange dauernden ununterbrochenen Verbindung zwischen beiden Reichen vermuthen könnte. Es werden über Kiachta von Rußland nach China ausgeführt: Tuch, Pelzwerk, Baumwolle- und Leinewaaren und Juchten. Die ganze Ausfuhr belief sich aber nach officiellen Angaben in der Petersburger Handelszeitung im J. 1835 bloß auf 7,146,205 Rubel. Die Einfuhr über Maimaitschin von China nach Rußland besteht in Thee, in roher und verarbeiteter Seide und einigen andern unbedeutenden Artikeln. Der Import des Thee's allein belief sich im J. 1835 auf 6,871,493 Rubel. Der Thee ist aber ein so nothwendiges Product, sowohl für die slavische, als für die mongolische und türkische Bevölkerung Rußlands, daß eine Störung des Handels mit China leicht zu großen Verlegenheiten und Unordnungen führen könnte. Rußland hatte vermöge des ursprünglichen Tractates mit den Mandschu-Herrschern des chinesischen Reiches das Recht, den Amur zu befahren. Durch eine List der chinesischen Friedensunterhändler war dem Czar dieses Recht, welches jetzt für seine nordöstlichen Besitzungen, für Kamtschatka und die aleutischen und andern Inseln von der größten Wichtigkeit wäre, wiederum genommen. Dessen ungeachtet hat die russische Regierung aus Furcht, der Handel mit China möchte dadurch Störungen erleiden, seit dieser Zeit keine Schritte gethan, auf eine oder die andere Weise durch friedliche Unterhandlungen oder durch Gewalt die Schiffahrt auf dem Amur wiederum zu erlangen. Es ist im Gegentheile längs der sibirisch-chinesischen Grenze hin den Beamten strengstens anempfohlen, Alles zu vermeiden, was zu Klagen von Seite des Chakan in Peking Veranlassung geben könnte. Die Besitznahme der südlichen Theeprovinzen des chinesischen Reiches durch England würde aber bald im Norden, in Kiachta, gefühlt, und Rußland dadurch gezwungen werden, gewaltsam einzuschreiten, um die Selbstständigkeit des chinesischen Reiches und dadurch seinen Handel zu wahren.

Die verschiedenen unter China stehenden Mongolenstämme und die unzufriedene, kaum vor einigen Jahrzehnten vollständig unterworfene türkische Bevölkerung der kleinen Bucharei sind schon längst der chinesischen Herrschaft müde; es entstehen jährlich in diesen Gegenden allerlei Unruhen und Meutereien, die sämmtlich eine Losreißung von China zum Zwecke haben. Würden die Mandschu-Herrscher im Süden und Osten des Reiches ihre ganze Streitmacht gegen die Engländer oder gegen irgend einen andern, innerhalb des Reiches entstehenden oder von außen her einbrechenden Feind zusammenziehen müssen, so können alsbald die jenseits der Wüste Gobi mit Widerwillen gehorchenden tatarischen Völkerschaften und Stämme sämmtlich die Fahne des Aufruhrs erheben. Es würden dadurch für Rußland in seinem chinesischen Handel neue Verlegenheiten entstehen, man müßte die Grenzen durch eine bedeutende Streitmacht decken, und man könnte in die Versuchung gerathen, sich in der Verwirrung der größten Länderstrecken Mittel- und Nordasiens, zwischen dem Amur, der Wüste Gobi und Tübet zu bemächtigen. Und auch hier würden sich die Interessen beider europäischen Herren Asiens, der Engländer und der Russen, feindlich begegnen.

Der Handel zwischen den Vereinigten Staaten von Nordamerika und China beschäftigt jetzt eine solche Menge Menschen, und ist so einträglich, daß jeder Versuch der Engländer gegen die Selbstständigkeit des chinesischen Reiches, daß jedes Bestreben im Reiche der Mitte sich besondere Privilegien zu erwerben, wodurch der Handel der Vereinigten Staaten beeinträchtigt werden könnte, in Nordamerika leicht einen feindlichen Wiederhall finden würde. Das erste Schiff, welches nach der Losreißung der nordamerikanischen Colonien vom Mutterlande nach Canton segelte, hieß die Kaiserin (The Empress). Das Schiff segelte am 22. Februar 1784 von New-York ab, und kam den 30. August zu China an. In den nächstfolgenden Jahren war der Handel Amerika's mit China sehr unbedeutend. In dem Jahre 1784 bis 1785 belief sich die Ausfuhr des Thee's von Canton nach Amerika bloß auf 880,100, von 1785 bis 1786 auf 695,000 Pfd. Aber schon in dem folgenden Jahre vermehrte sich die Ausfuhr des Thees ungewöhnlich; sie betrug 1,181,860 Pfund. Gegenstände der Einfuhr waren großentheils rohe Häute und kostbare Pelze, welche ehemals zu den Zeiten des Marco Polo, und bis vor ungefähr 10 Jahren, einen außerordentlichen Gewinn abwarfen. Es wird erzählt, daß ein unternehmender Schiffscapitän, Namens Coffin, mit einem Vermögen von kaum 100 Pfd. St. in der kurzen Zeit von drei

und einem halben Jahre die bedeutende Summe von 30,000 Pfd. erworben habe. Coffin verschaffte sich nämlich allerlei brauchbare eiserne Geräthschaften, segelte damit hin zu den Eskimo und andern uncivilisirten nordamerikanischen Völkerschaften, und tauschte dafür verschiedene kostbare Pelzwerke und Häute ein, die er in Canton um sehr hohe Preise für Thee und Seide verhandelte. Seit den neunziger Jahren des vorigen Jahrhunderts erweiterte sich der Handel zwischen Nordamerika und China ungemein; die betriebsamen Kaufleute und umsichtigen Seefahrer der Vereinigten Staaten verfielen auf Gegenstände der Einfuhr, wie auf Schin-seng (Ginseng) *), an die früher niemand dachte. Es kamen jetzt jährlich zwischen 40 bis 50 Schiffe, wovon ein jedes gewöhnlich 400 bis 450 Tonnen enthält, von New-York und andern amerikanischen Häfen nach Canton.

Der Handel mit Häuten und Pelzwerk hat in letzten Jahren bedeutend abgenommen; er beträgt jetzt kaum ein Viertheil der Summe, auf die er sich noch in dem J. 1818 bis 1819 belaufen hatte. Dagegen begann seit dem J. 1817 die Einfuhr englischer Wollenwaaren auf amerikanischen Schiffen, die so schnell sich vermehrte, daß in dem J. 1826 bis 1827 bereits 27,176 Stücke englischen Tuchs durch die Amerikaner nach China ausgeführt wurden. In demselben Maße vermehrte sich die Ausfuhr des Thee's nach den Vereinigten Staaten und Europa.

Der Handel der übrigen Staaten Europa's und Amerika's, der Niederländer, der Spanier, Portugiesen, Dänen und Schweden mit China ist unbedeutend. Mehrere dieser Staaten, wie Preußen und Oesterreich, haben, durch verunglückte Versuche abgeschreckt, den Handel mit China in den neuesten Zeiten ganz und gar aufgegeben. Der niederländische Handel betrug in dem Jahre 1829 bis 1830:

Einfuhr.	Ausfuhr.	Summe.
5,917,632	4,108,611	8,026,245 D.

Werfen wir nun einen Blick auf die Theeconsumtion in den verschiedenen Ländern der Erde, so finden wir, daß kein Product sich so sehr über alle Klimate verbreitete, daß kein anderes in diesem Grade ein tägliches Bedürfniß einer so großen Zahl so verschiedenartig civilisirter Menschen geworden ist, als der Thee. In China kannte man den Gebrauch des Thees wenigstens schon in dem ersten Jahrhundert unserer

*) Die Amerikaner brachten im J. 1833 bis 1834 5,995 Pikul Schin-seng nach Canton, die sich für 180,100 spanische Piaster verkauften.

Zeitrechnung. Zu den Zeiten der Tang-Dynastie im 8ten Jahrhundert ward bereits eine bedeutende Steuer darauf gelegt. Die Theeconsumtion im Mittelreiche selbst muß sich auf viele hundert Millionen Pfund belaufen; denn wie uns ein Missionär berichtet, enthalten sich über zwei Drittheile der Menschen in China des frischen Wassers, weil es wegen der mineralischen Theile, die es enthält, ungesund ist. Sie mischen und kochen es mit Thee, wodurch sich diese schädlichen Theile verflüchtigen. Die Bevölkerung des chinesischen Reiches und der dazu gehörigen Staaten beläuft sich auf mehr denn vierhundert Millionen Seelen. Rechnet man nun jährlich auf den Kopf nur Ein Pfd. Thee, so erhält man schon eine jährliche Consumtion von 400 Millionen Pfd. In den übrigen Theilen der Erde werden jährlich gebraucht:

Großbritannien	48,000,000 Pfd.
Amerika	18,000,000 —
Frankreich	1,230,000 —
Holland	2,800,000 —
Dänemark	129,000 —
Schweden und Norwegen	200,000 —
Rußland und Polen	6,500,000 —
Die andern Staaten Europa's	3,000,000 —
Die Völkerschaften Nord- und Mittelasiens	1,200,000 —
Das Cap der guten Hoffnung und St. Helena	100,000 —
Die englischen Colonien in Nordamerika	1,200,000 —
Neu-Süd-Wales und Van Diemensland	350,000 —
Das englische Indien	2,000,000 —
Die Inseln des östlichen Archipels	100,000 —
Tübet, Leh, Caschmir, Afghanistan und Persien	2,000,000 —
Die andern Reiche Asiens, Siam, Birma, Cochinchina u. s. w.	1,200,000 — *)

Man könnte die jährliche Ausfuhr des Thees von China nach den verschiedenen Ländern der Erde auf wenigstens 90 Mill. Pfd. anschlagen, eine Berechnung, die theils auf genaue statistische Angaben, theils auf ziemlich wahrscheinliche, von Thatsachen unterstützte Muthmaßungen sich gründet. Unter englischer Flagge allein kamen im J. 1834 150 Schiffe nach Canton von 82,472

*) Der Thee, welcher auf den Inseln des östlichen Archipelagus und in den Reichen auf der östlichen Halbinsel jenseits des Ganges verzehrt wird, wird theils durch chinesische Dschonken theils durch die Schiffe von Siam und und Cochinchina dahin verführt.

die alle desselben Inhaltes, nur in immer härterer und drohenderer Sprache abgefaßt waren, gezwungen, zu dem Aeußersten ihre Zuflucht zu nehmen. Am 15. August richteten sie ein Schreiben an die englischen Kaufleute in Canton, und erklärten, daß in Folge des Ungehorsams des Lord Napier sie sich in die Nothwendigkeit versetzt sähen, jede Handelsverbindung mit England aufzugeben. Dieß geschah auch den folgenden Tag.

Am 18. August erschien eine neue Bekanntmachung des Generalgouverneurs. Man könne nicht, sagte Lu, mit Sicherheit erforschen, ob Lord Napier ein Beamter oder ein bloßer Kaufmann des Reiches England sei. Doch wolle man nach dem heiligen Wunsche Sr. Majestät, welche die aus der Ferne herkommenden Barbaren mit zartem Mitleiden und großer Menschlichkeit behandelt wissen wolle, noch einige Tage Nachsicht haben, und noch nicht allen Verkehr zwischen England und China aufheben, damit die fremden Kaufleute durch die Handelssperre keinen so großen Verlust erleiden möchten; der fremde Aufseher solle dieß bedenken und sich unterwerfen. Lord Napier ließ diese Frist ebenfalls vorübergehen, und bestand sowohl in einer am 22. August mit untergeordneten chinesischen Beamten gehaltenen Conferenz, als auch in einem neuen Schreiben, worin die Handelsverhältnisse zwischen China und Großbritannien im Sinne der englischen Gemeinde zu Canton dargestellt waren, auf den Rechten, die einem Repräsentanten des Königs von England in einem fremden Lande zukommen. Lord Napier war so übel berathen, daß er selbst die Bewohner des Mittelreiches zum Ungehorsam gegen ihre eigene Regierung zu verleiten suchte. Man berief sich immer auf eine Bekanntmachung des ehemaligen Generalgouverneurs Li, vom Januar 1831, worin der Wunsch ausgedrückt wurde: es möge nach dem Erlöschen des Monopols der englisch-ostindischen Compagnie von Seiten Großbritanniens ein Oberaufseher nach Canton gesandt werden, damit der Handel keine Störung erleide. Man wollte aber einen Kaufmann als Repräsentanten der Kaufleute, an den man sich bei vorkommenden Zwistigkeiten wenden, und den man zur Verantwortung auffordern könnte. Lord Napier behauptete ohne allen Grund, er sei der von China selbst gewünschte, königliche Oberaufseher des englischen Handels, und beschuldigte den Generalgouverneur, daß er aus Unwissenheit und Eigensinn dem Hong erlaubt habe, eine Handelssperre anzuordnen. Eine nothwendige Folge hievon sei, fügte er hinzu, daß Tausende betriebsamer Chinesen, welche von dem europäischen Handel leben, dadurch großen Schaden erleiden, oder ganz zu Grunde gerichtet werden. Dieß Alles geschehe

durch die Schlechtigkeit ihrer eigenen Regierung (the perversity of their government). Im Gegensatze zu diesem Verfahren sei der Wunsch der Kaufleute Englands, mit China nach den Principien eines gegenseitigen Interesses zu verkehren, und sie werden, darauf könne man fußen, in ihren Bemühungen nicht nachlassen, bis diese für beide Länder so wichtige Angelegenheit geordnet sei. So wenig der Generalgouverneur den Fluß Cantons zurückhalten könnte, so wenig würde er im Stande sein, den tollen Entschluß (the insane determination) des Hong auszuführen.

Die Geduld des Generalgouverneurs war nun zu Ende. Es erschien alsbald am 2. September ein neuer Befehl der Kreisregierung, wodurch aller Handel, alle Verbindung mit den englischen Kaufleuten verboten, und allen Eingebornen, mögen sie Dolmetscher, Compradors oder Diener sein, es zur Pflicht gemacht wurde, die Factoreien der englischen Barbaren zu verlassen. „Wer widerstrebt, wird als Verräther an Kaiser und Vaterland betrachtet und rücksichtslos bestraft werden." Ein panischer Schrecken ergriff alle mit den Engländern in Verbindung stehenden Chinesen. Der Hausmeister gab sein Amt auf, der Koch verließ die Küche, und jeder Diener seinen Herrn. Die reichen, stolzen, englischen Kaufherren zu Macao und Canton mußten sich nun selber bedienen, und froh sein, daß die portugiesische Municipalbehörde sich der Verlassenen annahm, und eine Anzahl Matrosen zum Dienste der ihrer ganzen Dienerschaft beraubten englischen Handelsherren beorderte.

Die englische Gemeinde zu Canton und Macao ist aber keineswegs unter sich selbst einig. Ein Theil derselben bekümmert sich wenig oder gar nicht um die politische Stellung, welche England der chinesischen Regierung gegenüber sich anmaßen oder behaupten will. Diese dissentirenden Engländer unterwerfen sich, wie ehemals die Holländer und heutigen Tags die Amerikaner, allen Anordnungen, welche die chinesische Staatsregierung zu ihrer eigenen Sicherheit oder bloß zur Befriedigung ihrer Eitelkeit treffen möchte. Diese Unterthanen Großbritanniens wollten nicht, wie der Generalgouverneur richtig vermuthete, durch das eigenmächtige Betragen des Lords ihr Capital aufs Spiel setzen. Sie wären bloß Kaufleute, sagten sie, und hätten nicht im Sinne, die Verwaltungsmaximen des chinesischen Staates zu ändern. China möge nach Gutdünken in seinem eigenen Lande so oder anders verfahren; es möge gegen Fremde sich dieser oder jener Ausdrücke bedienen, ihren Aufenthalt im Mittelreiche auf diese oder andere Weise beschränken, — sie seien Kaufleute, die des Gewinnstes wegen nach Canton gekommen sind, und bekümmern sich bloß um ihre eigenen Handelsangelegenheiten. Diese Kaufleute, an die sich alle Parsi Indiens, die mit

China Handel treiben, anschlossen, sandten eine Bittschrift an das Obermauthamt, und baten auf herkömmliche Weise, daß es ihnen wie den Kaufleuten anderer Nationen erlaubt würde, mit der Blume der Mitte auf dem Grunde der ehemaligen Verordnungen und einheimischen Gesetze zu verkehren. Die Parsi-Kaufleute stellten überdieß dem Lord vor, daß sie die Verluste, welche ihre Committenten in Indien durch die Handelssperre erleiden, unmöglich tragen könnten. „Wo wir immer hinsehen," sagten sie in einem Schreiben an Lord Napier vom 10. Sept. 1834, „erblicken wir, sofern die Verhältnisse, unter denen wir jetzt leben, noch einige Zeit fortdauern, Elend und Verderben." Unter allen diesen Umständen blieb die chinesische Kreisregierung fest und beharrlich. Auf die Bittschrift des dissentirenden Theiles der englischen Gemeinde erwiederte das Mauthamt: „die schwierigen Verhältnisse, unter welchen jetzt der englische Handel mit der Blume der Mitte leide, seien bloß, wie allgemein bekannt, durch die Widersetzlichkeit des Barbarenvorstandes veranlaßt worden. Sobald Lord Napier einen Paß verlange, um nach Macao zurückzukehren, sobald die englischen Kriegsschiffe, welche trotz des von den chinesischen Forts unterhaltenen Feuers, das sie tüchtig erwiederten, gegen Whampo hingesegelt wären, den Cantonfluß (Tschu-kiang) verlassen haben, dann und erst dann würde der Handel mit China von neuem erlaubt werden." Dasselbe sagten die Hong den Parsi-Kaufleuten in einer Conferenz, welche in der Halle der chinesischen Compagnie gehalten wurde. Es ward überdieß bemerkt, daß wenn Lord Napier künftig zur Handelszeit von Macao nach Canton kommen wolle, er, wie dieß bis jetzt Sitte war, vermittelst einer bei dem Hong eingereichten Bittschrift darum nachsuchen müsse. Lord Napier gerieth durch diese eigenmächtigen Schritte einiger englischen Kaufleute und der unter Großbritannien stehenden Parsi in die größte Verlegenheit. Durch den geheimen Rathsbefehl und seine Instructionen war ihm ausdrücklich Canton als Aufenthalt angewiesen. Sein Verweilen daselbst drohte nun entweder einen ernstlichen Bruch zwischen England und Canton herbeizuführen, oder doch wenigstens unberechenbare Verluste den Engländern und allen Unterthanen Großbritanniens. Unter diesen traurigen Verhältnissen entschloß sich der Lord, der schon seit dem Beginn des Monats September kränkelte, der Nothwendigkeit nachzugeben und einen Paß nach Macao zu verlangen. Er wolle nicht, daß die Kaufleute durch einen Streit, der bloß persönlicher Natur sei, zu Schaden kämen; er wolle deßhalb für jetzt nachgeben, in der Hoffnung, daß der Tag anbrechen werde, in wel-

chem er durch eine Kraft, der nichts widerstehen könne, auf den Standpunkt erhoben werde, der ihm von Gott- und Rechtswegen als einem Abgeordneten der vereinigten Reiche gebühre.

Die englischen Kriegsschiffe segelten, auf einen Befehl des obersten Vorstehers des britischen Handels in China, außerhalb der Tigermündung. Lord Napier erhielt alsdann, vermittelst des Arztes der ehemaligen Factorei der ostindischen Compagnie, Hrn. Colledge, am 21. September einen in gewöhnlicher Form abgefaßten Paß, um in der innern Passage über Hiang-schan nach Macao segeln zu können. Die Provincialregierung Cantons traf ungewöhnliche Vorkehrungen. Es wurden eine Menge bewaffneter Boote, in denen Militär- und Civilbeamten sich befanden, beordert, um den kranken Lord auf alle Weise zu bewachen und zu ärgern. Man mußte unterwegs an verschiedenen Orte halbe Tage lang liegen bleiben. In Hiang-schan ward die Flotille sogar vom 23. bis zum 25. September zurückgehalten, während welcher Zeit die Chinesen mit ihren Gong und andern die Ohren zerreißenden und Nerven erschütternden Instrumenten einen gräulichen Lärm machten. Vergebens beschwerte sich der Arzt, der alle Verhandlungen zwischen dem Lord und den chinesischen Staatsbeamten leitete, über dieses tückische Verfahren der menschenfreundlichen, mitleidigen Blume der Mitte; vergebens erklärte er, daß die Krankheit des Lords stündlich zunehme und ihm am Bord des Schiffes die unter diesen Verhältnissen nothwendigen Arzneimittel fehlten. Es half alles nichts. Man brauchte zu der Fahrt von Canton nach Macao, die gewöhnlich in 24 Stunden zurückgelegt wird, sechs volle Tage. Lord Napier kam sehr krank in Macao an, und alle Mittel der Kunst waren unvermögend, ihm wiederum aufzuhelfen. Er starb daselbst am 11. October 1834.

Als der Generalgouverneur Lu den Tod des Lords Napier durch die officielle Anzeige des Hong erfahren hatte, befahl er der chinesischen Compagnie, den englischen Kaufleuten folgende Eröffnung zu machen: Es war bis jetzo Sitte, daß, wenn die englischen Kaufleute irgend ein officielles Geschäft mit China hatten, dieses vermittelst des ersten Supercargo der Compagnie erledigt wurde. Nun hat aber die Compagnie aufgehört, und man sieht sich vergebens nach einem Beamten um, an den man sich bei gewissen Gelegenheiten wenden könnte. Es ist deßhalb vonnöthen, daß eure ehrenwerthe Nation einen der Geschäfte kundigen Mann aufstellt, der im Stande sei, die Pflichten eines Anführers und Leiters zu übernehmen. Sendet deßhalb ein Schreiben in euer Vaterland und

verlanget, daß man einen der Geschäfte kundigen Handelsvorsteher hieher sende. Es ist ungeeignet, einen Barbarenvorsteher zu ernennen und dadurch allerlei Hindernisse und Schwierigkeiten herbeizuführen. Bis aber solch ein Handelsvorstand nach Canton komme, bitten wir euch, einen Mann des Vertrauens aus eurer eigenen Mitte zu wählen, mit dem wir uns über alle öffentlichen Geschäfte benehmen können.

Viele Mitglieder der englischen Gemeinde zu Canton und Macao, welche ihre in der That höchst unangenehme Lage, in der sie sich in China befinden, gewaltsam ändern oder verbessern wollten — Leute, die da früher glaubten, man dürfe nur den Chinesen mit Ernst und Festigkeit entgegentreten, um Alles von ihnen zu erhalten — dieser Theil der englischen Gemeinde zu Canton ward nun durch den mißlungenen Versuch des ersten königlichen Vorstehers des britischen Handels zu Canton schmerzlich betroffen. Grenzenlos war der Groll, den man gegen China und seine Staatsbeamten im Herzen hegte. Früher schon, gegen das Ende des Jahres 1830, sandte man eine Petition an das Parlament, bittend, das Mutterland möge es nimmer dulden, daß seine Söhne von dem barbarischen China mit Schmach und Verachtung behandelt würden. Auf die Bemerkungen des Sir George Staunton und einiger andern, der chinesischen Verhältnisse kundigen Männer, blieb diese aus Unkunde und Gereiztheit hervorgegangene Bittschrift unbeachtet, und ward auf die Seite gelegt.

Unsinniger Weise gingen die englischen Kaufleute zu Canton in ihrem Unmuthe so weit, gegen alles Recht, gegen alle Wahrheit zu behaupten, daß sämmtliche Staatsbeamten des chinesischen Reiches ihre Stellen bezahlen, und deßhalb durchaus bestechlich wären! Den Titel und Rang eines Beamten kann man in China erkaufen, so wie in manchen Staaten Europa's den Adel; niemals aber das wirkliche Amt. Man wendete sich von jetzt an nicht mehr an das Parlament, sondern geradezu an den geheimen Rath des Königs, und verlangte nicht nur drohende Schritte, sondern meinte sogar, die chinesische Staatsregierung solle angehalten werden, die englischen Kaufleute für die Verluste zu entschädigen, die sie durch die Handelssperre erlitten haben. China wird, davon sind wir fest überzeugt, sich in der Folgezeit dem allgemeinen Schicksal Asiens nicht entziehen können; China wird durch die Erweiterungen der englischen Besitzungen in Indien nach Nordost und Südost, durch den Unternehmungsgeist und die Gewinnsucht der englischen Kaufleute endlich mit Großbritannien in einen Krieg verwickelt werden, dessen Ausgang keinem

Zweifel unterworfen ist. England wird aber vor der Hand gewiß nicht zugeben, daß der an Umfang und Bedeutung zunehmende Handel mit China weder durch die in der letzten Zeit so häufig wiederkehrenden Zänkereien mit den Kreisbeamten Cantons zu Grunde gerichtet werde, noch wird es ihn den Wechselfällen eines allgemeinen Krieges aussetzen wollen. Entspänne sich ein Krieg zwischen England und China, so würde er, dieß ist unsere innige Ueberzeugung, nicht auf diese beiden Reiche beschränkt bleiben. Die nordamerikanischen Freistaaten und Rußland sind bei dem Handel mit dem östlichen Asien zu sehr betheiligt, als daß sie der Unterjochung des chinesischen Reiches, oder auch nur der Wegnahme einiger seiner südlichen Provinzen, wodurch die Selbstständigkeit des ganzen Staates nothwendig gefährdet würde, ruhig zusehen könnten. Im J. 1827 betrug die Ausfuhr von England nach China bloß 610,637, im J. 1834, wo der Handel mit dem östlichen Asien frei gegeben ward, 842,852, und 1835 stieg diese Summe schon auf 1,074,780 Pf. Sterling. Es ist leicht möglich, daß der Activhandel von England nach China in einigen Jahren eben so bedeutend werde, wie der von England nach Frankreich oder Portugal. Der Export von England nach Frankreich belief sich im Jahr 1835 auf die Summe von 1,453,636 Pf. St., und von England nach Portugal auf 1,554,326 Pf. St. Der Werth des ganzen Handels Englands mit China, Ausfuhr und Einfuhr zusammen gerechnet, stieg in dem J. 1833 bis 1834 auf die ungeheure Summe von 43,450,063 spanischer Piaster, wovon aber auf den Handel zwischen Indien und China zwei Drittheile, und auf den zwischen England und China ein Drittheil kommen. Der Handel des englischen Indiens mit China war selbst schon zu der Zeit, als der chinesische Handel, noch ausschließend in den Händen der Compagnie sich befand, sehr bedeutend. Jetzt vermehrt er sich aber mit jedem Jahre. Der Handel mit Bengalen allein beträgt mehr als ein Sechstheil des ganzen englischen Handels mit dem östlichen Reiche. In dem Jahre 1825 bis 1826 belief sich der Handel zwischen ganz Indien und China auf 4,235,332 Pf. St. und in dem J. 1826 bis 1827 auf 4,127,809 Pfd. St. Seit dieser Zeit war der Handel immer im Steigen. Vom April 1833 bis zum April 1834 wurden einzig und allein für 14,006,605 spanischer Piaster Opium von Indien nach China eingeführt. Die Einfuhr der rohen Baumwolle, des Salpeters und Reises hat in den letzten Jahren ebenfalls bedeutend zugenommen. Bloß von Bengalen wurden in dem Jahre 1834 bis 1835 nach dem Hafen von Canton ver-

schifft: Baumwolle 82,000 Ballen, Salpeter 3000, und Reis 160,000 Säcke.

Könnte aber auch England in der Hoffnung eines zukünftigen größern Handels und größern Gewinnes, sich der Gefahr aussetzen wollen, in der Gegenwart seinen Verkehr mit China bedeutend beeinträchtigt und einige Zeit lang ganz vernichtet zu sehen — Rußland und die vereinigten amerikanischen Staaten würden, wie wir so eben bemerkten, bei einem alles Ernstes gemeinten Kriege zwischen China und England sicherlich keine ruhigen Zuschauer bleiben. Zwar ist der Handel zwischen Rußland und China bei weitem nicht so bedeutend, wie man nach der schon so lange dauernden ununterbrochenen Verbindung zwischen beiden Reichen vermuthen könnte. Es werden über Kiachta von Rußland nach China ausgeführt: Tuch, Pelzwerk, Baumwolle- und Leinewaaren und Juchten. Die ganze Ausfuhr belief sich aber nach officiellen Angaben in der Petersburger Handelszeitung im J. 1835 bloß auf 7,146,205 Rubel. Die Einfuhr über Maimaitschin von China nach Rußland besteht in Thee, in roher und verarbeiteter Seide und einigen andern unbedeuten Artikeln. Der Import des Thee's allein belief sich im J. 1835 auf 6,871,493 Rubel. Der Thee ist aber ein so nothwendiges Product, sowohl für die slavische, als für die mongolische und türkische Bevölkerung Rußlands, daß eine Störung des Handels mit China leicht zu großen Verlegenheiten und Unordnungen führen könnte. Rußland hatte vermöge des ursprünglichen Tractates mit den Mandschu-Herrschern des chinesischen Reiches das Recht, den Amur zu befahren. Durch eine List der chinesischen Friedensunterhändler war dem Czar dieses Recht, welches jetzt für seine nordöstlichen Besitzungen, für Kamtschatka und die aleutischen und andern Inseln von der größten Wichtigkeit wäre, wiederum genommen. Dessen ungeachtet hat die russische Regierung aus Furcht, der Handel mit China möchte dadurch Störungen erleiden, seit dieser Zeit keine Schritte gethan, auf eine oder die andere Weise durch friedliche Unterhandlungen oder durch Gewalt die Schiffahrt auf dem Amur wiederum zu erlangen. Es ist im Gegentheile längs der sibirisch-chinesischen Grenze hin den Beamten strengstens anempfohlen, Alles zu vermeiden, was zu Klagen von Seite des Chakan in Peking Veranlassung geben könnte. Die Besitznahme der südlichen Theeprovinzen des chinesischen Reiches durch England würde aber bald im Norden, in Kiachta, gefühlt, und Rußland dadurch gezwungen werden, gewaltsam einzuschreiten, um die Selbstständigkeit des chinesischen Reiches und dadurch seinen Handel zu wahren.

Die verschiedenen unter China stehenden Mongolenstämme und die unzufriedene, kaum vor einigen Jahrzehnten vollständig unterworfene türkische Bevölkerung der kleinen Bucharei sind schon längst der chinesischen Herrschaft müde; es entstehen jährlich in diesen Gegenden allerlei Unruhen und Mentereien, die sämmtlich eine Losreißung von China zum Zwecke haben. Würden die Mandschu-Herrscher im Süden und Osten des Reiches ihre ganze Streitmacht gegen die Engländer oder gegen irgend einen andern, innerhalb des Reiches entstehenden oder von außen her einbrechenden Feind zusammenziehen müssen, so können alsbald die jenseits der Wüste Gobi mit Widerwillen gehorchenden tatarischen Völkerschaften und Stämme sämmtlich die Fahne des Aufruhrs erheben. Es würden dadurch für Rußland in seinem chinesischen Handel neue Verlegenheiten entstehen, man müßte die Grenzen durch eine bedeutende Streitmacht decken, und man könnte in die Versuchung gerathen, sich in der Verwirrung der größten Länderstrecken Mittel- und Nordasiens, zwischen dem Amur, der Wüste Gobi und Tübet zu bemächtigen. Und auch hier würden sich die Interessen beider europäischen Herren Asiens, der Engländer und der Russen, feindlich begegnen.

Der Handel zwischen den Vereinigten Staaten von Nordamerika und China beschäftigt jetzt eine solche Menge Menschen, und ist so einträglich, daß jeder Versuch der Engländer gegen die Selbstständigkeit des chinesischen Reiches, daß jedes Bestreben im Reiche der Mitte sich besondere Privilegien zu erwerben, wodurch der Handel der Vereinigten Staaten beeinträchtigt werden könnte, in Nordamerika leicht einen feindlichen Wiederhall finden würde. Das erste Schiff, welches nach der Losreißung der nordamerikanischen Colonien vom Mutterlande nach Canton segelte, hieß die Kaiserin (The Empress). Das Schiff segelte am 22. Februar 1784 von New-York ab, und kam den 30. August zu China an. In den nächstfolgenden Jahren war der Handel Amerika's mit China sehr unbedeutend. In dem Jahre 1784 bis 1785 belief sich die Ausfuhr des Thee's von Canton nach Amerika bloß auf 880,100, von 1785 bis 1786 auf 695,000 Pfd. Aber schon in dem folgenden Jahre vermehrte sich die Ausfuhr des Thees ungewöhnlich; sie betrug 1,181,860 Pfund. Gegenstände der Einfuhr waren großentheils rohe Häute und kostbare Pelze, welche ehemals zu den Zeiten des Marco Polo, und bis vor ungefähr 10 Jahren, einen außerordentlichen Gewinn abwarfen. Es wird erzählt, daß ein unternehmender Schiffscapitän, Namens Coffin, mit einem Vermögen von kaum 100 Pfd. St. in der kurzen Zeit von drei

erhalten, gehen nach Malacca, Banka und Borneo, um in den Zinn- und Goldminen dieser Länder zu arbeiten. Ein Theil von ihnen sucht, in den Pfeffer- und Gewürzplantagen der Molukken oder zu Bintang Beschäftigung zu erhalten. Höchst selten verläßt ein Chinese mit Weib und Kind sein Vaterland; jeder denkt, wenn er einige Sparpfennige beisammen hat, wiederum nach dem gesegneten Reiche der Mitte zurückzukehren, und sein Leben in der Umgebung der Familie in der Heimath zu beschließen. Bis dieß geschehen kann, werden in der Zwischenzeit die armen im Vaterlande zurückgebliebenen Verwandten nach Kräften unterstützt. Wenn die chinesischen Colonien zu Java, auf den Philippinen, Banka, in Singapur und Malacca einen Theil ihrer Ersparnisse nach Hause senden wollen, um die Ihrigen zu unterstützen, so wird ein ehrenhafter Mann gesucht, dem die Beiträge der einzelnen Auswanderer übergeben werden können, um sie den Verwandten im Vaterlande zu überbringen. Nach einem fröhlichen Mahle, das ihm seine Committenten bereiten, segelt er von tausend Wünschen für seine glückliche Fahrt begleitet, hin nach dem Vaterlande, wo er von großen Schaaren Nothleidender bewillkommt wird, die sehnlichst auf solch eine Hülfe von den fernen Verwandten warteten. Der Betrag dieser Sendungen ist oft sehr groß, und beläuft sich nicht selten auf mehr denn 60,000 spanische Thaler.

Den Einwohnern der Kreise Fo-kien und Kuang-tong ist, weil sie sich im Lande nicht ernähren konnten, durch besondere kaiserliche Edicte von Jong-tsching (regierte von 1723 bis 1736) und den nachfolgenden Fürsten der Mandschu ein Handel mit fremden Reichen und Ländern gestattet worden. Wenn die Einwohner eines Ortes an dem auswärtigen Seehandel des Reiches, da wo er gesetzlich erlaubt ist, Antheil nehmen wollen, so kommen sie deßhalb vermittelst einer Bittschrift bei dem Generalgouverneur des Kreises ein, welcher dann die Anzahl der Dschonken, die diesen Handel betreiben, welche Artikel sie ein- und ausführen dürfen, bestimmt. Diese Dschonken müssen bei der Aus- und Einfuhr der Waaren gewisse Zölle entrichten, welche in den verschiedenen Häfen des chinesischen Reiches verschieden sind. Der Import zahlt gewöhnlich einen höhern Zoll als der Export. Die Dschonken selbst entrichten aber keine Abgaben weder nach Verhältniß ihres Maßes noch Inhaltes, wie dieß bei den ausländischen Schiffen der Fall ist, auch sind die Capitäne nicht verpflichtet, an Mauth- und andere Beamten allerlei Geschenke zu entrichten. Der Küstenhandel mit inländischen Waaren bezahlt beinahe gar keine Abgaben. Aber nur diejenigen Schiffe erfreuen sich solcher Vortheile, welche sich in allen

Dingen, in den Masten, in dem Ausspannen und Einziehen der Segel nach den herkömmlichen Formen und Vorschriften für die Kauffahrer richten. Nehmen die Schiffsherren und Capitäne die geringste Veränderung in dieser Beziehung vor, so setzen sie sich der Gefahr aus, wie ein fremdes Schiff behandelt zu werden; ja es könnte ihnen selbst der Zutritt im Lande untersagt werden. Es ist schwer Jemanden, der niemals ein chinesisches Schiff gesehen hat, einen Begriff von seiner eigenthümlichen Bauart zu geben. Wer aber solch ein Schiff oder mehrere zusammen einhersegeln sah, wird das Schwerfällige und Zusammengedrückte seiner Construction, das entenartige Watscheln seines Ganges niemals vergessen. Wer selbst jemals auf einem chinesischen Schiffe gewesen ist, oder gar eine Seereise auf einer Dschonke gemacht hat, dem wird der widerliche Eindruck, welchen der Schmutz, die Verwirrung, der Aberglaube, die Unwissenheit und der Mangel an Disciplin auf ihn machten, niemals aus der Seele schwinden. China konnte vermöge der vielen großen Flüsse, von denen es durchschnitten ist, seit dem Beginn des Staates der Schiffkunst nicht entbehren; auch wird diese Kunst von den einheimischen Schriftstellern bis in die fabelhafte Regierung des Hong-ti hinausgerückt. Die Anzahl der chinesischen Schiffe überstieg nach der einstimmigen Aussage mehrerer Reisenden in den zwei letzten Jahrhunderten die Handelsmarine und Kriegsflotten ganz Europa's — eine Angabe, welche für den nicht unwahrscheinlich ist, der nur die große Anzahl von Barken und Schiffen in Canton gesehen hat. Die Art und Weise des Schiffbaues soll seit den ältesten Zeiten keine wesentliche Veränderung erlitten haben. Die Dschonken sind an beiden Seiten erhaben, und führen einen geringen Kiel. Sie haben bloß einen Mast, der gewöhnlich sehr dick, an dem dann ein großes aus den Fasern des Bambusbaumes verfertigtes Segel befestigt ist, das vermittelst einiger Stangen ausgespannt, und wie ein Fächer auf- und zugemacht werden kann. Der Bauch des Schiffes, worin verschiedene Kajüten oder Löcher für die Mitreisenden angebracht sind, ist sehr breit und der Boden ganz flach. Die Kajüten sind kaum so groß, daß ein ausgewachsener Mann und eine Kiste darin Raum haben. Die Kosten des Baues eines solchen Fahrzeuges sind verschieden in verschiedenen Gegenden in- und außerhalb China. Nach den Nachrichten, die Phipps von chinesischen Seefahrern eingezogen hat, kostet eine Dschonk von 476 Tonnen zum Siam 7400, zu Tschang-ling 16,000, zu Hia-men 21,000 spanische Thaler. Sobald das Culturvolk von Nordwesten herab bis an die nordöstlichen und südöstlichen Gestade des Meeres sich ausgedehnt, und die

Herrschaft über die mannichfachen Barbarenstämme, die hier hausten, errungen hatte, wagte man sich mit diesen flachen, gebrechlichen, bloß für die Befahrung der Canäle, Flüsse und Binnenseen geeigneten Fahrzeugen hinaus in das Mittelmeer. Man fuhr hin nach den nördlichen Ländern, nach dem gegen Sonnenaufgang gelegenen Japan, nach den Inseln des südlichen Meeres und gegen Indien. Ja es wird, namentlich von dem arabischen Geschichtschreiber Masudi, berichtet, daß die unternehmenden Kauffahrer des Mittelreiches bis zum persischen Meerbusen nach Bahrain, Obollah und Basrah gesegelt wären. Solche weite Seereisen werden jetzt mit den Dschonken nicht mehr unternommen; selten segelt ein chinesisches oder indochinesisches Schiff so weit gegen Westen bis zur Hauptstadt Bengalens, nach Calcutta.

Die Chinesen sind, die einzige Kenntniß des Compasses ausgenommen, in der Schiffskunde sehr unwissend. Da aber ihre, bloß zu den Zeiten der Monsun unternommenen Reisen kurz und ihre Piloten erfahrne, aufmerksame Leute sind, so legen sie doch ihre Reisen gewöhnlich ohne Unfall zurück. Innerhalb 13 Jahren, sagt ein des chinesischen Handels sehr kundiger Kaufmann aus Calcutta, hörte ich bloß von vier Schiffbrüchen der Dschonken, und in allen diesen Fällen ward die Mannschaft gerettet. Als gewandte Kaufleute stehen sie aber hoch in der Achtung aller handeltreibenden Nationen der Erde. Sie übertreffen alle Völker Asiens und nähern sich, wie Davis sich ausdrückt, in Betreff der Schnelligkeit und Pünktlichkeit, mit der sie die größten Geschäfte besorgen, mehr den Engländern, Franzosen und Amerikanern, als Spaniern und Portugiesen. Die Capitäne der chinesischen Handelsschiffe erhalten in der Regel keine Bezahlung in baarem Gelde. Sie können die große Kajüte an Reisende vermiethen — ein Vortheil, der auf der Fahrt von Canton nach Singapur auf 150 spanische Piaster gerechnet wird. Der Capitän ist überdieß zugleich der Factor der Schiffseigenthümer, und erhält von dem Gewinnste der ihnen zugehörigen Ladung 10 vom 100. Der Pilote erhält gewöhnlich von der ganzen Reise 200 Dollars Besoldung, und die Freiheit, 50 Pikul Waaren auf der Aus- und Heimfahrt mitzunehmen. Alle andern Beamten und Matrosen des Schiffes erhalten auf dieselbe Weise durch die Erlaubniß, eine gewisse Anzahl Pikul Waaren frei mitführen zu dürfen, ihre Besoldung. Ganz anders sind die Verhältnisse der Beamten und Matrosen der Dschonken, welche den chinesischen Colonisten auf den Inseln des östlichen Archipelagus und in den Reichen jenseits des Ganges zugehören. So erhält z. B. der Capitän einer Dschonk von 60,000 Pi-

kul Gehalt, welche von der Hauptstadt Siams nach Singapur segelt, bloß 100 Dollars Besoldung, und eine Frachtfreiheit von 12 Pikul. Die Anzahl der Dschonken, welche den auswärtigen Handel betreiben, und ihr Tonnengehalt kann mit Bestimmtheit nicht angegeben werden. In Ermangelung officieller chinesischer Angaben haben wir es in der nachfolgenden Liste versucht, die von anderer Seite her bekannten wahrscheinlichsten Angaben über den auswärtigen chinesischen Seehandel zusammenzustellen.

Es gehen jährlich von China nach Japan	70 *)
den Philippinen	15 **)
den Sulu-Inseln	4
Celebes	2
den Molukken	7
Borneo	11
Java	3
Sumatra und Banka	10
Singapur und Penang	15
verschiedenen Häfen der malayischen Halbinsel	6
Siam	120
Cochinchina, Cambodscha und Tzamba	100
in Ganzen	355

Der Tonnengehalt dieser Dschonken ist sehr verschieden: sie halten gewöhnlich 200 bis 250, doch gibt es deren auch von 1000 Tonnen. Ihre Mannschaft übersteigt selten 80 — 100 Hände. Die neun Dschonken, welche am Anfange des Jahres 1830 aus Canton, Hiamen und andern Gegenden China's nach Singapur kamen, führten zusammen eine Fracht von 47,000 Pikul oder ungefähr 3000 Tonnen; sie brachten Porcellan, papierne, in Oel getränkte Regenschirme, getrocknete Früchte, chinesischen Tabak, Nanking und rohe Seide. Nach diesem Verhältniß würde der sämmtliche vermittelst der Dschonken getriebene auswärtige Seehandel China's sich ungefähr auf 100,000 Tonnen belaufen, in einem Werthe von 90 Millionen Dollars. Der Handel mit Singapur allein wird auf

*) Dieß ist die höchste Anzahl. Mehr als 70 Dschonken dürfen seit dem J. 1685 nicht nach Japan kommen, die im Ganzen bloß für 600,000 Leang Waaren einführen sollten. Es wird aber diese Verordnung von den chinesischen Kaufleuten, wie Kämpfer berichtet, auf mancherlei Weise umgangen.

**) Der Werth des Handels zwischen den Philippinen und China beträgt nicht mehr als 800,000 Dollars.

16 Mill. Dollars geschätzt. Der Küstenhandel des chinesischen Reiches und der zwischen dem Continente, der Lieou-kieou Inseln und Tai-wan wird durch die Bewohner von Kuang-tong, Fo-kien, Tsche-kiang, Kiang-su und Schan-tong betrieben. Eine große Anzahl Dschonken kommt jährlich von den südlichen und östlichen Küstenstrichen hin nach Canton und Macao. Sie bringen Geld und Waaren, und tauschen dafür Opium, weißen oder braunen Zucker und allerlei andere, theils einheimische Produkte ein, die sie in den östlichen Häfen, wie in Ning-po und Schan-hai, wiederum verkaufen. Im J. 1831 kamen folgende Dschonken nach Macao und Canton:

Von Hia-men oder Amoi in Fo-kien	80
Tschang-tscheou in Fo-kien	150
Hoei-tscheou und Tschao-tscheou-fu in Kuang-tong	300
Schiffe, die den Zwischenhandel treiben zwischen Kuang-tong und Fo-kien	300
Schiffe, die von Kuang-tong nach Tien-tsin und dem Küstenlande der Mandschu segelten	16
Summa	846

Die Schiffe, welche nach Tien-tsin handeln, sind die größten Kauffahrer des chinesischen Reiches. Die Bewohner von Hiamen, dessen Bevölkerung nach Gutzlaffs Schätzung sich jetzt wenigstens auf 200,000 Seelen beläuft, besitzen mehr denn 300 solcher größeren Kauffahrteischiffe. Sie treiben nicht bloß in den vorzüglichsten Seehäfen China's, sondern mit vielen der Inseln und Länder des östlichen Archipelagus, wie Malacca, Cochinchina und Siam einen ausgebreiteten Handel. Dieß ist auch mit Ning-po der Fall. Man trifft daselbst viele Schiffe von 200 Tonnen Last, welche hauptsächlich nach dem Norden des Landes, vorzüglich nach Tien-tsin, des Handels wegen fahren. Es laden hier jährlich mehr denn 500 Handelsschiffe von Siam und den südlichen Häfen des chinesischen Reiches. Das Gedränge der Dschonken und der Tumult des Menschenverkehrs, sagten neuere Reisende, ist an diesem Orte nicht minder groß, als in Liverpool. In Schang-hai, dem berühmten Handelsplatz und Hafen von Su-tscheou oder Kiang-su sollen wöchentlich nach Lindsays Bericht nicht weniger als 700 Dschonken ankommen.

Wir müssen die mannichfachen Handelsverbindungen, welche zu Lande zwischen China und den verschiedenen südwestlichen und nordwestlichen Staaten Asiens statt finden, unberücksichtigt lassen, weil uns hierüber sichere Angaben fehlen. Wir wissen, daß die Schan oder Laos, die größtentheils

unter chinesischer Oberhoheit stehen, und die Birmanen nach Jun-nan hin Handel treiben, und daß die Einwohner der südwestlichen Kreise des chinesischen Reiches des Handels wegen die Marktplätze und Wallfahrten dieser buddhistischen Länder besuchen. Unter andern Producten, wie Thee, Seide und Porcellan bringen die Karawanen von Jun-nan in den neuesten Zeiten, nach dem Berichte des englischen Obersten Burney vom J. 1831, auch Opium, das seit einigen Jahren in der Gegend von Tali (25° 44′ 24″ n. B. und 14° 6′, 40″ w. L. von Peking) dem westlichsten Bezirke des chinesischen Reiches, im Geheimen gebaut wird, hin nach Awa. Längs der Grenzlinie von Assam, über Nepal bis herauf nach Bhutan und Tübet, wohnen viele uncultivirte, kräftige Bergvölker, die zum Theil unter englischer Herrschaft, oder doch wenigstens unter englischem Einflusse stehen. Die Engländer haben jetzt schon vermittelst dieser Grenzvölkerschaften allerlei Verbindungen mit einigen westlichen Districten des chinesischen Reiches, und suchen diese Verbindungen zu nähren und zu erweitern. Manchmal erkennt ein Theil dieser Völkerschaften die chinesische, ein anderer die englische Oberherrlichkeit — Verhältnisse, welche in der Folgezeit leicht zu Zwistigkeiten führen können. Während des Krieges zwischen Nepal und der ostindischen Compagnie in den J. 1814, 1815 und 1816 haben die Gorkhas mehrmalen nach Peking um Hülfe gegen die „Rothröcke" gesandt. „Wenn Nepal unterjocht wäre," sagten sie, „würden die Herren Indiens China selbst angreifen." Man war in Peking weise genug, sich nicht unmittelbar in diese Händel zu mischen; doch ließ die chinesische Regierung das Beobachtungsheer, welches zum Schutze der eigenen Grenzen dastand, bis nach Tingri, einer Grenzfestung im östlichen Tübet, vorrücken. Nachdem der Frieden zwischen England und Nepal (4 Februar 1816) abgeschlossen war, zog sich das chinesische Heer alsbald wiederum zurück. Es scheint, daß nächstens wiederum ein Krieg zwischen der Compagnie und einer mächtigen Partei in Nepal ausbrechen wird. Wahrscheinlich ist es, daß man dann wiederum nach der Hauptstadt des Mittelreiches um Hülfe sendet, und das chinesische Beobachtungsheer nochmals bis zu den ehemaligen Besitzungen der Gorkhas vorrückt. Es könnte sich ereignen, daß hier zum Erstenmale die Heere der ostindischen Compagnie und der Mandschu sich feindlich begegnen. Auch erzählt man, die Birmanen und die Bewohner von Assam hätten in den neuesten Zeiten nach China um Hülfe gesandt gegen die Uebermacht der westlichen Eroberer. Die chinesische Staatsregierung war bis jetzt glücklich oder weise genug, sich aller Theilnahme an den mannichfachen Wirren und Kriegen, welche seit einigen

Jahrzehnten längs der südwestlichen und nordwestlichen Grenze des Reiches statt fanden, zu enthalten. In den neuesten Zeiten haben aber schon mehrmalen einzelne Horden der Singphos von den Grenzen China's herkommend, Einfälle in die unter englischem Schutze stehenden Länder Assams gemacht, und mußten mit dem Schwerte in der Hand zurückgetrieben werden. Von der andern Seite sind die Bestrebungen der Engländer, ihren politischen Einfluß und Handel nach Bhutan, über das Gebiet des Teschu-Lama nach Tübet und Leh oder Ladakh auszudehnen, hinlänglich bekannt. In allen diesen Ländern hatten und haben sie theils die directe chinesische Herrschaft, theils bloß den chinesischen Einfluß zu bekämpfen. Alle die klug berechneten Unternehmungen Großbritanniens, alle die kostspieligen Gesandtschaften, die schlauen Unterhändler und Spione scheiterten bis jetzt an den unabänderlichen mißtrauischen Maximen der chinesischen Politik. Werden aber die Herren des Reiches der Mitte vermittelst der Prohibitivmaßregeln ihre Selbstständigkeit gegen die an der Ost-, Süd- und Westgrenze des Reiches anstürmenden Kaufherren, Missionäre und Spione Großbritanniens behaupten können? Gestützt auf die Erfahrung früherer Jahrhunderte glauben wir diese Frage mit „Nein" beantworten zu müssen. China unterlag zu allen Zeiten, wo und wann immer es mit mächtigen Grenznachbarn in Verbindung kam, welche auf die Eroberung des ganzen Landes, oder auf die Vernichtung der Integrität und Selbstständigkeit des Reiches hinzielten. Es ward im Laufe der vielen Jahrhunderte seiner Geschichte mehrmalen bald ganz bald theilweise die Beute türkischer, mongolischer und tungusischer Horden. Mag auch die Weisheit und Vorsicht der europäischen Regierungen sich noch so sehr dagegen sträuben, China wird am Ende doch von der Gewinn- und Eroberungssucht des Westens verschlungen werden. Ohne es zu wissen oder zu ahnen, ist dieß Land bereits zu sehr in die Handelspolitik der civilisirten Völker der Erde verflochten. Es ist zu sehr der Gegenstand der Handelsspeculation und industriellen Bestrebungen Europa's und Amerika's geworden, als daß es sich jetzt noch den selbstsüchtigen Umarmungen der europäischen Civilisation und des unverrückt seine Zwecke verfolgenden Handelsgeistes entziehen könnte. Ging man doch schon vor einigen Jahren so weit, in einer unter den Augen der chinesischen Regierung gedruckten englischen Zeitschrift laut es auszusprechen, daß man darauf hinarbeiten müsse und wolle, die chinesische Staatsregierung umzustürzen und das Land zu revolutioniren! Dann und nur dann erst, hieß es, würde Europa sowohl in Betreff der religiösen als commerciellen Bestrebungen hiesigen Landes zum

Ziele gelangen. In Wahrheit, sagen die schlauen und frommen Herausgeber des chinesischen Archivs in Canton, es befinden sich in Wahrheit die Bewohner des Mittellandes wie die Fremden in Sklaverei; weder die einen noch die andern besitzen die Rechte, die ihnen von Gott gegeben wurden.*) Diese Rechte sollen ihnen nun durch die menschenfreundlichen Bestrebungen englischer Kaufleute und Missionäre zu Theil werden. Wer kennt nicht diese durch die Eroberer aller Zeiten gebrauchten Redensarten? Ward doch schon im Januar des J. 1837 zu London eine Versammlung der im Handel nach dem östlichen Asien betheiligten Kaufleute gehalten, worin förmlich der Beschluß gefaßt wurde, eine auf Actien unternommene Expedition auszurüsten, um den Handel mit den Nordostküsten des chinesischen Reiches zu erzwingen! Auch erging die Aufforderung der Londoner Missionsgesellschaft an alle Aerzte der Christenheit, welche einen Beruf in sich fühlen, als Heidenbekehrer ihr Glück zu versuchen, daß sie erscheinen möchten, um auf Kosten der Gesellschaft nach China zu gehen und das Reich des Satans in China zu untergraben. Sah sich doch bereits jetzt die englische Regierung durch die in den letzten Jahren vorgenommenen Veränderungen ihres Handelssystems mit China in die Nothwendigkeit versetzt, einen obersten Gerichtshof für die englischen Unterthanen in Canton und Macao anzuordnen, der seinen Sitz innerhalb der Grenzen der Blume der Mitte haben solle! Am 27. Junius 1837 ward die hierauf bezügliche Bill zum Erstenmale im Parlamente verlesen, wodurch diesem Gerichtshofe die oberste Jurisdiction in allen bürgerlichen und criminellen Sachen über die Unterthanen Sr. großbritannischen Majestät in China übertragen wurde. Ohne uns die Gabe der Weissagung anzumaßen, wagen wir es dennoch, auf diese und andere Thatsachen gestützt, die Behauptung auszusprechen, daß auch für China der Tag kommen wird, wo es dem rastlosen Geiste der Veränderung, welcher die Europäer treibt, zum Opfer fallen muß.

---

*) The truth is, natives and foreigners are both in bondage, neither possessing the rights and privileges which God evidently designed they should enjoy. The Chinese Repository. January 1835. pag. 425.

A. v. Humboldt. Ueber einige wichtige Punkte der Geographie von Guyana. *)

Das weite Gebiet zwischen den drei Stromsystemen des Rupunuri, Caroni und Rio Branco, das heißt den Zuflüssen des Essequibo, unteren Orenoko und Amazonenstroms hat glücklicherweise seit sechs Jahren die Aufmerksamkeit der Geographen aufs Neue erweckt. Arbeiten, die sich auf astronomische Ortsbestimmungen stützen, werden nach und nach die auf ungenaue Wegeangaben gegründeten Berechnungen ersetzen. Im J. 1831 hat Hr. William Hillhouse, von einem uneigennützigen Eifer beseelt, den Lauf des Masseruni verzeichnet. Der Capitän Owen verschaffte, als er im J. 1833 den Demerari bis zu dem Punkte hinaufstieg, wo dieser Fluß, nahe dem großen Wasserfalle, unter 5° 25′ n. B., im Westen der Yeya Hügel sich dem Essequibo bis auf vier Meilen nähert, der Erdkunde durch Mittel, welche das höchste Vertrauen verdienen, in diesen wilden Gegenden eine Längenbestimmung, deren sich diejenigen Reisenden, welche, nach Westen und Südwesten vordringend, bei ihren Arbeiten Chronometer benutzen, als Ausgangspunkt bedienen können. Zu Ende 1834 schlug die königl. geogr. Ges. zu London der Regierung eine Ausrüstung vor, deren doppelter Zweck sein sollte, das Innere des englischen Guyana in geographischer und allgemein physikalischer Hinsicht zu erforschen und astronomische Verbindungen zwischen genau bestimmten Punkten in den britischen Besitzungen und dem östlichen Theile des oberen Orenoko in der Nähe der Mission de l'Esmeralda und des Cerro-Duida zu schaffen **), wohin ich selbst meine Instrumente im Laufe einer über 480 Lieues langen Flußschifffahrt zu bringen vermochte ***). Von höchster Bedeu-

*) Nouv. Ann. des voy. 1837. Mai, Juin).

**) Journ. of the roy. geograph. society vol. 6, p. II, p. 7 und 10 in den Zusätzen. Die von dem Secretair der Gesellschaft, Capit. Maconochie der sich jetzt in der Station von Vandiemensland befindet, redigirte Instruktion besagt, „daß der Reisende, statt die Mission Esmeralda durch Hinabfahren des Rio Branco in den Rio Negro und Auffahrt aus diesem in den Siapa oder Cassiquiare zu erreichen (Hr. Schomburgk hatte den Padariri aus Verwechselung mit dem Siapa oder Idapa vorgeschlagen), versuchen solle, den Orenoko von seinem Ursprunge bis nach Esmeralda hinunter zu kommen, da der Hauptzweck der Untersuchung dahin gehe, die östlichsten Punkte der Arbeiten des Hrn. v. Humboldt mit denen am Essequibo zu verbinden.

***) Lieues, 20 auf einen Grad; es ist dies die Schifffahrt auf dem Apure, Orenoko, Atabapo, Temi, Tuamini, Rio Negro und Cassiquiare, welche, mit

tung für die astronomische Erdkunde ist es, die Grundlinien, worauf sich das Netz der Karten des südlichen Amerikas nördlich vom Amazonenflusse bezieht, nicht aus dem Gesichte zu verlieren. Wenn man durch gute Beobachtungen, deren Details bekannt gemacht sein müßten, die Länge des Zusammenflusses des Orinoko und Cassiquiare (bei der Mission Esmeralda) vom englischen Guyana ausgehend, nahe an 68° 37′ westl. von Paris fände, so würde man, da der Felsen der Geduld (piedra de la paciencia) nahe der Mündung des Rio Meta im Jahre 1824 chronometrisch auf S. Fé de Bogota bezogen worden ist, (Oltmanns astron. und hyps. Grundl. der Erdbeschr. 1831, Th. I, S. 290) hierdurch allein schon durch das Innere des Landes hindurch Guayaquil, einen Hafen des stillen Meeres, mit der Hauptstadt des englischen Guyana an den Küsten des atlantischen verbunden haben. Die Längenverschiedenheit dieser beiden Punkte beträgt 21° 46′; denn die Hauptstadt des englischen Guyana (Georges Town am rechten Ufer der Mündung des Demerari) liegt, nach Capit. Owen, unter 60° 31′ 54″ L. und für Guayaquil *) habe ich, gestützt auf meine Beobachtungen zu Callao de Lima und auf die neubestimmte Lage von Quito 82° 18′ 10″ gefunden.

Auf einem Festlande, von welchem nur die Umrisse durch Umschif-

---

Ausnahme des Trageplatzes von Jarita ununterbrochen fortläuft; diese große Linie chronometrisch verbundener Ortslagen ist durch die Reise der HH Boussingault und Roulin auf dem Meta und durch die Zeitvergleichung zwischen Bogota und dem Einfluß des Meta in den Orinoko mit dem Systeme der Ortslagen von Neugranada verbunden worden.

*) Die in den Jahren 1825 bis 1836 bei der Expedition der Adventure und des Beagle (Capit.'s King, Stokes und Fitz-Roy) ausgeführten großen Arbeiten bestätigen bis auf etwa 4 Meilen diese Länge von Guayaquil, über welche man Zweifel erhoben hatte. Die Tafel des Beagle (Journ. of the geogr. soc. a. a. O. S. 342) giebt 0° 32′ 48″ westlich von Valparaiso, folglich 82° 13′ 40″ w. von Paris, da Valparaiso durch die Expedition des Beagle 74° 1′ 39″, durch frühere Berechnungen des Hrn. Oltmanns 74° 2′ 0″, von Hrn. Lartigue 74° 0′ 47″ gefunden worden ist. Dieselbe englische Expedition giebt für Callao die Bestimmung 5° 18′ 15″. Der Durchgang des Mercur vor der Sonne am 9. Nov. 1802 ergab mir durch die äußere Berührung (welche die sicherste ist) 5° 18′ 18″, als Mittel beider Berührungen 5° 18′ 16″. Von dem Grade der Genauigkeit, welchen die eben verglichenen Bestimmungen erlangen, hängt die Gestalt Südamerikas in seiner Breite zwischen Demerari und den Küsten von Quito ab. Die allgemeinen Linien dieser Bildung eines Festlandes genau festzustellen, ist ganz besonders wichtig.

fungen und Seefahrten bestimmt worden sind, ist es von hoher Wichtigtigkeit, die Ortslagen im Innern (Fluß- oder Bergsysteme) zugleich auf beide entgegengesetzte Küsten zu stützen. Die geogr. Gesellschaft zu London sammelt bereits die Erstlinge jener Ermuthigungen ein, welche sie der Unerschrockenheit der Reisenden zu Theil werden läßt. Sie hat in Hrn. Schomburgk, dem wir bereits eine anziehende Arbeit über die Jungferninseln verdanken, Beides, Eifer und Scharfsinn gefunden. Die zwei Berichte, welche dieser Reisende bekannt gemacht hat, sind um so anziehender, da sie zugleich die Bemerkungen des Dr. Hancock über die Vegetation des Landes enthalten. Andere, nicht weniger des Lobes und der Unterstützung durch die geogr. Ges. zu Paris würdige Versuche sind vom französischen Guyana aus angestellt worden; aber abgesehen von dem Vortheile eines südlicheren Ausgangspunktes haben die Schifffahrten auf dem oberen Maroni und Oyapuk den Nachtheil, in eine Gegend hinzuführen, welche um 4° östlicher liegt, als der Mittagstrich des Sees Amucu und des oberen Rupunuri. Die neuen Unternehmungen des Hrn. Leprieur, Pharmaceuten der königl. Marine, nach dem Arawa, den Emerillo-Indianern und den Marrons-Negern des Maroni haben unübersteigliche Schwierigkeiten dargeboten.

Das Gebiet, wohin gegenwärtig directe Erforschungsversuche gerichtet werden, ist seit langen Jahren Gegenstand meiner Untersuchungen gewesen. Die neuen Expeditionen, auf dem Rupunuri nach dem See Amucu und den Quellen des Rio Mahu in der kleinen Cordillere von Pacuraina, welche Hr. Hillhouse St. Georgsberge nennt, bestätigen durchaus die aus der geographischen Sage vom Lande Dorado, aus den Reisetagebüchern Nicolas Hortsmanns und des Don Antonio Santos und aus den handschriftlichen Karten der Portugiesen, Astronom-Geograph Pontes und Ingenieur-Capitän Almeida de Serran gezogenen Winke. Schon ein Blick auf die anziehende Karte der Schomburgkschen Expedition und auf meine im J. 1826 verfaßte Karte der Republik Columbien, die im Brueschen Atlas wieder gedruckt ist, reicht zum Beweise dieser Behauptung hin. Für die Fortschritte der nothwendig kurzen Untersuchungen scheint es mir nützlich, die Aufmerksamkeit auf einige ganz besonders zweifelhafte Punkte zu lenken; wie z. B. auf die Gesammterhebung des ganzen Landes, welches ich in dem historischen Berichte meiner Reise (Buch 9, Cap. 26) als ein abgesondertes Bergsystem unter dem Namen der Sierra Parime beschrieben habe. Wie nahe sich auch die Zuflüsse des Essequibo, Rio Branco (Rio de Aguas blancas oder Rio

Parime des P. Caulin), und des Caroni und Paragua sein mögen, so sind doch die drei Becken dieser großen Flüsse vollständig getrennt. Nur vermittelst der Gabeltheilung des Orenoko oder der Verbindung des Cassiquiare mit dem Rio Negro und der Vereinigung des Pacimoni mit dem Cababuri durch einen natürlichen Ableitungscanal (den Baria) könnte, auf einem ungeheuern Umwege von 750 Lieues, eine ununterbrochene Schifffahrt vom Mahu und den Quellen des Rio Branco bis zur Mündung des Caroni möglich werden. Trageplätze, welche über die Schwellen oder Gräten der Wassertheilung (divortia aquarum) hinführen, periodische Ueberschwemmungen, welche in der Regenzeit die zu verschiedenen hydraulischen Systemen gehörigen Zuflüsse verbinden, haben die Vorstellung von mehreren Gabeltheilungen und Flußverbindungen erzeugt, die niemals existirt haben, oder welche wenigstens gegenwärtig nicht vorhanden sind. Alle Ströme besitzen ein Streben, ihre Verzweigungen zu vermeiden und ihre Becken abzusondern. Was früher nur ein Arm war, wird dann das ausschließliche Sammelbett und bei Strömen von geringer Geschwindigkeit verschwinden die Gabelungen oder Verzweigungen zwischen zwei hydraulischen Systemen auf drei verschiedene Arten, entweder indem das Ableitbett oder der verbindende Kanal den ganzen Gabelfluß in seinen Lauf hineinzieht, welcher aus verschiedenen, mehr oder weniger parallelen Furchen besteht, oder indem der Kanal sich durch Ausspülungen an der Stelle verstopft, wo er das Hauptbett verläßt, oder endlich, indem sich (wie bei dem Arno Taverino des Thales von Chiana) in der Mitte seines Laufes ein Theilungspunkt bildet, welcher dem oberen Theile einen Gegenhang verschafft und das Wasser in entgegengesetzter Richtung zurückströmen läßt. Die Savannen und großen Ebenen Südamerikas bieten vornämlich diese Veränderungen oder hundertjährigen Fortschritte der Entwickelung in dem Systeme der inneren Ströme dar.

Diese Bildung des Bodens hat, weil sie die Verbindungen in Canots oder Piroguen mit flachem Boden auf ungeheure Entfernungen begünstigt, die friedlichen Einwohner am Cassiquiare und Rio Negro seit Jahrhunderten den Anfällen der Völker karaibischer Abkunft ausgesetzt, deren zahlreiche Stämme mancherlei Namen führen. Diese von Osten und Nordosten (auf mehr als 200 Stunden weit) herkommende Einfälle hatten den doppelten Zweck des Handels und Sclavenraubs. Das mächtige Volk der Caraiben, von dem man irrthümlicher Weise angenommen hat, daß es ursprünglich nur den kleinen Antillen zugehöre, besaß zur Zeit der Entdeckung Amerikas einen großen Theil des Ufergebiets vom

Festlande (die Carioni und die Caribana der ersten Conquistadores), so wie das östliche Gebiet zwischen dem Ayaput, dem Cuyuni und Guarapiche. Es machte sich gleichzeitig den Einwohnern Haitis und denen der Ufer des oberen Orenoko furchtbar. Seitdem die europäischen Anbauer feste Niederlassungen an den Grenzen dieses unteren Theils der Parime errichtet haben, welcher (zwischen den Parallelen von 2 und 7°) sich vom 61 bis 65° L. ausdehnt, ist es den Spaniern gelungen, an dem Caroni und Paragua, der ein Zufluß von jenem ist, westlich und südwestlich vorzudringen, wie den Holländern am Essequibo und Cuyuni und den Portugiesen am Rio Branco, der in den Rio Negro mündet. Dieser Umstand war offenbar, bei den beschränkenden Handelsgesetzen, welche noch heute in den Colonien gelten, sehr verführerisch für den Schleichhandel. Da die Caraiben, vermöge ihrer Beweglichkeit und ihrer langen Erfahrung bei Flußschifffahrten, die einzigen Landeskundigen waren, so bedienten sich die Weißen ihrer zur Eröffnung heimlicher Handelswege. Nach den Ueberlieferungen, die ich am Ende des vorigen Jahrhunderts sammelte und nach den Aufklärungen, welche ich in den Archiven zu St. Thomas de la Nouvelle Guyana gefunden habe, waren es vorzüglich drei Umstände, welche die spanischen Gouverneure zu Versuchen, in die terra incognita einzudringen, bewogen. Sie wollten die Entführung von Sclaven und die Angriffe der Missionen von Seiten der unabhängigen Caraiben verhindern, mit Genauigkeit die Wege und Verzweigungen der Flüsse kennen lernen, durch welche die Contrebande eingeführt wurde und endlich bis in jenes reiche Gebiet des Goldlandes gelangen, welches rundum die durch die Leichtgläubigkeit oder hinterlistige Politik der Ralegh, Keymis und Maschan so berühmt gewordene Laguna de Parime liegen sollte. Ich habe auch anderwärts wirklich bewiesen, daß es die Landenge zwischen den Zweigen des Essequibo (oder Dessequebo Ralegh's) und des Rio Branco, das heißt: zwischen dem Rupunuri einerseits und dem Pirara, Mahu oder Uraricuera andererseits ist, die man als den klassischen Boden des Dorado de Parime zu betrachten hat.

Es ist zu hoffen, daß der kühne Reisende, welcher jüngsthin, durch ein Labyrinth von Wasserfällen, auf dem Massarcuni schiffend bis zu dem bergigen Theile gelangt ist, wo die Arthurstafel sich vor ihm bis zu einer Höhe von 5-6000 Fuß zu erheben schien, den Mangel astronomischer Beobachtungen durch häufige Angaben von Entfernungen habe ersetzen können. „Wir haben," sagt Hr. Hillhouse etwas unbestimmt, „von aus Cayenne und Surinam abgeschickten Ausrüstungen

sprechen hören, die sehr weit in den Südwesten dieser Colonien vorgedrungen sind und wie man berichtet, soll wenigstens eine derselben bis an den Amazonenstrom gelangt sein, vermittelst eines seiner nördlichen Nebenflüsse. Aber wir sind noch ohne Nachrichten über die Quellen des Essequebo und seinen Lauf nach der Vereinigung mit dem Rippanouni (Rupunuri). Als ich den Atlas des Hrn. v. Humboldt zu Rathe zog, ward ich bald überzeugt, daß der Massarouni (Mazaroni) zwischen dem Cuyuni und Essequebo fließen müßte und daß, wenn man ihm eine südwestliche Richtung zuschriebe, (eigentlich eine südsüdwestliche) er auch durch jenen berühmten El Dorado oder den großen Goldsee der geographischen Fabel fließen müsse, der noch zu entdecken ist." Man sieht, daß dieser Reisende im Norden und Nordosten der Granitgebirgskette geblieben ist, welche eine Schwelle oder Wasserscheide zwischen dem Rio Essequibo und dem Rio Blanco (Branco der Portugiesen, Quecuene der Indianer) bildet; nämlich zwischen dem Rio Paragua (Zustrom des Caroni) und dem Uraricapara, der bei der alten spanischen Mission Santa Rosa vorübergeht. In dem Entwurfe eines geologischen Gemäldes Amerikas nördlich vom Amazonenstrome, habe ich diese Kette nach ungedruckten Papieren, welche ich besitze und die mir zur Herausgabe der allgemeinen Karte von Columbia (N. 22. meines Atlas) gedient haben, Pararaina-Kette genannt. Bereits Ralegh kannte sie im J. 1596 unter dem Namen Wacarinna, woraus erhellt, wie viel geographische Wahrheiten sein verwirrter Bericht vom Dorado einschließt. Die Kette theilt das nördliche Wassersystem des Caroni und seines Nebenflusses Paragua von dem südlichen des Rio Branco. Nach mehren Umständen schließe ich, daß sie von O. nach W. zwischen den Parallelen 4° 4′ und 4° 12′ verlaufe, indem sie die Berggruppen des holländischen und englischen Guyana mit der bloß granitischen und syenitischen von Parime verknüpft. Es ist dies ein Grat, der sich nach beiden Enden erweitert und die Savannen und Niederebenen des Caroni und Cuyuni von denen des Rio Branco trennt. Er bildet einen der am meisten characteristischen Züge der Topographie dieser Wüsten. Der Capit. Antonio Santos hat ihn 1778 überschritten, als er vom Nocaprai, einem Nebenflusse des Paragua, im Süden von Guirier, zum Curaricara, einem Beistrome des Rio Branco, den die Eingebornen auch Uraricapara nennen, überging. In Santos Tagebüchern finde ich den Namen Pacaraymo für die Kette, welche die Wasser theilt. Die handschriftlichen Karten des Fregattencapitains Sylva Pontes Leme und des Ingenieurcapitains Almeida de Serra, welche 1804 vollendet

wurden, nennen Sierra Pacarahina denjenigen Grat, den man überschreitet, um vom Araicuque zum Anocapra zu gelangen, deren ersterer als Nebenfluß dem Uraricapara, letzterer dem Paraguamusso angehört. Man muß in diesen barbarischen Namen sehr genau sein, denn wenn die Karten von Guyana, wie bereits la Condamine sagte „von eben so falschen als umständlichen Einzelnheiten wimmeln,“ so rührt dies meist von der außerordentlichen Ungenauigkeit der Nomenclatur und dem Wunsche her, für jeden Namen einen Fluß zu schaffen. Man hat Mühe, den Guaicia in dem Sia und den Rio Guarapo in dem Fluße Europa des Ralegh wieder zu erkennen. Sobald die Geographen für jedes dieser Synonyme einen Fluß erfunden und gegeben haben, wiederholt sich der Irrthum Jahrhunderte lang, auf allen, gleicherweise angelegten Karten. Ein conservativer Geist gefällt sich, die Irrthümer der Vergangenheit dauernd zu erhalten.

Die Karte von Columbien, welche ich im Jahre 1825 herausgegeben habe und die durch Herrn Brue nach sämmtlichen Zeichnungen und Materialien, welche ich diesem geschickten Geographen liefern konnte, ausgearbeitet worden ist, bildet die Frucht meiner Untersuchungen. Die oberen Theile des Laufes des Rio Branco und Rio Caroni haben dort ein durchaus neues Ansehn. Da ich mir vorgenommen, die Sage vom Goldlande aufzuklären, das man immer fortschreitend von Westen nach Osten weiter verlegte, von den Quellen des Rio Negro (Guainia), des Guapa (Uanpès) und Supura (Caqueta) bis zu denen des Oronoko, mußte ich großes Gewicht auf den Lauf des Rupunuriflusses oder Rupunuwini legen, (weni oder wini bedeutet in den großen Zweigen der Maypure-, Cabre- und Guypunare-Sprachen Wasser oder Fluß) und dies um so mehr, als die Karten seit Anfange des 16. Jahrhunderts den Namen Rupunuwini dem Parime- oder Dorado-See beigelegt hatten.*) Die Vorstellung von einem äußerst goldreichen Gebiete, das man anfänglich um 1535 (nach den Erzählungen Don Luis Dayn's) in die Berge von Neugranada (Cundirumarca oder Cundinamarca) verlegte, wo ein Herrscher, dessen Leib mit

*) Vergl. Taf. 14 meines geogr. Atlas unter den Titel: Histoire de la Géogr. de l'Orénoque depuis la carte de Jodocus Hondius de 1599 jusqu' à la carte de Buache de 1798. Der Ursprung der Mythe vom Dorado ist im 7 Buch und 24 Cap. der Geschichtserzählung meiner Reise auseinandergesetzt.

Goldstaub bedeckt war,*) in einem Alpensee seine religiösen Waschungen vornahm, wurde seit der Expedition Antonio de Berrio's, des Schwiegersohnes des großes Adelantado Quesada, auf dem Casanar, Meta und Oronoko, mit der Voraussetzung eines großen Binnensees verbunden, der sein Wasser zugleich in den Essequibo, den Rio Branco und Oronoko ergösse. Ich glaube, vermöge einer genaueren Ortskenntniß, durch ein langes und mühsames Studium der spanischen Schriftsteller, welche von dem Dorado und dem Meere Parime sprechen, so wie vorzüglich durch die Vergleichung einer großen Anzahl in chronologischer Reihe geordneter Karten die Quellen dieser Irrthümer entdeckt zu haben. Die Fabeln, welche an gewissen Oertlichkeiten haften, haben in der Regel irgend einen wahrhaften Grund; die vom Dorado (d. h. vom hombre dorado, dem vergoldeten Manne), gleicht jenen Mythen des Alterthums, die, von Land zu Land reisend, nach und nach verschiedenen Orten angepaßt wurden. Um Wahrheit und Irrthum zu scheiden, reicht es in den Wissenschaften gewöhnlich hin, die Geschichte der Meinungen aufzuzeichnen und ihre allmälige Entwickelung zu verfolgen. Die eingebornen Völker schilderten, um sich der unbequemen Gäste leichter zu entledigen, den Dorado stets als sehr leicht erreichbar und in unbeträchtlicher Entfernung. Er glich einem Luftbild, das stets vor den Spaniern entwich und sie immer nachlockte. Es liegt im Wesen des Menschen, wenn er über die Erde hinirrt, sich das

*) Diese Person ist es, von welcher Oviedo in einem Briefe an den Cardinal Bembo den Gonzale Pizarro sagen läßt: „daß er, vom Fuß bis zum Kopfe mit Goldstaub bedeckt, einer goldenen Bildsäule aus den Händen des besten Künstlers gliche, und daß der vergoldete Herr öfters Abwaschungen vornähme, wegen der Unbequemlichkeit, welche ihm diese Art der Bekleidung, wozu er verdammt sei, verursache.“ Es ist mir wahrscheinlich, daß dieser Gebrauch sich ursprünglich auf den kirchlichen Oberherrn von Cundinamarca bezog, der seinen Sitz zu Iraca (jetzt Sogamozo) hatte und eine Art Lama der Secte von Bahica oder Ilacanzas war. Anderwärts habe ich erörtert, ob die Waschungen in der Laguna de Tota, östlich von Tunja (dem alten Huncahua) Statt fanden, wo der weltliche Oberherr von Cundinamarca wohnte, oder in dem heiligen See von Guatavita, etwas südlich von Bogota. Zu der Zeit, wo man mit so unklugem Eifer in England Bergwerksgesellschaften errichtete, sind einige Zeilen aus andern Ansichten der Cordilleren, welche die geschichtliche Thatsache erwähnen: „daß man im 16. Jahrhunderte eine Sprengung versucht habe, um den See auszutrocknen und die Schätze zu gewinnen, welche nach der Ueberlieferung von den Eingeborenen dort bei der Ankunft Quesada's versenkt worden seien,“ ohne mein Wissen und zu meinem großen Bedauern, Ursache großer Geldverluste geworden.

Glück jenseit des Bekannten zu denken. Der Dorado, ähnlich dem Atlas und den hesperischen Inseln, ist nach und nach aus dem Gebiete der Dichtungen herausgetreten, um in das der systematischen Erdkunde einzugehen. Der große Ruf, welcher einem goldtragenden Gebiete zwischen dem Caqueta (Pepamene) und Guaupa, einem Nebenflusse des Rio Negro, zu Theil war, bestimmte die Lage des ersten Dorado, desjenigen des Westens: Dorado der Om-aguas- und der Manoa-Stämme.*) Ich sehe mit Vergnügen, daß die Bemerkungen, welche ich zu San-Carlos del Rio Negro bezüglich auf dieses bergige Goldgebiet gesammelt habe, neuerdings durch Herrn W. Smyth, Linienschiffslieutenant von der englischen Flotte bestätigt worden sind. Dieser Officier hat, in Verbindung mit Herrn Lowe, mit großer Genauigkeit fast den ganzen Lauf des Rio Huallaga, einen Theil des Uyuculi und Amazonenstroms von Nanta und Omaguas bis zur Mündung des Rio Negro aufgenommen. In einer am 14. December 1835 gelesenen Denkschrift an die königl. geographische Gesellschaft zu London**) versichert Hr. Smyth, nach einer Handschrift des Vaters Andreas Fernando de Souza, daß die reichen Goldverzierungen, welche man bei den Tariana-Indianern findet, von einem Stamme, dem der Pa-

*) Die Namen der drei mächtigen Völker Om-Aguas, Dit-Aguas oder Aguas Manaos oder Manoas und Guayprès oder Uaupès längs der Ufer des Uaupe oder Guaupe sind noch heute um die Flußbecken des Amazonenstroms und Rio Negro bekannt.

**) Journ. of the roy. Geogr. soc. 1836, Bd. 6, Th. I., S. 21. Ich bedaure, daß Lieut. Smyth weder meine astronomischen Beobachtungen an den Ufern des oberen Rio Negro und Cassiquiare, noch die Reisekarte des Orenoko und seiner Gabelung gekannt hat, die ich 1814 herausgegeben habe. (Atlas Nr. 6). Er würde sonst sicher durch einige richtige Angaben die wilde Zeichnung verbessert haben, welche ihm Barra von dem Cassiquiare und den Zuflüssen des Rio Negro gegeben, und die er in seinem anziehenden Werke hat stehen lassen. (Narrat. of a journey from Lima to Para, 1836). Die Versicherung des Vaters Andreas Fernando de Souza rücksichtlich der Verbindung des Uaupès (Baupé) mit dem Auiyari (Guaviare) hat keine Wahrscheinlichkeit. (Vgl. m. Atlas Nr. 21). Es ist wohl eher der Iniriba, Nebenstrom des Guaviare, welcher sich durch seine Richtung den Quellen des Rio Negro nähert. Um die Verwirrung der hydrogaphischen Nomenclatur dieser Gegenden nicht zu steigern, muß ich hier bemerklich machen, daß die Handschrift des Vater Souza den Cassiquiare Guxiquiari, den Tuamini Tiniuini, den Atabapo Yatabüapu, und den Pimichin, wahrscheinlich wegen seiner Nähe bei der Mission Savita, Yaita, nennt. Da ich auf den genannten Flüssen geschifft habe, kann ich davon mit einiger Zuversicht sprechen.

nõa, herkommen der, ihnen an Gesittung weit überlegen, um die Quellen des Rio Naupès (Guape) wohne. Diese Goldwäschen zwischen dem Naupès, dem Iguiaure und dem Yurubache*) sind der Schauplatz der Thaten Pedro de Ursuas und Philipps von Hutten, eines deutschen Herren, dessen Namen die Spanier in Felipe de Urre und Utre verstümmelt haben. Von den Indianern von S. Jose de Maravitanos, einem Orte 10 Lieues im Süden von San Carlos vom Rio Negro belegen, wurde dem Capitain-Poblador Don Appollinario Diaz de la Fuente, welcher diese Ufer des oberen Oronoko, des Casiquiare und Rio Negro ein halbes Jahrhundert vor mir besucht hat, und dessen Reisebuch nach Quito ich mir verschafft habe, eingeredet, daß, wenn man 15 Tage lang auf dem Uaupès nach Westen schiffe, man zu einer berühmten Lagune de Oro gelange, die von Bergen umgeben und so groß sei, daß man das jenseitige Ufer nicht erblicke. Der wilde Volksstamm der Guanés erlaube nicht, das Gold aus dem Sandboden zu sammeln, welcher die Ufer des Sees bildet. Das so oft überschwemmte Land zwischen den Quellen des Yurubache und des Rio Marahi, Nebenflusses des Caqueta, wohin La Condamine einen anderen Goldsee versetzt, den er Parahi nennt (d. h. der See Wasser**) kann, durch Verwechselung der Lagen, Veranlassung zu der närrischen Erzählung von der Unermeßlichkeit des Sees des Uaupès gegeben haben. Gewiß scheint es mir, daß zwischen den unbekannten Quellen des Rio Negro und seinen Zuflüssen Xié und Uaupes (1 — 1½° NB., 71½ bis 74° L.) ein kleines Bergplateau liege, welches Lager von goldhaltigem Aufgeschwemmten enthalte. Die Sittigung wird einst in diese Gegenden dringen, sei es von Osten nach Westen aus den brasilischen oder colum-

*) Man hat sich sehr viel um die Frage bewegt, was eigentlich die Flüsse Jurubache und Squiare der Väter Acunna und Fritz seien. Ich glaube, sie in dem Hyurubaxi (spr. Churubachi) und dem Iguiari der portugiesischen handschriftlichen Karten in dem hydrographischen Depot von Rio Janeiro wiedererkannt zu haben. Ersterer ergießt sich bei St. Isabelle in den Rio Negro, Letzterer in den Issana, Nebenfluß des Negro.

**) Vergl. m. Karte von Columbia 1° 5′ SB., 68° 10′ L. Auch der Pater Fritz hat, durch eine Reise im Jahre 1657 dieses goldtragende Gebiet berühmt gemacht. Unter den kostbaren Sammlungen d'Anville's, welche in den Archiven für auswärtige Angelegenheiten zu Paris unter der Nummer 9545 aufbewahrt werden, habe ich eine handschriftliche Karte gefunden, welche sehr merkwürdig ist und die Reise des Vater Fritz verzeichnet. Sie führt die Aufschrift: tabula geografica del Marannon, 1690. Ich habe dieselbe für meine Untersuchungen über die Geschichte der Geographie Amerikas benutzt.

bischen Missionen am Rio Negro und Atabapo, die sich gegenwärtig in gleich erbärmlichem Zustande befinden, sei es von Westen nach Osten von den Missionen von Cazuan und dem Guayavero am Fuße der Cordilleren von Cundinamarca her. Dann wird man sehen, ob diese goldhaltigen Sandlager werth sind, ausgewaschen zu werden und ob ich die geographischen Verhältnisse des ersten Dorado, dessen der Om-aguas, richtig ausgelegt habe, wohin sich alle von 1535—1560 unternommene Rüstungen richteten. In diesem letzteren Jahre nahm Pedro de Ursua den prächtigen Titel an: **Governador del Dorado y de Omagua.** Er meinte, daß sein Gouvernement a partibus sich über eine Provinz erstrecke, welche die Eingeborenen unter dem Namen des Landes Caricuri bezeichneten und schon dieser Name, dessen Bedeutung er ohne Zweifel nicht kannte, erweist die Folgen der caraibischen Einfälle in diese Gegend. Gold heißt in der Tamanaka-Sprache Caricuri, auf caraibisch Carăcŭrŭ und bereits der gelehrte Fortsetzer des Mithridat, Herr Vater, hat die Verwandtschaft dieser beiden Sprachen bemerkt. Jedoch ist Curi (Cori) auch das peruanische Wort (Quichua) für dasselbe Metall, so daß wir hier eine der eingeführten Wurzeln finden, die durch wandernde Stämme 4—500 Stunden weit von Südwesten nach Nordosten verbreitet wurden. Zu Ende des 16. Jahrhunderts überschritt Antonio de Berrio, der Erbe des großen Adelantado Gonzalo Ximenez de Quesada, die Cordilleras von Neugranada (Cundinamarca), östlich von Tunja und kam über den Rio Casanare, den Meta und unteren Oronoko nach der Dreieinigkeitsinsel. Da erst stellte sich die Sage vom Dorado im östlichen Theile von Guyana, zwischen 62 und 66° der Länge in jener Gegend fest, welche neuerdings wieder Gegenstand nützlicher und mühsamer Forschungen geworden ist. Dieselben Namen wurden nun auf andere Stellen übertragen, der geographische Mythus nach der Bildungsfläche eines, am Fuße der Pacarainakette häufigen Ueberschwemmungen ausgesetzten Landes gemodelt. Da die Quellen der großen Ströme stets die Forschbegier der Menschen erregt haben, indem sie den gewagtesten Voraussetzungen ein weites Feld darbieten, so wurden die Fragen nach den Quellen des Oronoko in enger Verbindung mit dem Suchen nach dem Dorado in Ostguyana befunden. Die von einem gewissen Martinez verfaßten, von Ralegh verbreiteten und der Geschichte der Abenteuer Juan Martin's de Albujar einverleibten Geschichten hatten die Einbildungskraft des Antonio de Berrio und seines Manse de Campo Domingo de Vera (1595) entflammt. Dieser Martinez war von den Caraiben von Stadt zu Stadt geschleppt worden, bis er nach Manoa, der Haupt-

stadt des Dorado, gelangte, wo er einen Verwandten des Inca Atabalipa (Atahualpa) zu sehen glaubte, den er bereits zu Caxamarca gekannt haben wollte. Da Martinez am obern Carani wohnte, der von der Pacaraina-Bergkette herabkömmt, und da er, nach langer Abwesenheit, den Rio Essequibo heraus bei den Indianern der Dreieinigkeitsinsel wieder zum Vorschein kam, so hat er ohne Zweifel dazu beigetragen, den See Manoa an den Isthmus des Rupunuri oder Rupunuvini zu versetzen. Dieser See ward allmälig zu einem inneren Meere vergrößert (Laguna Parime oder von Roponowini des Jodocus Hondius). In dem Jahre, wo ich diese Zeilen schreibe, bewahren noch viele neuere Karten diese alte geographische Sage, wie sie ebenfalls sorgfältig die Sage von einer großen Hochebene Mittelasiens bewahren, welche sich von der Kette des Himalaya bis zu der des Altai erstrecken soll.

Der zweite Dorado, der des Ostens, kann mit dem Namen Dorado de la Parime oder das Ralegh belegt werden, denn dieser große Mann unternahm vier Züge nach dem niedern Oronoko von 1597 — 1617. Gewiß war er selbst getäuscht, aber als es sich darum handelte, die Einbildungskraft der Königin Elisabeth zu entzünden und die Entwürfe seiner ehrsüchtigen Staatskunst auszuführen, vernachlässigte er keinen Kunstgriff der ausgesuchtesten Schmeichelei. Er schilderte der Königin „das Entzükken dieser barbarischen Völker beim Anblicke ihres Bildes: er will, daß der Name der erhabenen Jungfrau, welche Reiche zu erobern weiß, bis zu den kriegerischen Frauen (Amazonen) Guyanas gelange; er versichert, daß man zu der Zeit als die Spanier den Thron von Cuzco stürzten, eine alte Weissagung aufgefunden habe, derzufolge der Herrscherstamm der Incas einst Großbritannien seine Wiedereinsetzung danken solle; er räth, Besatzungen von 3 — 4000 Engländern, unter dem Vorwande, das Gebiet gegen äußere Feinde zu vertheidigen, in die Städte des Inca zu legen und zugleich diesen so großmüthig beschützten Fürsten zur Zahlung einer jährlichen Steuer von 300,000 Lst. an die Königin Elisabeth anzuhalten; endlich setzt er, wie ein Mann, welcher die Zukunft voraussieht, hinzu, daß alle diese weiten Gebiete Südamerikas einst dem englischen Volke gehören würden.

Die östlichen Theile Guyanas erlangten eine neue Berühmtheit, als der Gouverneur Don Manuel Centurion, verführt durch indianische Häuptlinge, die sich mit Hülfe der Spanier an einem feindlichen Stamme zu rächen hofften, im Jahre 1770 neue Einfälle am obern Cauca unternahm. Das Volk der Majenaos ward, durch ungenaue Aussprache, damals in

Manaos umgetauft und dieser, durch den Zug Urre's und Jorge's d'Espira (Georgs von Speier) berühmte Name nun in der Ebene des Rio Branco wiedergefunden.

Bis in die Mitte des 18. Jahrhunderts war das gesammte Gebiet zwischen den Bergen des französischen Guyana und den Wäldern von wilden Cacaobäumen und Juvien (Bertholletia excelsa) am oberen Oronoko, zwischen den Quellen des Rio Caroni und dem Amazonenflusse (von 0° — 4½° NB. und von 57° — 58° L.) so wenig gekannt, daß die Erdbeschreiber dorthin nach Gutdünken Seen versetzen und Flußverbindungen erschaffen konnten. Gegenwärtig ist das Feld der Vermuthungen beträchtlich verengert. Die Länge von Esmeralda am Oberoronoko ist bestimmt worden; im Osten von diesem Punkte hat man mitten durch die Ebenen und Steppen der Parime einen Streifen von zwanzig Stunden Breite längs der Ufer des Caroni und Rio Branco von Norden nach Süden durchlaufen. Dies ist der gefährliche Weg, welchen im J. 1739 der Wundarzt Nicolas Hortsmann aus Hildesheim, 1775 der Spanier Don Antonio Santos mit seinem Freunde Nikolas Rodriguez, 1793 der Obristlieutenant vom ersten Linienregimente von Para, Don Francisco Jose Rodriguez Barete und, nach handschriftlichen*) Bemerkungen, welche ich dem Herrn Ritter de Brito, ehemaligem portugiesischen Gesandten zu Paris verdanke, mehre englische und holländische Ansiedler genommen haben, welche im Jahre 1811 über den Trageplatz des Rupunuri und den Rio Branco von Surinam nach Para gingen. Dieser Weg theilt die terra incognita der Parime in zwei ungleiche Theile und er bezeichnet zugleich, was ein wichtiger Punkt für die Feststellung von Lagen in diesen Gegenden ist, Grenzen für die Quellen des Oronoko, die nicht fürder ins Unendliche nach Osten zurückverlegt werden können, wenn man nicht das Bett des Rio Branco, welcher von Norden nach Süden fließt, von dem Bette des Oronoko, dessen Richtung von Osten nach Westen geht, durchschneiden lassen will. Wegen der Lage von Santa Rosa am Uraricapara, dessen Lauf mir durch die portugiesischen Ingenieure wohl bestimmt scheint, können die Quellen des Oronoko nicht östlich von dem 65½ Meridiangrade

---

*) Die Brasilianer haben seit dem Anfange des 19. Jahrhunderts, aus politischen Beweggründen, ein lebhaftes Interesse für die Ebenen gezeigt, welche sich östlich vom Rio Branco hinstrecken. Vergl. eine von mir auf Veranlassung des portugiesischen Hofes im Jahre 1817 verfaßte Denkschrift „über die Grenzen des französischen Guyana.“ (Schöll, Archives politiques ou pièces inédites t I, p. 48—58).

liegen. Dies ist die östliche Grenze, über die man sie unmöglich hinaussetzen darf; aber mir scheint es, wenn ich das Verhalten des Flusses in dem Raudal der Guaharibos (über dem Canno Chiguire im Lande der so sehr weißhäutigen Guaycas-Indianer 52′ im Osten des großen Cerro Duida) bedenke, wahrscheinlich, daß der Oronoko in seinem oberen Laufe höchstens den Meridian des 66½ Grades erreiche. Dieser Punkt liegt nach meinen Schlüssen um 4° 12′ östlicher, als der kleine See Amucu, wohin Herr Schomburgk neuerdings gelangt ist. Verfolgt man den Lauf des Rio Branco seiner ganzen Länge nach, von den beiden ihn zusammensetzenden Strömen Uraricuera und Tacutu aus*) und steigt man von der Bergkette von Pacaraine durch den schmalen Streifen angebauten (oder vielmehr bewohnten) Landes, der zur Generalcapitanie von Großpara gehört, hinab, so kann man die, theils ersonnenen, theils von den Erdbeschreibern vergrößerten Seen in zwei getrennte Gruppen theilen. Die erste derselben umfaßt diejenigen, welche man zwischen Esmeralda, die östlichste Mission des oberen Oronoko und Rio Branco versetzt; zur zweiten gehören die Seen, welche man in dem Gebiete zwischen dem Rio Branco und dem französischen, holländischen und englischen Guyana annimmt. Diese Uebersicht, welche von den Reisenden nicht aus den Augen gesetzt werden darf, beweist, daß die Frage, ob ein, von dem durch Hortsmann, Santos, Obrist Barata und Herrn Schomburgk gesehenen See Amucu verschiedener See Parime im Osten des Rio Branco besteht, ganz verschieden von dem Probleme der Quellen des Oronoko ist. Da der Name meines berühmten Freundes Don Felipe Bauza, ehemaligen Directors des hydrographischen Depots zu Madrid, in der Erdkunde von großem Gewichte ist, so verpflichtet mich hier die Unparteilichkeit, welche jede wissenschaftliche Erörterung leiten soll, zu der Erinnerung, daß dieser Gelehrte einigermaaßen geneigt war, an das Vorhandensein von Seen im Westen des Rio Branco, ganz nahe bei den Quellen des Oronoko, zu glauben. Kurze Zeit vor seinem Tode schrieb er mir von London: „Ich wünschte, Sie wären hier, damit wir gemeinschaftlich die Geographie des oberen Oronoko

*) Sie vereinigen sich zu St. Joacquim do Rio Branco; aber die Nebenflüsse des Tacutu, welche den Mahu und Xurumu bilden, mit den Zuströmungen des Uraricuera, welche den Parime, Mayari und Uraricapara ausmachen, entspringen unmittelbar am Südabhange der kleinen Cordillern von Pacaraina, so daß die Wasser des Rio Branco, dessen Zusammenfluß mit dem Rio Negro nach dem Astronomgeographen Pontes Leme unter 1° 26′ SB. stattfindet, aus 4° NB. herkommen.

erörtern könnten, welche Sie so sehr beschäftigt hat. Ich bin so glücklich gewesen, die Aktenstücke, welche dem Marinegeneral Don Jose Solano, Vater desjenigen, der zu Cadix ein so trauriges Ende nahm, gehört haben, von einer gänzlichen Zerstörung zu retten. Diese Actenstücke beziehen sich auf die Grenztheilung*) zwischen den Portugiesen und Spaniern, womit Solano zugleich mit dem Geschwaderführer Yturriaga und Don Vicente Doz seit dem Jahre 1754 beauftragt war. Auf allen damaligen Plänen und Entwürfen sehe ich eine Laguna Parime, bald als Quelle des Oronoko, bald ganz abgesondert dargestellt. Soll man also wohl annehmen, daß es einen See dort im Osten und Nordosten von Esmeralda gebe?"

Die Aktenstücke, von denen Hr. Bauza hier sprach, sind dieselben, welche zu der großen Karte von la Cruz Olmedilla gedient haben, die allen zu Ende des vorigen Jahrhunderts in England, Frankreich und Deutschland erschienenen Karten von Südamerika zu Grunde liegt; sie haben auch für zwei im Jahre 1756 von dem Vater Caulin, Geschichtschreiber des Solanoschen Zuges und von einem ungeschickten Compilator Hrn. v. Surville, einem der Archivbeamten des Staatssekretariats zu Madrid, herausgegebene Karten gedient. Der Widerspruch, welcher in diesen Karten erscheint, ist beweisend für denjenigen in den „Plänen und Entwürfen," welche ihnen zu Grunde lagen. Noch mehr: der Vater Caulin, Geschichtschreiber des Zuges, entwickelt scharfsinnig die Umstände, welche Veranlassung zu der Fabel vom See Parime gegeben haben und die Survillesche Karte, welche dessen Werk beiliegt, stellt nicht allein diesen See unter dem Namen „weißes Meer und Mar dorado" wieder her, sondern bildet auch noch einen kleinern ab, woraus, zum Theil durch Seitensickerungen, der Oronoko, Siapa und Ocamo entspringen. Ich habe mich an Ort und Stelle von der in den Missionen ganz bekannten Thatsache unterrichten können, daß der José Solano allein über die Wasserfälle von Aturès und Maypure heraus, aber doch nicht jenseits des Zusammenflusses des Guaviare und Oronoko, unter 4° 3′ Br. und 70° 31′ L. gekommen ist und daß die astronomischen Werkzeuge **) der Grenz-

---

*) Der berühmte Löffling, Schüler Linnés, kam, um Botaniker dieser Expedition zu werden, nach Cumana. Er starb, nachdem er die Missionen von Piritu und Caroni durchreist hatte, am 22. Februar 1756, in der Mission Sta Eulalia de Murunuri, etwas südlich von dem Einflusse des Caroni in den Oronoko.

**) Aus diesem Grunde ist die Lage des Gleichers, d. h. der Punkt, wo er den Rio Negro schneidet, um mehr als einen Grad verfälscht. Ich habe

expedition weder bis an den Isthmus des Pimichin und Rio Negro, noch an den Casiquiare und den Oberoronoko oberhalb der Mündung des Atabapo gebracht worden sind. Dieses große Land, wo vor meiner Reise keine astronomische Beobachtung versucht worden war, ward zu Solanos Zeit nur von einigen auf Entdeckungen ausgeschickten Soldaten durchzogen und Don Apollinario de la Fuente, dessen Tagebücher ich aus dem Archive der Provinz Quixos hervorgesucht habe, sammelte ohne Kritik aus den lügenhaften Erzählungen der Indianer Alles, was der Leichtgläubigkeit des Gouverneurs Centurion schmeicheln konnte. Keine der zu der Ausrüstung gehörigen Personen hat einen See gesehen und Don Apollinario konnte nur bis zum Cerro Yumariquin und bis nach Gehette gelangen.

Nachdem ich, in der ganzen Ausdehnung des Landes, wohin man den Forschungseifer der Reisenden zu richten wünscht, eine Theilungslinie aufgestellt habe, die durch das Becken des Rio Branco gebildet wird, bleibt mir noch übrig, anzudeuten, daß unsere geographischen Kenntnisse im Westen dieses Theiles zwischen dem 64. und 68. Grade nicht im Geringsten vermehrt worden sind. Die Versuche, welche die Regierung des spanischen Guyana fortschreitend seit den Zügen von Iturria und Solano unternommen hat, um die Bergkette von Pacaraina zu erreichen und zu überschreiten, haben wenig Erfolg gehabt. Die Spanier haben, indem sie in den Missionen der catalonischen Capuziner von Barcellonetto am Zusammenflusse des Caroni mit dem Rio Paragua, diesen letzteren Fluß südwärts bis herauf zu seiner Vereinigung mit dem Paraguamusi verfolgten, an der Stelle dieser Vereinigung die Mission Guirion errichtet, welche anfänglich den stolzen Namen Ciudad de Gui-

---

durch Hrn. Bauza den astronomischen Theil der Urhandschrift von Solano und Doz erhalten, der von Hrn. Oltmanns in den Denkschriften der Akad. d. W. zu Berlin für 1830 veröffentlicht worden ist (S. 113). Alle Beobachtungen treffen nördlich vom Raudal d'Atures; man hat die Verfinsterungen der Jupitertrabanten wieder berechnet, indem man Delambres neue Tafeln benutzte. Die Fehler in der Länge verschwinden dann größtentheils; sie waren, nach den Resultaten, wobei die Grenzexpedition in den Jahren 1754—57 stehen blieb, für die Länge von Cumana $2\frac{1}{2}°$, für den port d'Espagne auf der Insel de la Trinité $1\frac{3}{4}°$. Die Delambreschen Tafeln verringern diese Irrthümer für den ersteren Punkt auf 15', für den zweiten auf 2' im Bogen. Dies ist ein neues und schlagendes Beispiel für den Nutzen, welchen die Erdbeschreibung aus der Bekanntmachung der astronomischen Beobachtungen selbst ziehen kann.

rion empfing. Ich schätze sie auf etwa $4\frac{1}{2}°$ B. Von dort aus trieb der Gouverneur Centurion, aufgeregt zur Erforschung des Dorado durch die ausschweifenden Berichte zweier Indianerhäuptlinge Paranacare und Arimuicaip, von dem mächtigen Volke der Ipurucotos, dasjenige, was man damals geistliche Eroberung nannte, immer weiter und errichtete jenseits der Berge von Pacaraina die beiden Dörfer Santa Rosa und San Baptista de Caudacada, ersteres in dem obern Theile und am östlichen Ufer des Uraricapara, Nebenfluß des Uraricuera, den ich in dem Reisetagebuche von Rodriguez Rio Curaricara genannt sehe; letzteres 6—7 Stunden weiter nach O. S. O. Der Astronomgeograph der portugiesischen Grenzcommission, Fregattencapitain Don Antonio Peres da Sylva Pontes Leme und der Ingenieurcapitain Don Riccardo Franco d'Almeida da Serra *); welche von 1787—1804 mit größter Sorgfalt den ganzen Lauf des Rio Branco und seiner oberen Verzweigungen erforscht haben, nennen den nördlichsten Theil des Uraricapara das Thal der Ueberschwemmung. Sie setzen die spanische Mission Santa Rosa unter 3° 46′ Br. und bezeichnen den Weg, welcher von da nach Norden, indem er die Bergkette überschreitet, zum Canno Anocapra, einem Zuflusse des Paraguamusi führt, um so aus dem Becken des Rio Branco in das des Caroni zu gelangen. Außer dem Thale der Ueberschwemmung findet man noch andere große Moräste zwischen dem Rio Xurumi und dem Parime**). Einer dieser Creeks ist Nebenfluß des Tacutu, der andere des Uraricuera. Am Fuße der Pacarainaberge selbst sind die

*) Zwei Karten dieser portugiesischen Offiziere, welche das ganze Detail der trigonometrischen Aufnahme der Windungen des Rio Branco, des Uraricuera, Tacutu und Mahu enthalten, sind Hrn. Obrist Lapin und mir eine durch den Hrn. Grafen Linhares gefällig mitgetheilt worden. Diese kostbaren, nicht veröffentlichten Aktenstücke, welche ich benutzt habe, befinden sich noch in den Händen des gelehrten Geographen, welcher vor längerer Zeit ihren Stich auf seine Kosten hat beginnen lassen.

**) Die Portugiesen nennen bald den ganzen Rio Branco, Rio Parime, bald beschränken sie diese Benennung blos auf den Nebenstrom des Uraricuera, etwas unter dem Canno Mayari und über der ehemaligen Mission San Antonio. Da die Worte Paragua und Parime gleichmäßig Wasser, großes Wasser, See und Meer bezeichnen, muß man sich nicht wundern, sie so oft bei den Omaguas des oberen Marannon, bei den nördlichen Guaranis und den Caraiben, also sehr weit von einander entfernten Völkern anzutreffen. Unter allen Zonen werden die großen Flüsse von den Uferbewohnern kurzweg der Fluß genannt. Paragua, einer der Zweige des Caroni, ist derselbe Name, welchen die Eingeborenen dem oberen Orenoko geben. Der

Flüsse großen periodischen Austretungen unterworfen und der See Amucu, von welchem weiter unten gesprochen werden soll, zeigt denselben Character der Lage am Eingange der Ebenen. Die spanischen Missionen Santa Rosa und San Baptista de Caudacada oder Cayacaya, in den Jahren 1770 und 73 von dem Gouverneur Don Manuel Centurion gegründet, wurden vor Ende des letzten Jahrhunderts zerstört und seit diesem Zeitraume ist kein neuer Versuch gemacht worden, um von dem Becken des Caroni gegen den südlichen Abhang der Pacaraina-Kette vorzudringen.

Nur das Land im Osten der Ebene Rio Branco hat in diesen letzten Jahren glückliche Nachforschungen veranlaßt. Hr. Hillhouse ist den Masseruni bis zum Creek von Caranauy hinaufgestiegen, von wo ein Fußsteig den Reisenden, wie er sagt, in zwei Tagen bis zu der Quelle des Masseruni und in drei Tagen zu den Nebenflüssen des Rio Branco geführt habe. Die Windungen des großen Flusses Masseruni, welchen Hr. Hillhouse beschrieben hat, angehend, bemerkt er in einem, unterm 31. Dec. 1831 aus Demerari an mich gerichteten Schreiben, „daß der Masseruni von den Quellen aus erst nach Westen, hernach auf einen Breitengrad nördlich, dann nahe an 200 englische Meilen weit nach Osten und endlich nach Norden und Nordnordosten zum Essequibo fließt." Da Hr. Hillhouse den Südabhang der Pacaraina-Kette nicht hat erreichen können, so hat er auch nichts über den See Amucu erfahren und erwähnt sogar in seiner gedruckten Denkschrift, „daß es nach den Nachrichten, welche ihm von dem, das Land zwischen dem Ufergebiete und dem Amazonenstrome fortwährend durchziehenden Stamme der Accawäs zugekommen wären, gewiß sei, daß in allen diesen Bezirken kein See gefunden werde." Diese Versicherung hatte für mich etwas Ueberraschendes, sie war in gradem Widerspruche mit den Nachrichten, welche ich über den See Amucu gesammelt hatte, aus dem der Canno Pirara nach den Tagebüchern Hortsmann's, Santo's und Rodriguez entspringt; Tagebücher, welche mir um so mehr Vertrauen eingeflößt hatten, weil sie so vollständig mit den portugiesischen Handzeichnungen übereinstimmten. Nach fünfjährigem Harren hat endlich Hrn. Schomburgks Reise den Zweifel zerstreut.

„Es ist schwer zu glauben," sagt Hr. Hillhouse in seiner anziehenden

Name Orinune ist tamanakisch und ward zuerst im Jahre 1531 von Diego de Ordaz gehört, als dieser bis zur Mündung der Meta hinaufdrang.

Denkschrift über den Masseruni, „daß die Ueberlieferung von einem großen Binnensee gar keinen Grund habe. Das Folgende mag, wie ich vermuthe, zur Existenz des fabelhaften Parime-Sees Veranlassung gegeben haben. In ziemlich bedeutender Entfernung von dem Taboco-Wasserfalle haben die ruhigen Wasser des Masseruni keinen größeren sichtbaren Fall, als die eines Sees. Wenn in einer näheren oder entfernteren Epoche die horizontalen Lagen der granitischen Bildung von Taboco vollkommen dicht und spaltenlos gewesen sind, so hat sich das Wasser wenigstens 50 Fuß über seine gegenwärtige Ebene erhoben und einen See von 10—12 Meilen Breite auf 1500—2000 Meilen Länge bilden müssen. Es ist nicht blos die Ausdehnung der vorausgesetzten Ueberschwemmung, welche mich hindert, diese Erklärung anzunehmen. Ich habe Ebenen (Llanos) gesehen, wo zu der Zeit des Regens die Ueberschwemmungen der Nebenflüsse des Oronoko in Folge des Aufsteigens der Gegengehänge des Bodens, jährlich eine Oberfläche von fast 400 Quadratstunden mit Wasser bedecken. Die verschlungenen Verzweigungen zwischen dem Apure, dem Arauca, dem Capanaparo und dem Sinaruco verschwinden dann vollständig, die Form der Flußbetten ist verwischt und das Ganze erscheint als ein großer See. Aber die Oertlichkeit der Sage vom Dorado und Parime gehört geschichtlich einer ganz andern Gegend Guyana's, dem Süden der Pacaraina-Berge, an. Es sind, wie ich anderwärts vor funfzehn Jahren schon bewiesen zu haben glaube, die Glimmerfelsen des Ucucuamo, der Name des Rio Parime (Rio Branco), die Ueberschwemmungen seiner Nebenflüsse und vorzüglich das Bestehen des Sees Amucu in der Nachbarschaft des Rupunuwini (Rupunuri) und vermittelst des Pirara in Verbindung mit dem Rio Parime, welche die Sage vom weißen Meere und vom Dorado de la Parime veranlaßt haben."

Mit Befriedigung habe ich gesehen, wie die Reise des Hrn. Schomburgk diese ersten Bemerkungen vollkommen bestätigt hat. Derjenige Theil seiner Karte, welcher den Lauf des Essequibo und Rupunuri darstellt, ist durchaus neu und für die Erdkunde von größter Wichtigkeit. Er stellt die Pacarainakette von 3° 52′ bis 4° Breite dar; ich hatte seine mittlere Richtung von 4° bis 4° 10′ angegeben. Die Kette erreicht den Zusammenfluß des Essequibo und Rupunuri unter 3° 57′ B. und 60° 23′ L. Ich hatte diesen Einfluß um einen halben Grad zu weit nach Norden versetzt. Die Lage des Sees Amucu und seine Verbindungen mit dem Mahu und dem Tacutu (Tacoto) stimmen ganz mit meiner Karte von Columbia 1825 überein und obgleich, nach den Aus-

zügen der Handschriften des Hrn. Schomburgk bei der Anzeige der Quellen seiner Karte die meinige sich nicht genannt findet, zeigt doch die oberflächlichste Vergleichung, daß Alles was dieser Reisende nicht durchreist hat und was in punktirten Linien in der neuen Karte bis zum Rio Xuruma (Zuruma) und nach St. Joacqim de Rio Branco verzeichnet ist, von der von 1825 entnommen ist. Auch stimmen wir Beide höchst auffallend über die Breitenlage des Sees Amucu zusammen. Der Reisende findet sie unter 3° 33′, ich hatte geglaubt, sie auf 3° 35′ festsetzen zu müssen; aber der Canno Pirara (Pirarara), welcher den Amucu mit dem Becken des Rio Branco verbindet, tritt im Norden und nicht im Westen aus dem See.

Die folgenden Bemerkungen, welche ich aus der Denkschrift des Hrn. Schomburgk übersetze, werfen auf diesen Gegenstand einiges Licht. „Der See Amucu, sagt dieser Reisende, ist ohne Widerspruch der Kern (nucleus) des Sees Parime und des vorgeblichen weißen Meeres. Im Monate December und Jannar, als wir ihn besuchten, hatte er kaum eine Stunde Länge und war zur Hälfte mit Binsen bedeckt. (Dieser Ausdruck findet sich schon auf der d'Anvilleschen Karte von 1748). Der Pirara entspringt aus dem See westnordwestlich von dem indianischen Dorfe Pirara und geht in den Mau oder Mahu. Letzterer Fluß entspringt, nach den Nachrichten, welche ich einziehen konnte, im Norden der Pacarainakette, welche in ihrem östlichen Theile nur 1500 Fuß Höhe hat. Die Quellen finden sich auf einer Hochebene wo der Fluß einen schönen Wasserfall, la Corona genannt, bildet. Wir waren auf dem Punkte ihn zu besuchen, als am dritten Tage dieses Ausflugs in die Berge das Unwohlsein eines unserer Gefährten mich zwang, zur Station des Sees Amucu zurückzukehren. Der Mahu hat schwarzes (kaffefarbenes) Wasser und sein Strom ist reißender, als der des Rupunuri. In Mitten der Berge, durch welche er sich einen Weg bricht, hat er noch nicht 60 Yards Breite und ist von sehr malerischem Anblicke. Dieses Thal und die Ufer des Burotuuro, Nebenflusses des Siparuni, werden von den Macusi-Indianern bewohnt. Im Monat April sind die Savannen überschwemmt und haben dies Eigne, daß die Wasser aus zwei verschiedenen Flußsystemen sich auf ihnen vereinigen. Die große Fläche, welche von dieser vorübergehenden Ueberschwemmung bedeckt wird, kann zu der Fabel vom See Parime Veranlassung gegeben haben. Während der Regenzeit könnte eine Wasserverbindung im Innern des Landes hergestellt werden, die den Essequibo, Rio Branco und Grand-Para vereinigte. Einige Baumgruppen auf

Sandhügeln erheben sich oasengleich in den Savannen und erscheinen zur Zeit der Ueberschwemmungen wie Eilande in einem großen See; dies sind ohne Zweifel die Ipomucena-Inseln von Don Antonio Santos."

Ich habe in d'Anville's Handschriften, deren Untersuchung die Erben mir freundlich erlaubten, gefunden, daß der Wundarzt Hortsmann aus Hildesheim, welcher diese Gegenden so sorgfältig beschrieben hat, einen zweiten Alpensee kannte, den er auf zwei Tagereisen von dem Zusammenflusse des Mahu und Rio Parime (Tacutu?) entfernt setzt. Es ist ein See mit schwarzem Wasser auf dem Gipfel eines Berges. Er unterscheidet ihn sehr genau vom See Amucu, den er „mit Binsen bedeckt" nennt. Die Tagebücher von Hortsmann und Santos, sowie die portugiesischen Handzeichnungen des Marinedepots zu Rio Janeiro zeigen keine dauernde Communication zwischen dem Rupunuri und dem See Amucu. So ist auch auf den d'Anvilleschen Karten der Flußlauf nach der ersten Ausgabe von Südamerika aus den Jahren 1748 verzeichnet, welche der verbreiteteren von 1760 in dieser Beziehung voransteht. Die Reise des Hrn. Schomburgk bestätigt diese Unabhängigkeit des Rupunuri- und Essequibo-Bettes, aber der Verfasser macht bemerklich, daß „während der Regenzeit der Fluß Waa Ecuru, Nebenfluß des Rupunuri, mit dem Canno Pirara zusammenhängt." Dies ist der Zustand jener so wenig entwickelten und der trennenden Grate fast entbehrenden Flußbetten.

Der Rupunuri und das Dorf Annay (3° 56′ Br., 60° 56′ L.) werden gegenwärtig als die Grenzen der englischen und brasilischen Besitzungen in diesen Wüsten bezeichnet. Hr. Schomburgk ward von ernsthafter Krankheit, gezwungen, lange Zeit zu Annay zu verweilen; er gründet die chronometrische Lage des Sees Amucu auf das Mittel der während seines Aufenthalts zu Annay (im Osten und Westen) genommenen Mondabstände. Die Längen dieses Reisenden sind für diese Punkte von Parime meist um einen Grad östlicher, als auf meiner columbischen Karte. Weit entfernt, Zweifel auf das Ergebniß der Mondabstände von Annay zu werfen, muß ich doch bemerklich machen, daß die Berechnung dieser Abstände wichtig wird, wenn man die Zeiten vom See Amucu auf Esmeralda übertragen will, dessen Länge ich 68° 23′ 19″ fand.

Hr. Schomburgk ist erstaunt gewesen, die Spuren einer holländischen Niederlassung an den Ufern des Essequibo, weit über seinem Zusammenflusse mit dem Rupunuri, unter 3° 50′ Br., nahe dem Inlet Primoso zu finden. Dieser Posten war bereits früher gegen die Einfälle der Caraiben befestigt. Es ist nicht ohne Interesse, zu erfahren, daß Don An-

tonio Santos in seinem 1775 verfaßten Reisetagebuche von eben dieser holländischen Wohnung am obern Essequibo spricht. Damals gingen die europäischen Niederlassungen weiter nach Süden und Westen, als jetzt. Man findet für jene Zeit drei Landwege aus dem Becken des Rio Branco nach Demerari angezeigt; den am Mahu über die Berge am Branco, Nebenfluß des Cuyuni; den vom Canno Pirara zum Tavaricuru (Wen Ecuru) und den Weg vom Saraurn, der in den Taeutu fällt, zum Rupunuri, etwas südlich von den Cumucumu-Bergen auf der Seite von Pontes Leme, die vielleicht mit den Conocon- (Conoconu) Bergen der Schomburgkschen Karte identisch sind.

So also ist, nach den neuesten Forschungen, jenes große Meer de la Parime, das schwer aus unsern Karten zu bringen ist und dem man, bei meiner Rückkehr aus Amerika, noch 40 Stunden Länge gab, jetzt auf den See Amucu und 2 — 3 Stunden Umkreis beschränkt. Mehr als zweihundert Jahre lang unterhaltene Täuschungen (die letzte spanische Rüstung zur Aufsuchung des Dorado im Jahre 1775 kostete mehreren hundert Menschen das Leben) haben endlich der Erdkunde einige Früchte gebracht. Im Jahre 1512 gingen Tausende von Soldaten bei der Expedition unter, welche Ponce de Leon unternahm, um die Quelle der Jugend auf einer kleinen Bahama-Insel, Namens Bimini, die man kaum auf unsern Karten findet, zu entdecken. Diese Fahrt veranlaßte die Eroberung Floridas und die Kenntniß des großen Golfstroms, welcher aus der Bahama-Straße ausläuft. Der Durst nach Reichthümern und der Wunsch, jung zu werden, der Dorado und eine Jugendquelle, haben fast gleichzeitig die Leidenschaften erregt. In der Sitzung der Gesellschaft der Alterthumsforscher vom 7. Nov. 1836 wurde eine Denkschrift des H.n. Schomburgk über die religiösen Ueberlieferungen der Macusi-Indianer verlesen, welche Nation am oberen Mahu und einem Theil der Berge von Pacaraina wohnt und also seit einem Jahrhunderte (seit der Reise des unternehmenden Hortsmann) ihre Sitze nicht verändert hat. „Die Macusis," sagt Hr. Schomburgk, „glauben, daß ein einziger Mann, der eine allgemeine Ueberschwemmung überlebt hatte, die Erde durch Verwandlung von Steinen und Menschen wieder bevölkerte." Wenn diese Sage, Frucht der beweglichen Einbildungskraft der Völker, an Deukalion und Pyrrha erinnert, so wiederholt sie sich unter etwas abweichender Gestalt bei den Tamanakas des Oronoko. Fragt man diese, wie die Menschheit der großen Fluth entkommen sei, welche das „Zeitalter des Wassers" der Mexikaner ist, so antworten sie ohne Zögern: „daß ein Mann und eine

Frau sich auf den Gipfel des hohen Berges Tamanacu am Ufer des Asiveru gerettet hätten, und daß sie, indem sie die Früchte der Mauritiuspalme hinter sich warfen, aus ihren Kernen Menschen und Frauen hätten entstehen sehen, welche die Erde neu bevölkerten." Einige Stunden von Encaramada erhebt sich in Mitten der Savanne ein Felsen, Tapu Mereme, das heißt der gemalte Felsen, genannt; er zeigt Gestalten von Thieren und symbolische Zeichen, gleich denen, welche wir in geringer Entfernung unterhalb Encaramada nahe bei Caycara (7° 5′ bis 7° 40′ Br., 68° 50′ — 69° 45′ L.) gesehen hatten. Eben solche behauene Felsen finden sich zwischen dem Cassiquiare und Atabapo (2° 5—3° 20′ Br., 69° 70′ L.) und was noch auffallender ist, noch 140 Stunden weiter östlich in den Oeden derselben Parime wieder, welche Gegenstand dieses Aufsatzes ist. Ich habe die letztere Thatsache aus dem Tagebuche des Wundarztes Nicolas Hortsmann bestätigt, welches in einer Abschrift von der Hand des berühmten d'Anville vor mir lag. Dieser einfache und bescheidene Reisende schrieb Tag für Tag an Ort und Stelle auf, was ihm bemerkenswerth schien. Er verdient um so mehr Vertrauen, als er, unzufrieden, den Zweck seiner Nachforschungen, den See Dorado, die Goldwäschen und ein Diamantenbergwerk, welches ihm nur sehr durchsichtige Bergkrystalle lieferte, nicht erreicht zu haben, Alles, was ihm unterwegs aufstieß, mit einer Art Geringschätzung betrachtet. Als er am Rupunuri hinaufstieg, da wo der von kleinen Wasserfällen erfüllte Fluß zwischen den Bergen von Macarana sich hinwindet, fand er am 16. April 1749 ehe er die Umgebungen des Amucu-Sees erreichte, „mit Figuren, oder, wie er portugiesisch sagt: de varias letras bedeckte Felsen." Man hat uns auch nahe bei dem Felsen von Culimacari, am Ufer des Cassiquiare, Züge gezeigt, die man für Schrift erklärte, aber es waren nur ungestalte Bilder, die Himmelskörper, Crocodile, Riesenschlangen und Werkzeuge zur Bereitung des Maniocmehls darstellend. Ich habe auf diesen gemalten Felsen (piedras pintadas) keine symmetrische Anordnung oder regelmäßig abgesetzte Zeichen erkannt. Das Wort letras in dem Tagebuche des Wundarztes darf also wohl nicht im strengen Sinne genommen werden. Herr Schomburgk ist nicht so glücklich gewesen, die von Hortsmann gesehenen Bilder wiederzufinden, aber er beschreibt andere dergleichen an dem Ufer des Essequibo beim Wasserfalle Waraputa. „Dieser Wasserfall, sagt er, ist nicht allein wegen seiner Höhe, sondern auch wegen der großen Zahl in Stein gehauener Gestalten berühmt, wie ich sie zu St. John, einer der Jungferninseln gesehen habe und die ohne Zweifel ein

Werk der Caraiben sind, welche ehemals diesen Theil der Antillen bevölkerten. Ich that mein Möglichstes um einen der Steine, welcher Inschriften trägt, zu zerbrechen und mitzunehmen; aber er war zu hart und ich zu schwach vom Fieber. Weder Drohungen noch Versprechungen konnten die Indianer bewegen, einen einzigen Hammerschlag gegen diese Felsen zu thun, die so ehrwürdige Denkmale der Intelligenz und Kunstfertigkeit ihrer Ahnen sind. Sie halten dieselben für das Werk des großen Geistes und die verschiedenen Stämme, welche wir antrafen, kannten sie alle, trotz der Entfernungen. Schrecken war auf den Gesichtern meiner indianischen Gefährten gemalt. Sie schienen zu erwarten, daß das Feuer des Himmels auf mich falle. Als ich sah, daß ich keinen dieser Steine zerbrechen könne, begnügte ich mich mit einer vollständigen Zeichnung." Dies war offenbar das Klügste und der Herausgeber des englischen Journals bemerkt hiezu zu meiner großen Genugthuung: „es ist zu hoffen, daß Andre keinen besseren Erfolg haben werden, als Hr. Schomburgk und daß kein Reisender einer gesitteten Nation mehr die Hand zur Zerstörung dieser Denkmale of the untutored Indian anlegen werde." Trotz der Ausdehnung der Einfälle der alten Caraiben und der ehemaligen Macht dieses schönen Volksstammes kann ich doch nicht glauben, daß dieser große Gürtel von behauenen Felsen, der, wie angedeutet, einen großen Theil Südamerika's von O. nach W. durchzieht, das Werk der Caraiben sei. Es sind vielmehr Spuren einer alten Sittigung, die vielleicht einem Zeitraum angehört, wo Name und Abstammung der heute unterschiedenen Stämme noch unbekannt waren. Selbst die Ehrfurcht, welche man diesen groben Arbeiten überall widmet, zeigt, daß die heutigen Indianer keine Vorstellung von Ausführung ähnlicher Werke haben. Noch mehr! Zwischen Encaramada und Caycaro, am Ufer des Oronoko, finden sich diese Hieroglyphen oft sehr hoch an Felsenmauern, die nur durch Gerüste von ungemeiner Höhe zugänglich sein würden. Fragt man die Eingebornen, wie diese Figuren hätten ausgehauen werden können, so antworten sie lächelnd, als erzählten sie etwas, was nur ein Weißer nicht wissen könne: „daß es in dem Tage der großen Wasser gewesen sei, wo ihre Väter in Kähnen auf dieser Höhe geschifft hätten." Dies ist ein geologischer Traum zur Lösung eines Problems über eine sehr alte Civilisation.

Statistische Notizen über China *).

China enthält, als Staat für sich, 18 Gouvernements und die Mandschurei, als Reich in weiterm Sinne aber noch die ganze Mongolei mit Chuchunor, das östliche Turkestan und Tibet als Länder, die unter seiner völligen Botmäßigkeit stehen. Die Gouvernements werden in Provinzen, Verwaltungs-Commissariate und Verwaltungs-Bezirke eingetheilt. Die Provinzen zerfallen hinsichtlich der Verwaltung des Landes in Commissariate, Bezirke und Kreise. Die Verwaltungs-Commissariate bilden abgesonderte Theile, die unter den Cameralhöfen stehen, und, mit Ausnahme von Sju-jun-tchin im Gouvernement Sy-tschuan, nicht in Kreise getheilt werden. Verwaltende werden diejenigen Commissariate und Bezirke genannt, welche hinsichtlich der Verwaltung unmittelbar unter den Gouvernements-Chefs stehen. Die nicht verwaltenden Commissariate und Bezirke werden als Kreise betrachtet und hängen von den Provinzial-Chefs ab. Die Verwaltung der Gouvernements ist den General-Gouverneurs und Gouverneurs übergeben, und diese verwalten dieselbe durch Cameralhöfe. Die Cameralhöfe üben ihre Verwaltung aus durch die Provinzial-Regierungen, und diese durch die Bezirks- und Kreis-Regierungen, welche unmittelbar dem Volke vorstehen und die Verfügungen der höhern Behörden in Ausführung bringen. Die Militär-Chefs stehen abgesondert den ihnen anvertrauten Städten oder Festungen und den dazu gehörigen Ländereien und Einwohnern vor. Das 1ste Gouvernement ist Tschi-li; die Regierung befindet sich in Bao-din-fu, welches die Hauptstadt des Gouvernements ist; Peking wird die Residenz genannt. Dieses Gouvernement enthält 10 Provinzen, 6 Verwaltungs-Bezirke und 3 Verwaltungs-Commissariate; die Provinzen und Bezirke aber werden in 17 Bezirke und 124 Kreise eingetheilt. In diesem Gouvernement liegt nördlich das ganze Tschacharskische Aimak und ein Theil des Karzinskischen Aimaks, jenseits der großen Mauer. Das 2te Gouvernement ist Schan-dun, die Regierung ist in Zinan-fu. Dieses Gouvernement enthält 9 Provinzen und 10 Verwaltungs-Bezirke; die Provinzen und Bezirke werden in 9 Bezirke und 96 Kreise getheilt. Das 3te Gouvernement ist San-si; die Regierung ist in Tchai-juan-fu. Es enthält 9 Provinzen und 10 Verwaltungs-Bezirke; die Provinzen und Bezirke werden in 7

*) Der kaiserlich russischen Akademie der Wissenschaften von ihrem correspondirenden Mitgliede, dem Mönche Hyakinth, mitgetheilt.

Commissariate, 6 Bezirke und 85 Kreise eingetheilt. Zu diesem Gouvernement wird auch das Aimak Tumet gezählt, das jenseits der großen Mauer liegt, und in welchem die Hauptstadt Guichua-tschen, auf Mongolisch Chuchuchota sich befindet. Das 4te Gouvernement ist Che-nan; der Sitz der Regierung ist in Che-nan-fu. Dieses Gouvernement enthält 9 Provinzen und 4 Verwaltungs-Bezirke; die Provinzen und Bezirke werden eingetheilt in 6 Bezirke, 97 Kreise und 1 Commissariat. Die Gegend, die vom Gouvernement Schan-dun gegen Süden liegt, heißt Ljan-Zjan, und enthält das 5te, 6te und 7te Gouvernement. Das 5te Gouvernement ist Zjan-su; in diesem Gouvernement sind 2 Cantonalhöfe, der eine in Zjan-nin-fu, der andere in Su-tschen-fu. Es enthält 8 Provinzen, 1 Verwaltungs-Commissariat und 3 Verwaltungs-Bezirke; diese werden eingetheilt in 2 Commissariate, 3 Bezirke und 62 Kreise. Das 6te Gouvernement ist An-choi; der Sitz der Regierung ist in An-zin-fu. Das Gouvernement enthält 8 Provinzen und 5 Verwaltungs-Bezirke; die Provinzen und Bezirke werden in 4 Bezirke und 50 Kreise eingetheilt. Das 7te Gouvernement ist Zjan-si; der Sitz der Regierung ist in Nan-tschan-fu. Das Gouvernement besteht aus 13 Provinzen und Einem Verwaltungs-Bezirke, die in 2 Commissariate und 75 Kreise getheilt werden. Das 8te Gouvernement ist Fu-zjan; die Regierung hat ihren Sitz in Fu-tschen-fu. Dieses Gouvernement enthält 10 Provinzen und 2 Verwaltungs-Bezirke; die Provinzen und Bezirke werden in 4 Commissariate und 62 Kreise eingetheilt. Das 9te Gouvernement ist Tsche-zjan; Sitz der Regierung ist Chan-tschen-fu. Das Gouvernement enthält 11 Provinzen, die in Ein Commissariat, Einen Bezirk und 76 Kreise getheilt werden. Die Gegend südlich vom Gouvernement Che-nan heißt Chu-guan, und umfaßt das 10te und 11te Gouvernement. Das 10te Gouvernement ist Chu-bey; der Sitz der Regierung ist in Wu-tschan-fu. Das Gouvernement enthält 10 Provinzen und Einen Verwaltungs-Bezirk, welche in 7 Bezirke und 60 Kreise getheilt werden. Das 11te Gouvernement ist Chu-nan; Sitz der Regierung ist Tschan-scha-fu. Dieses Gouvernement enthält 9 Provinzen und 3 Verwaltungs-Bezirke, welche in 3 Bezirke und 64 Kreise eingetheilt werden. Die Gegend, die vom Gouvernement San-si gegen Westen liegt, heißt Schan-gan, und bildet die beiden Gouvernements Schan-si und Gan-su; die Gegend, die vom Gouvernement Gan-su westlich liegt, heißt Ili, und die gegen Südwest Zin-chai, auf Mongolisch Chuchunor (oder Kukenor). Das 12te Gouver-

nement ist Schan-si; die Regierung befindet sich in Si-an-fu. Dieses Gouvernement enthält 7 Provinzen und 5 Verwaltungs-Bezirke, welche in 6 Commissariate, 5 Bezirke und 73 Kreise eingetheilt werden. Das 13te Gouvernement ist Gan-su; der Sitz der Regierung ist in Lan-tschen-fu. Dieses Gouvernement enthält 9 Provinzen und 6 Verwaltungs-Bezirke; die Provinzen und Bezirke werden in 9 Commissariate, 7 Bezirke und 51 Kreise eingetheilt. Außerdem befinden sich in diesem Gouvernement 42 fremde Volksstämme, die von ihren Aeltesten (Chinesisch: Tchu-sy) regiert werden, und aus Tanguten bestehen. Unter dem General-Gouverneur der Gouvernements Schan-si und Gan-su steht Chu-chunor, und in der Tschungarei Barkjul und die Urumzen, welche nach ihrer geographischen Lage zum Gouvernement Gan-su gezählt werden. Das 14te Gouvernement ist Sy-tschuan; der Sitz der Regierung befindet sich in Tschen-du-fu. Dieses Gouvernement enthält 12 Provinzen, 6 Verwaltungs-Commissariate und 8 Verwaltungs-Bezirke; die Provinzen und Bezirke werden in 6 Commissariate, 11 Bezirke und 111 Kreise eingetheilt. Außerdem befinden sich hier 269 fremde aus Tanguten bestehende Stämme. Tibet wird nach seiner geographischen Lage zu dem Gouvernement Sy-tschuan gerechnet. Zwei Chinesische Beamte 4ter Classe regieren diesen Staat, sind aber vom General-Gouverneur von Sy-tschuan abhängig. Die Gegend, die von den Gouvernements Zjan-si und Chu-nan südlich liegt, heißt Ljan-guan und enthält das 15te und 16te Gouvernement. Das 15te Gouvernement ist Guan-dun (Kanton); der Sitz der Regierung ist in Guan-tschen-fu. Das Gouvernement enthält 9 Provinzen, 2 Verwaltungs-Commissariate und 4 Verwaltungs-Bezirke; diese werden in 2 Commissariate, 7 Bezirke und 79 Kreise eingetheilt. Das 16te Gouvernement ist Guan-si; der Sitz der Regierung ist in Gui-lin-fu. Dieses Gouvernement enthält 11 Provinzen und einen Verwaltungs-Bezirk, welche in 5 Commissariate, 18 Bezirke und 47 Kreise eingetheilt werden. Außerdem befinden sich hier 46 fremde Stämme. Die Gegend, die vom Gouvernement Sy-tschuan südlich liegt, heißt Jun-gui und enthält das 17te und 18te Gouvernement. Das 17te Gouvernement ist Jun-nan; der Sitz der Regierung ist in Jun-nan-fu. Dieses Gouvernement enthält 14 Provinzen, 3 Verwaltungs-Commissariate und 4 Verwaltungs-Bezirke; die Provinzen und Bezirke werden in 9 Commissariate, 27 Bezirke und 39 Kreise getheilt. Außerdem befinden sich hier 50 fremde Volksstämme (von Tangutischer und Indischer Abstammung). Das 18te Gouvernement ist Gui-tschen; der Sitz der Regierung ist in Gui-jan-fu.

Das Gouvernement enthält 12 Provinzen, 8 Verwaltungs-Commissariate und Einen Verwaltungs-Bezirk; diese werden in 11 Commissariate, 13 Bezirke und 34 Kreise eingetheilt. Außerdem befinden sich hier 81 fremde Volksstämme. In jedem Gouvernement ist Ein Cameralhof, ausgenommen im 5ten, wo sich zwei befinden. Zum chinesischen Reiche gehört noch die Mandschurei, welche aus 3 Militär-Gouvernements besteht. Diese heißen Schen-zsin, Girin und Che-lun-zsjan. Schen-zsin enthält 2 Provinzen, die in 3 Commissariate, 4 Bezirke und 8 Kreise eingetheilt werden. Der Ober-Commandirende hat seinen Sitz in Fyn-tschan-fu; von seinen Gehülfen befindet sich der eine in Zsin-tscheu-fu, der andere in Sin-ju-tschen. Außerdem zählt man noch 11 befestigte Plätze, die Garnison haben. Girin wird in 3 Commissariate getheilt, in welchen sich 8 Städte oder befestigte Plätze befinden. Der Ober-Commandirende hat seinen Sitz in Girin-choton; seine 4 Gehülfen befinden sich in den Städten Ninguta, Bedune, Artschuk und San-sin. Die Local-Behörden verfertigen jährlich ein Verzeichniß der Bevölkerung von den ihnen untergeordneten Gegenden und übersenden dasselbe dem Finanz-Departament. Die Stämme, welche China bevölkern, sind folgende: 1) Die Chinesen; diese bilden, als die Urbewohner, den zahlreichsten Stamm, und sind über alle Gouvernements verbreitet. 2) Die Mandschuren; diese sind zwar nicht zahlreich, allein sie sind der herrschende Stamm in China, und werden zu Garnisonen in den wichtigen Städten verwendet. 3) Die Mongolen, die mit den Mandschuren nach China kamen; sie dienen in Peking und in den Garnisonen der Gouvernements. 4) Die Turkestaner; so werden die Tataren genannt, welche in verschiedenen Gouvernements wohnen und zu den Steuerpflichtigen gezählt werden. Nur die Salarischen Tataren im Gouvernement Gan-su stehen unter ihren Stamm-Aeltesten. 5) Die Fan's; so werden in China einige Tangutische Stämme in den Gouvernements Gan-su, Sy-tschuan und Jun-nan genannt. Auch heißen so die Bewohner der Insel Tschai-wan, die unter chinesischer Herrschaft steht. 6) Die Zjan's; dies ist eine alte Chinesische Benennung für einige Tangutische Stämme, die in Gu-tschen im Gouvernement Gan-su und in Men-tschen im Gouvernement Sy-tschuan wohnen. 7) Die Miao sind ein Volk, von dem die Tanguten abstammen; sie wohnen zerstreut in Zjan-tschen, Fyn-chuan, Jun-sui-tschen und Bu-sui-nin in den Gouvernements Chu-nan, Sy-tschuan, Guan-si und Gui-tschen. 8) Die Jao; so heißen die fremden Stämme in den Gouvernements Chu-nan und Guandun. 9) Die Li; dies ist ein frem-

Frau sich auf den Gipfel des hohen Berges Tamanacu am Ufer des Asiveru gerettet hätten, und daß sie, indem sie die Früchte der Mauritiuspalme hinter sich warfen, aus ihren Kernen Menschen und Frauen hätten entstehen sehen, welche die Erde neu bevölkerten." Einige Stunden von Encaramada erhebt sich in Mitten der Savanne ein Felsen, Tapu Mereme, das heißt der gemalte Felsen, genannt; er zeigt Gestalten von Thieren und symbolische Zeichen, gleich denen, welche wir in geringer Entfernung unterhalb Encaramada nahe bei Caycara (7° 5′ bis 7° 40′ Br., 68° 50′ — 69° 45′ L.) gesehen hatten. Eben solche behauene Felsen finden sich zwischen dem Cassiquiare und Atabapo (2° 5—3° 20′ Br., 69° 70′ L.) und was noch auffallender ist, noch 140 Stunden weiter östlich in den Oeden derselben Parime wieder, welche Gegenstand dieses Aufsatzes ist. Ich habe die letztere Thatsache aus dem Tagebuche des Wundarztes Nicolas Hortsmann bestätigt, welches in einer Abschrift von der Hand des berühmten d'Anville vor mir lag. Dieser einfache und bescheidene Reisende schrieb Tag für Tag an Ort und Stelle auf, was ihm bemerkenswerth schien. Er verdient um so mehr Vertrauen, als er, unzufrieden, den Zweck seiner Nachforschungen, den See Dorado, die Goldwäschen und ein Diamantenbergwerk, welches ihm nur sehr durchsichtige Bergkrystalle lieferte, nicht erreicht zu haben, Alles, was ihm unterwegs aufstieß, mit einer Art Geringschätzung betrachtet. Als er am Rupunuri hinaufstieg, da wo der von kleinen Wasserfällen erfüllte Fluß zwischen den Bergen von Macarana sich hinwindet, fand er am 16. April 1749 ehe er die Umgebungen des Amucu-Sees erreichte, „mit Figuren, oder, wie er portugiesisch sagt: de varias letras bedeckte Felsen." Man hat uns auch nahe bei dem Felsen von Culimacari, am Ufer des Cassiquiare, Züge gezeigt, die man für Schrift erklärte, aber es waren nur ungestalte Bilder, die Himmelskörper, Crocodile, Riesenschlangen und Werkzeuge zur Bereitung des Maniocmehls darstellend. Ich habe auf diesen gemalten Felsen (piedras pintadas) keine symmetrische Anordnung oder regelmäßig abgesetzte Zeichen erkannt. Das Wort letras in dem Tagebuche des Wundarztes darf also wohl nicht im strengen Sinne genommen werden. Herr Schomburgk ist nicht so glücklich gewesen, die von Hortsmann gesehenen Bilder wiederzufinden, aber er beschreibt andere dergleichen an dem Ufer des Essequibo beim Wasserfalle Waraputa. „Dieser Wasserfall, sagt er, ist nicht allein wegen seiner Höhe, sondern auch wegen der großen Zahl in Stein gehauener Gestalten berühmt, wie ich sie zu St. John, einer der Jungferninseln gesehen habe und die ohne Zweifel ein

Werk der Caraiben sind, welche ehemals diesen Theil der Antillen bevölkerten. Ich that mein Möglichstes um einen der Steine, welcher Inschriften trägt, zu zerbrechen und mitzunehmen; aber er war zu hart und ich zu schwach vom Fieber. Weder Drohungen noch Versprechungen konnten die Indianer bewegen, einen einzigen Hammerschlag gegen diese Felsen zu thun, die so ehrwürdige Denkmale der Intelligenz und Kunstfertigkeit ihrer Ahnen sind. Sie halten dieselben für das Werk des großen Geistes und die verschiedenen Stämme, welche wir antrafen, kannten sie alle, trotz der Entfernungen. Schrecken war auf den Gesichtern meiner indianischen Gefährten gemalt. Sie schienen zu erwarten, daß das Feuer des Himmels auf mich falle. Als ich sah, daß ich keinen dieser Steine zerbrechen könne, begnügte ich mich mit einer vollständigen Zeichnung." Dies war offenbar das Klügste und der Herausgeber des englischen Journals bemerkt hiezu zu meiner großen Genugthuung: „es ist zu hoffen, daß Andre keinen besseren Erfolg haben werden, als Hr. Schomburgk und daß kein Reisender einer gesitteten Nation mehr die Hand zur Zerstörung dieser Denkmale of the untutored Indian anlegen werde." Trotz der Ausdehnung der Einfälle der alten Caraiben und der ehemaligen Macht dieses schönen Volksstammes kann ich doch nicht glauben, daß dieser große Gürtel von behauenen Felsen, der, wie angedeutet, einen großen Theil Südamerika's von O. nach W. durchzieht, das Werk der Caraiben sei. Es sind vielmehr Spuren einer alten Sittigung, die vielleicht einem Zeitraum angehört, wo Name und Abstammung der heute unterschiedenen Stämme noch unbekannt waren. Selbst die Ehrfurcht, welche man diesen groben Arbeiten überall widmet, zeigt, daß die heutigen Indianer keine Vorstellung von Ausführung ähnlicher Werke haben. Noch mehr! Zwischen Encaramada und Caycaro, am Ufer des Oronoko, finden sich diese Hieroglyphen oft sehr hoch an Felsenmauern, die nur durch Gerüste von ungemeiner Höhe zugänglich sein würden. Fragt man die Eingebornen, wie diese Figuren hätten ausgehauen werden können, so antworten sie lächelnd, als erzählten sie etwas, was nur ein Weißer nicht wissen könne: „daß es in dem Tage der großen Wasser gewesen sei, wo ihre Väter in Kähnen auf dieser Höhe geschifft hätten." Dies ist ein geologischer Traum zur Lösung eines Problems über eine sehr alte Civilisation.

Statistische Notizen über China *)

China enthält, als Staat für sich, 18 Gouvernements und die Mandschurei, als Reich in weiterm Sinne aber noch die ganze Mongolei mit Chuchunor, das östliche Turkestan und Tibet als Länder, die unter seiner völligen Botmäßigkeit stehen. Die Gouvernements werden in Provinzen, Verwaltungs-Commissariate und Verwaltungs-Bezirke eingetheilt. Die Provinzen zerfallen hinsichtlich der Verwaltung des Landes in Commissariate, Bezirke und Kreise. Die Verwaltungs-Commissariate bilden abgesonderte Theile, die unter den Cameralhöfen stehen, und, mit Ausnahme von Sju-jun-tchin im Gouvernement Sy-tschuan, nicht in Kreise getheilt werden. Verwaltende werden diejenigen Commissariate und Bezirke genannt, welche hinsichtlich der Verwaltung unmittelbar unter den Gouvernements-Chefs stehen. Die nicht verwaltenden Commissariate und Bezirke werden als Kreise betrachtet und hängen von den Provinzial-Chefs ab. Die Verwaltung der Gouvernements ist den General-Gouverneurs und Gouverneurs übergeben, und diese verwalten dieselbe durch Cameralhöfe. Die Cameralhöfe üben ihre Verwaltung aus durch die Provinzial-Regierungen, und diese durch die Bezirks- und Kreis-Regierungen, welche unmittelbar dem Volke vorstehen und die Verfügungen der höhern Behörden in Ausführung bringen. Die Militär-Chefs stehen abgesondert den ihnen anvertrauten Städten oder Festungen und den dazu gehörigen Ländereien und Einwohnern vor. Das 1ste Gouvernement ist Tschi-li; die Regierung befindet sich in Bao-din-fu, welches die Hauptstadt des Gouvernements ist; Peking wird die Residenz genannt. Dieses Gouvernement enthält 10 Provinzen, 6 Verwaltungs-Bezirke und 3 Verwaltungs-Commissariate; die Provinzen und Bezirke aber werden in 17 Bezirke und 124 Kreise eingetheilt. In diesem Gouvernement liegt nördlich das ganze Tschacharskische Aimak und ein Theil des Karzinskischen Aimaks, jenseits der großen Mauer. Das 2te Gouvernement ist Schan-dun, die Regierung ist in Zinan-fu. Dieses Gouvernement enthält 9 Provinzen und 10 Verwaltungs-Bezirke; die Provinzen und Bezirke werden in 9 Bezirke und 96 Kreise getheilt. Das 3te Gouvernement ist San-si; die Regierung ist in Tchai-juan-fu. Es enthält 9 Provinzen und 10 Verwaltungs-Bezirke; die Provinzen und Bezirke werden in 7

*) Der kaiserlich russischen Akademie der Wissenschaften von ihrem correspondirenden Mitgliede, dem Mönche Hyakinth, mitgetheilt.

Commissariate, 6 Bezirke und 85 Kreise eingetheilt. Zu diesem Gouvernement wird auch das Aimak Tumot gezählt, das jenseits der großen Mauer liegt, und in welchem die Hauptstadt Gui-chua-tschen, auf Mongolisch Chuchuchota sich befindet. Das 4te Gouvernement ist Che-nan; der Sitz der Regierung ist in Che-nan-fu. Dieses Gouvernement enthält 9 Provinzen und 4 Verwaltungs-Bezirke; die Provinzen und Bezirke werden eingetheilt in 6 Bezirke, 97 Kreise und 1 Commissariat. Die Gegend, die vom Gouvernement Schan-dun gegen Süden liegt, heißt Kjan-Zjan, und enthält das 5te, 6te und 7te Gouvernement. Das 5te Gouvernement ist Zjan-su; in diesem Gouvernement sind 2 Cameralhöfe, der eine in Zjan-nin-fu, der andere in Su-tschen-fu. Es enthält 8 Provinzen, 1 Verwaltungs-Commissariat und 3 Verwaltungs-Bezirke; diese werden eingetheilt in 2 Commissariate, 3 Bezirke und 62 Kreise. Das 6te Gouvernement ist An-choi; der Sitz der Regierung ist in An-zin-fu. Das Gouvernement enthält 8 Provinzen und 5 Verwaltungs-Bezirke; die Provinzen und Bezirke werden in 4 Bezirke und 50 Kreise eingetheilt. Das 7te Gouvernement ist Zsian-si; der Sitz der Regierung ist in Nan-tschan-fu. Das Gouvernement besteht aus 13 Provinzen und Einem Verwaltungs-Bezirke, die in 2 Commissariate und 75 Kreise getheilt werden. Das 8te Gouvernement ist Fu-zsan; die Regierung hat ihren Sitz in Fu-tschen-fu. Dieses Gouvernement enthält 10 Provinzen und 2 Verwaltungs-Bezirke; die Provinzen und Bezirke werden in 4 Commissariate und 62 Kreise eingetheilt. Das 9te Gouvernement ist Tsche-zjan; Sitz der Regierung ist Chan-tschen-fu. Das Gouvernement enthält 11 Provinzen, die in Ein Commissariat, Einen Bezirk und 76 Kreise getheilt werden. Die Gegend südlich vom Gouvernement Che-nan heißt Chu-guan, und umfaßt das 10te und 11te Gouvernement. Das 10te Gouvernement ist Chu-bei; der Sitz der Regierung ist in Wu-tschan-fu. Das Gouvernement enthält 10 Provinzen und Einen Verwaltungs-Bezirk, welche in 7 Bezirke und 60 Kreise getheilt werden. Das 11te Gouvernement ist Chu-nan; Sitz der Regierung ist Tschan-scha-fu. Dieses Gouvernement enthält 9 Provinzen und 3 Verwaltungs-Bezirke, welche in 3 Bezirke und 64 Kreise eingetheilt werden. Die Gegend, die vom Gouvernement Schan-si gegen Westen liegt, heißt Schan-gan, und bildet die beiden Gouvernements Schan-si und Gan-su; die Gegend, die vom Gouvernement Gan-su westlich liegt, heißt Ili, und die gegen Südwest Zin-chai, auf Mongolisch Chuchunor (oder Kukenor). Das 12te Gouver-

nement ist Schan-si; die Regierung befindet sich in Si-an-fu. Dieses Gouvernement enthält 7 Provinzen und 5 Verwaltungs-Bezirke, welche in 6 Commissariate, 5 Bezirke und 73 Kreise eingetheilt werden. Das 13te Gouvernement ist Gan-su; der Sitz der Regierung ist in Lan-tschen-fu. Dieses Gouvernement enthält 9 Provinzen und 6 Verwaltungs-Bezirke; die Provinzen und Bezirke werden in 9 Commissariate, 7 Bezirke und 51 Kreise eingetheilt. Außerdem befinden sich in diesem Gouvernement 42 fremde Volksstämme, die von ihren Aeltesten (Chinesisch: Tchu-sy) regiert werden, und aus Tanguten bestehen. Unter dem General-Gouverneur der Gouvernements Schan-si und Gan-su steht Chuchimor, und in der Tschungarei Barkjul und die Urumzen, welche nach ihrer geographischen Lage zum Gouvernement Gan-su gezählt werden. Das 14te Gouvernement ist Sy-tschuan; der Sitz der Regierung befindet sich in Tschen-du-fu. Dieses Gouvernement enthält 12 Provinzen, 6 Verwaltungs-Commissariate und 8 Verwaltungs-Bezirke; die Provinzen und Bezirke werden in 6 Commissariate, 11 Bezirke und 111 Kreise eingetheilt. Außerdem befinden sich hier 269 fremde aus Tanguten bestehende Stämme. Tibet wird nach seiner geographischen Lage zu dem Gouvernement Sy-tschuan gerechnet. Zwei Chinesische Beamte 4ter Classe regieren diesen Staat, sind aber vom General-Gouverneur von Sy-tschuan abhängig. Die Gegend, die von den Gouvernements Zsjan-si und Chu-nan südlich liegt, heißt Ljan-guan und enthält das 15te und 16te Gouvernement. Das 15te Gouvernement ist Guan-dun (Kanton); der Sitz der Regierung ist in Guan-tschen-fu. Das Gouvernement enthält 9 Provinzen, 2 Verwaltungs-Commissariate und 4 Verwaltungs-Bezirke; diese werden in 2 Commissariate, 7 Bezirke und 79 Kreise eingetheilt. Das 16te Gouvernement ist Guan-si; der Sitz der Regierung ist in Gui-lin-fu. Dieses Gouvernement enthält 11 Provinzen und Einen Verwaltungs-Bezirk, welche in 5 Commissariate, 18 Bezirke und 47 Kreise eingetheilt werden. Außerdem befinden sich hier 46 fremde Stämme. Die Gegend, die vom Gouvernement Sy-tschuan südlich liegt, heißt Jun-gui und enthält das 17te und 18te Gouvernement. Das 17te Gouvernement ist Jun-nan; der Sitz der Regierung ist in Jun-nan-fu. Dieses Gouvernement enthält 14 Provinzen, 3 Verwaltungs-Commissariate und 4 Verwaltungs-Bezirke; die Provinzen und Bezirke werden in 9 Commissariate, 27 Bezirke und 39 Kreise getheilt. Außerdem befinden sich hier 50 fremde Volksstämme (von Tangutischer und Indischer Abstammung). Das 18te Gouvernement ist Gui-tschen; der Sitz der Regierung ist in Gui-jan-fu.

Das Gouvernement enthält 12 Provinzen, 8 Verwaltungs-Commissariate und Einen Verwaltungs-Bezirk; diese werden in 11 Commissariate, 13 Bezirke und 34 Kreise eingetheilt. Außerdem befinden sich hier 81 fremde Volksstämme. In jedem Gouvernement ist Ein Cameralhof, ausgenommen im 5ten, wo sich zwei befinden. Zum chinesischen Reiche gehört noch die Mandschurei, welche aus 3 Militär-Gouvernements besteht. Diese heißen Schen-zsin, Girin und Che-lun-zsjan. Schen-zsin enthält 2 Provinzen, die in 3 Commissariate, 4 Bezirke und 8 Kreise eingetheilt werden. Der Ober-Commandirende hat seinen Sitz in Fyn-tchan-fu; von seinen Gehülfen befindet sich der eine in Zsin-tscheu-fu, der andere in Sin-ju-tschen. Außerdem zählt man noch 11 befestigte Plätze, die Garnison haben. Girin wird in 3 Commissariate getheilt, in welchen sich 8 Städte oder befestigte Plätze befinden. Der Ober-Commandirende hat seinen Sitz in Girin-choton: seine 4 Gehülfen befinden sich in den Städten Ningutu, Bedune, Artschuk und San-sin. Die Local-Behörden verfertigen jährlich ein Verzeichniß der Bevölkerung von den ihnen untergeordneten Gegenden und übersenden dasselbe dem Finanz-Departement. Die Stämme, welche China bevölkern, sind folgende: 1) Die Chinesen; diese bilden, als die Urbewohner, den zahlreichsten Stamm, und sind über alle Gouvernements verbreitet. 2) Die Mandschuren; diese sind zwar nicht zahlreich, allein sie sind der herrschende Stamm in China, und werden zu Garnisonen in den wichtigen Städten verwendet. 3) Die Mongolen, die mit den Mandschuren nach China kamen; sie dienen in Peking und in den Garnisonen der Gouvernements. 4) Die Turkestaner; so werden die Tataren genannt, welche in verschiedenen Gouvernements wohnen und zu den Steuerpflichtigen gezählt werden. Nur die Salarischen Tataren im Gouvernement Gan-su stehen unter ihren Stamm-Aeltesten. 5) Die Fan's; so werden in China einige Tangutische Stämme in den Gouvernements Gan-su, Sy-tschuan und Jun-nan genannt. Auch heißen so die Bewohner der Insel Tchai-wan, die unter chinesischer Herrschaft steht. 6) Die Zjan's; dies ist eine alte Chinesische Benennung für einige Tangutische Stämme, die in Se-tschen im Gouvernement Gan-su und in Meu-tschen im Gouvernement Sy-tschuan wohnen. 7) Die Miao sind ein Volk, von dem die Tanguten abstammen; sie wohnen zerstreut in Zjan-tschen, Fyn-chuan, Jun-sui-tschen und Bu-sui-nin in den Gouvernements Chu-nan, Sy-tschuan, Guan-si und Gui-tschen. 8) Die Jao; so heißen die fremden Stämme in den Gouvernements Chu-nan und Guandun. 9) Die Li; dies ist ein frem-

der auf der Insel Chai-nan wohnender Volksstamm. 10) Die I; ebenfalls ein fremder im Gouvernement Chu-nan lebender Volksstamm. Bei der Berechnung des steuerpflichtigen Volkes, wird für das männliche Geschlecht das 16te Jahr als Beginn der Mannbarkeit und das 60ste als Anfang des Greisen-Alters angenommen.

Die Bevölkerung China's wächst jährlich in einem ungleichen Verhältnisse. Nach den Verzeichnissen, die im Jahre 1812 aus den Gouvernements eingeschickt wurden, rechnete man: in Tschi-li 27,990,810 Einwohner beiderlei Geschlechts; in Schan-dun 28,968,764; in Schan-si 14,004,210; in Chenan 23,037,171; in Zsian-su 37,843,501; in An-choi 34,168,059; in Zsian-si 23,046,999; in Fu-zsian 14,777,410; in Tsche-zsian 26,256,784; in Chu-bei 27,370,098; in Schan-si 10,207,256; in Chu-nan 18,652,507; in Gan-su 15,354,875; in Sy-tschuan 21,435,678; in Guan-dun 19,174,030; in Guan-si 7,313,895; in Jun-nan 5,561,320; in Gui-tschen 5,288,279, und in der Mandschurei 1,249,784; im Ganzen 361,691,430 Seelen.

In dieser Zahl sind 8 Fahnen des Militärs, aus Mandschuren, Mongolen und Chinesen bestehend, nicht mit inbegriffen; die fremden Stämme, die unter chinesischer Botmäßigkeit stehen, werden besonders nach Familien und zum Theile auch nach Seelen berechnet. Von diesen Stämmen zählt man: Tanguten im Gouvernement Gan-su 25,644 Familien; in Sy-tschuan 72,374 F.; in Chuchunor 7842 F.; in Tibet 4889 F.; Turkestaner, in Turkestan und Ili 69,644 F., und in Chuchunor 2368 F.; Tannuische Urjanchaizen 1007 F.; Altaische, 685; Altainorische 208 F.; Ussi-Amurische Tungusen 2398 F.; im Ganzen 188,123 Familien. Industrie treibende Solomer zählt man 4497 Seelen; im Militärdienste stehende Chajuten 2581 S.; und in demselben Dienste befindliche Barchusen 1251 S.; im Ganzen 8329 Seelen.

Jede Familie oder jedes Haus erhält von der Local-Obrigkeit eine sogenannte Thortafel, zum Aufschreiben der Hausbewohner; diese wird jedes Jahr verändert. Beim Wechsel dieser Tafel werden die nicht mehr im Hause befindlichen ausgestrichen, die Hinzugekommenen aber eingetragen. Wer seine Wohnung verändert, ist verpflichtet, der Obrigkeit davon Anzeige zu machen, um eine Thortafel in Empfang zu nehmen. — Zehn Häuser bilden eine sogenannte Pchai, in jeder Pchai befindet sich ein Pchai-tschen (Aufseher über zehn Häuser); zehn Pchai's bilden eine Zsia, dieser steht ein Zsia-tschan vor; zehn Zsia bilden ein Bao, mit einem Bao-tschen. Diese Einrichtung findet man auch bei den außerhalb des Reiches wohnenden Chinesen.

Die Pchai-tschen, Issa-tschan und Baot-schen werden aus dem Volk für eine bestimmte Zeit gewählt. Sie müssen Familie haben und lesen und schreiben können. Ihr Dienst besteht in der Beaufsichtigung der Volksmoralität ihres Bezirkes, d. h. sie haben darauf zu sehen, ob Niemand seinen Unterhalt durch verbotene Mittel sich erwirbt, und machen Anzeige über verdächtige Menschen. Diese Behörden sind in Städten und Dörfern dieselben; sie sind verpflichtet, jährlich ein Verzeichniß der Bevölkerung abzufassen. Sie tragen in dieses Verzeichniß ohne Unterschied alle Einwohner, die einen beständigen Wohnsitz haben, ein, es mögen nun Gelehrte, Kaufleute, Landleute, Handwerker, Canzleidiener oder Soldaten, welche den Dörfern zugezählt werden, sein.

Diese Verzeichnisse werden gewöhnlich zuerst der Kreis-Verwaltung übergeben, welche aus denselben ein allgemeines Verzeichniß des Kreises zusammenstellt und dasselbe dann der Provinzial- oder Bezirks-Verwaltung übersendet; nachdem diese das allgemeine Verzeichniß der Provinz oder des Bezirkes abgefaßt hat, stellt sie dasselbe dem Cameralhofe zu; dieser fertigt endlich das Verzeichniß des ganzen Gouvernements an, und übersendet es dem Finanz-Departement. Die Verzeichnisse des angesiedelten Militär's werden ihren Behörden zugeschickt. Das Finanz-Departement macht nun aus den ihm zugeschickten Gouvernements-Verzeichnissen eine Berechnung der Bevölkerung, und legt diese, auf gelbem Papiere, dem Kaiser vor.

Nach den im Jahre 1812 eingesendeten Verzeichnissen betrug das nutzbare Land in allen Gouvernements mit der Mandschurei 7,915,251 Zin. Die Mandschuren und die mit ihnen aus der Mandschurei nach China gekommenen Mongolen und Chinesen bilden einen besonderen Militärstand, der in Fahnen eingetheilt wird; jede Fahne hat 3 Divisionen; die Divisionen werden in Compagnien eingetheilt, von denen jede 150 Mann zählt. Die Mandschuren in Peking bilden 681, die Mongolen 204, und die Chinesen 266 Compagnieen, die Mandschuren und Mongolen in den Gouvernements-Garnisonen 840 Compagnieen. Dazu werden noch die Jäger gerechnet, von welchen die Dachuren 39, die Solonen 47 und die Tungusen in Olunnschen 11 Compagnieen bilden; im Ganzen also 2088 Compagnieen, welche 313,200 Mann von 15 bis 60 Jahren ausmachen.

In Peking befinden sich in jeder Division ein Chef, zwei Gehülfen, Obristen und Compagnie-Chefs. In den Gouvernements bilden die Mandschuren und Mongolen die Garnisonen unter dem Commando der Corps-

Chefs. Alle 2 Jahre findet eine Einschreibung in dem Militärstand statt; alle Männer, die das 16te Jahr erreicht haben, werden alsdann aufgenommen. Gewöhnlich werden zwei Verzeichnisse angefertigt, von welchen das eine in der Divisions-Canzlei bleibt, das andere aber an das Finanz-Departement geschickt wird.

Die Mongolei wird in die südliche, nördliche, westliche Mongolei und Chuchunor eingetheilt. Die Mongolen bilden Aimaken, und die Aimaken Fahnen, die von Tschasaken befehligt werden. Die Fahnen werden in Regimenter und die Regimenter in Escadronen eingetheilt. Der Aimak ist ein aus einem abgesonderten Theile des Volkes bestehender Stamm, Fahne wird eine Division oder ein Fürstenthum genannt; einige Aimaken werden in mehrere Divisionen eingetheilt. Die Süd-Mongolen nehmen eine Strecke Landes längs der großen Mauer von der Grenze der Mandschurei bis nach Ordos einschließlich ein; sie bilden 24 Aimaken, die in 48 Fahnen getheilt werden. Die Nord-Mongolen werden Chalcha's genannt, bewohnen die Strecke Landes im Norden der großen Mauer von Arguni gegen Westen bis zu den Grenzen der Tschungarei und bilden 4 Aimaken, die in 86 Fahnen getheilt werden. Die zerstreut gegen Westen nomadisirenden Mongolen gehören zu verschiedenen Aimaken und bilden 34 Fahnen. Die Chuchonorschen Mongolen nomadisiren um den See Chuchunor und bilden 5 Aimaken, die in 29 Fahnen getheilt werden. Die Mongolen, welche unmittelbare Unterthanen China's sind, haben keine Tschasaken, sind aber den chinesischen Militär-Chefs unterworfen. Zu diesen gehören die Tschacharen und Tumoten, die hinter Kalgan zwischen Ordos und Dolonnor nomadisiren.

Jedes Regiment besteht aus 6 Escadronen, eine Escadron aus 150 Mann, von welchen 50 Mann den Militärdienst versehen, die anderen aber frei sind. In der südlichen Mongolei zählt man 1293 Escadronen, in der nördlichen d. h. in Chalcha 163 Escadronen, hinter Ordos 9, in der Tschungarei 94, in Chuchunor 100½ Escadronen; die Tschacharskischen Nomaden bilden 120, und die Tumoten in Guichua-tschen 49 Escadronen; im Ganzen also 1828½ Escadronen. Man zählt daher in allen Escadronen 274,275 Mann, mit Ausnahme der Minderjährigen, Alten, Kranken, Sklaven, Weiber und Lama's. In jeder Fahne ist ein gebietender Fürst unter dem Namen Tschasak oder Commandirende; unter dem Fürsten steht der Gehülfe desselben, der Tosolaktschi; der Chef der Fahne heißt Choscho-Tschangin und sein Gehülfe Meirin-Tschangin; die Obristen heißen Tschalan-Tschangin's und die Escadron-

Chefs Goma-Tschangin's. In jeder Escadron befinden sich sechs Unteroffiziere; über 10 Zelten oder Familien steht ein Aufseher. Alle 3 Jahre findet eine Einschreibung der Bevölkerung statt; alle von 18 bis 60 Jahren werden in derselben aufgenommen; die Tosolaktschen besorgen mit den Tschanginen dieses Verzeichniß und senden es nach Peking. Für die Verheimlichung von Menschen werden die Fürsten wie die Offiziere gestraft, die Unteroffiziere und Aufseher aber erhalten für dieses Vergehen Peitschenhiebe. Obgleich die Maßverhältnisse des nutzbaren Landes in den Kataster-Büchern angegeben sind, so sind doch die Nachrichten darüber nicht veröffentlicht; jedoch ist bestimmt, daß je 15 Menschen, die in das Verzeichniß eingetragen werden, 20 □ Li Landes besitzen sollen (eine □ Li = 29 $\frac{1688}{2400}$ Deßjatinen).

Die chinesischen Truppen zerfallen in 2 Abtheilungen; zu der ersten gehören die Mandschuren, die Mongolen und Chinesen, die aus der Mandschurei nach China gekommen sind, zur zweiten aber nur die eingebornen Chinesen. Die ersteren werden aus den Fahnen gewählt und heißen deswegen Fahnen-Truppen, die letzteren haben eine Fahne von grüner Farbe und werden deswegen die Truppen der grünen Fahne genannt. Die ersteren bilden die Garnisonen in den wichtigen Plätzen des Reiches, die Truppen der grünen Fahne aber die innere Wache. — Die Zahl der Fahnentruppen beläuft sich auf 266,000 Mann. Von diesen sind in Peking 80,000, Offiziere bei denselben 3000, Cantonisten 27,400, Palastwachen 16,600, in den Casernen vor der Stadt 13,200: in Garnison stehen: in der Mandschurei 40,666, im Innern China's 55,818, auf der neuen Linie 15,140, Nomaden 10,800, Offiziere in den Garnisonen 3295.

Die Anzahl der Truppen von der grünen Fahne beläuft sich auf 666,300 Mann. Von diesen sind: im Gouvernement Tschi-li 52,536, in Schan-dun 20,174; in San-si 25,534, in Zsjan-su und An-chui zusammen 58,882, in Zsjan-si 13,832; in Fu-zsjan 67,332; in Tsche-zsjan 39,030; in Chubei 22,739; in Chu-nan 35,580, in Schan-si 42,960; in San-su 52,507; im Sytschuan 33,099; in uan-dun 92,259; in Guan-si 21,963; in Jun-nan 42,762; in Gui-tschen 48,417 Mann; die Zahl der Offiziere beläuft sich auf 8,283 und die der Unter-Offiziere auf 8,582. In der ganzen Zahl sind inbegriffen; die Flotten-Division, 88,337 Mann, 3 Divisionen für die Flußschifffahrt, 10,961 Mann, das Corps der Wasser-Communication 15,667; und 2 Divisionen Ackersoldaten, 16,339.

Ueber die Bevölkerung und Eintheilung von Turkestan und Tibet ist nichts veröffentlicht worden. In Tibet befinden sich 3000 Mann regulärer Truppen; die Zahl der irregulären ist unbekannt. In Turkestan sind allein in Kaschgar 500 eingeborne Soldaten. Die Garnisonen in allen Städten bestehen aus Chinesen, jedoch wenig zahlreich, und werden aus dem Gouvernement Gan-su gesendet.

Besuch des Jordans und des todten Meeres.*)

Ich war auf dem Punkte, von Jerusalem aus nach dem todten Meere abzugehen, als der russische Consul zu Jaffa mir zwei junge Franzosen an empfahl, welche seit zwei Jahren in Griechenland und Asien reisen. Ich vereinigte mich gern mit diesen liebenswürdigen Herren und wir beschlossen sogleich, unsern Weg gemeinschaftlich zu machen. Wir bedurften der Erlaubniß des ägyptischen Gouverneurs von Jerusalem, der durch sein festes Benehmen bei den Arabern gefürchtet ist. Er gewährte uns diese um so leichter, als Ibrahim, des schließlichen Ausgangs des Krieges nicht ganz versichert, sich auf alle Weise das Wohlwollen der Europäer zu erwerben sucht, ja er benahm sich hierbei mit aller Artigkeit und Zuvorkommenheit, deren Einer seines Volkes irgend fähig ist. Um unsere Reise vor allen Gefahren zu schützen, forderte er den Scheik des Beduinenstammes, welcher um den Theil des todten Meeres, den wir zu besuchen beabsichtigten, wohnte, durch einen Courier herbei, und fürchtend, daß dieser Häuptling etwa einen Hinterhalt scheuen möchte, händigte er dem Boten einen Brief ein, worin er die Beweggründe der Einladung nach Jerusalem auseinandersetzte.

Diese Reise zum todten Meere ist immer gefährlich, aber am meisten seit dem Einfall des Paschas von Aegypten; der Gouverneur hat nicht Mannschaft genug, um die Araber zu zähmen und die Räubereien werden mit jedem Tage häufiger.

Der Scheik kam am zweitfolgenden Tage an und schwor bei seinem Haupte, uns vermöge eines Schutzgeleits von zwanzig Beduinen, die er mitbringen werde, gesund und unversehrt heimzuführen. Die Abreise ward auf den 24. festgesetzt. Unser Zug sollte aus etwa dreißig Personen bestehen, nämlich dem Scheik mit zwanzig Beduinen, meinen beiden jungen

*) Aus Vater Joseph de Géramb's Reise nach Jerusalem.

Freunden, den Herren C. und M., einem Amerikaner, welcher sich uns anschloß, einem Dollmetsch (Dragoman), einem griechischen Diener, dem Janitscharen des Münsters, einem, dem Gouverneur zugehörigen türkischen Soldaten und mir.

Am 22. um acht Uhr Morgens verließen wir Jerusalem unter Vortritt des türkischen Soldaten, der eine Lanze trug. Wir waren alle wohl beritten und fest entschlossen uns, bei einer unangenehmen Begegnung, nicht ausplündern zu lassen. Ich hatte meine Priesterbekleidung abgelegt, wodurch mir die Vertheidigung zu schwer geworden sein würde. Wundern Sie sich nicht, lieber Freund, einen Trappisten bewaffnet zu sehen; ich hatte in dieser Beziehung gesucht, mein Gewissen zu beruhigen. Man hatte mir gesagt, ich dürfe um so eher Waffen tragen, als ich mich nicht um in den Krieg zu ziehen, damit versah, sondern nur um mein oder meiner Gefährten Leben, wenn bedroht, zu retten. Bei meiner Rückkehr fühlte ich wohl, daß es eine Antwort auf diesen Grund gebe, vorher jedoch habe ich nicht so genau darüber nachgedacht.

Wir hielten uns einen Augenblick vor dem Hause des Gouverneurs auf, um die nothwendigen Papiere mitzunehmen und zogen aus dem Stephansthore, wo uns bereits einige bewaffnete Beduinen unsers Geleits erwarteten. Als unser, mit Mundvorrath beladendes Packpferd erschien, baten die Beduinen, auf welchen, besonders in dieser unglücklichen Zeit, der Hunger lastet, inständigst um Brot. Ich wollte welches unter sie austheilen, aber man wandte mir mit Recht ein, daß, wenn wir sobald ihren Forderungen nachgäben, alle Ordnung bei den Mahlzeiten aufhören würde; daß die Beduinen bei dem ersten Gefühle des Bedürfnisses ihre Bitten erneuern würden, daß wir über dreißig Personen zu ernähren hätten, und daß wenn man sich nicht der Gefahr aussetzen wollte, unsere Vorräthe rasch erschöpft zu sehen, es besser sei, alle Austheilungen bis zur Zeit des Mittagmahles aufzuschieben. Diese Betrachtungen überwogen. Wir ritten den Berg hinab, wo der heil. Stephan gesteinigt worden war, überschritten den Gießbach von Cedron, kamen bei dem Garten von Gethsemane vorbei und nachdem wir zur Rechten den Oelberg überstiegen und das Thal Josaphat hinter uns hatten, schlugen wir den Weg nach Bethania ein, wo wir nach dreiviertel Stunden anlangten. Eine halbe Stunde von da fanden wir unsern Scheik, der uns mit den übrigen Truppen erwartete. Er ritt uns vorauf, auf einer Stute von großer Schönheit, eine Lanze in der Hand. Alle Beduinen, denen wir begegneten, kamen zu ihm heran und reichten ihm die Hand, die von unserer Begleitung ehr-

ten dasselbe. Dies schien für sie ein Erkennungszeichen zu sein, um zu erfahren, ob sie zu freundlichen oder feindlichen Stämmen gehörten.

Die Beduinen sind von mittlerem Wuchse, mager und unermüdlich. Es gibt unter ihnen Leute von schönen Gesichtszügen. Alle haben etwas Eigenthümliches im Ausdrucke, sie sind gemeinhin schwarz, wie Aethiopen. Ihre Zähne sind ausserordentlich weiß. Sie gehen baarfuß und tragen meist ein langes, gegürtetes Kleid. Einige haben noch eine Art weißer, buntgestreifter Hülle, die sie nach Umständen falten: wenn es heiß ist, hängen sie sie über den Arm, ist es kalt, über die Schultern und wenn es regnet über den Kopf. Zu Pferde tragen sie Dolch und Gewehr oder Lanze. Einige unserer Schutzbegleiter ritten uns zur Seite. Die Meisten erstiegen Berge und Felsen, um verborgene Feinde leichter zu entdecken und die Annährung von Arabern, die uns hätten überfallen wollen, anzuzeigen; es waren unsere Schwärmwachen. Der Scheik entfernte sich öfter im vollen Galopp, um uns seine Vorsicht, Geschicklichkeit, besonders aber die Bravheit seines Pferdes zu zeigen, ohne Rücksicht auf die Unebenheiten des steinigen und schmierigen Weges; er entschwand dann unsern Augen, plötzlich aber erblickten wir ihn auf dem Gipfel eines Berges, welcher anscheinend unersteiglich war. Dort hielt er einen Augenblick spähend an, dann durchsprengte er mit der Schnelligkeit des Blitzes den Raum, welcher uns trennte und gelangte wieder zu uns.

Keins der arabischen Pferde, so ich in Europa gesehen habe, kann sich mit dem vergleichen, was sie in ihrem Geburtslande sind, hier nur erscheinen sie in aller ihrer Schönheit und Kraft. Die Stute des Arabers ist sein Schatz, sie ernährt ihn nöthigenfalls und rettet seinen Kopf, wo die Hand des Unterdrückers ihn verlangt.

In Arabien gibt es nur zwei Arten Pferde, die Kadischi, die gemeine Art, und die Cochlani, der edle Stamm, welcher, nach dem allgemeinen Glauben, aus den Züchtereien Salomons herrührt. Mit der größten Sorgfalt wacht man über die Reinheit dieser Race. Der Cochlani bringt ganze Tage ohne Nahrung zu, er erträgt unerhörte Mühseligkeiten und fürchtet keine Gefahr, es ist das Roß von Job. Auf den Stammbaum desselben legen die Araber großes Gewicht. Sie besitzen darüber regelmäßige Listen und der Glanz des Adels eines Rosses strahlt auf den Besitzer zurück. Herr Rousseau hat die Verhandlung einer dieser Genealogien mitgetheilt, wovon ich etwas hier zu wiederholen mich nicht enthalten kann.

„Im Namen des gütigen und barmherzigen Gottes, von welchem wir allen Beistand und alle Hülfe erwarten, sprach der Prophet: mein Volk

wird niemals zusammenkommen um Falschheit zu bezeugen. Dies ist der Gegenstand dieser Schrift:"

„Wir Unterzeichnete erklären vor dem höchsten Gotte, versichern und bezeugen durch Schwur auf unser Schicksal, unsere Glücksgüter und unsere Handschrift, daß die falbe Stute gezeichnet (so und so), wie von mütterlicher, so von väterlicher Seite, aus drei auf einander folgenden und graden Verwandtschaften, von edlen Ahnen abstammt, daß sie die Eigenschaften der Stuten vereinigt, von denen der Prophet spricht: ihr Schooß wird ein Schatz sein und ihr Rücken ein Sitz der Ehren. Gestützt auf das Zeugniß unserer Vorgänger bescheinigen wir." u. s. w.

„Gott ist der beste Zeuge."

Wir hatten noch keine Stunde geritten, als wir bemerkten, daß der das Vorrathspferd führende Araber uns unmäßig bestahl. Was ihm nur in die Hände fiel, steckte er in den Mund oder in die Tasche. Stehlen ist Wollust für den Araber. Wir nahmen ihn in die Mitte und ließen genau Acht auf ihn geben, da es uns unterwegs nicht möglich gewesen sein würde, uns Lebensmittel und besonders Brodt zu verschaffen.

Seit unserer Abreise von Jerusalem zogen wir beständig zwischen unfruchtbaren, grauen, baumlosen und unbeschatteten Bergen hin; nur am Fuße einiger derselben bemerkte man von Zeit zu Zeit kleine, mit Mohn oder gelbem Maaßlieb besetzte Flecke. Oefters sah ich, wie die Araber sich im Vorüberreiten einiger Wurzeln bemächtigten, die sie gierig verschlangen. Es zerriß mir das Herz, ich wendete mein Haupt ab und gedachte jener prächtigen Mahlzeiten, welche ich in Zeiten peinlichen Angedenkens gegeben hatte, Mahlzeiten, deren Kosten so viele Elende beglückt haben würden.

Je weiter vorwärts, um so übeler wurden die Wege, überall Steine, tiefe Gräben, die wir durchschreiten mußten, dürre und wilde Berge, Felsen von der einen, furchtbare Abgründe von der andern Seite, wo ein einziger falscher Tritt unserer Rosse uns gestürzt haben würde. Die Hitze war übermäßig und so glühend, daß Herr C. nach einer Stunde den Sonnenstich bekam. Wir ritten im tiefsten Schweigen weiter, man hörte nur das Gebet des Scheiks, der in eintönigen Klängen Verse des Korans hersang. Einige schwarze und weiße Vögel schwebten vor uns hin und ungeheure Adler weilten still über den umgebenden Höhen. Endlich, nach sechsstündigem Wege erblickten wir von der Spitze eines Berges die Ebene von Jericho, wo wir nach einer Stunde anlangten. Hat sich jemals während meiner Reisen meine, von der Lage oder dem Anblicke der Orte erregte Einbildungskraft getäuscht gefunden, so war es bei dem Anblicke des

heutigen Jericho. Das alte Jericho, von den Jebusäern erbaut, war die erste Stadt der Kananiter, welche die Israeliten unter Josuas Befehl eroberten. Gold, Silber und Kupfer ward dem Herrn geopfert, die Stadt sodann verbrannt, Menschen und Vieh, Alles verfiel dem Tode, nur die Familie Rahabs ward geschont zum Lohne der guten Aufnahme, welche die zur Kundschaft des Landes vorausgeschickten Boten bei ihr empfangen hatten. Josua verfluchte die Stadt und sprach eine Verwünschung aus gegen Jeden, der es unternehmen würde, ihre Mauern herzustellen. Dieser Bann verhinderte einen Heiden aus Bethel, Namens Hiel, nicht, sie unter der Regierung Ahab's neuzubauen. Hiel ward dafür durch den Tod aller seiner Kinder bestraft. Die letzten Könige von Juda hatten Jericho verschönert, Herodes von Askalon sich einen Palast darin erbaut und seinen Wohnsitz dort aufgeschlagen. Man sah darin ein prächtiges Amphitheater, dessen die Römer sich unter Vespasians Regierung bemächtigten. Antonius hatte an Cleopatra das Staatsgut Jericho zum Geschenk gemacht.

Gegenwärtig zeigt diese Stadt nur einige Hütten aus Erde oder Binsen; eine Einhegung aus Stachelrohr und Disteln, welche die Schakals bei Nacht durchbrechen, vertritt die Stelle der Mauer. Zur Seite erhebt sich ein viereckiger, halbverfallener Thurm; es ist das Schloß des Befehlshabers. Hier stiegen wir ab und traten in einen Hof, wo wir um ein Becken voll schmutzigen Wassers einige Beduinen mit Weib und Kind gelagert fanden. Etwas weiter standen Esel, Ziegen und Hühner zusammen, in ihrer Mitte aber bemerkten wir mit Erstaunen ein prächtiges Pferd, schwarz wie Gagath, mit fliegender Mähne, majestätischer Tracht — das schönste, welches ich in meinem Leben gesehen habe. Es gehörte dem Befehlshaber. Der Hof war so schmutzig, daß wir kaum wußten, wohin wir treten sollten. Jedoch hatten wir das Bedürfniß, etwas zu genießen, denn wir wollten noch am selben Tage die Quelle sehen, deren bitteres Wasser Elisa in süßes verwandelte. Endlich entdeckten wir nach langem Suchen in der Umgebung eine alte Mauer von hinreichender Höhe, uns etwas Schatten zu gewähren. Am Fuße floß das Wasser einer kleinen Quelle längs durch eine schlechte, sonnenverbrannte Wiese, dort nahmen wir Platz. Die Vorräthe wurden herbeigebracht, sie waren weit geringer, als wir glaubten. Die zu Jerusalem besonders damit beauftragte Person hatte nicht auf dreißig Reisende gerechnet und unterwegs hatte die Untreue unsers Knabens dieses Uebel noch vergrößert: Andererseits boten wir vergebens vieles Geld um Brod, oder wenigstens

Mehl, um Kuchen zu machen. Unsere Beduinen aber forderten dringend zu essen. Endlich waren wir glücklich genug, einen sehr schönen Hammel aufzutreiben, und befriedigten, bis zu dessen Zubereitung, unsere Leute so gut es anging. Während unserer einfachen Mahlzeit setzte der Scheik sich zu uns. Er schien hungrig, und nahm ohne Zögern, was wir ihm noch anbieten konnten. Im Augenblicke, wo er das Empfangene zum Munde führte, trat ein Beduine heran. Sogleich setzte Jener ab und theilte sein Stück mit diesem Reisegefährten, aber kaum hatte diese großmüthige Theilung Statt gefunden, als ein anderer Beduine herzukam, dem er ohne Zögern die Hälfte des Uebrigen gab. Nichts gleicht in dieser Beziehung der Großmuth des Beduinen, er theilt seine Speise mit dem Ersten, Besten. Der Arme, welcher vor seinem Zelte vorbeigeht, tritt ohne Einladung hinein, ißt und geht wohl ohne Dank wieder fort, weil ihm sein Herz sagt, daß er nicht weniger thun würde.

Unser Mahl war kaum geendet, als wir uns beeilten, von dem übrigen Tage für den entworfenen Ausflug Nutzen zu ziehen. Der Aga des Schlosses wollte uns begleiten. Er bestieg das schöne Roß und gefiel sich unterwegs, es aufspringen zu lassen. Nach einer Stunde erreichten wir den Brunnen des Elisa.

Wir tranken davon mit dem größten Vergnügen. Wir befanden uns am Fuße des Berges, woraus die Quelle entspringt und ich trug um so mehr Verlangen bis hinauf zu klimmen, weil es auf diesem Berge war, wo der Erlöser 40 Tage mit Beten und Fasten zubrachte. Uebrigens würde ich dort die Trümmer eines Gebäudes und einer Kirche gesehen haben, welche um so ehrwürdiger sind, als, wie wichtige Ueberlieferungen lehren, das Mönchsleben hier seinen Ursprung genommen hat. Außerdem wußte ich, daß die Aussicht vom Gipfel sich über das ganze Land der Ammoniter erstrecke; wie groß aber immer meine Begier war, war es doch zu spät sie zu befriedigen, wir mußten zurück nach Jericho. Auf diesem Wege kamen wir bei Ruinen vorbei, welche zweifelsohne die Trümmer der alten Stadt sind. Zu Haus erneuerte sich die Verlegenheit; viele Leute zu speisen und wenig Lebensmittel; Ruhe zu bedürfen und keinen Ort, wo und wie auszuruhen. Dank dem noch nicht ganz aufgezehrten Hammel, dem Reis, den wir unter unserem Gepäck fanden und vornämlich unserer ungemeinen Enthaltsamkeit, wir entgingen dem ersten Uebel, das zweite aber blieb sich gleich. Umgeben von Männern, Weibern und Kindern, deren Unreinlichkeit das Herz empörte, war für uns mehr als ein Uebel zu befürchten, wenn wir uns unkluger Weise mitten unter sie gelagert hätten;

Ich schlug vor, die Nacht im Freien auf einem Fleckchen Rasen zuzubringen, das ich in der Nähe einiger Nopals entdeckt hatte, und nachdem ich das Beispiel gegeben, fing ich bereits an, dort Alles zu ordnen und mit meinem Säbel die langen Blätter dieser Bäume abzuschlagen, um uns daraus ein Schutzdach zu bereiten, als unser Scheik mit großem Geschrei herankam und dagegen Einspruch that, daß wir außerhalb lagerten. Hierauf zählte er alle Gefahren her, denen wir ausgesetzt sein würden. Die geringste, sagt er, ist die, von den Beduinen todtgeschlagen oder von wilden Thieren gefressen zu werden. Denn, fuhr er mit feierlichem Tone fort: ich habe mich beim Befehlshaber von Jerusalem für euch verbürgt und um Wort halten zu können, ist es meine Pflicht, Euch aufzufordern, wieder hereinzukommen.

Um ihn nicht böse zu machen, gaben wir unsere Absicht auf.

Als wir nun eintraten, fanden wir unseren Dollmetsch, das Volk anredend und ihm den Firman des Gouverneurs übersetzend. Er hätte sagen können, was er gewollt hätte, denn Niemand, nicht einmal der Scheik und der Aga des Schlosses, konnte lesen. Endlich lud man uns ein, auf der Plattform des Thurmes zu schlafen und wir mußten es schon gutheißen. Wir steigen eine schlechte steinerne Treppe hinauf, lassen den Ort möglichst abkehren und sind endlich eingerichtet.

Glücklicherweise war die Nacht köstlich, die Sterne glänzten mit außerordentlichen Strahlen. In einen Mantel gehüllt, warf ich mich zur Erde, aber obgleich sehr ermüdet, konnte ich doch nicht einschlafen, die Ruhe floh vor dem Gedanken, daß ich nun in Jericho sei, nicht weit vom Jordan und dem todten Meere. Meine Erinnerungen regten mich auf, als hätte ich das Heer der Israeliten die Stadt umziehen sehen, als hätte ich den schmetternden Klang der Trompeten, das Krachen der stürzenden Mauern und das Siegesgeschrei der Krieger Josua's gehört. Dann aber ward meine Seele wieder bewegt, um diese elenden zerstreuten Hütten umher, die sich kaum über die Erde erhoben und mich erinnerten an den Bannfluch des Siegers, indem sie mir zeigten, was da übrig bleibt von den Dingen, die Gott verworfen.

Um 3 Uhr stieg ich herunter. Dieser neue Tag sollte für mich einer der merkwürdigsten sein, die ich im heiligen Lande durchlebt hatte; ich wollte ihn der Betrachtung jener in der heiligen Geschichte für immer berühmten Orte weihen und jeder verlorene Augenblick war ein Raub an meiner religiösen Schaubegier. Um halb fünf Uhr waren wir Alle zu Pferde. Der Aga von Jericho, mit einer Lanze bewaffnet, zog mit uns.

Wir ritten schweigend durch eine sandige Ebene, über welche die hinter den Bergen des wüsten Arabiens aufgehende Sonne ein blendendes Licht hinströmte. Man hörte kaum den Hufschlag unserer Rosse. Von Zeit zu Zeit nahm man einzelne kleine Rasenflecke wahr, aber es war umsonst nach einem Morgengesange zu lauschen, denn kein Vogel ließ sich hören. Die Beduinen zogen spürend umher, und durchkundschafteten jeden Strauch. Der Scheik und der Aga rückten nur mit Vorsicht weiter. Der Gedanke an Gott erfüllte meine Seele, ich war an der Stätte so vieler Wunder, ich näherte mich dem berühmtesten Flusse der Welt, dem Flusse, dessen Wasser sich theilten, um das Heer Israels hindurchzulassen, an dessen Ufern eine Gottesstimme rief: „das ist mein lieber Sohn;" ich ging nach dem Orte hin, wo Christus durch seinen heiligen Vorgänger die Taufe empfing — kurz, ich ging zum Jordan, ein Name, den ich mit Entzücken aussprach. .... Als ich mich einstmals, noch jung, der Tiber näherte, empfand ich einen tiefen Eindruck, aber er traf mehr den Geist als das Herz; hier war es ganz anders. Der Gedanke an die Tiber und Alles, woran sie erinnert, ließ mein Auge trocken, mit dem Jordan aber und allen Gegenständen, welche zu ihm gehören, war es nicht so. Allmälig wurden die Gesträuche häufiger, ein lebhafteres Grün verkündete uns, daß der ersehnte Fluß nicht mehr weit sei. Es widerstand mir, mich ihm in kriegerischer Haltung zu nahen. Bald bemerkte ich ein gelbliches Wasser, das in Krümmungen mit reißender Schnelligkeit zwischen zwei weidenbesetzten Ufern hinströmt. Es war der Jordan. Von unserer Seite ist das Ufer steil und der Fluß sehr tief eingegraben; auf dem anderen Ufer aber nicht.

Meine Reisegefährten badeten sich im Flusse. Dies war auch meine Absicht gewesen, da es jedoch erst sieben Uhr Morgens, ich selbst warm und wenige Monate zuvor von einer Lähmung befallen worden war, wagte ich es nicht.

Das Wasser war nicht über vier Fuß tief, aber so reißend, daß Diejenigen unter uns, welche ohne zu schwimmen von einem Ufer zum anderen hinwollten, dies nur mit großer Mühe ausführten. Sie mußten sich die Hände reichen, um wider die Heftigkeit des Stromes anzukämpfen. Die griechischen Pilger glauben nicht in ihr Vaterland zurückkehren zu dürfen, ohne sich hier eingetaucht und gewaschen zu haben und es ist selten, daß nicht Einige derselben als Opfer fallen.

Der Jordan entspringt auf einem Berge des Libanon, strömt von Norden nach Süden zwischen Anhöhen, welche eine weite Ebene beherrschen, durchfließt den See Genezareth und ergießt sich nach ohngefähr funf-

zig Stunden Laufes in das todte Meer. Seine Breite an dem Orte, wo wir uns befanden, beträgt 160 englische Fuß oder 54 Schritt, anderwärts ist sie weit beträchtlicher. Bei der Mündung zeigt er ein, wenigstens 300 Fuß breites Bette.

Die Stunden waren kostbar, unser Scheik erklärte uns, daß es die größte Unklugheit sein würde, uns noch länger aufzuhalten. Nach seiner Meinung hatten wir jeden Augenblick einen Angriff der Araber zu befürchten, er wußte sogar mit Sicherheit, daß derjenige, welcher uns den Hammel verkauft hatte, nur gekommen sei, um uns zu zählen, die umgebenden Büsche verbärgen Feinde und es sei durchaus nöthig, abzureisen.

Wir antworteten ihm, wir wüßten wohl, was diese Sprache bedeute, womit man alle Reisenden zu schrecken suche; wir seien nicht von so weit her und zu wohl bewaffnet gekommen, um den Ort wie Feiglinge zu verlassen, alle Araber der Welt würden uns nicht einschüchtern und wir würden hier bleiben, so lange als es uns gefiele.

Unter den Dingen, welche vor der Rückreise auszuführen ich beschlossen hatte, gab es einige, denen ich nicht gern entsagt hätte. Ich wollte einige Flaschen Wasser und einige Kiesel des Flußbettes mitnehmen, Rosenzweige pflücken und mir einen Stock von einem der Bäume abschneiden. Darüber war mehr als eine Stunde vergangen und der Scheik wurde ungeduldig, die Beduinen, der Janitschar, selbst unser Dollmetscher murrten und endlich machten sie sich alle zum Fortgehen fertig. Der Scheik, der Aga von Jericho und der türkische Soldat, erwarteten mich, auf ihre Pferde gelehnt und die Lanze in der Hand; hinter ihnen stand der Janitschar und unser Dollmetscher, weiter entfernt, auf einer Anhöhe, sah unser Geleit unverwandt auf den Weg nach dem todten Meere hin, während ein anderer Theil sich in gewisser Entfernung hielt, um den Zug zu schließen. Es war ein höchst malerischer Anblick.

Nicht ohne Beklemmung sah ich mich genöthigt, den Jordan so schnell zu verlassen. Ich seufzte und wandte oft noch den Kopf zurück, um ihn wiederzusehen, die Rosensträuche, die Wiesenflecke, die kleinen Weidengehölze seiner Ufer zu betrachten und als ich ihn aus dem Gesichte verloren, empfand ich den Schmerz der Trennung von einem Freunde, den man nicht mehr wiedersehen soll. Bis zum todten Meere hin hatten wir noch zwei Stunden. Als ich mich ihm näherte, verfiel ich in einen unerklärlichen Trübsinn. Ich ritt im Schritt und gleichsam widerwillig vorwärts. Der Boden, über welchen wir kamen, war ein weißer, salzreicher Sand und an manchen Stellen so locker, daß die Pferde darin bis an die Knie

versanken. Der Janitschar warnte uns fortwährend, empfahl uns die allergrößte Vorsicht und glaubte niemals genug gesagt zu haben.

Zu unserer Rechten erhoben sich Sand- und Kreideberge, deren sonderbare Gestalt den Reisenden in Erstaunen setzte; es sind Thürme, Bastionen, Pyramiden, Zelte, Gespenster, phantastische Gestalten. Wohin ich blickte, sah ich nur ein trauriges und unfruchtbares Land; alle Gegenstände sind von gleichartiger Farbe, weiß oder gelblich, kaum daß man von Zeit zu Zeit ein wenig von Salz bestäubtes und geschwängertes Grün entdeckt. So viel ich auch gereist bin, habe ich doch noch nichts Aehnliches gesehen.

Unterdessen kamen wir an die öden Ufer jenes Meeres. Wir stiegen bei einem Steinhaufen ab, welcher so ziemlich den Trümmern einer Burg glich; man sagte mir, daß hier das Salz bereitet werde, welches man aus dem todten Meere gewinnt, und daß man auf die Höhen dieser Steine Schildwachen hinstelle, um zu verhüten, daß nicht die Araber das Vieh hinwegtreiben, welches seine Ladung in der Ebene erwartet. Dem Ufer nahend, bemerkte ich zuerst, daß das Wasser, trotz eines straffen und heftigen Nordwestwindes kaum gekräuselt war, und sich nicht gegen den Strand brach. Niemals unterbricht Wellenrauschen die Todtenstille, welche noch immer über dieser, durch die Verbrechen ihrer Bewohner und die Rache des Herrn furchtbaren Gegend liegt. Kein lebendes Wesen birgt sich in diesen Tiefen, kein Schiff durchschneidet das Gewässer, kein Vogel nistet ringsumher oder singt seine Lieder, kein Baum wächst, keine Pflanze blüht hier, kaum sieht man einige elende, vertrocknete Gesträuche. Ich schöpfte eine Flasche mit dem Wasser und brachte es an den Mund, mußte es aber, um nicht Zunge und Gaumen zerbissen zu haben, sogleich wieder von mir geben. Es ist ungemein viel schärfer, als anderes Meerwasser, dennoch aber etwas ölig und so durchsichtig, daß man die Steine auf dem Boden deutlich sieht. Ich sammelte mehre davon, die ich für sehr hart hielt, an der Luft jedoch zerbrachen sie und schienen wie gebrannt. Die Muselmänner unseres Geleites badeten sich und vollführten die vom Coran gebotenen Waschungen. Kein Anderer unserer Reisegefährten ahmte ihnen nach, was mich um so mehr freute, als das Gegentheil eine Art Entheiligung des Jordansbades gewesen sein würde Ich versiegelte am Ufer des Meeres eine große Flasche mit seinem Wasser und drei mit solchem vom Jordan, worauf ich mich entfernte, um einige jener berühmten Sodomäpfel zu finden, welche an Farbe und Gestalt großen Limonien gleichen, ohne deren Festigkeit oder Annehmlichkeit zu be-

sitzen. Ich wußte, daß ihre Schönheit das Auge verführt, daß sie aber, wenn man sie drückt, zusammenfallen, und man immer nichts als Luft oder Würmer findet. Ich suchte jedoch vergeblich. Später habe ich welche gesehen und mir zu Jerusalem selbst verschafft.

Nach einer leichten Mahlzeit, die wir in einigem Abstande eingenommen, kehrten wir zurück. Ich war mit einigen Gefährten bei der Jagd einer großen Eidechse beschäftigt, die sich unter einen Steinhaufen versteckt hatte, als plötzlich der Ruf erscholl: zurück, zurück, die Araber kommen von den Bergen! Mehrmals am Tage hatten wir ähnliche Warnungen gehört, wir merkten Anfangs nicht sehr darauf, aber als wir unter unserem Geleit eine sehr eilige Bewegung wahrnahmen, hielten wir es für klug uns demselben anzuschließen und gingen, obschon langsam, darauf zu. In wenigen Augenblicken war Alles zum Rückkehren fertig, wir machten uns auf den Weg, nachdem wir drei Stunden bei diesem Meere des Todes zugebracht hatten.

Die Erfahrung hat mir die Wahrheit dessen bestätigt, was bedeutende Schriftsteller über die Gefahren einer Reise nach dem todten Meere und dem Jordan sagen, und es ist ganz gewiß, daß es keinem Reisenden möglich sein würde, allein dahin zu gelangen.

Selbst die griechischen Pilger, welche, 3 — 4000 an der Zahl, am dritten Ostertage zum Jordan wallfahrten, werden stets vom Befehlshaber zu Jerusalem mit 3 — 400 Soldaten geleitet. Jedoch bin ich auch überzeugt, daß die Ureinwohner bisweilen die Gefahren übertreiben, um die Reisenden zu bestimmen, sich von einer starken Schutzwache geleiten zu lassen. Uebrigens sind die Araber noch heute, wie zu Saladins Zeiten:

gli Arabi avari
Ladroni in ogni tempo e mercenari!

Hätte es dessen eines neuen Beweises bedurft, ich würde ihn wenige Augenblicke vor dem Aufbruche erhalten haben. Ich war kaum eine halbe Stunde zu Pferde, als ich mich erinnerte, am Ufer einen sehr schönen Rosenstrauch vom Jordan vergessen zu haben. Empfindlich über diesen Verlust, ließ ich durch unsern Dollmetscher einem Araber von klugem Aussehen antragen, zurückzureiten, indem ich ihm für das Wiederbringen einen guten Bachis versprach.

Ich wette, mein Vater, sagte Hr. R. zu mir, daß er, wenn er ihn nicht findet, aus Furcht den Bachis zu verlieren, einen Strauch von der Pfütze bringt, die wir vor einer Viertelstunde gesehen haben und ihn für den Ihrigen ausgibt.

Ich antwortete, daß der Betrug zu grob sein würde, um eine Täuschung zuzulassen, und daß außerdem mein Strauch gezeichnet wäre. Einige Augenblicke hernach läßt sich ein Freudengeschrei hören, das uns mitten aus einer Staubwolke die Rückkehr meines Reisenden verkündet. Wenn es wahr ist, hat er meinen Rosenstrauch gefunden. Sein erstes Wort, indem er ihn schwingt, um ihn mir zu zeigen ist: Bachis, Bachis! Aber wie Herr R. gesagt hatte, brachte mein Mann richtig einen Strauch von der Pfütze. Ich sah ihn fest an und gab meinem Pferde die Sporen. Er sprach kein Wort, nur daß er den ganzen Tag um mich herkreiste, was ich nicht zu bemerken schien. Ehe wir uns trennten, gab ich ihm indessen noch eine kleine Belohnung, nicht für den Strauch, sondern für den Ritt.

Obgleich man den Namen Meer in der Regel nur den unermeßlichen Wässermassen beilegt, welche die Erde umgeben oder einen großen Theil der Binnenoberfläche bedecken, wird dieses Wort doch in der Schrift oft für geringere Wasserausdehnungen gebraucht. Das todte Meer hat höchstens 24 Stunden Länge auf 5 — 6 Stunden Breite. In der Genesis heißt es Salzmeer, im Numerus sehr salziges Meer, in der Geschichte nennt man es den orientalischen See, den Asphalt-See, das Meer von Sodom oder der Wüste, bei den Arabern Barrhai-Loth, Loths-See. Es bedeckt das schöne Thal von Siddim, wo die fünf sündigen Städte, Sodom, Gomorrha, Adama, Seboim und Bala oder Segor lagen. Vor der schrecklichen Strafe, welche die Pentapolis erlitt, war das Land so fruchtbar, seine Wälder, seine Hecken, seine vom Jordan benetzten Gefilde so angenehm, so reizend, daß die Schrift diese Vorzüge mit denen Aegyptens vergleicht und das Land als Paradies des Herrn — sicut paradisus Domini — darstellt.

Jetzt ist es ein Ort des Grauens und des Todes. Der Fluch Gottes wirkt nicht blos in den Tiefen des Wassers, er ist ausgeprägt an den Ufern und ob dem umgebenden Lande. Es ist nichts als Staub und Asche, wie die eines großen Brandes; Staub und Asche, denen Regen und Thau keine Fruchtbarkeit verschaffen. Noch bewahrt das todte Meer Spuren der verworfenen Städte, eine jetzt als unbestreitbar angesehene Thatsache. Mehre Reisende haben darin Mauertrümmer und insbesondere Ruinen entdeckt, die man der alten Stadt Segor zuschreibt; eine Stadt, die Anfangs auf Loth's Bitte verschont, nach dessen Entfernung ebenfalls verschlungen ward. Ich hätte gewünscht, mich selbst davon versichern zu können, indem ich die Rückreise bis zum nächsten Abende verschöbe, aber, es war dies unter den obwaltenden Umständen zu gefährlich bei der

ephemeren Regierung Palästinas, die gewöhnlich alle Verbrechen, welche es den Arabern zu begehen gefällt, dulden, oder unbestraft lassen muß. Im Uebrigen ist anzunehmen, daß die Ordnung wiederkehren wird, wenn die ägyptische Regierung sich befestigt; dann werden Reisende diese Orte mit mehr Sicherheit besuchen können und vermittelst einiger, leicht zu bauender, kleinen Boote die Denkmale des göttlichen Zorns in der Tiefe der bergenden Schluchten entdecken.

Schriftsteller und Erdbeschreiber haben erzählt, daß das todte Meer oft von einem Dunste oder dichten Rauche bedeckt sei, der vom Innern aufsteige, Andere haben dies geleugnet. Es ist ein gewöhnlicher Fehler der Reisenden, zu kurze Zeit in den Ländern, die sie besuchen, zu verweilen, um bestimmt angeben zu können, was sich in einer Gegend findet, was nicht. Ich selbst habe jedesmal bei Besteigung des Oelbergs und auch während meines Aufenthalts zu Bethlehem Gelegenheit gehabt, diesen Dampf zu bemerken. An manchen Tagen ist er wenig sichtbar, bisweilen aber sehr merklich.

Das Salz aus dem todten Meere bildet einen beträchtlichen Handelsartikel. Die Araber verschleißen es nach allen Theilen von Palästina und man bedient sich desselben ausschließlich. Allgemein schreibt man der Menge dieses Salzes die Schwere des Wassers zu. Josephus erzählt im vierten Buche seiner Geschichten, daß Alles was man hineinwirft, oben schwämme; er fügt hinzu, daß Kaiser Vespasianus, um sich davon zu überzeugen, mehre Personen gebunden hineinwerfen ließ, und daß keine einzige unterging. Vielleicht sind einige Zweifel über diese Erzählung gestattet. Was ich als weit gewisser angeben kann, ist, daß mehrere Reisende sich darin gebadet und oben erhalten haben, ohne schwimmen zu können; jedoch möchte ich darum nicht immer zum Versuche rathen.

Oft habe ich unterwegs die Araber unseres Gebiets und ihre Häuptlinge selbst gefragt, ob sie niemals von denen, die seit ihrer Kindheit die Ufer dieses Meeres bewohnen, erfahren hätten, daß diese darin einen Fisch gefangen hätten: einstimmig hat man mir geantwortet: niemals! Da diese Leute hier keinen Vortheil davon haben konnten, mich zu täuschen, betrachte ich ihr Zeugniß als die bestimmteste Bestätigung dessen, was Reisende und Geschichtsschreiber, namentlich de Marison, berichten. Dieser erzählt, daß die Beschaffenheit des verpesteten Wassers der Art sei, daß nichts Lebendes sich darin erhalte und daß sie den Fischen des Jordan Tod bringe, welche nicht sobald hineingerathen, als sie auch sterben. Manche glauben, daß auch keine Infusorien hier existiren. Ich habe wohl sehr kleine, weiße und leere Mu-

scheln gesehen, wie die der Schnecken sind; aber sie lagen in großer Entfernung am Ufer und kamen höchst wahrscheinlich aus dem Jordan.

Wir zogen nach Jerusalem über kahle Berge, ausgetrocknete Gießbäche, ganz wüste und denen vom vorigen Tage ähnliche Gegenden. Wie gestern schwebten Adler in den Lüften, aber in größerer Anzahl; und bisweilen ruhten sie sich, die Flügel schlagend, auf den Höhen aus. Unter den phantastisch gestalteten Felsen, die sich zeigten, ließen einige etwas Grass entdecken; andere zeigten sogar auf ihren entblößten Seiten einen grünen Anflug mit rothen oder gelben Blumen, der sie nur schrecklicher erscheinen ließ.

Was die Wege angeht, so giebt es deren nicht, einige kleine Fußsteige ausgenommen, deren Spur in jedem Augenblicke hervortritt und wieder verschwindet. Von Zeit zu Zeit begegneten wir einem oder zwei mit Flinten bewaffneten Beduinen, welche von unserer Vorhut angehalten und durchsucht wurden, um zu erfahren, ob sie Taback hätten und um ihnen diesen abzunehmen. Diese ließen sich den größten Theil ihrer Vorräthe nehmen, ohne ein Wort zu sagen; wohl wissend, daß ein Tag der Vergeltung für sie kommen müsse; wären die Unseren die Schwächeren gewesen, so würden sie ihr Loos mit derselben Entsagung und gleichen Hoffnungen getragen haben.

Unterdessen verfolgten wir unseren Weg, ohne zu wissen, wo wir die Nacht zubringen würden. Der Scheik, die Beduinen, unser türkischer Soldat, der Dragoman und der Janitschar behaupteten, es sei unmöglich, Jerusalem vor Sonnenuntergang zu erreichen, zu welcher Zeit man die Thore schließt. Sie fügten hinzu, daß es bei der Ermattung der Pferde am Besten wäre, das Lager unserer Beduinen aufzusuchen, welches nur einige Stunden entfernt sei. Vorzüglich bestand der Scheik darauf, nicht weiter zu gehen.

Ich verwarf einen Vorschlag unbedingt, der uns um einen Tag gebracht hätte, ohne uns auch nur einige Stunden Schlaf in der Mitte von Leuten zu verschaffen, deren Unreinlichkeit allein hinreichte, uns am Schlummer zu hindern. Auch errieth ich leicht den Beweggrund unseres Scheik's: ihm lüstete nach dem Reste unserer Vorräthe, den er, wenn er diese Gelegenheit nicht ergriffe, zu verlieren fürchtete. Gegen diese Befürchtung gab es ein leichtes Mittel, nämlich: ihm Alles zu überlassen, wofür auch meine Reisegefährten stimmten. Kaum fanden wir uns im Angesichte des Lagers, als wir unserer Begleitung und ihrem Anführer die Butter und den Reis überließen, den wir noch hatten; Brod war

nicht mehr da. Man muß Zeuge des äußersten Mangels gewesen sein, welcher damals herrschte, um sich einen Begriff von der grenzenlosen Freude der armen Beduinen zu machen. Unsere unerwartete Großmuth gewährte ihnen Alles, was sie wünschten; auch war nicht mehr die Rede davon, uns von unserm Marsche abzubringen.

Die Anhöhen sind häufig und steil, die Hitze war ausnehmend groß, unsere Pferde waren von Anstrengungen erschöpft, und wir Alle litten an brennendem Durste. Wir machten in einer kleinen Ebene Halt, wo wir etwas Gras bemerkten. Der Scheik sandte Einen der Seinigen eine Strecke weit nach Wasser aus. Dieser Mann ließ lange warten und ich fürchtete bereits ernstlich, die heilige Stadt nicht erreichen zu können. Jedoch beruhigte ich mich bald wieder bei dem Gedanken, daß der Gouverneur die Gefälligkeit haben werde, uns die Thore öffnen zu lassen. Wir waren noch zwei Stunden entfernt, als die Sonne sich bereits unmerklich hinter dem Felsen verbarg. Die Nacht kündete sich herrlich an, ich fand sie entzückend nach der brennenden Hitze des Tages.

Es war nahe 9 Uhr, als wir vor dem St. Stephansthore ankamen; wir baten, daß man uns aufmache. Der ägyptische Unteroffizier, welcher den Posten befehligte, sagte, er habe die Schlüssel nicht. Nach langem Hin- und Herreden mit unserem Dragoman entschloß er sich, Kraft eines Bachis, unsere Ankunft bei dem Gouverneur zu melden. Wenige Augenblicke darauf kam er wieder, uns mit dem Ausdrucke des Bedauerns zu melden, daß die Schlüssel bei dem Befehlshaber des Schlosses seien und daß es unmöglich wäre, zu diesem zu gelangen. Wir mußten uns nun schon entschließen, unter freiem Himmel zu schlafen. Ich hätte gern den Tag im Grabe Absalons oder Baruchs erwartet, jedoch ließ mich einige Ueberlegung befürchten, daß die Bewohner des Dorfes Siloa, fanatische und diebische Leute, Licht sehen und uns beunruhigen könnten. Wir legten uns also vor dem Thore auf den Boden nieder, ohne die Augen schließen zu können. Der Hunger ließ sich spüren, ein kleines, bisher dem Nachsuchen entgangenes Brod, das wir auf dem Boden eines Korbes fanden, half uns aus in Geduld zu fasten. Aus Mangel anderen Wassers tranken wir etwas von dem aus dem Jordan und brachten so die Nacht bei unseren Pferden mit einem Theile unseres Gefolges zu. Der Sonnenaufgang fand mich dem Oelberge gegenübersitzend.

Endlich öffneten sich die Thore, wir stiegen wieder zu Pferde und hielten, unter Vortritt unserer Wachen, unsern Einzug. Hätten wir uns die Mühe genommen, den allerdings etwas langen Umweg bis zum Thore

von Jaffa zu machen, so würde man uns sicher geöffnet haben, weil wegen der großen Menge der Pilger die in dieser Richtung ankommen, die Schlüssel dort immer zu finden sind; als wir jedoch an diesen Ausweg dachten, war es bereits zu spät.

Ueber den Ziegenflaum.*)

Meine Absicht ist einige Worte über den Ziegenflaum zu sagen, — über dieses räthselhafte und merkwürdige Naturerzeugniß, welches mir durch meinen Aufenthaltsort und die Freundschaft eines der aufgeklärtesten Männer hiesiger Gegend bekannt genug geworden ist, um dasjenige, was ich davon sage, nicht aus der Luft zu greifen, sondern auf unbestreitbare Thatsachen und vieljährige Erfahrungen zu gründen. Ich nannte dieses Erzeugniß räthselhaft, weil man viel darüber gefabelt und noch fabelt; man sprach, schrieb und druckte darüber Dinge, über die hier an Ort und Stelle ein jeder gemeine Kosak oder Stadtbewohner lacht, indem er die Winterhülle seiner Hausziegen sammelt, oder dasselbe Produkt den Kirgisen abtauscht; indeß kann der Kosak wie der gemeine Bürger nicht schreiben, oder giebt sich doch nicht damit ab; daher, obschon wir seit Jahrhunderten um Orenburg herum den Ziegenflaum sammeln, öffentlich verkaufen, und ganz in der Ordnung Hunderte von Menschen sich durch dies vortheilhafte Geschäft bereichern, — reden unsre Landsleute in den angrenzenden Statthalterschaften noch von dem Ziegenflaume — wie etwa von den Goldfedern des Paradiesvogels unsrer alten Volksmährchen; und die Ausländer erzählen unbegreifliche Dinge davon, stellen gelehrte Untersuchungen darüber an — und doch ist die Sache so einfach! Der Werth und die Unersetzlichkeit des Ziegenflaumes sind fast Jedem bekannt, und nicht zu bezweifeln: nur daraus können die orientalischen Shawls verfertigt werden, wie auch die russischen Tücher und Shawls, die den ersteren nichts nachgeben; folglich wäre es eine wichtige Frage, ob sich nicht in Europa, (und, versteht sich, vor allen Dingen zuerst in unserm Rußland) das Thier, welches das Material zu diesem unnachahmlichen Gewebe liefert, einheimisch machen, und vermehren ließe? — Aber hiezu muß vorläufig untersucht werden, was eigentlich dieser Ziegenflaum ist, und welches Thier ihn eigentlich liefert. Die gewöhnlichste, am

---

*) Mittheilung aus Orenburg.

meisten verbreitete Meinung besteht darin, daß der Ziegenflaum von einer besondern Gattung Ziegen komme — von einer Thibetanischen oder Kaschemir-Ziege, und daß man folglich suchen müsse, diese Raçe von daher auszuführen und bei uns zu vervielfältigen. Thibet ist wirklich reich an Ziegenflaum von feinster Gattung, reicher als alle andere bekannte Länder; auch werden in dessen Nachbarschaft, in Kaschemir, die schönsten orientalischen Shawls verfertigt: also scheint es, daß diese Meinung ziemlich gegründet sei. Hier im Orenburgischen haben wir zwar auch nie Thibetanische Ziegen gesehen, aber nach einstimmiger Versicherung aller herkommenden Asiaten, sind die Ziegen dort durchaus nicht von unsern Orenburgischen verschieden; dieser Versicherung sind wir um so geneigter Glauben beizumessen, da beim Vergleich durchaus kein Unterschied im Flaum derselben wahrzunehmen ist. Uebrigens ist die hiesige Ziege der gemeinen russischen Hausziege fast ganz ähnlich: höchstens kann man zugeben, daß die hiesige Ziege eine geringe Abart ausmache, aber keineswegs anderes Geschlecht noch Gattung, so wie das Donische, Kirgisische, Kaukasische Pferd als Abart des gesammten Pferdegeschlechts zu betrachten ist. Die Hörner der hiesigen Ziege pflegen gewöhnlich etwas weniger krumm zu sein, und sich gegen einander zu neigen; die Nasenwurzel ist mehr vertieft als gerade, die Unterlippe etwas hängend, das Haar etwas dichter und länger als das Haar der gemeinen Ziege; — daher mag wohl der Körper größer erscheinen. Es ist nicht zu bezweifeln, daß es die nämliche, gemeine, allbekannte Hausziege ist, welche unter der hiesigen rauhen Zone, da sie den strengen und stöbernden Winter hindurch ihr Futter im Freien suchen muß, von der Allmacht der wohlthätigen Mutter Natur jeden Winter einen Pelz von feiner, dichter, warmer Unterwolle unter dem Haare bekommt, welchen wir unter dem Namen Ziegenflaum kennen. Alle Kennzeichen außer dem langen, dicken Haare und dem Flaum sind zufällig, unwesentlich, und manchmal kaum bemerkbar. Auch in Kleinrußland, besonders in den Steppengegenden, liefern die Ziegen ein Geringes an feiner Unterwolle, die weich wie Schwanendaun ist; die Quantität ist aber geringer, vielleicht auch die Qualität, welches jedoch noch nicht erwiesen ist.

Aus allem Vorausgeschickten müßte nun gefolgert werden: daß, anstatt von hier aus mit schweren Kosten Ziegen nach andern Ländern und Gegenden auszuführen, umgekehrt es vortheilhafter sein würde, recht viel Ziegen andrer Länder und Gegenden, (sollten sie auch aus Frankreich gebürtig sein) hierher zu schicken; ihre nächsten Nachkommen würden in

Allein den Ziegen hiesigen Ursprungs gleichen und mit Flaum bekleidet sein; da hingegen die hiesigen einmal ihrem Vaterlande entrückt, denselben bald verlieren, wo dann natürlicher Weise um so weniger Flaum von ihren Nachkommen zu erwarten ist — sobald aber der Flaum verloren ist, werden diese Auswanderer durchaus ihren neuen Landesgenossen gleich. Ebenso erhalten die Kameele in der kirgisischen Steppe auf den Winter eine Flaumbedeckung, welche z. B. dem Krymschen Kameele fast gänzlich mangelt. So bekommt auch jedes in die hiesigen Steppen eingeführte Schaf, es sei von spanischer, russischer oder anderer Race, in Kurzem einen Kurdjuk, (Fettschwanz) und grobe, unbrauchbare Wolle, worunter sich ebenfalls eine feine dichte Unterwolle einfindet, die man wohl Schafflaum nennen sollte; dasselbe Schaf hingegen verliert sowohl die eine als die andre dieser Eigenthümlichkeiten, sobald es unter einen anderen Himmelsstrich und auf andern Boden kommt. Alles dieses hat sich in hiesiger Gegend durch vieljährige Erfahrungen bestätigt; übrigens kann ich auch schriftliche Beweise dafür beibringen. Hr. Nefedjew, in seinen „Nachrichten über die Wolgaischen Kalmüken," sagt unter andern: „Ein Astrachaner Einwohner der sich mit Viehzucht beschäftigte, verschrieb einst dahin Schafe aus den innern Gouvernements, um bessere Wolle zu bekommen; allein diese Thiere verloren die Güte ihrer Wolle in Einem Sommer, und was noch sonderbarer ist, sie bekamen über den gewöhnlichen Schwanz einen Kurdjuk.

Im Orient scheint dieselbe Regel zu gelten. Unter dem dieser Gattung Ziegen angemessenen Himmelsstriche Thibets, hält man sie in Menge; hingegen zieht man im benachbarten Kaschemir keine zum Behuf des Flaumes, vermuthlich weil Boden und örtliche Lage den nothwendigen Bedingungen nicht entsprechen; obwohl nun Kaschemir die Heimath und Wiege der besten orientalischen Shawls ist, so holen dennoch seine Bewohner ihr Material von den Nachbarn, und pachten sogar durch besondern Vertrag das ausschließliche Einkaufsrecht für diesen Flaum von den Thibetanern. Uebrigens ist auch bekannt, (wäre es auch nur aus Elphinstone's Reisebeschreibung) daß die Einwohner von Kaschemir den Flaum nicht allein aus Thibet beziehen, sondern auch aus der sogenannten unabhängigen Tartarei, die wir schlechtweg die Bucharischen Lande nennen, an welche die Steppe unsrer Kaißaken granzt; dort mag wohl die hohe, gebirgige Lage, wie hier die offene, kalte Steppe, einerlei Einfluß auf die materielle Veränderung der wollerzeugenden Organe des Thieres äußern. Der aus Rußland ausgeführte Flaum kommt nicht aus Persien, sondern

aus Rußland selbst, und zwar von der Orenburger Linie, und ein ganz geringer Theil derselben aus dem Astrachanschen Gouvernement, von den Bukejewer Kirgisen und den Wolgaischen Kalmüken. Außer diesem wird, wie man sagt, eine geringe Quantität jenseits des Kaukasus, ich weiß aber nicht genau, wo — gewonnen. An der Linie, besonders in Orenburg und Uralsk, kann man jährlich bis zehntausend Pud von den Kosaken und Kirgisen eintauschen; jedoch ist dieser Flaum noch von den darunter befindlichen Haaren nicht gereinigt, und kommt auch auf diese Art auf die Messe von Nishnij-Nowgorod, von da nach Rostow (im Jaroßlawschen), wo derselbe ausgelesen und gereinigt wird; von da geht er nach Moskau, wo ihn Franzosen kaufen und zu Lande über Lemberg in ihr Vaterland schicken. Man muß auch wissen, auf welche Art der Flaum hier gesammelt wird. Die zum Winter bedeckte Ziege entledigt sich im Frühjahre ihres Winterkleides, welches ihr im heißen Sommer nur lästig fallen würde; nun sammeln die Wilden der Orenburger Linie den flockenweise abfallenden Pelz, oder ziehen ihn dem Thiere mit der Hand ab, und bringen ihn auf die Tauschhöfe. Manchmal, und dieses ist besonders in Uralsk gebräuchlich, bekommen sie von unsern Kaufleuten Handgeld im Voraus; alsdann bringen sie ihnen, laut Verabredung, die Waare gerade in's Haus. Uebrigens hält hier eigentlich Niemand Ziegen des Flaumes wegen; vielmehr wird er mitten in der Steppe ohne allen Gebrauch sammt dem Haar weggeworfen. Die Ziegen werden hier nur bei den Schafen gehalten, um ihnen als Führer bei jedem Schritt zu dienen, weil sie dreister und entschlossener sind, und beim Treiben vorwärts gehen, während die Schafe allein oft in einen Haufen zusammenrennen und nicht mehr von der Stelle zu bringen sind. — Ein Pud solchen Ziegenpelzes enthält manchmal bis 25 Pfund Flaum; für das Aussuchen desselben wird bis 30 Rubel für's Pud bezahlt; gewöhnlich sind zwei Drittel der ganzen Portion weiß; ein Drittel ist grau oder gräulich. Man pflegt hier dieses Haar den Weibern zum Aussuchen einzeln in die Häuser zu geben, wo sie denn leicht täglich ein Pfund in Ordnung bringen. Vom Jahre 1812 bis 1824, also in 12 Jahren stieg der Preis dieses Flaumes von 16 Rbl. bis 48 Rbl. für's Pud; der reine Flaum wurde in Moskau mit 170—220 Rbl. per Pud bezahlt, jedoch fielen die Preise durch entstandene Stockung im Handel wieder fast um die Hälfte. Die Ursache hievon scheint wohl folgende zu sein; man fing an den Ziegenflaum unter die feinsten Wollsorten zu mischen, um diese schöner erscheinen zu lassen; es fand sich jedoch, daß das von dergleichen

Wolle verfertigte Tuch, obwohl an Ansehen und Glätte gewinnend, an Dauerhaftigkeit verlor, und so verringerte sich der Bedarf des Flaumes. Während der letzten 10 Jahre stiegen die Preise wieder etwas, und jetzt *) bezahlt man hier für das Pud rohen, ungereinigten Flaumes 35 Rbl. Gereinigt erscheint er hier nicht zum Verkauf. Im Jahre 1818 kam hieher nach Orenburg einer der Commissionäre des Hrn. Ternaux, und er erzählt Folgendes: Hr. Ternaux hatte aus Calcutta mit übermäßigen Kosten ächten Thibetanischen Ziegenflaum erhalten, als er im Jahre 1814, bei Gelegenheit des Einmarsches der Verbündeten, von Russischen Offizieren erfuhr, es gäbe gerade eben solchen Ziegenflaum in Rußland. In Folge dieses, wendete er sich an seinen Commissionär, und erhielt von diesem für einen billigeren, aber doch noch immer recht hohen Preis eine Quantität Ziegenflaum unter dem Namen Thibetanischer. Im folgenden Jahre erfuhr Hr. Ternaux von den zum zweitenmale einmarschirten Russen, daß dieser Flaum ein Product des südöstlichen Rußlands sei; da seine Nachrichten aber nicht sicher genug waren, so entschloß er sich, den Weg zu den Thibetanischen Ziegen über den Kaukasus zu suchen; übrigens ein sehr verzeihlicher Irrthum, wenn wir die gewöhnlichen Kenntnisse der Franzosen von unserem Vaterlande berücksichtigen. Also schickte er seinen Commissionär, Hrn. Jobert, der schon mit Napoleon in Aegypten gewesen war, nach dem Kaukasus. Dieser erreichte Grusien glücklich, fand dort gastfreundliche, liebreiche Aufnahme, aber — keinen Ziegenflaum. Indeß erfuhr er da zufällig, wo derselbe gesucht werden müsse, reis'te nach Sarepta, und kaufte dort von den Kalmüken und den Bukejewer Kirgisen, tausend dreihundert Ziegen, brachte sie im Spätherbste nach Taganrog, fand dort jedoch kein Schiff, und mußte sie, nach Aussage des Hrn. Fröhlich, (so hieß, glaube ich, der Orenburger Commissionär des Hrn. Ternaux) bis in die Krym treiben, von wo er endlich im Winter die von den 1300 Stück übriggebliebenen 600 Ziegen nach Frankreich einschiffte. Etwa 200 St. kamen noch auf der See um; gegen 400 kamen an Ort und Stelle an. So lautet die Erzählung des Hrn. Fröhlich; diesem nach liegt es am Tage, daß den durch Hrn. Ternaux eingebrachten Ziegen viel eher der Name russischer Steppenziegen, oder wenn man will, kalmükischer oder kirgisischer Ziegen zukommt, als der Name der Persischen oder Thibetanischen. Der Ruf der französischen Shawltücher, deren Schönheit die Orientalischen verdunkeln soll, ist ver-

*) im Jahre 1835.

stammt; die Ziegen sind einzeln verkauft, und es scheint sicher zu sein, daß der Versuch des Hrn. Ternaux, der ihm übrigens jedenfalls viel Ehre macht, nur dahin gelang, russische Steppenziegen (nicht aber Thibetanische) in Frankreich einzuführen, die jedoch die merkantilischen Hoffnungen des aufgeklärten Industriechefs nicht befriedigten: d. h. unsere Ziegen wurden bei Wenigem denen Frankreichs in Allem ähnlich, und verloren in dessen gemäßigten Klima ihre köstliche Unterwolle. Ein Augenzeuge erzählte uns von den Shawltüchern des Hrn. Ternaux auf der Pariser Industrie-Ausstellung, und von der nebenbeistehenden lebendigen weißen Ziege, die als Thibetanisch ausgerufen und auch daselbst gekämmt wurde, wobei mit der jener Nation eigenthümlichen Behendigkeit die Klümpchen ausgekämmten Flaumes vorgezeigt wurden. Dieses ganze Schauspiel beweist eben, daß die Ziege schon gar wenig Flaum übrig hatte, und das Pariser Publicum nur mit dem Thibetanischen Flaum in Verwunderung gesetzt werden sollte. Beim Kämmen einer jeden Ziege wird man ein wenig Flaum auf dem Kamme finden; doch kann eine so geringe Quantität keinesweges einen Gegenstand der Industrie ausmachen. Laßt uns nur einmal die ganze Pelz- und Wolltragende Schöpfung näher betrachten; allenthalben richtet sie sich nach demselben Gesetz; die vierfüßigen Bewohner der südlichen Erde tragen ein grobes, hartes Haar, an welchem kein feiner Stapel vorhanden ist, und unter welchem gar kein Flaum gefunden wird; je weiter man aber nach Norden kommt, desto länger und weiter der Pelz, desto wärmer, dichter und reicher an Flaum. Ein und dasselbe Thierchen pflegt bald unsern verwöhnten Bedürfnissen zuzusagen, bald nicht, je nach der Lage seines Vaterlandes. Das Eichhorn in Deutschland ist dasselbe welches in Rußland hauſ't, darüber sind alle Naturforscher einig: und doch — welcher Unterschied in dem Winterpelz Beider! — Vielleicht erinnern sich einige meiner Leser, ein paar lebendige Zobel gesehen zu haben, die nebst anderen seltenen Thieren in Rußland umhergeführt und gezeigt wurden. Diese sehen selbst im Winter keinem Zobel ähnlich; nur spärliches Haar bedeckte das Thierchen und der Flaum fehlte ihm fast gänzlich; ihr Besitzer lenkte die Aufmerksamkeit der Zuschauer selbst auf diesen Umstand, den er sehr einfach dadurch erklärte, daß die Thiere seit etlichen Jahren im südlichen Europa herumgereist wären, und auch noch jetzt stets in der Wärme gehalten würden. Es mag hiebei nicht überflüssig sein, auch auf östliche und westliche Lage Rücksicht zu nehmen; dieser Unterschied macht beinahe eben soviel, als Nord und Süd aus. Unser Orenburg liegt parallel mit dem Mittelstrich Preußens

— aber der Unterschied des Klimas ist gar groß. Es kann nichts frommen, Flaumziegen zu holen und zu verschreiben, um sie in Gegenden einheimisch zu machen, wo die Natur selbst ihnen die köstliche Unterwolle versagt; sie werden in gar kurzer Zeit ausarten; nur kann man denen, die Flaum von ihren Ziegen zu gewinnen suchen, den Rath geben, nicht aus der Acht zu lassen, daß in Thibet häufig genug im Monat Juli das Wasser mit einer fast halbdaumdicken Eisrinde überzogen wird, und in den Orenburger Steppen den ganzen Winter über heftige Schneegestöber bei 20—30 Grad Frost Statt finden, — daß folglich die Ziegen nicht im Stalle, noch unter Dach gehalten werden müssen, sondern unter freiem Himmel, der Kälte und dem Winde ausgesetzt; daß man sie das ganze Jahr über austreiben müsse, und wo möglich, nicht auf Wiesen, zwischen Sträuche, sondern auf trockene Höhen. Auf diese Weise wird man vermuthlich etwas mehr Flaum, als gewöhnlich erlangen. Ein solcher Weideplatz würde noch überdies den Vortheil gewähren, daß im Frühjahr, wenn die Ziegen Haar und Flaum in großen Klumpen fallen lassen, solche nicht durch Anhaken an die Sträuche verloren gehen. Je weniger Mühe und künstliche Sorgfalt man unter solchen Voraussetzungen an die Thiere verwendet, desto ähnlicher wird ihre Lage der der Ziegen Thibets, der Kirgisischen und Astrachanschen Steppe. Wichtiger und nützlicher hingegen möchte es sein, mehr Aufmerksamkeit auf den Ziegenflaum als Handelsartikel zu richten — jedoch in solchen Gegenden, wo die freigebige, eigenwillige Natur selbst ihn in Ueberfluß hervorbringt. Der Transport kann, gegen das theure Fabrikat gehalten, nicht von Bedeutung sein. Es wäre ja unnöthig, diesen Flaum zu Lande durch ganz Europa zu transportiren; man könnte ihn auf der Wolga nach Petersburg schaffen, und von da zur See ausführen. Man muß gestehen, daß die Franzosen und Engländer besser daraus Vortheil zu ziehen verstehen würden, wenn sie solche Erzeugnisse so nahe unter den Händen hätten. Hier in Orenburg nimmt der Handel überhaupt gar sonderbare, unbegreifliche Wege, und es ist sogar schwer, darüber Bescheid zu erhalten. Auf den Talg wird wohl hinlängliche Rücksicht genommen; denn dies Geschäft wirft gewöhnlich ohne große Mühseligkeiten zum Mindesten 400 Procent ab; zu diesem Behufe tauscht man von den Kirgisen Schafe ein, gegen Taback und Mehl, (mit Zusatz von etwas Asche, Sand oder Kalk), — der Indigo aber, wie auch Baumwolle, Seide und alle Reichthümer Indiens sind uns bis jetzt noch unerreichbar geblieben. Freilich bringen die Karawanen uns etwas Baumwolle, jedoch konnte dieselbe bis jetzt die Englische

nicht mehr da. Man muß Zeuge des äußersten Mangels gewesen sein, welcher damals herrschte, um sich einen Begriff von der grenzenlosen Freude der armen Beduinen zu machen. Unsere unerwartete Großmuth gewährte ihnen Alles, was sie wünschten; auch war nicht mehr die Rede davon, uns von unserm Marsche abzubringen.

Die Anhöhen sind häufig und steil, die Hitze war ausnehmend groß; unsere Pferde waren von Anstrengungen erschöpft, und wir Alle litten an brennendem Durste. Wir machten in einer kleinen Ebene Halt, wo wir etwas Gras bemerkten. Der Scheik sandte Einen der Seinigen eine Strecke weit nach Wasser aus. Dieser Mann ließ lange warten und ich fürchtete bereits ernstlich, die heilige Stadt nicht erreichen zu können. Jedoch beruhigte ich mich bald wieder bei dem Gedanken, daß der Gouverneur die Gefälligkeit haben werde, uns die Thore öffnen zu lassen. Wir waren noch zwei Stunden entfernt, als die Sonne sich bereits unmerklich hinter dem Felsen verbarg. Die Nacht kündete sich herrlich an, ich fand sie entzückend nach der brennenden Hitze des Tages.

Es war nahe 9 Uhr, als wir vor dem St. Stephansthore ankamen; wir baten, daß man uns aufmache. Der ägyptische Unteroffizier, welcher den Posten befehligte, sagte, er habe die Schlüssel nicht. Nach langem Hin- und Herreden mit unserem Dragoman entschloß er sich, Kraft eines Bachis, unsere Ankunft bei dem Gouverneur zu melden. Wenige Augenblicke darauf kam er wieder, uns mit dem Ausdrucke des Bedauerns zu melden, daß die Schlüssel bei dem Befehlshaber des Schlosses seien und daß es unmöglich wäre, zu diesem zu gelangen. Wir mußten uns nun schon entschließen, unter freiem Himmel zu schlafen. Ich hätte gern den Tag im Grabe Absalons oder Baruchs erwartet, jedoch ließ mich einige Ueberlegung befürchten, daß die Bewohner des Dorfes Silon, fanatische und diebische Leute, Licht sehen und uns beunruhigen könnten. Wir legten uns also vor dem Thore auf den Boden nieder, ohne die Augen schließen zu können. Der Hunger ließ sich spüren, ein kleines, bisher dem Nachsuchen entgangenes Brod, das wir auf dem Boden eines Korbes fanden, half uns aus in Geduld zu fasten. Aus Mangel anderen Wassers tranken wir etwas von dem aus dem Jordan und brachten so die Nacht bei unseren Pferden mit einem Theile unseres Gefolges zu. Der Sonnenaufgang fand mich dem Oelberge gegenübersitzend.

Endlich öffneten sich die Thore, wir stiegen wieder zu Pferde und hielten, unter Vortritt unserer Wachen, unsern Einzug. Hätten wir uns die Mühe genommen, den allerdings etwas langen Umweg bis zum Thore

von Jaffa zu machen, so würde man uns sicher geöffnet haben, weil wegen der großen Menge der Pilger die in dieser Richtung ankommen, die Schlüssel dort immer zu finden sind; als wir jedoch an diesen Ausweg dachten, war es bereits zu spät.

Ueber den Ziegenflaum.*)

Meine Absicht ist einige Worte über den Ziegenflaum zu sagen, — über dieses räthselhafte und merkwürdige Naturerzeugniß, welches mir durch meinen Aufenthaltsort und die Freundschaft eines der aufgeklärtesten Männer hiesiger Gegend bekannt genug geworden ist, um dasjenige, was ich davon sage, nicht aus der Luft zu greifen, sondern auf unbestreitbare Thatsachen und vieljährige Erfahrungen zu gründen. Ich nannte dieses Erzeugniß räthselhaft, weil man viel darüber gefabelt und noch fabelt; man sprach, schrieb und druckte darüber Dinge, über die hier an Ort und Stelle ein jeder gemeine Kosak oder Stadtbewohner lacht, indem er die Winterhülle seiner Hausziegen sammelt, oder dasselbe Produkt den Kirgisen abtauscht; indeß kann der Kosak wie der gemeine Bürger nicht schreiben, oder giebt sich doch nicht damit ab; daher, obschon wir seit Jahrhunderten um Orenburg herum den Ziegenflaum sammeln, öffentlich verkaufen, und ganz in der Ordnung Hunderte von Menschen sich durch dies vortheilhafte Geschäft bereichern, — reden unsre Landsleute in den angrenzenden Statthalterschaften noch von dem Ziegenflaume — wie etwa von den Goldfedern des Paradiesvogels unsrer alten Volksmährchen; und die Ausländer erzählen unbegreifliche Dinge davon, stellen gelehrte Untersuchungen darüber an — und doch ist die Sache so einfach! Der Werth und die Unersetzlichkeit des Ziegenflaumes sind fast Jedem bekannt, und nicht zu bezweifeln: nur daraus können die orientalischen Shawls verfertigt werden, wie auch die russischen Tücher und Shawls, die den ersteren nichts nachgeben; folglich wäre es eine wichtige Frage, ob sich nicht in Europa, (und, versteht sich, vor allen Dingen zuerst in unserm Rußland) das Thier, welches das Material zu diesem unnachahmlichen Gewebe liefert, einheimisch machen, und vermehren ließe? — Aber hiezu muß vorläufig untersucht werden, was eigentlich dieser Ziegenflaum ist, und welches Thier ihn eigentlich liefert. Die gewöhnlichste, am

*) Mittheilung aus Orenburg.

meisten verbreitete Meinung besteht darin, daß der Ziegenflaum von einer besondern Gattung Ziegen komme — von einer Thibetanischen oder Kaschemir-Ziege, und daß man folglich suchen müsse, diese Raçe von daher auszuführen und bei uns zu vervielfältigen. Thibet ist wirklich reich an Ziegenflaum von feinster Gattung, reicher als alle andere bekannte Länder; auch werden in dessen Nachbarschaft, in Kaschemir, die schönsten orientalischen Shawls verfertigt: also scheint es, daß diese Meinung ziemlich gegründet sei. Hier im Orenburgischen haben wir zwar auch nie Thibetanische Ziegen gesehen, aber nach einstimmiger Versicherung aller herkommenden Asiaten, sind die Ziegen dort durchaus nicht von unsern Orenburgischen verschieden; dieser Versicherung sind wir um so geneigter Glauben beizumessen, da beim Vergleich durchaus kein Unterschied im Flaum derselben wahrzunehmen ist. Uebrigens ist die hiesige Ziege der gemeinen russischen Hausziege fast ganz ähnlich: höchstens kann man zugeben, daß die hiesige Ziege eine geringe Abart ausmache, aber keinesweges anderes Geschlecht noch Gattung, so wie das Donische, Kirgisische, Kaukasische Pferd als Abart des gesammten Pferdegeschlechts zu betrachten ist. Die Hörner der hiesigen Ziege pflegen gewöhnlich etwas weniger krumm zu sein, und sich gegen einander zu neigen; die Nasenwurzel ist mehr vertieft als gerade, die Unterlippe etwas hängend, das Haar etwas dichter und länger als das Haar der gemeinen Ziege; — daher mag wohl der Körper größer erscheinen. Es ist nicht zu bezweifeln, daß es die nämliche, gemeine, allbekannte Hausziege ist, welche unter der hiesigen rauhen Zone, da sie den strengen und stöbernden Winter hindurch ihr Futter im Freien suchen muß, von der Allmacht der wohlthätigen Mutter Natur jeden Winter einen Pelz von feiner, dichter, warmer Unterwolle unter dem Haare bekommt, welchen wir unter dem Namen Ziegenflaum kennen. Alle Kennzeichen außer dem langen, dicken Haare und dem Flaum sind zufällig, unwesentlich, und manchmal kaum bemerkbar. Auch in Kleinrußland, besonders in den Steppengegenden, liefern die Ziegen ein Geringes an feiner Unterwolle, die weich wie Schwanendaun ist; die Quantität ist aber geringer, vielleicht auch die Qualität, welches jedoch noch nicht erwiesen ist.

Aus allem Vorausgeschickten müßte nun gefolgert werden: daß, anstatt von hier aus mit schweren Kosten Ziegen nach andern Ländern und Gegenden auszuführen, umgekehrt es vortheilhafter sein würde, recht viel Ziegen andrer Länder und Gegenden, (sollten sie auch aus Frankreich gebürtig sein) hierher zu schicken; ihre nächsten Nachkommen würden in

Allem den Ziegen hiesigen, Ursprungs gleichen und mit Flaum bekleidet sein; da hingegen die hiesigen einmal ihrem Vaterlande entrückt, densel- ben bald verlieren, wo dann natürlicher Weise um so weniger Flaum von ihren Nachkommen zu erwarten ist — sobald aber der Flaum verloren ist, werden diese Auswanderer durchaus ihren neuen Landesgenossen gleich. Ebenso erhalten die Kameele in der kirgisischen Steppe auf den Winter eine Flaumbedeckung, welche z. B. dem Krymschen Kameele fast gänzlich mangelt. So bekommt auch jedes in die hiesigen Steppen eingeführte Schaf, es sei von spanischer, russischer oder anderer Raçe, in Kurzem einen Kurdjuk, (Fettschwanz) und grobe, unbrauchbare Wolle, worunter sich ebenfalls eine feine dichte Unterwolle einfindet, die man wohl Schaf- flaum nennen sollte; dasselbe Schaf hingegen verliert sowohl die eine als die andre dieser Eigenthümlichkeiten, sobald es unter einen anderen Him- melsstrich und auf andern Boden kommt. Alles dieses hat sich in hiesi- ger Gegend durch vieljährige Erfahrungen bestätigt; übrigens kann ich auch schriftliche Beweise dafür beibringen. Hr. Nefedjew, in seinen „Nachrichten über die Wolgaischen Kolmüken," sagt unter andern: „Ein Astrachaner Einwohner der sich mit Viehzucht beschäftigte, verschrieb einst dahin Schafe aus den innern Gouvernements, um bessere Wolle zu be- kommen; allein diese Thiere verloren die Güte ihrer Wolle in Einem Sommer, und was noch sonderbarer ist, sie bekamen über den gewöhn- lichen Schwanz einen Kurdjuk.

Im Orient scheint dieselbe Regel zu gelten. Unter dem dieser Gat- tung Ziegen angemessenen Himmelsstriche Thibets, hält man sie in Menge; hingegen zieht man im benachbarten Kaschemir keine zum Behuf des Flau- mes, vermuthlich weil Boden und örtliche Lage den nothwendigen Bedin- gungen nicht entsprechen; obwohl nun Kaschemir die Heimath und Wiege der besten orientalischen Shawls ist, so holen dennoch seine Bewohner ihr Material von den Nachbarn, und pachten sogar durch besondern Ver- trag das ausschließliche Einkaufsrecht für diesen Flaum von den Thibe- tanern. Uebrigens ist auch bekannt, (wäre es auch nur aus Elphinstone's Reisebeschreibung) daß die Einwohner von Kaschemir den Flaum nicht allein aus Thibet beziehen, sondern auch aus der sogenannten unabhän- gigen Tartarei, die wir schlechtweg die Bucharischen Lande nennen, an welche die Steppe unsrer Kaisaken grenzt; dort mag wohl die hohe, ge- birgige Lage, wie hier die offene, kalte Steppe, einerlei Einfluß auf die materielle Veränderung der wollerzeugenden Organe des Thieres äußern. Der aus Rußland ausgeführte Flaum kommt nicht aus Persien, sondern

aus Rußland selbst, und zwar von der Orenburger Linie, und ein ganz geringer Theil derselben aus dem Astrachanischen Gouvernement, von den Bukejewer Kirgisen und den Wolgaischen Kalmüken. Außer diesem wird, wie man sagt, eine geringe Quantität jenseits des Kaukasus, ich weiß aber nicht genau, wo — gewonnen. An der Linie, besonders in Orenburg und Uralsk, kann man jährlich bis zehntausend Pud von den Kosaken und Kirgisen eintauschen; jedoch ist dieser Flaum noch von den darunter befindlichen Haaren nicht gereinigt, und kommt auch auf diese Art auf die Messe von Nishnij-Nowgorod, von da nach Rostow (im Jaroßlawschen), wo derselbe ausgelesen und gereinigt wird; von da geht er nach Moskau, wo ihn Franzosen kaufen und zu Lande über Lemberg in ihr Vaterland schicken. Man muß auch wissen, auf welche Art der Flaum hier gesammelt wird. Die zum Winter bedeckte Ziege entledigt sich im Frühjahre ihres Winterkleides, welches ihr im heißen Sommer nur lästig fallen würde; nun sammeln die Wilden der Orenburger Linie den flockenweise abfallenden Pelz, oder ziehen ihn dem Thiere mit der Hand ab, und bringen ihn auf die Tauschhöfe. Manchmal, und dieses ist besonders in Uralsk gebräuchlich, bekommen sie von unsern Kaufleuten Handgeld im Voraus; alsdann bringen sie ihnen, laut Verabredung, die Waare gerade in's Haus. Uebrigens hält hier eigentlich Niemand Ziegen des Flaumes wegen; vielmehr wird er mitten in der Steppe ohne allen Gebrauch sammt dem Haar weggeworfen. Die Ziegen werden hier nur bei den Schafen gehalten, um ihnen als Führer bei jedem Schritt zu dienen, weil sie dreister und entschlossener sind, und beim Treiben vorwärts gehen, während die Schafe allein oft in einen Haufen zusammenrennen und nicht mehr von der Stelle zu bringen sind. — Ein Pud solchen Ziegenpelzes enthält manchmal bis 25 Pfund Flaum; für das Aussuchen desselben wird bis 30 Rubel für's Pud bezahlt; gewöhnlich sind zwei Drittel der ganzen Portion weiß; ein Drittel ist grau oder gräulich. Man pflegt hier dieses Haar den Weibern zum Aussuchen einzeln in die Häuser zu geben, wo sie denn leicht täglich ein Pfund in Ordnung bringen. Vom Jahre 1812 bis 1824, also in 12 Jahren stieg der Preis dieses Flaumes von 16 Rbl. bis 48 Rbl. für's Pud; der reine Flaum wurde in Moskau mit 170—220 Rbl. per Pud bezahlt, jedoch fielen die Preise durch entstandene Stockung im Handel wieder fast um die Hälfte. Die Ursache hievon scheint wohl folgende zu sein; man fing an den Ziegenflaum unter die feinsten Wollsorten zu mischen, um diese schöner erscheinen zu lassen; es fand sich jedoch, daß das von dergleichen

Wolle verfertigte Tuch, obwohl an Ansehen und Glätte gewinnend, an Dauerhaftigkeit verlor, und so verringerte sich der Bedarf des Flaumes. Während der letzten 10 Jahre stiegen die Preise wieder etwas, und jetzt *) bezahlt man hier für das Pud rohen, ungereinigten Flaumes 35 Rbl. Gereinigt erscheint er hier nicht zum Verkauf. Im Jahre 1818 kam hieher nach Orenburg einer der Commissionäre des Hrn. Ternaux, und er erzählt Folgendes: Hr. Ternaux hatte aus Calcutta mit übermäßigen Kosten ächten Thibetanischen Ziegenflaum erhalten, als er im Jahre 1814, bei Gelegenheit des Einmarsches der Verbündeten, von Russischen Offizieren erfuhr, es gäbe gerade eben solchen Ziegenflaum in Rußland. In Folge dieses, wendete er sich an seinen Commissionär, und erhielt von diesem für einen billigeren, aber doch noch immer recht hohen Preis eine Quantität Ziegenflaum unter dem Namen Thibetanischer. Im folgenden Jahre erfuhr Hr. Ternaux von den zum zweitenmale einmarschirten Russen, daß dieser Flaum ein Product des südöstlichen Rußlands sei; da seine Nachrichten aber nicht sicher genug waren, so entschloß er sich, den Weg zu den Thibetanischen Ziegen über den Kaukasus zu suchen; übrigens ein sehr verzeihlicher Irrthum, wenn wir die gewöhnlichen Kenntnisse der Franzosen von unserem Vaterlande berücksichtigen. Also schickte er seinen Commissionär, Hrn. Jobert, der schon mit Napoleon in Aegypten gewesen war, nach dem Kaukasus. Dieser erreichte Grusien glücklich, fand dort gastfreundliche, liebreiche Aufnahme, aber — keinen Ziegenflaum. Indeß erfuhr er da zufällig, wo derselbe gesucht werden müsse, reis'te nach Sarepta, und kaufte dort von den Kalmüken und den Bukejewer Kirgisen, tausend dreihundert Ziegen, brachte sie im Spätherbste nach Taganrog, fand dort jedoch kein Schiff, und mußte sie, nach Aussage des Hrn. Fröhlich, (so hieß, glaube ich, der Orenburger Commissionär des Hrn. Ternaux) bis in die Krym treiben, von wo er endlich im Winter die von den 1300 Stück übriggebliebenen 600 Ziegen nach Frankreich einschiffte. Etwa 200 St. kamen noch auf der See um; gegen 400 kamen an Ort und Stelle an. So lautet die Erzählung des Hrn. Fröhlich; diesem nach liegt es am Tage, daß den durch Hrn. Ternaux eingebrachten Ziegen viel eher der Name russischer Steppenziegen, oder wenn man will, kalmükischer oder kirgisischer Ziegen zukommt, als der Name der Persischen oder Thibetanischen. Der Ruf der französischen Shawltücher, deren Schönheit die Orientalischen verdunkeln soll, ist ver-

*) im Jahre 1835.

Rußland selbst und zwar vo
ger Theil desselben aus dem
jewer Kirgisen und den Wol
man sagt, eine geringe Du
nicht genau, wo — gewonn
z und Uralsk, kann man jäh
n und Kirgisen eintauschen;
unter befindlichen Haaren nic
t auf die Messe von Nishnij-N
slawschen), wo derselbe ausgel
ch Moskau, wo ihn Franzose
Vaterland schicken. Man m
r gesammelt wird. Die zu
ühjahre ihres Winterkleides, r
llen würde; nun sammeln d
nweise abfallenden Pelz, oder
d bringen ihn auf die Tausc
Uralsk gebräuchlich, bekom
Voraus; alsdann bringen
rade in's Haus. Uebrigens
laumes wegen; vielmehr wir
auch sammt dem Haar weg
n Schafen gehalten, um ih
il sie dreister und entschlo
n, während die Schafe
d nicht mehr von der Ste
pelzes enthält manchmal
selben wird bis 30 Rub
ittel der ganzen Port
an pflegt hier dieses S
user zu geben, wo sie
l. Vom Jahre 1812
ses Flaumes von 16
rde in Moskau mi
Preise durch ei
lfte. Die Ursa
Ziegenflaum

— aber der Unterschied des Klimas ist gar groß. Es kann nichts frommen, Flaumziegen zu holen und zu verschreiben, um sie in Gegenden einheimisch zu machen, wo die Natur selbst ihnen die köstliche Unterwolle versagt; sie werden in gar kurzer Zeit ausarten; nur kann man denen, die Flaum von ihren Ziegen zu gewinnen suchen, den Rath geben, nicht aus der Acht zu lassen, daß in Thibet häufig genug im Monat Juli das Wasser mit einer fast halbdaumdicken Eisrinde überzogen wird, und in den Orenburger Steppen den ganzen Winter über heftige Schneegestöber bei 20—30 Grad Frost Statt finden, — daß folglich die Ziegen nicht im Stalle, noch unter Dach gehalten werden müssen, sondern unter freiem Himmel, der Kälte und dem Winde ausgesetzt; daß man sie das ganze Jahr über austreiben müsse, und wo möglich, nicht auf Wiesen, zwischen Sträuche, sondern auf trockene Höhen. Auf diese Weise wird man vermuthlich etwas mehr Flaum, als gewöhnlich erlangen. Ein solcher Weideplatz würde noch überdies den Vortheil gewähren, daß im Frühjahr, wenn die Ziegen Haar und Flaum in großen Klumpen fallen lassen, solche nicht durch Anhaken an die Sträuche verloren gehen. Je weniger Mühe und künstliche Sorgfalt man unter solchen Voraussetzungen an die Thiere verwendet, desto ähnlicher wird ihre Lage der der Ziegen Thibets, der Kirgisischen und Astrachanschen Steppe. Wichtiger und nützlicher hingegen möchte es sein, mehr Aufmerksamkeit auf den Ziegenflaum als Handelsartikel zu richten — jedoch in solchen Gegenden, wo die freigebige, eigenwillige Natur selbst ihn in Ueberfluß hervorbringt. Der Transport kann, gegen das theure Fabrikat gehalten, nicht von Bedeutung sein. Es wäre ja unnöthig, diesen Flaum zu Lande durch ganz Europa zu transportiren; man könnte ihn auf der Wolga nach Petersburg schaffen, und von da zur See ausführen. Man muß gestehen, daß die Franzosen und Engländer besser daraus Vortheil zu ziehen verstehen würden, wenn sie solche Erzeugnisse so nahe unter den Händen hätten. Hier in Orenburg nimmt der Handel überhaupt gar sonderbare, unbegreifliche Wege, und es ist sogar schwer, darüber Bescheid zu erhalten. Auf den Talg wird wohl hinlängliche Rücksicht genommen; denn dies Geschäft wirft gewöhnlich ohne große Mühseligkeiten zum Mindesten 400 Procent ab; zu diesem Behufe tauscht man von den Kirgisen Schafe ein, gegen Taback und Mehl, (mit Zusatz von etwas Asche, Sand oder Kalk), — der Indigo aber, wie auch Baumwolle, Seide und alle Reichthümer Indiens sind uns bis jetzt noch unerreichbar geblieben. Freilich bringen die Karawanen uns etwas Baumwolle, jedoch konnte dieselbe bis jetzt die Englische

ephemeren Regierung Palästinas, die gewöhnlich alle Verbrechen, welche es den Arabern zu begehen gefällt, dulden, oder unbestraft lassen muß. Im Uebrigen ist anzunehmen, daß die Ordnung wiederkehren wird, wenn die ägyptische Regierung sich befestigt; dann werden Reisende diese Orte mit mehr Sicherheit besuchen können und vermittelst einiger, leicht zu bauender, kleinen Boote die Denkmale des göttlichen Zorns in der Tiefe der bergenden Schluchten entdecken.

Schriftsteller und Erdbeschreiber haben erzählt, daß das todte Meer oft von einem Dunste oder dichten Rauche bedeckt sei, der vom Innern aufsteige, Andere haben dies geleugnet. Es ist ein gewöhnlicher Fehler der Reisenden, zu kurze Zeit in den Ländern, die sie besuchen, zu verweilen, um bestimmt angeben zu können, was sich in einer Gegend findet, was nicht. Ich selbst habe jedesmal bei Besteigung des Oelbergs und auch während meines Aufenthalts zu Bethlehem Gelegenheit gehabt, diesen Dampf zu bemerken. An manchen Tagen ist er wenig sichtbar, bisweilen aber sehr merklich.

Das Salz aus dem todten Meere bildet einen beträchtlichen Handelsartikel. Die Araber verschleißen es nach allen Theilen von Palästina und man bedient sich desselben ausschließlich. Allgemein schreibt man der Menge dieses Salzes die Schwere des Wassers zu. Josephus erzählt im vierten Buche seiner Geschichten, daß Alles was man hineinwirft, oben schwämme; er fügt hinzu, daß Kaiser Vespasianus, um sich davon zu überzeugen, mehre Personen gebunden hineinwerfen ließ, und daß keine einzige unterging. Vielleicht sind einige Zweifel über diese Erzählung gestattet. Was ich als weit gewisser angeben kann, ist, daß mehrere Reisende sich darin gebadet und oben erhalten haben, ohne schwimmen zu können; jedoch möchte ich darum nicht immer zum Versuche rathen.

Oft habe ich unterwegs die Araber unseres Gebiets und ihre Häuptlinge selbst gefragt, ob sie niemals von denen, die seit ihrer Kindheit die Ufer dieses Meeres bewohnen, erfahren hätten, daß diese darin einen Fisch gefangen hätten: einstimmig hat man mir geantwortet: niemals! Da diese Leute hier keinen Vortheil davon haben konnten, mich zu täuschen, betrachte ich ihr Zeugniß als die bestimmteste Bestätigung dessen, was Reisende und Geschichtsschreiber, namentlich de Marison, berichten. Dieser erzählt, daß die Beschaffenheit des verpesteten Wassers der Art sei, daß nichts Lebendes sich darin erhalte und daß sie den Fischen des Jordan Tod bringe, welche nicht sobald hineingerathen, als sie auch sterben. Manche glauben, daß auch keine Muscheln hier existiren. Ich habe wohl sehr kleine, weiße und leere Mu-

scheln gesehen, wie die der Schnecken sind; aber sie lagen in großer Entfernung am Ufer und kamen höchst wahrscheinlich aus dem Jordan.

Wir zogen nach Jerusalem über kahle Berge, ausgetrocknete Gießbäche, ganz wüste und denen vom vorigen Tage ähnliche Gegenden. Wie gestern schwebten Adler in den Lüften, aber in größerer Anzahl; und bisweilen ruhten sie sich, die Flügel schlagend, auf den Höhen aus. Unter den phantastisch gestalteten Felsen, die sich zeigten, ließen einige etwas Gnas entdecken; andere zeigten sogar auf ihren entblößten Seiten einen grünen Anflug mit rothen oder gelben Blumen, der sie nur schrecklicher erscheinen ließ.

Was die Wege angeht, so giebt es deren nicht, einige kleine Fußsteige ausgenommen, deren Spur in jedem Augenblicke hervortritt und wieder verschwindet. Von Zeit zu Zeit begegneten wir einem oder zwei mit Flinten bewaffneten Beduinen, welche von unserer Vorhut angehalten und durchsucht wurden, um zu erfahren, ob sie Tabak hätten und um ihnen diesen abzunehmen. Diese ließen sich den größten Theil ihrer Vorräthe nehmen, ohne ein Wort zu sagen, wohl wissend, daß ein Tag der Vergeltung für sie kommen müsse; wären die Unseren die Schwächeren gewesen, so würden sie ihr Loos mit derselben Entsagung und gleichen Hoffnungen getragen haben.

Unterdessen verfolgten wir unseren Weg, ohne zu wissen, wo wir die Nacht zubringen würden. Der Scheik, die Beduinen, unser türkischer Soldat, der Dragoman und der Janitschar behaupteten, es sei unmöglich, Jerusalem vor Sonnenuntergang zu erreichen, zu welcher Zeit man die Thore schließt. Sie fügten hinzu, daß es bei der Ermattung der Pferde am Besten wäre, das Lager unserer Beduinen aufzusuchen, welches nur einige Stunden entfernt sei. Vorzüglich bestand der Scheik darauf, nicht weiter zu gehen.

Ich verwarf einen Vorschlag unbedingt, der uns um einen Tag gebracht hätte, ohne uns auch nur einige Stunden Schlaf in der Mitte von Leuten zu verschaffen, deren Unreinlichkeit allein hinreichte, uns am Schlummer zu hindern. Auch errieth ich leicht den Beweggrund unseres Scheik's: ihm lüstete nach dem Reste unserer Vorräthe, den er, wenn er diese Gelegenheit nicht ergriffe, zu verlieren fürchtete. Gegen diese Befürchtung gab es ein leichtes Mittel, nämlich: ihm Alles zu überlassen, wofür auch meine Reisegefährten stimmten. Kaum fanden wir uns im Angesichte des Lagers, als wir unserer Begleitung und ihrem Anführer die Butter und den Reis überließen, den wir noch hatten; Brod war

heutigen Jericho. Das alte Jericho, von den Jebusäern erbaut, war die erste Stadt der Kananiter, welche die Israeliten unter Josuas Befehl eroberten. Gold, Silber und Kupfer ward dem Herrn geopfert, die Stadt sodann verbrannt, Menschen und Vieh, Alles verfiel dem Tode, nur die Familie Rahabs ward geschont zum Lohne der guten Aufnahme, welche die zur Kundschaft des Landes vorausgeschickten Boten bei ihr empfangen hatten. Josua verfluchte die Stadt und sprach eine Verwünschung aus gegen Jeden, der es unternehmen würde, ihre Mauern herzustellen. Dieser Bann verhinderte einen Heiden aus Bethel, Namens Hiel, nicht, sie unter der Regierung Ahabs neuzubauen. Hiel ward dafür durch den Tod aller seiner Kinder bestraft. Die letzten Könige von Juda hatten Jericho verschönert, Herodes von Askalon sich einen Palast darin erbaut und seinen Wohnsitz dort aufgeschlagen. Man sah darin ein prächtiges Amphitheater, dessen die Römer sich unter Vespasians Regierung bemächtigten. Antonius hatte an Cleopatra das Staatsgut Jericho zum Geschenk gemacht.

Gegenwärtig zeigt diese Stadt nur einige Hütten aus Erde oder Binsen; eine Einhegung aus Stachelrohr und Disteln, welche die Schakals bei Nacht durchbrechen, vertritt die Stelle der Mauer. Zur Seite erhebt sich ein viereckiger, halbverfallener Thurm; es ist das Schloß des Befehlshabers. Hier stiegen wir ab und traten in einen Hof, wo wir um ein Becken voll schmutzigen Wassers einige Beduinen mit Weib und Kind gelagert fanden. Etwas weiter standen Esel, Ziegen und Hühner zusammen, in ihrer Mitte aber bemerkten wir mit Erstaunen ein prächtiges Pferd, schwarz wie Gagath, mit fliegender Mähne, majestätischer Tracht — das schönste, welches ich in meinem Leben gesehen habe. Es gehörte dem Befehlshaber. Der Hof war so schmutzig, daß wir kaum wußten, wohin wir treten sollten. Jedoch hatten wir das Bedürfniß, etwas zu genießen, denn wir wollten noch am selben Tage die Quelle sehen, deren bitteres Wasser Elisa in süßes verwandelte. Endlich entdeckten wir nach langem Suchen in der Umgebung eine alte Mauer von hinreichender Höhe, uns etwas Schatten zu gewähren. Am Fuße floß das Wasser einer kleinen Quelle längs durch eine schlechte, sonnenverbrannte Wiese, dort nahmen wir Platz. Die Vorräthe wurden herbeigebracht, sie waren weit geringer, als wir glaubten. Die zu Jerusalem besonders damit beauftragte Person hatte nicht auf dreißig Reisende gerechnet und unterwegs hatte die Untreue unsers Arabers dieses Uebel noch vergrößert. Andrerseits boten wir vergebens vieles Geld um Brod, oder wenigstens

Mehl, um Kuchen zu machen. Unsere Beduinen aber forderten dringend zu essen. Endlich waren wir glücklich genug, einen sehr schönen Hammel aufzutreiben, und befriedigten, bis zu dessen Zubereitung, unsere Leute so gut es anging. Während unserer einfachen Mahlzeit setzte der Scheik sich zu uns. Er schien hungrig und nahm ohne Zögern, was wir ihm nach anbieten konnten. Im Augenblicke, wo er das Empfangene zum Munde führte, trat ein Beduine heran. Sogleich setzte Jener ab und theilte sein Stück mit diesem Reisegefährten, aber kaum hatte diese großmüthige Theilung Statt gefunden, als ein anderer Beduine herzukam, dem er ohne Zögern die Hälfte des Uebrigen gab. Nichts gleicht in dieser Beziehung der Großmuth des Beduinen, er theilt seine Speise mit dem Ersten, Besten. Der Arme, welcher vor seinem Zelte vorbeigeht, tritt ohne Einladung hinein, ißt und geht wohl ohne Dank wieder fort; weil ihm sein Herz sagt, daß er nicht weniger thun würde.

Unser Mahl war kaum geendet, als wir uns beeilten, von dem übrigen Tage für den entworfenen Ausflug Nutzen zu ziehen. Der Aga des Schlosses wollte uns begleiten. Er bestieg das schöne Roß und gefiel sich unterwegs, es aufspringen zu lassen. Nach einer Stunde erreichten wir den Brunnen des Elisa.

Wir tranken davon mit dem größten Vergnügen. Wir befanden uns am Fuße des Berges, woraus die Quelle entspringt und ich trug um so mehr Verlangen bis hinauf zu klimmen, weil es auf diesem Berge war, wo der Erlöser 40 Tage mit Beten und Fasten zubrachte. Uebrigens würde ich dort die Trümmer eines Gebäudes und einer Kirche gesehen haben, welche um so ehrwürdiger sind, als, wie wichtige Ueberlieferungen lehren, das Mönchsleben hier seinen Ursprung genommen hat. Außerdem wußte ich, daß die Aussicht vom Gipfel sich über das ganze Land der Ammoniter erstrecke; wie groß aber immer meine Begier war, war es doch zu spät, sie zu befriedigen, wir mußten zurück nach Jericho. Auf diesem Wege kamen wir bei Ruinen vorbei, welche zweifelsohne die Trümmer der alten Stadt sind. Zu Haus erneuerte sich die Verlegenheit, viele Leute zu speisen und wenig Lebensmittel; Ruhe zu bedürfen und keinen Ort, wo uns wie auszuruhen. Dank dem noch nicht ganz aufgezehrten Hammel, dem Reis, den wir unter unserem Gepäck fanden und vornämlich unserer ungemeinen Enthaltsamkeit, wir entgingen dem ersten Uebel, das zweite aber blieb sich gleich. Umgeben von Männern, Weibern und Kindern, deren Unreinlichkeit das Herz empörte, war für uns mehr als ein Uebel zu befürchten, wenn wir uns unkluger Weise mitten unter sie gelagert hätten,

Ich schlug vor, die Nacht im Freien auf einem Fleckchen Rasen zuzubringen, das ich in der Nähe einiger Nopals entdeckt hatte, und nachdem ich das Beispiel gegeben, fing ich bereits an, dort Alles zu ordnen und mit meinem Säbel die langen Blätter dieser Bäume abzuschlagen, um uns daraus ein Schutzdach zu bereiten, als unser Scheik mit großem Geschrei herankam und dagegen Einspruch that, daß wir außerhalb lagerten. Hierauf zählte er alle Gefahren her, denen wir ausgesetzt sein würden. Die geringste, sagt er, ist die, von den Beduinen todtgeschlagen oder von wilden Thieren gefressen zu werden. Denn, fuhr er mit feierlichem Tone fort: ich habe mich beim Befehlshaber von Jerusalem für euch verbürgt und um Wort halten zu können, ist es meine Pflicht, Euch aufzufordern, wieder hereinzukommen.

Um ihn nicht böse zu machen, gaben wir unsere Absicht auf.

Als wir nun eintraten, fanden wir unseren Dollmetsch, das Volk anredend und ihm den Firman des Gouverneurs übersetzend. Er hätte sagen können, was er gewollt hätte, denn Niemand, nicht einmal der Scheik und der Aga des Schlosses, konnte lesen. Endlich lud man uns ein, auf der Plattform des Thurmes zu schlafen und wir mußten es schon gutheißen. Wir steigen eine schlechte steinerne Treppe hinauf, lassen den Ort möglichst abkehren und sind endlich eingerichtet.

Glücklicherweise war die Nacht köstlich, die Sterne glänzten mit außerordentlichen Strahlen. In einen Mantel gehüllt, warf ich mich zur Erde, aber obgleich sehr ermüdet, konnte ich doch nicht einschlafen, die Ruhe floh vor dem Gedanken, daß ich nun in Jericho sei, nicht weit vom Jordan und dem todten Meere. Meine Erinnerungen regten mich auf, als hätte ich das Heer der Israeliten die Stadt umziehen sehen, als hätte ich den schmetternden Klang der Trompeten, das Krachen der stürzenden Mauern und das Siegesgeschrei der Krieger Josua's gehört. Dann aber ward meine Seele wieder bewegt, um diese elenden zerstreuten Hütten umher, die sich kaum über die Erde erhoben und mich erinnerten an den Bannfluch des Siegers, indem sie mir zeigten, was da übrig bleibe von den Dingen, die Gott verworfen.

Um 3 Uhr stieg ich herunter. Dieser neue Tag sollte für mich einer der merkwürdigsten sein, die ich im heiligen Lande durchlebt hatte; ich wollte ihn der Betrachtung jener in der heiligen Geschichte für immer berühmten Orte weihen und jeder verlorene Augenblick war ein Raub an meiner religiösen Schaubegier. Um halb fünf Uhr waren wir Alle zu Pferde. Der Aga von Jericho, mit einer Lanze bewaffnet, zog mit uns.

Wir ritten schweigend durch eine sandige Ebene, über welche die hinter den Bergen des wüsten Arabiens aufgehende Sonne ein blendendes Licht hinströmte. Man hörte kaum den Hufschlag unserer Rosse. Von Zeit zu Zeit nahm man einzelne kleine Rasenflecke wahr, aber es war umsonst nach einem Morgengesange zu lauschen, denn kein Vogel ließ sich hören. Die Beduinen zogen spürend umher, und durchkundschafteten jeden Strauch. Der Scheik und der Aga rückten nur mit Vorsicht weiter. Der Gedanke an Gott erfüllte meine Seele, ich war an der Stätte so vieler Wunder, ich näherte mich dem berühmtesten Flusse der Welt, dem Flusse, dessen Wasser sich theilten, um das Heer Israels hindurchzulassen, an dessen Ufern eine Gottesstimme rief: „das ist mein lieber Sohn;" ich ging nach dem Orte hin, wo Christus durch seinen heiligen Vorgänger die Taufe empfing — kurz, ich ging zum Jordan, ein Name, den ich mit Entzücken aussprach. ..... Als ich mich einstmals, noch jung, der Tiber näherte, empfand ich einen tiefen Eindruck, aber er traf mehr den Geist als das Herz; hier war es ganz anders. Der Gedanke an die Tiber und Alles, woran sie erinnert, ließ mein Auge trocken, mit dem Jordan aber und allen Gegenständen, welche zu ihm gehören, war es nicht so. Allmälig wurden die Gesträuche häufiger, ein lebhafteres Grün verkündete uns, daß der ersehnte Fluß nicht mehr weit sei. Es widerstand mir, mich ihm in kriegerischer Haltung zu nahen. Bald bemerkte ich ein gelbliches Wasser, das in Krümmungen mit reißender Schnelligkeit zwischen zwei weidenbesetzten Ufern hinströmt. Es war der Jordan. Von unserer Seite ist das Ufer steil und der Fluß sehr tief eingegraben; auf dem anderen Ufer aber nicht.

Meine Reisegefährten badeten sich im Flusse. Dies war auch meine Absicht gewesen, da es jedoch erst sieben Uhr Morgens, ich selbst warm und wenige Monate zuvor von einer Lähmung befallen worden war; wagte ich es nicht. . . . .

Das Wasser war nicht über vier Fuß tief, aber so reißend, daß Diejenigen unter uns, welche ohne zu schwimmen von einem Ufer zum andren hinwollten, dies nur mit großer Mühe ausführten. Sie mußten sich die Hände reichen, um wider die Heftigkeit des Stromes anzukämpfen. Die griechischen Pilger glauben nicht in ihr Vaterland zurückkehren zu dürfen, ohne sich hier eingetaucht und gewaschen zu haben und es ist selten, daß nicht Einige derselben als Opfer fallen. . . . . .

Der Jordan entspringt auf einem Berge des Libanon, strömt von Norden nach Süden zwischen Anhöhen, welche eine weite Ebene beherrschen, durchfließt den See Genezareth und ergießt sich nach ohngefähr funf-

zig Stunden Laufes in das todte Meer. Seine Breite an dem Orte, wo wir uns befanden, beträgt 160 englische Fuß oder 54 Schritt, anderwärts ist sie weit beträchtlicher. Bei der Mündung zeigt er ein, wenigstens 300 Fuß breites Bette.

Die Stunden waren kostbar, unser Scheik erklärte uns, daß es die größte Unklugheit sein würde, uns noch länger aufzuhalten. Nach seiner Meinung hatten wir jeden Augenblick einen Angriff der Araber zu befürchten, er wußte sogar mit Sicherheit, daß derjenige, welcher uns den Hammel verkauft hatte, nur gekommen sei, um uns zu zählen, die umgebenden Büsche verbärgen Feinde und es sei durchaus nöthig, abzureisen.

Wir antworteten ihm, wir wüßten wohl, was diese Sprache bedeute, womit man alle Reisenden zu schrecken suche; wir seien nicht von so weit her und zu wohl bewaffnet gekommen, um den Ort wie Feiglinge zu verlassen, alle Araber der Welt würden uns nicht einschüchtern und wir würden hier bleiben, so lange als es uns gefiele.

Unter den Dingen, welche vor der Rückreise auszuführen ich beschlossen hatte, gab es einige, denen ich nicht gern entsagt hätte. Ich wollte einige Flaschen Wasser und einige Kiesel des Flußbettes mitnehmen, Rosenzweige pflücken und mir einen Stock von einem der Bäume abschneiden. Darüber war mehr als eine Stunde vergangen und der Scheik wurde ungeduldig, die Beduinen, der Janitschar, selbst unser Dollmetscher murrten und endlich machten sie sich alle zum Fortgehen fertig. Der Scheik, der Aga von Jericho und der türkische Soldat, erwarteten mich, auf ihre Pferde gelehnt und die Lanze in der Hand; hinter ihnen stand der Janitschar und unser Dollmetscher, weiter entfernt, auf einer Anhöhe, sah unser Geleit unverwandt auf den Weg nach dem todten Meere hin, während ein anderer Theil sich in gewisser Entfernung hielt, um den Zug zu schließen. Es war ein höchst malerischer Anblick.

Nicht ohne Beklemmung sah ich mich genöthigt, den Jordan so schnell zu verlassen. Ich seufzte und wandte oft noch den Kopf zurück, um ihn wiederzusehen, die Rosensträuche, die Wiesenflecke, die kleinen Weidengehölze seiner Ufer zu betrachten und als ich ihn aus dem Gesichte verloren, empfand ich den Schmerz der Trennung von einem Freunde, den man nicht mehr wiedersehen soll. Bis zum todten Meere hin hatten wir noch zwei Stunden. Als ich mich ihm näherte, verfiel ich in einen unerklärlichen Trübsinn. Ich ritt im Schritt und gleichsam widerwillig vorwärts. Der Boden, über welchen wir kamen, war ein weißer, salzreicher Sand und an manchen Stellen so locker, daß die Pferde darin bis an die Knie

versanken. Der Janitschar warnte uns fortwährend, empfahl uns die allergrößte Vorsicht und glaubte niemals genug gesagt zu haben.

Zu unserer Rechten erhoben sich Sand- und Kreideberge, deren sonderbare Gestalt den Reisenden in Erstaunen setzte; es sind Thürme, Bastionen, Pyramiden, Zelte, Gespenster, phantastische Gestalten. Wohin ich blickte, sah ich nur ein trauriges und unfruchtbares Land; alle Gegenstände sind von gleichartiger Farbe, weiß oder gelblich, kaum daß man von Zeit zu Zeit ein wenig von Salz bestäubtes und geschwängertes Grün entdeckt. So viel ich auch gereist bin, habe ich doch noch nichts Aehnliches gesehen.

Unterdessen kamen wir an die öden Ufer jenes Meeres. Wir stiegen bei einem Steinhaufen ab, welcher so ziemlich den Trümmern einer Burg glich; man sagte mir, daß hier das Salz bereitet werde, welches man aus dem todten Meere gewinnt, und daß man auf die Höhen dieser Steine Schildwachen hinstelle, um zu verhüten, daß nicht die Araber das Vieh hinwegtreiben, welches seine Ladung in der Ebene erwartet. Dem Ufer nahend, bemerkte ich zuerst, daß das Wasser, trotz eines straffen und heftigen Nordwestwindes kaum gekräuselt war, und sich nicht gegen den Strand brach. Niemals unterbricht Wellenrauschen die Todtenstille, welche noch immer über dieser, durch die Verbrechen ihrer Bewohner und die Rache des Herrn furchtbaren Gegend liegt. Kein lebendes Wesen birgt sich in diesen Tiefen, kein Schiff durchschneidet das Gewässer, kein Vogel nistet ringsumher oder singt seine Lieder, kein Baum wächst, keine Pflanze blüht hier, kaum sieht man einige elende, vertrocknete Gesträuche. Ich schöpfte eine Flasche mit dem Wasser und brachte es an den Mund, mußte es aber, um nicht Zunge und Gaumen zerbissen zu haben, sogleich wieder von mir geben. Es ist ungemein viel schärfer, als anderes Meerwasser, dennoch aber etwas öhlig und so durchsichtig, daß man die Steine auf dem Boden deutlich sieht. Ich sammelte mehre davon, die ich für sehr hart hielt, an der Luft jedoch zerbrachen sie und schienen wie gebrannt. Die Muselmänner unseres Geleites badeten sich und vollführten die vom Coran gebotenen Waschungen. Kein Anderer unserer Reisegefährten ahmte ihnen nach, was mich um so mehr freute, als das Gegentheil eine Art Entheiligung des Jordansbades gewesen sein würde Ich versiegelte am Ufer des Meeres eine große Flasche mit seinem Wasser und drei mit solchem vom Jordan, worauf ich mich entfernte, um einige jener berühmten Sodomäpfel zu finden, welche an Farbe und Gestalt großen Limonien gleichen, ohne deren Festigkeit oder Annehmlichkeit zu be-

sitzen. Ich wußte, daß ihre Schönheit das Auge verführt, daß sie aber, wenn man sie drückt, zusammenfallen, und man immer nichts als Luft oder Würmer findet. Ich suchte jedoch vergeblich. Später habe ich welche gesehen und mir zu Jerusalem selbst verschafft.

Nach einer leichten Mahlzeit, die wir in einigem Abstande eingenommen, kehrten wir zurück. Ich war mit einigen Gefährten bei der Jagd einer großen Eidechse beschäftigt, die sich unter einen Steinhaufen versteckt hatte, als plötzlich der Ruf erscholl: zurück, zurück, die Araber kommen von den Bergen! Mehrmals am Tage hatten wir ähnliche Warnungen gehört, wir merkten Anfangs nicht sehr darauf, aber als wir unter unserem Geleit eine sehr eilige Bewegung wahrnahmen, hielten wir es für klug uns demselben anzuschließen und gingen, obschon langsam, darauf zu. In wenigen Augenblicken war Alles zum Rückkehren fertig, wir machten uns auf den Weg, nachdem wir drei Stunden bei diesem Meere des Todes zugebracht hatten.

Die Erfahrung hat mir die Wahrheit dessen bestätigt, was bedeutende Schriftsteller über die Gefahren einer Reise nach dem todten Meere und dem Jordan sagen, und es ist ganz gewiß, daß es keinem Reisenden möglich sein würde, allein dahin zu gelangen.

Selbst die griechischen Pilger, welche, 3 — 4000 an der Zahl, am dritten Ostertage zum Jordan wallfahrten, werden stets vom Befehlshaber zu Jerusalem mit 3—400 Soldaten geleitet. Jedoch bin ich auch überzeugt, daß die Ureinwohner bisweilen die Gefahren übertreiben, um die Reisenden zu bestimmen, sich von einer starken Schutzwache geleiten zu lassen. Uebrigens sind die Araber noch heute, wie zu Saladins Zeiten:

gli Arabi avari
Ladroni in ogni tempo e mercenari!

Hätte es dessen eines neuen Beweises bedurft, ich würde ihn wenige Augenblicke vor dem Aufbruche erhalten haben. Ich war kaum eine halbe Stunde zu Pferde, als ich mich erinnerte, am Ufer einen sehr schönen Rosenstrauch vom Jordan vergessen zu haben. Empfindlich über diesen Verlust, ließ ich durch unsern Dollmetscher einem Araber von klugem Aussehen antragen, zurückzureiten, indem ich ihm für das Wiederbringen einen guten Bachis versprach.

Ich wette, mein Vater, sagte Hr. R. zu mir, daß er, wenn er ihn nicht findet, aus Furcht den Bachis zu verlieren, einen Strauch von der Pfütze bringt, die wir vor einer Viertelstunde gesehen haben und ihn für den Ihrigen ausgibt.

Ich antwortete, daß der Betrug zu grob sein würde, um eine Täuschung zuzulassen, und daß außerdem mein Strauch gezeichnet wäre. Einige Augenblicke hernach läßt sich ein Freudengeschrei hören, das uns mitten aus einer Staubwolke die Rückkehr meines Reisenden verkündet. Wenn es wahr ist, hat er meinen Rosenstrauch gefunden. Sein erstes Wort, indem er ihn schwingt, um ihn mir zu zeigen ist: Bachis, Bachis! Aber wie Herr R. gesagt hatte, brachte mein Mann richtig einen Strauch von der Pfütze. Ich sah ihn fest an und gab meinem Pferde die Sporen. Er sprach kein Wort, nur daß er den ganzen Tag um mich herkreiste, was ich nicht zu bemerken schien. Ehe wir uns trennten, gab ich ihm indessen noch eine kleine Belohnung, nicht für den Strauch, sondern für den Ritt.

Obgleich man den Namen Meer in der Regel nur den unermeßlichen Wässermassen beilegt, welche die Erde umgeben oder einen großen Theil der Binnenoberfläche bedecken, wird dieses Wort doch in der Schrift oft für geringere Wasserausdehnungen gebraucht. Das todte Meer hat höchstens 24 Stunden Länge auf 5 — 6 Stunden Breite. In der Genesis heißt es Salzmeer, im Numerus sehr salziges Meer, in der Geschichte nennt man es den orientalischen See, den Asphalt-See, das Meer von Sodom oder der Wüste, bei den Arabern Barrhai-Loth, Loths-See. Es bedeckt das schöne Thal von Siddim, wo die fünf sündigen Städte, Sodom, Gomorrha, Adama, Seboim und Bala oder Segor lagen. Vor der schrecklichen Strafe, welche die Pentapolis erlitt, war das Land so fruchtbar, seine Wälder, seine Hecken, seine vom Jordan benetzten Gefilde so angenehm, so reizend, daß die Schrift diese Vorzüge mit denen Aegyptens vergleicht und das Land als Paradies des Herrn — sicut paradisus Domini — darstellt.

Jetzt ist es ein Ort des Grauens und des Todes. Der Fluch Gottes wirkt nicht blos in den Tiefen des Wassers, er ist ausgeprägt an den Ufern und ob dem umgebenden Lande. Es ist nichts als Staub und Asche, wie die eines großen Brandes; Staub und Asche, denen Regen und Thau keine Fruchtbarkeit verschaffen. Noch bewahrt das todte Meer Spuren der verworfenen Städte, eine jetzt als unbestreitbar angesehene Thatsache. Mehre Reisende haben darin Mauertrümmer und insbesondere Ruinen entdeckt, die man der alten Stadt Segor zuschreibt; eine Stadt, die Anfangs auf Loth's Bitte verschont, nach dessen Entfernung ebenfalls verschlungen ward. Ich hätte gewünscht, mich selbst davon versichern zu können, indem ich die Rückreise bis zum nächsten Abende verschöbe, aber, es war dies unter den obwaltenden Umständen zu gefährlich bei der

ephemeren Regierung Palästinas, die gewöhnlich alle Verbrechen, welche es den Arabern zu begehen gefällt, dulden, oder unbestraft lassen muß. Im Uebrigen ist anzunehmen, daß die Ordnung wiederkehren wird, wenn die ägyptische Regierung sich befestigt; dann werden Reisende diese Orte mit mehr Sicherheit besuchen können und vermittelst einiger, leicht zu bauender, kleinen Boote die Denkmale des göttlichen Zorns in der Tiefe der bergenden Schluchten entdecken.

Schriftsteller und Erdbeschreiber haben erzählt, daß das todte Meer oft von einem Dunste oder dichten Rauche bedeckt sei, der vom Innern aufsteige, Andere haben dies geleugnet. Es ist ein gewöhnlicher Fehler der Reisenden, zu kurze Zeit in den Ländern, die sie besuchen, zu verweilen, um bestimmt angeben zu können, was sich in einer Gegend findet, was nicht. Ich selbst habe jedesmal bei Besteigung des Oelbergs und auch während meines Aufenthalts zu Bethlehem Gelegenheit gehabt, diesen Dampf zu bemerken. An manchen Tagen ist er wenig sichtbar, bisweilen aber sehr merklich.

Das Salz aus dem todten Meere bildet einen beträchtlichen Handelsartikel. Die Araber verschleißen es nach allen Theilen von Palästina und man bedient sich desselben ausschließlich. Allgemein schreibt man der Menge dieses Salzes die Schwere des Wassers zu. Josephus erzählt im vierten Buche seiner Geschichten, daß Alles was man hineinwirft, oben schwämme; er fügt hinzu, daß Kaiser Vespasianus, um sich davon zu überzeugen, mehre Personen gebunden hineinwerfen ließ, und daß keine einzige unterging. Vielleicht sind einige Zweifel über diese Erzählung gestattet. Was ich als weit gewisser angeben kann, ist, daß mehrere Reisende sich darin gebadet und oben erhalten haben, ohne schwimmen zu können; jedoch möchte ich darum nicht immer zum Versuche rathen.

Oft habe ich unterwegs die Araber unseres Gebiets und ihre Häuptlinge selbst gefragt, ob sie niemals von denen, die seit ihrer Kindheit die Ufer dieses Meeres bewohnen, erfahren hätten, daß diese darin einen Fisch gefangen hätten: einstimmig hat man mir geantwortet: niemals! Da diese Leute hier keinen Vortheil davon haben konnten, mich zu täuschen, betrachte ich ihr Zeugniß als die bestimmteste Bestätigung dessen, was Reisende und Geschichtsschreiber, namentlich de Marison, berichten. Dieser erzählt, daß die Beschaffenheit des verpesteten Wassers der Art sei, daß nichts Lebendes sich darin erhalte und daß sie den Fischen des Jordan Tod bringe, welche nicht sobald hineingerathen, als sie auch sterben. Manche glauben, daß auch keine Infusorien hier existiren. Ich habe wohl sehr kleine, weiße und leere Mu-

scheln gesehen, wie die der Schnecken sind; aber sie lagen in großer Entfernung am Ufer und kamen höchst wahrscheinlich aus dem Jordan.

Wir zogen nach Jerusalem über kahle Berge, ausgetrocknete Gießbäche, ganz wüste und denen vom vorigen Tage ähnliche Gegenden. Wie gestern schwebten Adler in den Lüften, aber in größerer Anzahl; und bisweilen ruhten sie sich, die Flügel schlagend, auf den Höhen aus. Unter den phantastisch gestalteten Felsen, die sich zeigten, ließen einige etwas Gras entdecken; andere zeigten sogar auf ihren entblößten Seiten einen grünen Anflug mit rothen oder gelben Blumen, der sie nur schrecklicher erscheinen ließ.

Was die Wege angeht, so giebt es deren nicht, einige kleine Fußsteige ausgenommen, deren Spur in jedem Augenblicke hervortritt und wieder verschwindet. Von Zeit zu Zeit begegneten wir einem oder zwei mit Flinten bewaffneten Beduinen, welche von unserer Vorhut angehalten und durchsucht wurden, um zu erfahren, ob sie Tabak hätten und um ihnen diesen abzunehmen. Diese ließen sich den größten Theil ihrer Vorräthe nehmen, ohne ein Wort zu sagen; wohl wissend, daß ein Tag der Vergeltung für sie kommen müsse; wären die Unseren die Schwächeren gewesen, so würden sie ihr Loos mit derselben Entsagung und gleichen Hoffnungen getragen haben.

Unterdessen verfolgten wir unseren Weg, ohne zu wissen, wo wir die Nacht zubringen würden. Der Scheik, die Beduinen, unser türkischer Soldat, der Dragoman und der Janitschar behaupteten, es sei unmöglich, Jerusalem vor Sonnenuntergang zu erreichen, zu welcher Zeit man die Thore schließt. Sie fügten hinzu, daß es bei der Ermattung der Pferde am Besten wäre, das Lager unserer Beduinen aufzusuchen, welches nur einige Stunden entfernt sei. Vorzüglich bestand der Scheik darauf, nicht weiter zu gehen.

Ich verwarf einen Vorschlag unbedingt, der uns um einen Tag gebracht hätte, ohne uns auch nur einige Stunden Schlaf in der Mitte von Leuten zu verschaffen, deren Unreinlichkeit allein hinreichte, uns am Schlummer zu hindern. Auch errieth ich leicht den Beweggrund unseres Scheik's: ihm lüstete nach dem Reste unserer Vorräthe, den er, wenn er diese Gelegenheit nicht ergriffe, zu verlieren fürchtete. Gegen diese Befürchtung gab es ein leichtes Mittel, nämlich: ihm Alles zu überlassen, wofür auch meine Reisegefährten stimmten. Kaum fanden wir uns im Angesichte des Lagers, als wir unserer Begleitung und ihrem Anführer die Butter und den Reis überließen, den wir noch hatten; Brod war

nicht mehr da. Man muß Zeuge des äußersten Mangels gewesen sein, welcher damals herrschte, um sich einen Begriff von der grenzenlosen Freude der armen Beduinen zu machen. Unsere unerwartete Großmuth gewährte ihnen Alles, was sie wünschten; auch war nicht mehr die Rede davon, uns von unserm Marsche abzubringen.

Die Anhöhen sind häufig und steil, die Hitze war ausnehmend groß; unsere Pferde waren von Anstrengungen erschöpft, und wir Alle litten an brennendem Durste. Wir machten in einer kleinen Ebene Halt, wo wir etwas Gras bemerkten. Der Scheik sandte Einen der Seinigen eine Strecke weit nach Wasser aus. Dieser Mann ließ lange warten und ich fürchtete bereits ernstlich, die heilige Stadt nicht erreichen zu können. Jedoch beruhigte ich mich bald wieder bei dem Gedanken, daß der Gouverneur die Gefälligkeit haben werde, uns die Thore öffnen zu lassen. Wir waren noch zwei Stunden entfernt, als die Sonne sich bereits unmerklich hinter dem Felsen verbarg. Die Nacht kündete sich herrlich an, ich fand sie entzückend nach der brennenden Hitze des Tages.

Es war nahe 9 Uhr, als wir vor dem St. Stephansthore ankamen; wir baten, daß man uns aufmache. Der ägyptische Unteroffizier, welcher den Posten befehligte, sagte, er habe die Schlüssel nicht. Nach langem Hin- und Herreden mit unserem Dragoman entschloß er sich, Kraft eines Bachis, unsere Ankunft bei dem Gouverneur zu melden. Wenige Augenblicke darauf kam er wieder, uns mit dem Ausdrucke des Bedauerns zu melden, daß die Schlüssel bei dem Befehlshaber des Schlosses seien und daß es unmöglich wäre, zu diesem zu gelangen. Wir mußten uns nun schon entschließen, unter freiem Himmel zu schlafen. Ich hätte gern den Tag im Grabe Absalons oder Baruchs erwartet, jedoch ließ mich einige Ueberlegung befürchten, daß die Bewohner des Dorfes Siloa, fanatische und diebische Leute, Licht sehen und uns beunruhigen könnten. Wir legten uns also vor dem Thore auf den Boden nieder, ohne die Augen schließen zu können. Der Hunger ließ sich spüren, ein kleines, bisher dem Nachsuchen entgangenes Brod, das wir auf dem Boden eines Korbes fanden, half uns aus in Geduld zu fassen. Aus Mangel anderen Wassers tranken wir etwas von dem aus dem Jordan und brachten so die Nacht bei unseren Pferden mit einem Theile unseres Gefolges zu. Der Sonnenaufgang fand mich dem Oelberge gegenübersitzend.

Endlich öffneten sich die Thore, wir stiegen wieder zu Pferde und hielten, unter Vortritt unserer Wachen, unsern Einzug. Hätten wir uns die Mühe genommen, den allerdings etwas langen Umweg bis zum Thore

von Jaffa zu machen, so würde man uns sicher geöffnet haben, weil wegen der großen Menge der Pilger die in dieser Richtung ankommen, die Schlüssel dort immer zu finden sind; als wir jedoch an diesen Ausweg dachten, war es bereits zu spät.

Ueber den Ziegenflaum.*)

Meine Absicht ist einige Worte über den Ziegenflaum zu sagen, — über dieses räthselhafte und merkwürdige Naturerzeugniß, welches mir durch meinen Aufenthaltsort und die Freundschaft eines der aufgeklärtesten Männer hiesiger Gegend bekannt genug geworden ist, um dasjenige, was ich davon sage, nicht aus der Luft zu greifen, sondern auf unbestreitbare Thatsachen und vieljährige Erfahrungen zu gründen. Ich nannte dieses Erzeugniß räthselhaft, weil man viel darüber gefabelt und noch fabelt; man sprach, schrieb und druckte darüber Dinge, über die hier an Ort und Stelle ein jeder gemeine Kosak oder Stadtbewohner lacht, indem er die Winterhülle seiner Hausziegen sammelt, oder dasselbe Produkt den Kirgisen abtauscht; indeß kann der Kosak wie der gemeine Bürger nicht schreiben, oder giebt sich doch nicht damit ab; daher, obschon wir seit Jahrhunderten um Orenburg herum den Ziegenflaum sammeln, öffentlich verkaufen, und ganz in der Ordnung Hunderte von Menschen sich durch dies vortheilhafte Geschäft bereichern, — reden unsre Landsleute in den angrenzenden Statthalterschaften noch von dem Ziegenflaume — wie etwa von den Goldfedern des Paradiesvogels unsrer alten Volksmährchen; und die Ausländer erzählen unbegreifliche Dinge davon, stellen gelehrte Untersuchungen darüber an — und doch ist die Sache so einfach! Der Werth und die Unersetzlichkeit des Ziegenflaumes sind fast Jedem bekannt, und nicht zu bezweifeln: nur daraus können die orientalischen Shawls verfertigt werden, wie auch die russischen Tücher und Shawls, die den ersteren nichts nachgeben; folglich wäre es eine wichtige Frage, ob sich nicht in Europa, (und, versteht sich, vor allen Dingen zuerst in unserm Rußland) das Thier, welches das Material zu diesem unnachahmlichen Gewebe liefert, einheimisch machen, und vermehren ließe? — Aber hiezu muß vorläufig untersucht werden, was eigentlich dieser Ziegenflaum ist, und welches Thier ihn eigentlich liefert. Die gewöhnlichste, am

*) Mittheilung aus Orenburg.

meisten verbreitete Meinung besteht darin, daß der Ziegenflaum von einer besondern Gattung Ziegen komme — von einer Thibetanischen oder Kaschemir-Ziege, und daß man folglich suchen müsse, diese Raçe von daher auszuführen und bei uns zu vervielfältigen. Thibet ist wirklich reich an Ziegenflaum von feinster Gattung, reicher als alle andere bekannte Länder; auch werden in dessen Nachbarschaft, in Kaschemir, die schönsten orientalischen Shawls verfertigt: also scheint es, daß diese Meinung ziemlich gegründet sei. Hier im Orenburgischen haben wir zwar auch nie Thibetanische Ziegen gesehen, aber nach einstimmiger Versicherung aller herkommenden Asiaten, sind die Ziegen dort durchaus nicht von unsern Orenburgischen verschieden; dieser Versicherung sind wir um so geneigter Glauben beizumessen, da beim Vergleich durchaus kein Unterschied im Flaum derselben wahrzunehmen ist. Uebrigens ist die hiesige Ziege der gemeinen russischen Hausziege fast ganz ähnlich: höchstens kann man zugeben, daß die hiesige Ziege eine geringe Abart ausmache, aber keinesweges anderes Geschlecht noch Gattung, so wie das Donische, Kirgisische, Kaukasische Pferd als Abart des gesammten Pferdegeschlechts zu betrachten ist. Die Hörner der hiesigen Ziege pflegen gewöhnlich etwas weniger krumm zu sein, und sich gegen einander zu neigen; die Nasenwurzel ist mehr vertieft als gerade, die Unterlippe etwas hängend, das Haar etwas dichter und länger als das Haar der gemeinen Ziege; — daher mag wohl der Körper größer erscheinen. Es ist nicht zu bezweifeln, daß es die nämliche, gemeine, allbekannte Hausziege ist, welche unter der hiesigen rauhen Zone, da sie den strengen und stöbernden Winter hindurch ihr Futter im Freien suchen muß, von der Allmacht der wohlthätigen Mutter Natur jeden Winter einen Pelz von feiner, dichter, warmer Unterwolle unter dem Haare bekommt, welchen wir unter dem Namen Ziegenflaum kennen. Alle Kennzeichen außer dem langen, dicken Haare und dem Flaum sind zufällig, unwesentlich, und manchmal kaum bemerkbar. Auch in Kleinrußland, besonders in den Steppengegenden, liefern die Ziegen ein Geringes an feiner Unterwolle, die weich wie Schwanendaun ist; die Quantität ist aber geringer, vielleicht auch die Qualität, welches jedoch noch nicht erwiesen ist.

Aus allem Vorausgeschickten müßte nun gefolgert werden: daß, anstatt von hier aus mit schweren Kosten Ziegen nach andern Ländern und Gegenden auszuführen, umgekehrt es vortheilhafter sein würde, recht viel Ziegen andrer Länder und Gegenden, (sollten sie auch aus Frankreich gebürtig sein) hierher zu schicken; ihre nächsten Nachkommen würden in

Allein den Ziegen hiesigen, Ursprungs gleichen und mit Flaum bekleidet sein; da hingegen die hiesigen einmal ihrem Vaterlande entrückt, denselben bald verlieren, wo dann natürlicher Weise um so weniger Flaum von ihren Nachkommen zu erwarten ist — sobald aber der Flaum verloren ist, werden diese Auswanderer durchaus ihren neuen Landesgenossen gleich. Ebenso erhalten die Kameele in der kirgisischen Steppe auf den Winter eine Flaumbedeckung, welche z. B. dem Krymischen Kameele fast gänzlich mangelt. So bekommt auch jedes in die hiesigen Steppen eingeführte Schaf, es sei von spanischer, russischer oder anderer Race, in Kurzem einen Kurdjuk, (Fettschwanz) und grobe, unbrauchbare Wolle, worunter sich ebenfalls eine feine dichte Unterwolle einfindet, die man wohl Schafflaum nennen sollte; dasselbe Schaf hingegen verliert sowohl die eine als die andre dieser Eigenthümlichkeiten, sobald es unter einen anderen Himmelsstrich und auf andern Boden kommt. Alles dieses hat sich in hiesiger Gegend durch vieljährige Erfahrungen bestätigt; übrigens kann ich auch schriftliche Beweise dafür beibringen. Hr. Nefedjew, in seinen „Nachrichten über die Wolgaischen Kalmüken," sagt unter andern: „Ein Astrachaner Einwohner der sich mit Viehzucht beschäftigte, verschrieb einst dahin Schafe aus den innern Gouvernements, um bessere Wolle zu bekommen; allein diese Thiere verloren die Güte ihrer Wolle in Einem Sommer, und was noch sonderbarer ist, sie bekamen über den gewöhnlichen Schwanz einen Kurdjuk.

Im Orient scheint dieselbe Regel zu gelten. Unter dem dieser Gattung Ziegen angemessenen Himmelsstriche Thibets, hält man sie in Menge; hingegen zieht man im benachbarten Kaschemir keine zum Behuf des Flaumes, vermuthlich weil Boden und örtliche Lage den nothwendigen Bedingungen nicht entsprechen; obwohl nun Kaschemir die Heimath und Wiege der besten orientalischen Shawls ist, so holen dennoch seine Bewohner ihr Material von den Nachbarn, und pachten sogar durch besondern Vertrag das ausschließliche Einkaufsrecht für diesen Flaum von den Thibetanern. Uebrigens ist auch bekannt, (wäre es auch nur aus Elphinstone's Reisebeschreibung) daß die Einwohner von Kaschemir den Flaum nicht allein aus Thibet beziehen, sondern auch aus der sogenannten unabhängigen Tartarei, die wir schlechtweg die Bucharischen Lande nennen, an welche die Steppe unsrer Kaisaken granzt; dort mag wohl die hohe, gebirgige Lage, wie hier die offene, kalte Steppe, einerlei Einfluß auf die materielle Veränderung der wollerzeugenden Organe des Thieres äußern. Der aus Rußland ausgeführte Flaum kommt nicht aus Persien, sondern

aus Rußland selbst, und zwar von der Orenburger Linie, und ein ganz geringer Theil desselben aus dem Astrachanschen Gouvernement, von den Bukejewer Kirgisen und den Wolgaischen Kalmüken. Außer diesem wird, wie man sagt, eine geringe Quantität jenseits des Kaukasus, ich weiß aber nicht genau, wo — gewonnen. An der Linie, besonders in Orenburg und Uralsk, kann man jährlich bis zehntausend Pud von den Kosaken und Kirgisen eintauschen; jedoch ist dieser Flaum noch von den darunter befindlichen Haaren nicht gereinigt, und kommt auch auf diese Art auf die Messe von Nishnij-Nowgorod, von da nach Rostow (im Jaroßlawschen), wo derselbe ausgelesen und gereinigt wird; von da geht er nach Moskau, wo ihn Franzosen kaufen und zu Lande über Lemberg in ihr Vaterland schicken. Man muß auch wissen, auf welche Art der Flaum hier gesammelt wird. Die zum Winter bedeckte Ziege entledigt sich im Frühjahre ihres Winterkleides, welches ihr im heißen Sommer nur lästig fallen würde; nun sammeln die Wilden der Orenburger Linie den flockenweise abfallenden Pelz, oder ziehen ihn dem Thiere mit der Hand ab, und bringen ihn auf die Tauschhöfe. Manchmal, und dieses ist besonders in Uralsk gebräuchlich, bekommen sie von unsern Kaufleuten Handgeld im Voraus; alsdann bringen sie ihnen, laut Verabredung, die Waare gerade in's Haus. Uebrigens hält hier eigentlich Niemand Ziegen des Flaumes wegen; vielmehr wird er mitten in der Steppe ohne allen Gebrauch sammt dem Haar weggeworfen. Die Ziegen werden hier nur bei den Schafen gehalten, um ihnen als Führer bei jedem Schritt zu dienen, weil sie dreister und entschlossener sind, und beim Treiben vorwärts gehen, während die Schafe allein oft in einen Haufen zusammenrennen und nicht mehr von der Stelle zu bringen sind. — Ein Pud solchen Ziegenpelzes enthält manchmal bis 25 Pfund Flaum; für das Aussuchen desselben wird bis 30 Rubel für's Pud bezahlt; gewöhnlich sind zwei Drittel der ganzen Portion weiß; ein Drittel ist grau oder gräulich. Man pflegt hier dieses Haar den Weibern zum Aussuchen einzeln in die Häuser zu geben, wo sie denn leicht täglich ein Pfund in Ordnung bringen. Vom Jahre 1812 bis 1824, also in 12 Jahren stieg der Preis dieses Flaumes von 16 Rbl. bis 48 Rbl. für's Pud; der reine Flaum wurde in Moskau mit 170—220 Rbl. per Pud bezahlt, jedoch fielen die Preise durch entstandene Stockung im Handel wieder fast um die Hälfte. Die Ursache hievon scheint wohl folgende zu sein; man fing an den Ziegenflaum unter die feinsten Wollsorten zu mischen, um diese schöner erscheinen zu lassen; es fand sich jedoch, daß das von dergleichen

Wolle verfertigte Tuch, obwohl an Ansehen und Glätte gewinnend, an Dauerhaftigkeit verlor, und so verringerte sich der Bedarf des Flaumes. Während der letzten 10 Jahre stiegen die Preise wieder etwas, und jetzt *) bezahlt man hier für das Pud rohen, ungereinigten Flaumes 35 Rbl. Gereinigt erscheint er hier nicht zum Verkauf. Im Jahre 1818 kam hieher nach Orenburg einer der Commissionäre des Hrn. Ternaux, und er erzählt Folgendes: Hr. Ternaux hatte aus Calcutta mit übermäßigen Kosten ächten Thibetanischen Ziegenflaum erhalten, als er im Jahre 1814, bei Gelegenheit des Einmarsches der Verbündeten, von Russischen Offizieren erfuhr, es gäbe gerade eben solchen Ziegenflaum in Rußland. In Folge dieses, wendete er sich an seinen Commissionär, und erhielt von diesem für einen billigeren, aber doch noch immer recht hohen Preis eine Quantität Ziegenflaum unter dem Namen Thibetanischer. Im folgenden Jahre erfuhr Hr. Ternaux von den zum zweitenmale einmarschirten Russen, daß dieser Flaum ein Product des südöstlichen Rußlands sei; da seine Nachrichten aber nicht sicher genug waren, so entschloß er sich, den Weg zu den Thibetanischen Ziegen über den Kaukasus zu suchen; übrigens ein sehr verzeihlicher Irrthum, wenn wir die gewöhnlichen Kenntnisse der Franzosen von unserem Vaterlande berücksichtigen. Also schickte er seinen Commissionär, Hrn. Jobert, der schon mit Napoleon in Aegypten gewesen war, nach dem Kaukasus. Dieser erreichte Grusien glücklich, fand dort gastfreundliche, liebreiche Aufnahme, aber — keinen Ziegenflaum. Indeß erfuhr er da zufällig, wo derselbe gesucht werden müsse, reis'te nach Sarepta, und kaufte dort von den Kalmüken und den Bukejewer Kirgisen, tausend dreihundert Ziegen, brachte sie im Spätherbste nach Taganrog, fand dort jedoch kein Schiff, und mußte sie, nach Aussage des Hrn. Fröhlich, (so hieß, glaube ich, der Orenburger Commissionär des Hrn. Ternaux) bis in die Krym treiben, von wo er endlich im Winter die von den 1300 Stück übriggebliebenen 600 Ziegen nach Frankreich einschiffte. Etwa 200 St. kamen noch auf der See um; gegen 400 kamen an Ort und Stelle an. So lautet die Erzählung des Hrn. Fröhlich; diesem nach liegt es am Tage, daß den durch Hrn. Ternaux eingebrachten Ziegen viel eher der Name russischer Steppenziegen, oder wenn man will, kalmükischer oder kirgisischer Ziegen zukommt, als der Name der Persischen oder Thibetanischen. Der Ruf der französischen Shawltücher, deren Schönheit die Orientalischen verdunkeln soll, ist ver-

*) im Jahre 1835.

stammt; die Ziegen sind einzeln verkauft, und es scheint sicher zu sein, daß der Versuch des Hrn. Ternaux, der ihm übrigens jedenfalls viel Ehre macht, nur dahin gelang, russische Steppenziegen (nicht aber Thibetanische) in Frankreich einzuführen, die jedoch die merkantilischen Hoffnungen des aufgeklärten Industriechefs nicht befriedigten: d. h. unsere Ziegen wurden bei Wenigem denen Frankreichs in Allem ähnlich, und verloren in dessen gemäßigten Klima ihre köstliche Unterwolle. Ein Augenzeuge erzählte uns von den Shawltüchern des Hrn. Ternaux auf der Pariser Industrie-Ausstellung, und von der nebenbeistehenden lebendigen weißen Ziege, die als Thibetanisch ausgerufen und auch daselbst gekämmt wurde, wobei mit der jener Nation eigenthümlichen Behendigkeit die Klümpchen ausgekämmten Flammes vorgezeigt wurden. Dieses ganze Schauspiel beweist eben, daß die Ziege schon gar wenig Flamm übrig hatte, und das Pariser Publicum nur mit dem Thibetanischen Flaum in Verwunderung gesetzt werden sollte. Beim Kämmen einer jeden Ziege wird man ein wenig Flaum auf dem Kamme finden; doch kann eine so geringe Quantität keinesweges einen Gegenstand der Industrie ausmachen. Laßt uns nur einmal die ganze Pelz- und Wolltragende Schöpfung näher betrachten; allenthalben richtet sie sich nach demselben Gesetz; die vierfüßigen Bewohner der südlichen Erde tragen ein grobes, hartes Haar, an welchem kein feiner Stapel vorhanden ist, und unter welchem gar kein Flaum gefunden wird; je weiter man aber nach Norden kommt, desto länger und weiter der Pelz, desto wärmer, dichter und reicher an Flaum. Ein und dasselbe Thierchen pflegt bald unsern verwöhnten Bedürfnissen zuzusagen, bald nicht, je nach der Lage seines Vaterlandes. Das Eichhorn in Deutschland ist dasselbe welches in Rußland haus't, darüber sind alle Naturforscher einig: und doch — welcher Unterschied in dem Winterpelz Beider! — Vielleicht erinnern sich einige meiner Leser, ein paar lebendige Zobel gesehen zu haben, die nebst anderen seltenen Thieren in Rußland umhergeführt und gezeigt wurden. Diese sehen selbst im Winter keinem Zobel ähnlich; nur spärliches Haar bedeckte das Thierchen und der Flaum fehlte ihm fast gänzlich; ihr Besitzer lenkte die Aufmerksamkeit der Zuschauer selbst auf diesen Umstand, den er sehr einfach dadurch erklärte, daß die Thiere seit etlichen Jahren im südlichen Europa herumgereist wären, und auch noch jetzt stets in der Wärme gehalten würden. Es mag hiebei nicht überflüssig sein, auch auf östliche und westliche Lage Rücksicht zu nehmen; dieser Unterschied macht beinahe eben soviel, als Nord und Süd aus. Unser Orenburg liegt parallel mit dem Mittelstrich Preußens

— aber der Unterschied des Klimas ist gar groß. Es kann nichts frommen, Flaumziegen zu holen und zu verschreiben, um sie in Gegenden einheimisch zu machen, wo die Natur selbst ihnen die köstliche Unterwolle versagt; sie werden in gar kurzer Zeit ausarten; nur kann man denen, die Flaum von ihren Ziegen zu gewinnen suchen, den Rath geben, nicht aus der Acht zu lassen, daß in Thibet häufig genug im Monat Juli das Wasser mit einer fast halbdaumdicken Eisrinde überzogen wird, und in den Orenburger Steppen den ganzen Winter über heftige Schneegestöber bei 20—30 Grad Frost Statt finden, — daß folglich die Ziegen nicht im Stalle, noch unter Dach gehalten werden müssen, sondern unter freiem Himmel, der Kälte und dem Winde ausgesetzt; daß man sie das ganze Jahr über austreiben müsse, und wo möglich, nicht auf Wiesen, zwischen Sträuche, sondern auf trockene Höhen. Auf diese Weise wird man vermuthlich etwas mehr Flaum, als gewöhnlich erlangen. Ein solcher Weideplatz würde noch überdies den Vortheil gewähren, daß im Frühjahr, wenn die Ziegen Haar und Flaum in großen Klumpen fallen lassen, solche nicht durch Anhaken an die Sträuche verloren gehen. Je weniger Mühe und künstliche Sorgfalt man unter solchen Voraussetzungen an die Thiere verwendet, desto ähnlicher wird ihre Lage der der Ziegen Thibets, der Kirgisischen und Astrachanschen Steppe. Wichtiger und nützlicher hingegen möchte es sein, mehr Aufmerksamkeit auf den Ziegenflaum als Handelsartikel zu richten — jedoch in solchen Gegenden, wo die freigebige, eigenwillige Natur selbst ihn in Ueberfluß hervorbringt. Der Transport kann, gegen das theure Fabrikat gehalten, nicht von Bedeutung sein. Es wäre ja unnöthig, diesen Flaum zu Lande durch ganz Europa zu transportiren; man könnte ihn auf der Wolga nach Petersburg schaffen, und von da zur See ausführen. Man muß gestehen, daß die Franzosen und Engländer besser daraus Vortheil zu ziehen verstehen würden, wenn sie solche Erzeugnisse so nahe unter den Händen hätten. Hier in Orenburg nimmt der Handel überhaupt gar sonderbare, unbegreifliche Wege, und es ist sogar schwer, darüber Bescheid zu erhalten. Auf den Talg wird wohl hinlängliche Rücksicht genommen; denn dies Geschäft wirft gewöhnlich ohne große Mühseligkeiten zum Mindesten 400 Procent ab; zu diesem Behufe tauscht man von den Kirgisen Schafe ein, gegen Taback und Mehl, (mit Zusatz von etwas Asche, Sand oder Kalk), — der Indigo aber, wie auch Baumwolle, Seide und alle Reichthümer Indiens sind uns bis jetzt noch unerreichbar geblieben. Freilich bringen die Karawanen uns etwas Baumwolle, jedoch konnte dieselbe bis jetzt die Englische

nicht ersetzen, noch verdrängen. Meistens bringen sie nur Filze, Armjaki (graue, ungefärbte Röcke), groben, bedrückten Kattun, und fertige gemachte Schlafröcke (Chalaty), die allgemeine Tracht der Bewohner der Orenburger Linie, von Swerinogolowsk bis gen Gurjew, fast auf einer Strecke von 2000 Wersten. Sollten wir wirklich unsre Hausgenossen nicht mit hausgefertigten Chalaty versehen können? Kaum ist zu glauben, daß die Verfertigung so kostbarer Shawls und Tücher als die Kaschemirschen, oder diejenigen, die bei der Frau von Kolokolzow gemacht werden, je bei uns zu einem allgemeinen Industriezweige gedeihen können; dies scheint unthunlich zu sein. Ein Arbeiter aus Kaschemir, der vor einigen Jahren aus Petersburg zurückkehrte und über Orenburg nach Hause ging, erzählte hier Folgendes: „Zu Hause habe ich 20 Jahre lang Tag und Nacht an den kostbaren Shawls gearbeitet, und zwar so fleißig, daß ich meine Gesundheit darüber einbüßte: dennoch hungerte ich oft; alle Meinesgleichen müssen dort diese, mehrere Tausende kostenden Stücke um's liebe Brod fertigen; — viel mehr als das giebt Keiner dem Arbeiter; jetzt aber, da ich einige Jahre in Eurer Hauptstadt gewesen, segne ich mein Schicksal; durch Stopfen und Ausbessern der alten Shawls habe ich mir ein unabhängiges Vermögen erworben, und gehe nun nach Hause. Bei uns ist das unerhört; man wird nur satt so lange man arbeitet; nichts mehr.“ Es ist bekannt, daß an einem schönen Shawl Jahre lang gearbeitet wird, obwohl 3 bis 4 Arbeiter oder Arbeiterinnen daran fertigen; angenommen, daß ein jeder dieser Menschen nur einen geringen Lohn bekomme, wie etwa ein guter Fabrikarbeiter, geschickter Weber, u. dergl., etwa 40 Rbl. per Monat, Kost und Alles mit eingerechnet; angenommen, daß nur 3 solcher Arbeiter zwei Jahre lang arbeiten, so kommt das Machwerk noch ohne Materialien gegen 3000 Rbl. zu stehen. Wenn wir jedoch nähere Erkundigungen einziehen, so heißt es, daß in 2—3 Jahren noch kein schöner Shawl fertig werden könne, daß die Arbeiter mehr kosten, daß der Flaum, die Färbematerialien, die Werkzeuge theuer zu stehen kommen. Wie soll man denn nun Shawls fabriciren? — Ein Anderes ist's mit unsern Gutsbesitzern, die ohne dies einen Haufen zum Hause gehöriger Erbleute mit Vorfahren und Nachkommenschaft, oft 6 Generationen betragend, zu füttern haben; diese miethen ihre Arbeiter nicht, widrigenfalls müßten unsere billigsten Shawls theuer zu stehen kommen.

Blick auf die Nationen, welche Constantinopel bewohnen.

Unsere europäischen Hauptstädte zeigen eine gleichartige Bevölkerung; ihre Bewohner haben alle ähnliche Sitten, Sprache und Gewohnheiten und ihr Ursprung ist gegenwärtig so verschmolzen, daß man ihn für gleichartig ansehen möchte. Constantinopel hat nicht ein solches Ansehen; alle Völkerschaften behielten dort ihren eigenthümlichen Character bei und das erobernde Volk, in Folge des Glaubensgesetzes, dem es gehorcht, nicht vermögend, die früheren Bewohner mit sich zu verschmelzen, scheint nur durch Vertrag mit ihnen eine Allen gemeinsame Stadt zu bewohnen. Vielleicht bot Constantinopel seit seiner Gründung dieselbe Abweichung dar. Constantin machte aus einer griechischen eine römische Stadt, aber die römischen Sitten konnten die Gebräuche der griechischen Bewohner von Byzanz nicht aufheben, und beide Völker in Eins verschmelzen; die griechische Sprache erhielt sich fortwährend, um später wieder Reichssprache zu werden und schon Arkadius läßt die Inschrift auf dem Obelisken zum Andenken seines Vaters in beiden Sprachen setzen. Das Christenthum zog, bei seinem ersten Aufblühen, die griechische Sprache vor; die Monogramme von Christus, welche die ältesten Nachfolger Constantins auf ihre Münzen setzen ließen, sind griechisch. Das heutige Constantinopel enthält, abgesehen von den Völkern, welche nur des Handels wegen dahin kommen, fünf, durch Glauben, Sprache, Sitten und Ursprung vollkommen verschiedene Stämme: Türken, Griechen, Juden, Armenier und Franken; die man auch in drei Gruppen vertheilen kann: Türken, Herren des Landes; Juden, Griechen, Armenier, als Unterthanen der Türken, Rajahs; und die Franken, unter dem Schutze von Verträgen mit der Pforte angesiedelte Bürger anderer europäischer Staaten.

1) Türken. Ihre Zahl ist die größte; wenn die Hauptstadt nach der Annahme 600,000 Einwohner enthält, so kommen 400,000 auf die Muselmänner. Als die Türken, ein barbarisches Volk und das mit den

Abassiden zwar denselben Glauben, aber keine der Künste theilte, welche zu Bagdad und Damascus blühten, sich in Constantinopel niederließen, konnten sie die Religion der Griechen nicht annehmen. Der Islamismus war noch zu jung, zu einfach in seinen Formen und zu reich an Enthusiasmus, um sich unter die Spitzfindigkeiten der griechischen Theologen zu beugen oder sich durch die Pracht einer Gottesverehrung hinreißen zu lassen, die ihm wie Götzendienst erschien. Verschmelzung also war unmöglich. Der Mahomedanismus, wesentlich auf Ueberlieferungen beruhend, hatte als Sieger überall (?) den Glauben der Besiegten geachtet, indem er sich hierbei auf die Uebergabe von Jerusalem an den Khalifen Omar bezog; so konnten also auch die Christen, als Tributpflichtige, mit ihrem Glauben in Constantinopel bleiben.

Die constantinopolitanischen Türken sind also die Nachkommen jener Eroberer, zu denen sich später aus Spanien vertriebne Mauren und Türken aus verschiedenen Theilen des Reichs gesellten, welche allzumal eine compacte Masse bilden.

Der Türke der Hauptstadt ist im Allgemeinen verständig, zu Künsten und Wissenschaften geschickt, redlich, gottesfürchtig, wohlthätig, nüchtern, tapfer; aber hochmüthig, unwissend, langsam, eigensüchtig, oft fanatisch; ruhig unter den gewöhnlichen Verhältnissen, wird er, gereizt, in Wuth und außer Stand gesetzt, die Stimme der Vernunft zu hören; er besitzt Laster, welche auf seinen bürgerlichen Einrichtungen beruhen, andere, welche sich von den wilden Sitten seiner Ahnen herschreiben; die Berührung mit den Europäern scheint seine Sitten zu mildern, verderbt sie aber oft nur.

Die Civilisation in Constantinopel war, ehe sie die europäischen Gebräuche zu sich heranzog, ein Gemisch von asiatischen Sitten und griechisch-mittelalterlichen Gewohnheiten; der Bedürfnisse waren wenige, der Aufwand war barbarisch und was dem Fremden am Stärksten auffiel, war eine außerordentliche Einfachheit neben prächtigen Formen. Es giebt etwas in diesem Betragen, was an unsere Vorstellung von patriarchalischer Lebensweise erinnert; aber selbst in dieser Einfachheit, in diesen beschränkten Bedürfnissen, in diesem Luxus, worin der Reichthum in Form und Mitteln mehr materiell als abwechselnd ist, zeigen die Türken nach ihrer Art geschickte Künstler, verständige Arbeiter, sinnreiche Verfahrungsweisen.

Man findet zu Constantinopel Blumenmaler, deren Arbeiten durch [...]rtheit der Zeichnung und Vollkommenheit der Färbung in Erstaunen

setzen, aber sie haben keine Zeichnenschule und ihre Kunst nur in Werkstätten gelernt; aus religiösen Gründen verweigern sie es, Thiere abzubilden. Man sieht auch Holzschnitte von der Vollendung, welche man bei dieser Art von Arbeiten zu fordern gewohnt ist. An den Bauwerken bemerkt man Arabesken, eiserne Gitter, Marmorarbeiten, deren Stil nicht ohne Zierlichkeit und Geschmack ist *). Sie sind ausgezeichnet im Bau von Booten, nichts läßt sich an Schnelligkeit, Leichtigkeit, Festigkeit und Nettigkeit den Caïks vergleichen, welche den Bosphorus kreuzen. Unter ihren Fabrikstoffen bemerkt man solche von Seide und Baumwolle, Seide und Gold, Sammt und Linnen, alle sind gut gewebt und geschickt gefärbt; diese Gewebe werden auch von Griechen und Armeniern betrieben. Die Türken würden sich in allen europäischen Künsten vervollkommnen, wenn ihr Glaube sie nicht an dem Studium der Zeichnung hinderte und wenn nicht die Regierung, zufolge einer unglücklichen Richtung, allen Wetteifer des Talents erstickte. Die folgenden Thatsachen können einigermaßen zeigen, wie sie die Dinge ansieht. Ein Ausländer hatte ein Stück Land zu einem Garten gekauft und wollte es benutzen, als die Gärtnerzunft über diesen Gegenstand Untersuchung forderte, indem sie behauptete, daß wenn man eine Concurrenz mit ihnen zuließe und also die Gartenerzeugnisse im Preise sinken, sie nicht mehr im Stande sein würden, ihre Steuern zu bezahlen; die Behörde ließ diesen Einspruch gelten und der neue Garten blieb unbenutzt. Bei einer anderen Gelegenheit wollte ein Kaufmann eine gewisse Menge von Stoffen aus Seide und Gold, wie man sie in Constantinopel anfertigt, ausführen; der Zolleinnehmer machte ihm bemerklich, daß er die Ausfuhr dieser ganzen Menge

*) Die Art, wie die Türken zu bauen pflegen, ist vielleicht nicht so allgemein bekannt, daß es nicht erlaubt wäre, bei Gelegenheit des obigen Lobes des Hrn. Castagne ein Wort darüber zu sagen. Ein türkischer Baumeister weiß weder von Rissen, Zeichnungen und Entwürfen, noch von genauer Abschätzung der erforderlichen Materialien etwas. Mit einigen praktischen Kenntnissen versehen, giebt er seinen Arbeitern an, was sie zu beginnen haben und beaufsichtigt, die Pfeife im Munde neben dem Werke sitzend, den Fortgang desselben so lange, bis die Veränderung welche im Fortgange der Arbeiten eingetreten ist, neue Anordnungen nothwendig macht. Auf diese Weise vollendet er sein Werk nur unter dem Eindrucke der unmittelbaren Anschauung und man muß gestehen, daß das Phantastisch-Zierliche, welches die Minarets und andere Gebäude des Orients so oft auszeichnet, zu einem großen Theile dieser freien Ausübung der Kunst zuzuschreiben und nicht ohne eigenen Reiz ist. A. d. Her.

nicht erlauben könne, weil diese Stoffe im Preise steigen und die Käufer genöthigt sein könnten, theurer zu bezahlen. In der Hauptstadt waren zwei Fabriken von Indinam; damit sie nicht untereinander concurriren sollten, ward beschlossen, daß die eine in der einen, die andere in einer andern Art arbeiten solle. So unvollkommen sind die Ansichten über Staatswirthschaft in der Türkei.

Die Türken sind die Ehrlichsten unter den Constantinopolitanern. Man muß sie in verschiedene Classen theilen, deren jede ihre eigenen Sitten hat. In den hohen gesellschaftlichen Stellungen lassen Ehrgeiz, Umtriebe, Durst nach Macht und alle Laster, welche diese traurigen Begierden begleiten, dem gesitteten Europa nichts zu wünschen übrig; ja es zeigen sich diese Laster so wenig verhüllt von dem Geiste der Berechnung und des Schicklichen, welche in unseren Staaten ihre Schändlichkeiten bedeckt, daß man auf den ersten Blick empört wird. Aber, es giebt auch, wie überall anderwärts, ehrenhafte Ausnahmen und ich habe oft edle Charaktere bewundert, deren hohe Redlichkeit das Glück zu beherrschen verstand und die das nützliche Beispiel einer vorwurfsfreien Tugend in einer hohen Stellung gaben. In den mittleren Ständen unter dem Volke muß man Nationalcharactere suchen; selten wird man von einem Türken, dem man sich anvertraute, verrathen werden; er wird sein Wort halten und hinterlistige, niedrige Streiche verabscheuen; das Unrecht, welches er begehen kann, wird mehr Folge einer gewaltthätigen Bewegung, als eines berechneten Betrugs sein; zu Hause lebt er regelmäßig; er ist, obgleich langsam, doch fleißig. Man steht in Constantinopel vor Tage auf und mit der Morgenröthe geht Jedermann schweigend an seine Arbeit; das Volk genießt dann eine Tasse Caffe ohne Zucker, ein Stück schlecht gebackenen Kuchens oder eine Tasse gewürzter Salep zum Frühstücke; etwa vor zwölf Uhr hält es eine Mahlzeit, am Gewöhnlichsten aus Reis, Hammelfleisch, gesalzenen Früchten, besonders gurkenartigen; aber man ist sehr mäßig, begnügt sich mit Wenigem und speist sehr schnell. Zum Getränke dient reines Wasser. Nach dieser Mahlzeit geht der Türke in die Moschee oder hält zu Hause sein Gebet. Diebstähle fürchtet man in Constantinopel so wenig, daß man zur Stunde des Gebets die Läden ganz unbewacht zurückläßt, nur auf die außerhalb ausgestellten Waaren wirft man ein Netz. Um die Mitte des Nachmittags, zur Stunde Ikin-di oder des Gebets zwischen Mittag und Sonnenuntergang hört das Tagwerk auf, Aemter und Gerichtshöfe werden geschlossen, die Arbeiten in den Werkstätten verlassen, die Bazars sind den Käu-

fern nicht länger geöffnet und Jedermann zieht sich in sein Haus zurück. Bisweilen wohnt der Krämer eine weite Strecke von seinem Laden entfernt, daher ist die Volksmenge in den großen Straßen Constantinopels kurz nach dieser Stunde sehr groß und Hafen und Bosphorus von einer Menge von Booten bedeckt, welche auf der Fläche des Meeres hinzufliegen scheinen. Nichts ist prächtiger, als an einem schönen Sommertage um diese Zeit eine unermeßliche Volksmenge sich in leichten Kähnen auf dem herrlichen Wasserbecken drängen zu sehen; an drei Ufern erheben sich majestätische Kuppeln mit hochgeschossenen Minarets, Thürme und Gebäude aller Art verlieren sich in ungeheuren Baumassen vom schönsten Wuchse, die Abwechselung der Trachten, der seltene aber helle Ton der christlichen Kirchen, der arabische Gesang der Muessins, welche von der Höhe der Minarets den Muselmann zum Gebete rufen, ein Wald von Schiffsmasten, Barken von jeder Größe, die mit ihrem leichten Seegel an der reinen und durchsichtigen Fläche des Bosphorus hinstreichen, die dämmrigen Fernen der Propontis, wo die sinkende Sonne mit ihren letzten Strahlen den Schnee der bythinischen Bergkette des Olymps vergoldet, alle diese schönen Bilder setzen sich zu einem entzückenden Schauspiele zusammen, dessen Reichthum, Wechsel und Einklang zu bewundern man nicht satt werden kann und dessen Erinnerung Keinem, der es sah, jemals verläßt.

Nachläßig in seinem Caïk gelagert, fährt der Muselmann seinem Hause zu, raucht ruhig seine Pfeife und bringt stets etwas in die Wirthschaft heim, Fische, Fleisch, saure Milch, ~~Yauerth~~ genannt, oder sonst dergleichen. Sein Abendmahl ist etwas reichlicher, als sein mittägiges Frühstück; dies ist die Hauptmahlzeit; aber immer ist er mäßig; der Abend wird nicht in die Länge gezogen, bisweilen jedoch geht der Muselmann auf kurze Zeit ins Kaffehaus. Dies ist kein Ort der Ueppigkeit oder Verschwendung, den man ausschließlich den Müssiggängern und Reisenden überläßt, für eine Centime trinkt der Türke eine Tasse Kaffe, raucht seine Pfeife, unterhält sich ernsthaft über einen Gegenstand, der ihn interessirt, aber doch ohne Hitze und fast ohne Bewegung, mit einer majestätischen Langsamkeit, welche noch kräftiger hervortritt durch die Klänge einer überaus wohltönenden Sprache; zuweilen nimmt man das Cafe zum Stelldichein, um von Geschäften zu sprechen. Diese Anstalten sind reinlich und geschmackvoll; man spielt darin nur Triktrak und Schach, niemals Karten und trinkt keine geistigen Getränke, sondern blos Salep, welchen die Türken trefflich zu bereiten verstehen und Sorbet mit Eis.

Was man als die beste Zierde eines Kaffehauses betrachtet, ist ein Springbrunnen in marmornem Becken in der Mitte des Gemachs; man sitzt auf mit Matten oder Tapeten bedeckten Erhöhungen längs der Wände, oder auf sehr niedrigen Sesseln, Skemlè genannt, womit man oft die Thüre umstellt, damit die beiderseits Sitzenden die Straße und die Vorübergehenden sehen können. Ueber dem Eingange wölbt sich eine Winterlaube, deren Grün im Sommer anmuthigen Schatten gewährt. Auch zu Constantinopel giebt es Müßiggänger, welche ihre ganze Tageszeit beim Kaffe zubringen, aber es ist nicht klug gethan, wenn sie sich unausgesetzt mit Politik beschäftigen, denn die Regierung duldet solche Unterhaltungen selten.

Obgleich die Neuerungen des Sultans in der Hauptstadt die religiösen Gefühle etwas erkältet haben, nimmt man doch noch vielen Eifer wahr und zur Stunde des Gebetes ist der Zulauf nach den Moscheen sehr bedeutend, ungeachtet ihrer eine so große Zahl zu finden ist, daß keine Häusergruppe, keine Straße, kein Marktplatz sie entbehrt. Gegenwärtig scheint es, daß der Uebergang zu den Sitten Europa's den Fanatismus bedeutend vermindert habe und es müßte interessant sein, zu untersuchen, in welchem Grade diese Einrichtungen einst den Islamismus umwandeln dürften. Der Türke gehorcht in der Ausübung seiner Religionsvorschriften nicht allein dem Gesetze, sondern er bewegt sich hier auch in jenen volksthümlichen Schranken, welche die Väter ihm überliefert haben; denn der Einfluß jeder Theokratie besteht darin, für die Vaterlandsliebe und die Erinnerungen der Vergangenheit bleibende Formen zu errichten. Ein Mahomedaner wird niemals über die Großthaten seiner Vorfahren in Entzücken gerathen, aber er sieht in den ruhmwürdigen Umständen der Eroberung durch seine Herrscher die Hand Gottes, der ihre Fahnen führte; Unglücksfälle sind ihm vom Himmel verhängte Strafen, überall zeigt sich die Macht Gottes, deren Werkzeug der Mensch ist.

Die Entsagung des Türken im Unglücke ist eine Folge seiner religiösen Gefühle, man würde irren, zu glauben, daß, weil er dann oft sagt: dieß ist gekommen, weil es geschrieben war — er die erfüllte Thatsache einem blinden Schicksale zuschriebe; vielmehr liegt es in seinem Glauben, die Macht Gottes über Alles zu erheben und Alles von ihm vorhergesehen zu denken; eine Meinung, welcher auch die meisten christlichen Kirchen des Orients beipflichten, obgleich nicht zu entscheiden ist, ob sie ursprünglich dem Christenthume angehörte oder ihren Ursprung aus
1 bürgerlichen Einrichtungen der asiatischen Völker schöpfte.

Der mahomedanische Glaube unterhält bei seinen Anhängern eine eifrige Bekehrungslust, das Mitleid befiehlt sie ihnen in der lebhaften Liebe des Nächsten an. Die Duldsamkeit ist vielleicht bei allen Menschen ein Anfang der Gleichgiltigkeit; der Muselmann spricht den Wunsch aus: möge dein Ende glücklich sein; d. h. mögest du Muselmann werden und er schätzt die Gunst des Himmels hoch, welche ihm erlaubt, den Keim des Islamismus auf die zu verpflanzen, welche ihn nicht bekennen. Die Türken sind im Allgemeinen mitleidig. Seitdem das Unglück des Reichs das Vermögen der Privaten sehr vermindert hat, giebt man nicht mehr so viele Almosen als früher, es werden weniger fromme Stiftungen errichtet, aber niemals verfehlt doch der Türke, dem Armen beizustehen. Bettler sind bei den Muselmännern nicht sehr häufig; sie sind unterwürfig, aber doch ernsthaft, sie segnen den Vorübergehenden immer, möge er das Almosen gewähren, oder nicht; und unterscheiden sich hierin gar sehr von den griechischen Armen, die ihre Flüche keinesweges sparen.

Diese religiöse Ueberzeugung ist es aber auch, welche den Türken stolz macht; er glaubt sich von einem göttlichen Lichte aufgeklärt, welches denen versagt sei, die andere Religionen bekennen. Wird der Rath, welchen er hierüber ertheilt, nicht angenommen, so schreibt er dies dem Eigensinn zu und hält dafür, daß Gottes Hand sich von dem Berathenen abgewendet habe; und dann betrachtet er ihn kaum noch als Wesen seiner Art, wenigstens nennt er ihn gewiß nicht mehr Bruder. Im Uebrigen ist diese Art, die Dinge anzusehen, in dem Wesen der religiösen Stimmung, allen Völkern zu gewissen Zeiten ihres Glaubens gemein, so lange noch die Ueberzeugungen ihre ganze Kraft besitzen und erst, wenn diese schwach werden, ändern sich die Standpunkte.

Dieser Fanatismus, denn Fanatismus ist es wirklich, kann den Türken grausam, ungerecht, wild machen; dennoch aber erlaubt man dem Christen, seine Religion in der Stille zu üben, wenn er nur eine Steuer zahlt, wie bei der Uebergabe Jerusalems an Omar ausgemacht worden ist.

Gegenwärtig hat das Ansehn der Gewalt in der Hauptstadt den Fanatismus des Islams sehr vermindert; die Russen, im Oriente allmächtig, haben die Türken daran gewöhnt, sich nicht mehr als das erste Volk der Erde zu betrachten; eine Veränderung, die man nur den Eroberungen jener Nation verdankt. Aus einem lächerlichen Kunstgriffe, der schon von vielen Reisenden besprochen worden ist, schmeichelten die anderen Völker diesem Hange zum Stolze dergestalt, daß man durchaus keinen Grund für so niedrige Unterwerfung finden konnte und das kleine Volk von

flammt; die Ziegen sind einzeln verkauft, und es scheint sicher zu sein, daß der Versuch des Hrn. Ternaux, der ihm übrigens jedenfalls viel Ehre macht, nur dahin gelang, russische Steppenziegen (nicht aber Thibetanische) in Frankreich einzuführen, die jedoch die merkantilischen Hoffnungen des aufgeklärten Industriechefs nicht befriedigten: d. h. unsere Ziegen wurden bei Wenigem denen Frankreichs in Allem ähnlich, und verloren in dessen gemäßigten Klima ihre köstliche Unterwolle. Ein Augenzeuge erzählte uns von den Shawltüchern des Hrn. Ternaux auf der Pariser Industrie-Ausstellung, und von der nebenbeistehenden lebendigen weißen Ziege, die als Thibetanisch ausgerufen und auch daselbst gekämmt wurde, wobei mit der jener Nation eigenthümlichen Behendigkeit die Klümpchen ausgekämmten Flaumes vorgezeigt wurden. Dieses ganze Schauspiel beweist eben, daß die Ziege schon gar wenig Flaum übrig hatte, und das Pariser Publicum nur mit dem Thibetanischen Flaum in Verwunderung gesetzt werden sollte. Beim Kämmen einer jeden Ziege wird man ein wenig Flaum auf dem Kamme finden; doch kann eine so geringe Quantität keinesweges einen Gegenstand der Industrie ausmachen. Laßt uns nur einmal die ganze Pelz- und Wolltragende Schöpfung näher betrachten; allenthalben richtet sie sich nach demselben Gesetz; die vierfüßigen Bewohner der südlichen Erde tragen ein grobes, hartes Haar, an welchem kein feiner Stapel vorhanden ist, und unter welchem gar kein Flaum gefunden wird; je weiter man aber nach Norden kommt, desto länger und weiter der Pelz, desto wärmer, dichter und reicher an Flaum. Ein und dasselbe Thierchen pflegt bald unsern verwöhnten Bedürfnissen zuzusagen, bald nicht, je nach der Lage seines Vaterlandes. Das Eichhorn in Deutschland ist dasselbe welches in Rußland hauſ't, darüber sind alle Naturforscher einig: und doch — welcher Unterschied in dem Winterpelz Beider! — Vielleicht erinnern sich einige meiner Leser, ein paar lebendige Zobel gesehen zu haben, die nebst anderen seltenen Thieren in Rußland umhergeführt und gezeigt wurden. Diese sehen selbst im Winter keinem Zobel ähnlich; nur spärliches Haar bedeckte das Thierchen und der Flaum fehlte ihm fast gänzlich; ihr Besitzer lenkte die Aufmerksamkeit der Zuschauer selbst auf diesen Umstand, den er sehr einfach dadurch erklärte, daß die Thiere seit etlichen Jahren im südlichen Europa herumgereist wären, und auch noch jetzt stets in der Wärme gehalten würden. Es mag hiebei nicht überflüssig sein, auch auf östliche und westliche Lage Rücksicht zu nehmen; dieser Unterschied macht beinahe eben soviel, als Nord und Süd aus. Unser Orenburg liegt parallel mit dem Mittelstrich Preußens

— aber der Unterschied des Klimas ist gar groß. Es kann nichts frommen, Flaumziegen zu holen und zu verschreiben, um sie in Gegenden einheimisch zu machen, wo die Natur selbst ihnen die köstliche Unterwolle versagt; sie werden in gar kurzer Zeit ausarten; nur kann man denen, die Flaum von ihren Ziegen zu gewinnen suchen, den Rath geben, nicht aus der Acht zu lassen, daß in Thibet häufig genug im Monat Juli das Wasser mit einer fast halbdaumdicken Eisrinde überzogen wird, und in den Orenburger Steppen den ganzen Winter über heftige Schneegestöber bei 20—30 Grad Frost Statt finden, — daß folglich die Ziegen nicht im Stalle, noch unter Dach gehalten werden müssen, sondern unter freiem Himmel, der Kälte und dem Winde ausgesetzt; daß man sie das ganze Jahr über austreiben müsse, und wo möglich, nicht auf Wiesen, zwischen Sträuche, sondern auf trockene Höhen. Auf diese Weise wird man vermuthlich etwas mehr Flaum, als gewöhnlich erlangen. Ein solcher Weideplatz würde noch überdies den Vortheil gewähren, daß im Frühjahr, wenn die Ziegen Haar und Flaum in großen Klumpen fallen lassen, solche nicht durch Anhaken an die Sträuche verloren gehen. Je weniger Mühe und künstliche Sorgfalt man unter solchen Voraussetzungen an die Thiere verwendet, desto ähnlicher wird ihre Lage der der Ziegen Thibets, der Kirgisischen und Astrachanschen Steppe. Wichtiger und nützlicher hingegen möchte es sein, mehr Aufmerksamkeit auf den Ziegenflaum als Handelsartikel zu richten — jedoch in solchen Gegenden, wo die freigebige, eigenwillige Natur selbst ihn in Ueberfluß hervorbringt. Der Transport kann, gegen das theure Fabrikat gehalten, nicht von Bedeutung sein. Es wäre ja unnöthig, diesen Flaum zu Lande durch ganz Europa zu transportiren; man könnte ihn auf der Wolga nach Petersburg schaffen, und von da zur See ausführen. Man muß gestehen, daß die Franzosen und Engländer besser daraus Vortheil zu ziehen verstehen würden, wenn sie solche Erzeugnisse so nahe unter den Händen hätten. Hier in Orenburg nimmt der Handel überhaupt gar sonderbare, unbegreifliche Wege, und es ist sogar schwer, darüber Bescheid zu erhalten. Auf den Talg wird wohl hinlängliche Rücksicht genommen; denn dies Geschäft wirft gewöhnlich ohne große Mühseligkeiten zum Mindesten 400 Procent ab; zu diesem Behufe tauscht man von den Kirgisen Schafe ein, gegen Taback und Mehl, (mit Zusatz von etwas Asche, Sand oder Kalk), — der Indigo aber, wie auch Baumwolle, Seide und alle Reichthümer Indiens sind uns bis jetzt noch unerreichbar geblieben. Freilich bringen die Karawanen uns etwas Baumwolle, jedoch konnte dieselbe bis jetzt die Englische

Was man als die beste Zierde eines Kaffehauses betrachtet, ist ein Springbrunnen in marmornem Becken in der Mitte des Gemachs; man sitzt auf mit Matten oder Tapeten bedeckten Erhöhungen längs der Wände, oder auf sehr niedrigen Sesseln, Skemlè genannt, womit man oft die Thüre umstellt, damit die beiderseits Sitzenden die Straße und die Vorübergehenden sehen können. Ueber dem Eingange wölbt sich eine Winterlaube, deren Grün im Sommer anmuthigen Schatten gewährt. Auch zu Constantinopel giebt es Müßiggänger, welche ihre ganze Tageszeit beim Kaffe zubringen, aber es ist nicht klug gethan, wenn sie sich unausgesetzt mit Politik beschäftigen, denn die Regierung duldet solche Unterhaltungen selten.

Obgleich die Neuerungen des Sultans in der Hauptstadt die religiösen Gefühle etwas erkältet haben, nimmt man doch noch vielen Eifer wahr und zur Stunde des Gebetes ist der Zulauf nach den Moscheen sehr bedeutend, ungeachtet ihrer eine so große Zahl zu finden ist, daß keine Häusergruppe, keine Straße, kein Marktplatz sie entbehrt. Gegenwärtig scheint es, daß der Uebergang zu den Sitten Europa's den Fanatismus bedeutend vermindert habe und es müßte interessant sein, zu untersuchen, in welchem Grade diese Einrichtungen einst den Islamismus umwandeln dürften. Der Türke gehorcht in der Ausübung seiner Religionsvorschriften nicht allein dem Gesetze, sondern er bewegt sich hier auch in jenen volksthümlichen Schranken, welche die Väter ihm überliefert haben; denn der Einfluß jeder Theokratie besteht darin, für die Vaterlandsliebe und die Erinnerungen der Vergangenheit bleibende Formen zu errichten. Ein Mahomedaner wird niemals über die Großthaten seiner Vorfahren in Entzücken gerathen, aber er sieht in den ruhmwürdigen Umständen der Eroberung durch seine Herrscher die Hand Gottes, der ihre Fahnen führte; Unglücksfälle sind ihm vom Himmel verhängte Strafen, überall zeigt sich die Macht Gottes, deren Werkzeug der Mensch ist.

Die Entsagung des Türken im Unglücke ist eine Folge seiner religiösen Gefühle, man würde irren, zu glauben, daß, weil er dann oft sagt: dieß ist gekommen, weil es geschrieben war — er die erfüllte Thatsache einem blinden Schicksale zuschriebe; vielmehr liegt es in seinem Glauben, die Macht Gottes über Alles zu erheben und Alles von ihm vorhergesehen zu denken; eine Meinung, welcher auch die meisten christlichen Kirchen des Orients beipflichten, obgleich nicht zu entscheiden ist, ob sie ursprünglich dem Christenthume angehörte oder ihren Ursprung aus den bürgerlichen Einrichtungen der asiatischen Völker schöpfte.

Der mahomedanische Glaube unterhält bei seinen Anhängern eine eifrige Bekehrungslust, das Mitleid befiehlt sie ihnen in der lebhaften Liebe des Nächsten an. Die Duldsamkeit ist vielleicht bei allen Menschen ein Anfang der Gleichgiltigkeit; der Muselmann spricht den Wunsch aus: möge dein Ende glücklich sein; d. h. mögest du Muselmann werden und er schätzt die Gunst des Himmels hoch, welche ihm erlaubt, den Keim des Islamismus auf die zu verpflanzen, welche ihn nicht bekennen. Die Türken sind im Allgemeinen mitleidig. Seitdem das Unglück des Reichs das Vermögen der Privaten sehr vermindert hat, giebt man nicht mehr so viele Almosen als früher, es werden weniger fromme Stiftungen errichtet, aber niemals verfehlt doch der Türke, dem Armen beizustehen. Bettler sind bei den Muselmännern nicht sehr häufig; sie sind unterwürfig, aber doch ernsthaft, sie segnen den Vorübergehenden immer, möge er das Almosen gewähren, oder nicht; und unterscheiden sich hierin gar sehr von den griechischen Armen, die ihre Flüche keineswegs sparen.

Diese religiöse Ueberzeugung ist es aber auch, welche den Türken stolz macht; er glaubt sich von einem göttlichen Lichte aufgeklärt, welches denen versagt sei, die andere Religionen bekennen. Wird der Rath, welchen er hierüber ertheilt, nicht angenommen, so schreibt er dies dem Eigensinn zu und hält dafür, daß Gottes Hand sich von dem Berathenen abgewendet habe; und dann betrachtet er ihn kaum noch als Wesen seiner Art, wenigstens nennt er ihn gewiß nicht mehr Bruder. Im Uebrigen ist diese Art, die Dinge anzusehen, in dem Wesen der religiösen Stimmung, allen Völkern zu gewissen Zeiten ihres Glaubens gemein, so lange noch die Ueberzeugungen ihre ganze Kraft besitzen und erst, wenn diese schwach werden, ändern sich die Standpunkte.

Dieser Fanatismus, denn Fanatismus ist es wirklich, kann den Türken grausam, ungerecht, wild machen; dennoch aber erlaubt man dem Christen, seine Religion in der Stille zu üben, wenn er nur eine Steuer zahlt, wie bei der Uebergabe Jerusalems an Omar ausgemacht worden ist.

Gegenwärtig hat das Ansehn der Gewalt in der Hauptstadt den Fanatismus des Islams sehr vermindert; die Russen, im Oriente allmächtig, haben die Türken daran gewöhnt, sich nicht mehr als das erste Volk der Erde zu betrachten; eine Veränderung, die man nur den Eroberungen jener Nation verdankt. Aus einem lächerlichen Kunstgriffe, der schon von vielen Reisenden besprochen worden ist, schmeichelten die anderen Völker diesem Hange zum Stolze dergestalt, daß man durchaus keinen Grund für so niedrige Unterwerfung finden konnte und das kleine Volk von

Constantinopel sagte immer, wenn es das glänzende Gefolge eines europäischen Gesandten sich in den Palast des Sultans begeben sah, daß dieser Gesandte für seinen Herrn die Belohnung mit einem Königreiche empfangen solle: „er wird eine Krone empfangen."

Nach den jetzigen Neuerungen ist die Religion für einige Classen, für die Staabsoffiziere der neuen Truppen, für viele Oberbeamte und für den Hof selbst nur noch eine Sitte, bei vielen Anderen hat sie eine Duldsamkeit angenommen, welche, ohne die inneren Ueberzeugungen zu zerstören, ganz mit dem übereinkömmt, was man anderwärts wahrnimmt; endlich giebt es Einige, besonders Greise, welche diesen Geist des Fortschrittes beklagen, dessen Uebergewicht nach ihrer Meinung den wahren Glauben zerstören werde. Ein Umstand hat insbesondere dazu beigetragen, den religiösen Hochmuth der Türken zu zähmen; es ist die Einnahme von Algier. Diese Stadt ward von ihnen als eine Schutzwehr des Islams betrachtet; niemals hatte das Kreuz Christi auf ihren Wällen gestanden, die mächtigsten Völker Europas hatten mit ihr unterhandeln müssen, und wenn die Russen die Krimm unterworfen, die Donau überschritten, den Balkan bestiegen hatten, so blieb dem wahren Muselmann noch immer eine heilige jungfräuliche Stadt, wo Mahomeds Glaube unumschränkt galt. Die Engländer herrschten in Bagdad, die europäischen Sitten drängten sich in Aegypten ein, Mekka war schon einmal den Wechabiten erlegen, aber Algier war noch rein im Glauben an den Propheten. Daher war auch die Bestürzung groß, als die Nachricht von seinem Falle eintraf; Anfangs zweifelte Jeder, als aber dieser Verlust anerkannt werden mußte, bemächtigte sich hohe Entmuthigung aller wahren Gläubigen und der Einfluß dieser Besetzung ist größer, als man wohl anfänglich dachte.

Die hohe muselmännische Geistlichkeit genießt zu Constantinopel große Achtung; die niederen Diener der Kirche aber befinden sich in großer Dürftigkeit; die Moscheen haben bedeutende Einkünfte, welche aber nur der Großherr nebst einigen Vornehmen kennt und genießt. Die Scheiks, Imans und Mollahs sind übrigens, trotz ihrer geistlichen und richterlichen Aemter nicht vom Kriegsdienste befreit; nach der alten Reichsordnung nahm Jeder von ihnen, sobald der Sultan ins Feld zog, seinen bestimmten Posten ein.

Die Türken geben gute Soldaten; geschickt zu allen Bewegungen, nüchtern, gehorsam, ausdauernd und tapfer. Doch läßt sich nicht grade in der Hauptstadt von diesen guten Eigenschaften urtheilen, welche indeß von der Jugend, die man dort einreiht, nicht verleugnet werden; man

hat in sehr kurzer Zeit Regimenter mit europäischer Disciplin errichtet. Ein französischer Offizier, Hr. Gaillard, hat der Pforte einen wahren Dienst geleistet, indem er die ersten regelmäßigen Truppen bildete und eine zahlreiche Jugend, welche nie zuvor europäische Musik gehört hatte, ward durch Hrn. Donizetti, einen piemontesischen Lehrer, in weniger als einem Jahre zu sehr vollständigen Musikchören herangebildet, in denen jeder Musiker seine Noten sehr gut liest. Jedoch wird ein, vielleicht noch zu wenig beachteter Umstand, die Bildungsfortschritte der Türken verzögern; bei genauerer Untersuchung könnte man glauben, daß der Sultan allein bisher die Reform begriffen habe und ringsumher nur Hindernisse finde, die aber doch nicht unübersteiglich sind.

Anders, als es der Fall war, da die Russen europäische Bildung suchten, hat die Türkei noch niemals Fremdlingen die Leitung ihrer inneren Angelegenheiten anvertraut; nur Türken bekleiden Oberbefehlshaberstellen, französische, englische und deutsche Offiziere werden nur als Instruktoren betrachtet, die, trotz der Gunstbezeugungen des Großherrn, nicht in hoher Achtung stehen. Ein zweites Uebel ist die große Bestechlichkeit der Beamten, um so mehr, da der Sultan nicht alles sehen kann und die öffentliche Meinung in Constantinopel nichts gilt.

Die Türken reisen wenig, in Europa niemals; selbst in Handelsangelegenheiten verlassen sie nur selten Constantinopel anders, als um die Küsten des schwarzen Meeres zu besuchen.

Ihre Vergnügungen sind gering an Zahl und ruhiger Art; an schönen Sommerabenden sieht man sie, unter kühlen Schatten, am Ufer des Meeres oder an einem Brunnen, ruhig sitzend ihre Pfeifen rauchen und sich jener Bewegungslosigkeit freuen, die für unsere Gewohnheiten nichts Reizendes enthält. Es wäre dreist, zu sagen, daß der Türke in solchen Augenblicken nicht denkt; vielmehr zeigt die Aufführung Derer, welche von den Ereignissen über ihre Geburt erhöht werden und zu großen Aemtern gelangen, daß Nachdenken und Urtheil ihnen in hohem Grade innewohne. Die jungen Leute lieben das Reiten sehr, die Jagd dagegen wenig. Die Blumenpflege hat einige Freunde zu Constantinopel, jedoch ist die Herrschaft der Gewohnheit so mächtig, daß man neu eingeführte Gewächse weniger schätzt, als die lange bekannten. Dagegen erinnere ich mich doch, daß als ich dem Minister der auswärtigen Angelegenheiten, einem Gartenliebhaber, der mich mit seinem Wohlwollen beehrte, einen Cactus speciosissimus in voller Blüthe überreichte, er eine sehr lebhafte Freude über diesen Anblick empfand und äußerte.

Kunstgegenstände oder naturwissenschaftliche werden von den Türken nicht gesammelt, nur Manuscripte werden von einigen Wenigen mit Eifer zusammengebracht und andere haben eine Vorliebe für schöne Waffen. Was sich den Anlagen von Sammlungen noch mehr entgegenstellt, ist die Bauart der Häuser aus Holz. Die Hausgeräthe sind einfach, oft zierlich, aber niemals sehr theuer und immer nur in geringer Zahl vorhanden, um beim Ausbruche eines Feuers in der Nachbarschaft bald ausziehen zu können. Daher sind die Feuersbrünste auch nicht so verderblich, als man glauben könnte, denn fast jedes Viertel enthält einen jener ungeheuern steinernern Khans, in dessen Gewölben (Odas) die Kaufleute ihre Waaren und die Privaten ihre Kostbarkeiten niederlegen, so daß ein Brand selten werthvolle Geräthe oder Waaren gefährdet. Aber diese einfache Lebensweise raubt auch dem Volke die Vortheile, welche es aus reicheren Einrichtungen ziehen könnte, welche ebensowohl eine Hülfsquelle in schlechten Zeiten gewähren, als das Wohlsein Derer, die sich ihrer erfreuen, steigern. Die reichen türkischen Familien besitzen Schmucksachen, Shawls, Pelzwerk und Pferde; aber Silberzeug, Gemälde, Kunstgegenstände und reiches Hausgeräth jeder Art ist in Constantinopel unbekannt und der Reichthum der Stadt an beweglichen Gütern deshalb unbeträchtlich.

Seitdem der Großherr das Beispiel der Einfachheit in seinen kaiserlichen Aufzügen gegeben, sieht man weniger Pferde und Dienerschaften in Constantinopel. Die religiösen jährlichen Feste geben Gelegenheit zu Zerstreuungen aller Art, um so mehr, da die Jahre hier Mondsjahre sind und diese Feste also in verschiedene Jahreszeiten fallen können. Die beiden größten sind das Beiram- und Kurban-Beiramfest, die einigermaßen unseren Ostern und Pfingsten entsprechen; man macht sich dann Besuche, giebt Geschenke u. s. w. Die Fasten des Ramazan sind bekannt; zu dieser Zeit überläßt man sich der Freude von Sonnenuntergang bis zum Aufgange, die Cafes sind gut erleuchtet, Mährchenerzähler finden sich ein und werden mit Ruhe, nur bisweilen durch ein Murmeln des Beifalls unterbrochen, angehört. Die Erzählungen sind sehr abwechselnd; unabhängig von dem Knoten der Verwickelung, welcher dem Erfinder angehört, belebt der Erzähler seine Darstellung durch eine Art von dramatischem Ausdrucke; er ahmt die ruhige und strenge Stimme des Richters, das lebhafte und leidenschaftliche der plagenden Frau, das furchtsam kluge Zögern des angeklagten Juden nach; das Ganze ist zugleich Erzählung, Drama und Pantomime, wobei die Keuschheit der Sprache nicht immer

sehr geachtet wird. Die Türken haben auch Schattenspiele. Sonst gab es an den Festen Pferderennen und Dschiridwerfen, Bärenhetzen durch Hunde, wobei man große Sorge trug, daß die Thiere einander keinen Schaden thäten, indem man sie trennte, sobald sie zu hitzig wurden; endlich Ringen nach alterthümlicher Art. An dessen Stelle sind nun die öffentlichen Revüen getreten, wo der Herrscher mit einem glänzenden Stabe in Mitten seiner Truppen erscheint.

In den schönen Sommernächten zur Zeit des Ramazan genießt man besonders den Anblick von Sitten, die durchaus verschieden sind von den unsern. Die erleuchteten Moscheen zeichnen auf dem dunkeln, gestirnten Himmel ihre schlanken Minarets, ihre glänzenden Kuppeln und jene Bogen von arabischer Bauart ab, welche Zierlichkeit und Harmonie so vollkommen auszeichnet. Die öffentlichen Plätze, wo keine unpassende Symmetrie jene vom Eisen nie berührten majestätischen Platanen, jene riesigen Bohnenbäume (micoconlives) geordnet hat, sind alle mit bunten Lampen verziert, welche die Cafes erleuchten, worin die Menge sich in belebtem Schweigen neugierig drängt; die Verschiedenheit der Trachten, die Ordnung und Züchtigkeit fällt dabei am Meisten auf. An der Wendung einer dunkelen Straße hört man nicht selten die gemessenen Schritte eines Pferdes und erkennt bald, bei dem Schein einer Papierlaterne einen Großen, der einen Besuch abstatten will; er ist von 6, 8 bis 12 Dienern begleitet und bewegt sich mit Würde, indem er alle Grüße der Vorübergehenden freundlich erwiedert. Während des Ramazans vereinigt man sich auch in Regierungsgeschäften und für diplomatische Conferenzen des Nachts, eben so in den Familien, die Frauen auf der einen, die Männer auf der andern Seite und die Freude der Feste wird erst durch das Morgengebet unterbrochen, zu welchem sich zu begeben Niemand verfehlt.

Mit diesen nächtlichen Freuden steht eine Feuersbrunst in grellem Gegensatze. Die Hauptstadt hat drei hohe Thürme, einen in der Mitte auf ebenem Hügel, einen zweiten im Serail und einen dritten im Viertel von Galata, auf diesen stehen Wachen. Wenn ein Feuer ausbricht, so werden sogleich die benachbarten Wachtmannschaften benachrichtigt, dann ziehen zahlreiche Schaarwachen in der Stadt umher, welche mit großen, eisernen Stöcken auf das Pflaster schlagen und unter Bezeichnung des betreffenden Viertels Feuer rufen. Wer nun irgend einen Antheil an dem Viertel nimmt, läuft herbei, der um seinen Freunden zu helfen, jener seine Waaren zu retten, seine Bude oder Werkstatt. Der rothe Himmel bei entfernterem, die Flammen- und Rauchwirbel bei näherem Brande lassen

bald die Größe des Unheils erkennen, aber erst an Ort und Stelle selbst läßt sich sein ganzer Umfang beurtheilen. Hölzerne, leicht gebaute, inwendig oft gefirnißte Häuser sind eine leichte Beute des Feuers, das unaufhaltsam weiter strömt, erst die nächsten, steinernen Gebäude setzen ihm ein Hinderniß entgegen. Schrecklich ist dann zu sehen, wie Alles übereilt ausräumt, die Geräthe auf die Plätze gehäuft werden, Frauen und Kinder entfliehen, Kranke hinweggetragen, Häuser niedergerissen werden und die Spritzen die Straßen verschließen; man fühlt die lebhafteste Angst, daß alle diese Anstrengungen unnütz sein möchten, der Wind die Flamme weiter tragen und zahlreiche Opfer das öffentliche Unglück steigern möchten. Unterdessen herrscht allerdings Ordnung in Mitten dieser Unglücksfälle und die gewohnte Entsagung, welche den Völkern des Orients so natürlich ist, macht sie weniger empfänglich für die Größe des Unglücks; der Sultan, seine Minister, die Großen des Reichs kommen persönlich zu Hülfe, leiten oder befeuern die Arbeiten. Wie oft habe ich nicht, nahe bei einem abgebrannten Hause, am Fuße eines Brunnens oder auf den Stufen einer Moschee eine Familie, umgeben von den sparsamen geretteten Trümmern, ruhig sitzen sehen, und mit Gleichmuth sagen hören: es ist Gottes Wille.

Ein besonderer Gebrauch besteht für das Erwecken des Großherrn bei solcher Gelegenheit; eine der Frauen, welche die innere Zimmerwache haben, zeigt sich schweigend im Schlafgemache, mit einer großen Laterne von rothem Zeuge; das Geräusch, welches man beim Oeffnen macht, erweckt den Sultan, er erblickt diesen Fanal, weiß, was er bedeutet und befragt dann sogleich seine Pagen nach den näheren Umständen, worauf er sich, nöthigenfalls, selbst an Ort und Stelle begibt. Man bemüht sich immer sehr, das Feuer vor seiner Ankunft zu löschen.

Es gibt für die Türken in Constantinopel eine große Zahl öffentlicher Primär-Schulen; jede Moschee hat eine oder mehrere Freischulen; einige derselben sind fromme Stiftungen; auch können die Kinder aller Klassen lesen und schreiben. Schwerer zugänglich sind die höhern Kenntnisse; mehrere kaiserliche Moscheen besitzen Hochschulen, aber der dortige Unterricht ist auf Gottes- und Rechtsgelahrtheit beschränkt; früher gab man wohl auch einen elenden Unterricht in der Medicin. Die letzten Sultane haben eine Schule der Mathematik gegründet, der jetzige eine chirurgische mit europäischen Lehrern errichtet, auch fängt man an, fremde Sprachen zu lehren, ein Studium, welches die Türken wesentlich fördern kann, und womit die Regierung sich beschäftigt. Die Türken lieben die

Gelehrsamkeit, und wenn einst Wissenschaften und Künste einen wirksamen Schutz in Constantinopel finden, so werden sie dort ohne Zweifel Fortschritte machen; jetzt bedarf es geschickter Lehrer und einer solchen Leitung der Studien, daß die Berührungspunkte mit den Europäern zunehmen, wodurch eine blühende und nützliche Bildung der Menge zu erreichen wäre.

Die Vielweiberei ist eines der größten Hindernisse der Entwickelung der Türken und hier ruht das ganze Geheimniß jenes Werkes, welches schon von mehreren Sultanen versucht, von dem regierenden mit Thätigkeit verfolgt wird. Da die Natur ihre heiligsten Gesetze nicht überschreiten läßt, hat sie auch die Türken von der Liebe zu ihrer Familie nicht enterbt, ihre Kinder sind ihnen theuer und diese haben wieder Ehrfurcht für die Mütter. Aber welche Anomalie, wenn man die Leichtigkeit bedenkt, womit der Mann seine Frau verstoßen, die Kinder der Mutter entfremden, seine Neigung einer Andern zuwenden, ja unter gewissen Umständen die Frau, einem Thiere gleich, auf den Markt bringen kann! —

Obgleich in den untern Ständen selten ein Mann mehre Frauen hat, übt doch die fehlerhafte Gesetzgebung auch dort ihren Einfluß auf den Haushalt. Der Arbeiter, der Arme, welcher am Abende zu seinem Heerde zurückkehrt, kann in einer Neigung, welche von Furcht begleitet ist, welche ein unbeugsamer Wille stören kann, keine Süßigkeit finden; die Frau sieht nur ihren Herrn eintreten, zwar den Vater ihrer Kinder; aber welches Loos kann sie treffen, ehe diese im Stande sind, sie zu schützen. Ein Eigensinn kann sie von ihrem Sohne trennen, kein heiliges Band verknüpft Gatten und Kind mit ihr. Bei den Großen ist es nicht selten, nur eine gesetzmäßige Gattin zu finden; aber zahlreiche Sclavinnen füllen den Harem und gewinnt Eine derselben des Herrn besondere Neigung, so sinkt die rechtmäßige Frau der That nach auf eine niedere Stufe herab.

Nur selten erhebt sich eine Frau über diese Lage. Doch habe ich eine türkische Dame gekannt, welche zwei Söhne hatte, die sie mit größtem Eifer erzog und in der Welt emporbringen wollte; ihr Gemahl, bejahrt wie sie, hatte die Sitte des Ostens in seinem Hause mit der unsern vertauscht.

Neben den Muselmännern findet sich eine Classe, für deren gesellschaftliche Stellung wir nichts Entsprechendes kennen; es sind die Sclaven. Es wäre ein Irrthum, sie mit den Sclaven der Colonieen zu vergleichen, da ihre Lage so ganz verschieden ist; aber es gibt mehre Arten: Weiße und Schwarze, Männer und Frauen. Die weißen Sclaven sind

als Knaben in Circassien oder Georgien gekauft; man bringt sie im 10. bis 12. Jahre nach Constantinopel, ihre Zahl ist klein, denn nur die Großen kaufen sie und erziehen sie sorgfältig. Die weißen Frauen kommen aus denselben Gegenden und fast in demselben Alter, ihr Glück beruht auf ihren Reizen, sie erhalten zwar nicht eigentlich ihre Freiheit, aber sie werden oft mit Personen verheirathet, die aus der Umgebung ihres Herren sind; ihre Lage, weniger unabhängig als die der türkischen Frauen, ist noch unglücklicher. Die Negersclaven aus Kairo und Tripolis benutzt man nur zu häuslichen Arbeiten und gibt ihnen gewöhnlich in einem gewissen Alter die Freiheit. Sie werden gut behandelt und bilden einen Theil der Familie, auch hat die Sclaverei hier nichts Herabwürdigendes; es ist eine Stufe in der Gesellschaft, über die man weiter steigen kann. In den meisten Häusern warten Negersclavinnen auf und diese werden von den türkischen Frauen oft sehr schlecht behandelt. Man sieht sie oft ihren Herrinnen mit Wäsche ins Bad oder mit Einkäufen vom Markte folgen. Wahrscheinlich wird ihre Lage im Alter immer elender.

Eunuchen kommen jetzt nicht mehr nach Constantinopel; da der Sultan sie von seinem Hofe entfernt hat, dürften sie auch von den Sclavenmärkten verschwinden. Die Muhamedaner tragen Sorge, ihre Sclaven in der Religion zu unterrichten; sterben sie noch unbekehrt, so werden sie ohne Achtungsbezeigungen am ersten besten Orte, in eine Matte gewickelt, eingescharrt.

Kein Christ darf in Constantinopel Sclaven erwerben oder besitzen, nur bei den Franken duldet man zuweilen Negersclaven. Da dieses Gesetz nicht allgemein für das ganze Reich gilt, ist es wahrscheinlich, daß man es für Constantinopel besonders abgeändert hat; auch sagt man, daß, als unter der Regierung Abdul Hamids die Franken aller Stände in einer Unordnung lebten, welche die Aufmerksamkeit der Polizei erregt hatte, der Großwessir den Gesandten mittheilen ließ, daß wenn der Besitz von Sclaven die Sitten dieser Franken regelmäßiger machen könnte, man Sorge tragen wolle, ihnen deren Ankauf zu gestatten.

Die Türken der Provinzen sind von weniger feinen Sitten, meist aber sehr gastfrei; ihre Häupter aber goldgierig und oft treulos.

In der Hauptstadt findet man Muselmänner aus allen Provinzen als Gewerbtreibende beschäftigt, sie stehen einander gewöhnlich bei und helfen sich in unruhigen Zeiten. Die türkischen Lastträger sind gewöhnlich aus dem Volke der Lazen, einem wilden kaukasischen Stamme, welchen die jetzige Regierung ziemlich gebändigt hatte. Diese Lazen sind gewalt-

thätig und schwer zu leiten und waren zur Zeit der Janitscharen stets bereit, an allen Aufständen jener wilden Miliz Theil zu nehmen. Auch viele Kurden kommen nach der Hauptstadt; sie sind redlich, besitzen aber sonst alle Fehler der wilden Nationen. Die Barbaresken, besonders die Tunesianer, treiben meist Handel, oft mit Verstand und List. Die syrischen Araber sind wenig zahlreich, man beschuldigt sie der Betrüglichkeit, eines Fehlers, den sie vor den andern türkischen Bewohnern Constantinopels ganz und gar voraus haben.

2. Griechen. Nach den Türken sind die Griechen am zahlreichsten. Der Mangel amtlicher Zählungen und kirchlicher Register, so wie das persönliche Interesse der Besteuerten hindert jede genaue Angabe ihrer Anzahl, welche von Einigen auf 150,000 angegeben wird. Es gibt Viertel, die nur von ihnen bewohnt sind, in andern befinden sie sich mit anderen Bewohnern vermischt.

Der Grieche ist geistreich, lebhaft, eitel, geschmeidig, zu Künsten geschickt, wenig fähig zur Mannszucht, Liebhaber des Vergnügens, mehr abergläubig als gottesfürchtig; er liebt die Fremden nicht. Gern widmet er sich dem Handel, der Seefahrt, verschiedenen Gewerben, weniger leicht glückt es ihm unter den Waffen; seit so vielen Jahrhunderten in Sclaverei, ist dieses Volk ohne jene Seelenstärke, welche nur durch den Genuß der Freiheit genährt wird. Aber bei allen Lastern des Unterdrückten gab es in dieser Nation Leute, welche sich durch selbsterworbene Kenntnisse auszeichneten, wie durch die Feinheit und Annehmlichkeit ihrer Sitten; Andere, welche unsere Achtung durch eine unerschütterliche Redlichkeit verdienten und die in jeder Gesellschaft Muster gewesen waren.

Man würde irren bei der Annahme, daß die Griechen im Oriente einen einzigen Volksstamm ausmachen, es sind Völker von sehr verschiedenem Ursprunge, welche durch die Gebräuche der griechischen Kirche verbunden, nur dieses religiöse Band gemein haben. Nichts gleicht weniger den Griechen Kleinasiens und Syriens, als die Bewohner der Cycladen, diese unterscheiden sich durchaus von den Macedoniern und Hydrioten und unter diesen Letzteren, den Wallachen, Moreoten, Albanesern und Cretensern finden die schlagendsten Verschiedenheiten Statt. Die Sprachen weichen bisweilen ab: Sitten, Ueberlieferungen und Neigungen sind einander vollkommen fremd. Auf den Cycladen findet der Reisende eine sanfte, menschliche, dem Landbau und Handel ergebene Bevölkerung, der er sich mit vollkommenem Vertrauen hingeben kann. In Messenien und Laconien sieht er sitten- und gesetzlose Räuber, in Syrien Völker von

mehr arabischer als europäischer Art und die das Griechische nur noch für ihre Liturgie gebrauchen. Alle diese Völker verrathen verschiedenen Ursprung, slavischen, germanischen oder asiatischen.

Die Griechen in Constantinopel stammen meist von Denen her, welche die Stadt zur Zeit Mahommed des Zweiten bewohnten; sie besitzen Freiheiten, welche erst seit Selim III. wieder einigermaßen giltig würden. Es gibt unter ihnen keinen Adel im engeren Sinne, Diejenigen, welche den Titel Fürst, auf Türkisch Bey annehmen, sind die Mitglieder der zur Regierung der Moldau und Wallachei erhobenen Familien oder Derjenigen, welche der Pforte als Dollmetscher dienten, ehe diese Stelle auf einen Muselmann überging. Dieser Adel bewohnt das Viertel der Stadt, welches Phanar heißt. Er lebt, seit der Zeit des Aufstandes, hier noch in geringer Zahl und tiefer Zurückgezogenheit, einem ungewissen und dunkeln Loose der Zukunft preisgegeben.

Es ist sehr zweifelhaft, ob die geschichtlichen Namen der Paläologen, Komnenen und Kantakuzenos wirklich von jenen byzantinischen Familien herrühre, und man würde schwerlich glaubwürdige Zeugnisse dafür aufbringen können.

Der griechische Clerus ist sehr zahlreich. Unter seinen Mitgliedern gibt es einige sehr gebildete Männer; die Masse aber ist ungemein unwissend und oft fanatisch; was erst in neuester Zeit etwas nachgelassen hat. Es fehlt ihr an Unterricht und zugleich an öffentlicher Achtung.

Die Handeltreibenden stehen an Bildung dem Adel zunächst. Aerzte und Lehrer gibt es zu wenige, um eine besondere Classe zu bilden, unter ihnen findet man einige sehr aufgeklärte Männer.

Die große Masse der Nation besteht aus Kleinhändlern, Arbeitern jedes Fachs, Seeleuten u. dgl. m., die in allen Vierteln von Constantinopel verbreitet, einige derselben ausschließlich bewohnen. Meist sind sie arbeitsam, nicht immer sparsam; vielmehr haben Verschwendung und Ueppigkeit für sie großen Reiz, eine Menge Feste, von denen der griechische Kalender wimmelt, dienen diesem Hange trefflich. In allen griechischen Häusern, selbst in denen, wo die ärmsten Classen wohnen, findet man Reinlichkeit; alle Sonnabende werden die Häuser gewaschen, gebürstet und geputzt. Auch verbrennt man an diesem Tage regelmäßig Weihrauch vor den Bildern der Heiligen.

Die Griechen welche mit Franken wenig oder nichts zu thun haben, sind sehr abergläubisch, glauben an Teufelsbeschwörungen, Bezauberungen

und Amulete, wie alle anderen Bewohner der Stadt. Die glücklichen und unglücklichen Tage werden berechnet, Knoblauch und Salz auf den Fußboden gestreut, um das Glück im Hause zu halten und so tausend ähnliche sonderbare Gebräuche.

Die Handwerke sind in Costantinopel alle in Zünfte, Esnafs, versammelt, die ihr Interesse selbst wahrnehmen. Ihre Vorsteher heißen Kiaja's, und die Mitglieder einiger derselben stehen solidarisch für einander. So z. B. kauft der Esnaf der Missirtschartschis (Kleinhändler in Arzneiwaaren, besonders den ägyptischen) von den Großhändlern durch seinen Kiaja ein und bezahlt durch diesen. Jedoch ist diese Verhaftung insofern nur eine Täuschung, als bei den Zahlungen für Bankbrüchige die größten Verzögerungen veranlaßt werden, so daß man sich zu Vergleichen entschließen muß. Uebrigens erhält der Esnaf durch die Redlichkeit seines Kiaja's, welcher als die Seele desselben zu betrachten ist, Credit. Die Kiaja's werden von den Zünften unter dem Einflusse der Regierung ernannt und haben einen kleinen Antheil von den Einkäufen.

Es giebt einige Zünfte, die ganz aus Leuten von einem Volke bestehen, so sind die Barbiere Türken, die Klempner Juden, die Schneider Armenier, die Seidenhändler Griechen und die Tischler Inselgriechen. Dagegen finden sich unter den Tuchkaufleuten Juden, Griechen und Armenier. Man darf nicht glauben, daß die Türken sich, als Herren des Landes, die glänzendsten Gewerbe vorbehalten hätten, andere Rücksichten haben hierbei obgewaltet. So sind die Armenier Edelsteinhändler und die Türken Mistlader. Gewöhnlich unterstützen die Mitglieder der Zünfte sich gegenseitig und sie helfen den in ihren Angelegenheiten Bedrängten entweder zu Verträgen, oder entziehen sie auch ihren Gläubigern. Alle Processe gegen die Esnafs sind schwerer, als die gegen Einzelne durchzuführen; die Obrigkeiten haben einen besondern Instinct, für die Massen zu entscheiden.

Bei schwierigen Gelegenheiten, z. B. Vertheilung außerordentlicher Auflagen oder wenn die Ruhe der Hauptstadt gefährdet ist, werden die muselmännischen Häupter zusammenberufen, wogegen man den nicht muselmännischen Kiaja's die ergriffenen Maaßregeln nur mittheilt.

Wenn weder Krieg noch Pesten herrschen, gewöhnlich alle sieben Jahre, versammeln die Handwerkerzünfte sich auf einer weiten Ebene zwei Stunden von Constantinopel, wo sie, ohne Unterschied des Glaubens und Vermögens sich untereinander acht Tage lang vergnügen. Ein solches Fest heißt Siafe, auch fremde Kaufleute sind dabei willkommene

Gäste; sie müssen in das Lager mit 4 bis 6 Trägern einziehen, deren Jeder ein Schaaf oder ein ähnliches Geschenk trägt, man kommt ihnen mit Musik entgegen, und läßt sie an allen Vergnügungen und Genüssen Theil nehmen. — Die Griechen treiben vorzugsweise den Kleinhandel, so z. B. ist der Bakal gewöhnlich ein Grieche. Dieser verkauft die nöthigsten Eßwaaren, Salzfleisch, Caviar, Oel, Salz, Zwiebeln, trockne Gemüse, Reis, auch Kohlen u. dgl. Alle diese Waaren werden von den Familien auf Rechnung genommen und das Geschäft erfordert daher viel Ordnung. In Bezug auf Maaß und Gewicht ist die Polizei ungemein wachsam und streng. Ein großer Theil der Bäcker sind Griechen.

Seit der Befreiung Moreas und der Inseln macht sich das Bedürfniß des Unterrichts auch in der Hauptstadt fühlbarer und die Griechen haben hier viele Schulen errichtet, worin die Armenier ihnen nacheifern. Dieser Umstand allein zeigt hinreichend, wie weit beide Völker den Türken voraus sind, die den Bemühungen ihrer Regierung in dieser Rücksicht fast nur Hindernisse entgegenstellen.

Der hohe griechische Clerus hat sich mit vielem Eifer jener Schuleinrichtungen angenommen und dieselben befinden sich schon jetzt auf ziemlich gutem Fuße. Der Grieche ist im Allgemeinen gar nicht zu discipliniren; während Türke, Jude und Armenier die Macht der Ordnung begreifen und sich ihr unterwerfen, will oder kann der Grieche, selbst wo er den Nutzen davon begreift, nicht leicht gehorchen. Nur die europäische Erziehung wird eine so nachtheilige Richtung bändigen, die schon mehr als einmal den Fall dieses Volkes begünstigte und herbeiführte.

Die Griechen der Hauptstadt lieben das Soldatenwesen nicht, mehr Neigung haben sie zum Seedienste. Ein Theil widmet sich dem Ackerbau, die Gärten in der Umgebung der Stadt werden meist von Scioten oder Slavoniern bebaut. Die Bulgaren, Griechen dem Glauben nach, dienen viel als Hirten. Im Innern des Hauses hält der Grieche sich mehr an die europäischen, als an die türkischen Sitten, jedoch muß man hievon die Einwohner von Anatolien ausnehmen. Der Armenier dagegen ist in seinen Gebräuchen ganz Türke. Die griechischen Frauen herrschen oft ganz und gar im Hause.

Die Bibelgesellschaften haben in Constantinopel keine guten Geschäfte gemacht. Ihre neugriechischen Uebersetzungen des neuen Testaments sind sehr fehlerhaft, was hinreichte, um ihr Werk in Verruf zu bringen; außerdem nahmen sie zu sehr den Lehrton an, wodurch sie so eitelen und eingenommenen Leuten gegenüber in eine falsche Stellung ge-

riethen. Hätten die Methodisten sich nachsichtiger für die Formen gezeigt, so würde der Sinn ihrer Lehren mehr Freunde gefunden haben. Zufluchtshäuser, Freischulen, kleine, einfache, aber gut geschriebene Werke — denn dieses Volk ist durchaus grammatisch, — würden schon den Sieg über Vorurtheile leichter, als tiefe Abhandlungen über Glaubenssätze verschafft haben. In der Hauptstadt gewinnen die Römisch-Katholischen keine Anhänger unter den Griechen, noch auch diese unter den Katholiken; eben so verhält es sich mit Armeniern und Muselmännern.

Außer den Schulen besitzen die Griechen zu Constantinopel noch einige andere öffentliche Anstalten. Dahin gehören die Bibliothek des Patriarchats und die Hospitäler einiger Viertel, zum Theil ausschließlich für Pestkranke bestimmt, worunter mehrere gut eingerichtet sind.

Die Griechen reisen am Meisten unter allen Constantinopolitanern. Sie halten keine Sclaven, aber wie bei allen Orientalen hat auch bei ihnen der Zustand freiwilliger häuslicher Dienstbarkeit nichts Erniedrigendes und oft sieht man den Knecht des Kaufmanns allmälig zu seinem Handlungsgenossen emporsteigen. Diese Sitte des bürgerlichen Lebens im Orient, welche so sehr von den unseren abweicht, verdient wohl größere Beachtung.

3. Armenier. Die Armenier sind ein einziges, mit seinem Mutterlande in steter Verbindung bleibendes Volk. Ihrem Glauben nach in Eutychäer und römische Katholiken getrennt, vereinigen sie sich, sobald ihr gemeinsames Interesse es erfordert. Man kann sich schwer erklären, woher jene Auswanderung entstand, die sie durch ganz Asien zerstreut hat; aber sie bilden nun einen Theil der Bevölkerung aller türkischen Städte und ihre Zahl erhebt sich in Constantinopel auf achtzigtausend.

Die Sitten derselben sind mehr als die anderer nicht muselmännischen Völker, asiatisch; sie sind gewerbfleißig, arbeitliebend, treiben gern Handel und reisen mehr in Asien als in Europa. Sie sind streng im Benehmen, religiös, ordnungliebend, nicht ohne Neigung für die Waffen; gleich den Griechen das Haupt beugend vor der ottomanischen Macht, aber ohne die gleiche Sehnsucht nach Befreiung. Der Türke liebt den Armenier mehr als den Griechen und Juden; verwandtere Sitten und die vollständige Annahme der türkischen Sprache nähern die Ersteren einander. Nachdenkend und verständig, würde der Armenier die Künste mit Erfolg betreiben, sein Nachahmungstalent ist groß und da er in seinen häuslichen Verhältnissen mehr als alle Orientalen Ordnung hält,

so kann er sich auch leicht nach den europäischen Gebräuchen richten, die aber den im Auslande Reisenden nicht selten durchaus verlocken und verderben. Sparsam bis zum Geize, ist ihm der Besitz nicht blos Mittel zum Genusse, sondern an sich Genuß.

Die armenischen Frauen gehen selten und nur verschleiert aus. Die meisten Ehen werden noch durch Verträge der Eltern geschlossen, die Achtung der Kinder vor diesen ist unbeschränkt, niemals raucht ein Sohn, von welchem Alter er sei, in Gegenwart seines Vaters.

Der Clerus der Eutychäer ist durchaus unwissend, obgleich diese Kirche in früheren Zeiten im Osten in hohem Glanze strahlte. Daher hat die Propaganda Roms um so leichteres Spiel, als sie den gebräuchlichen Ritus achtet und unter den auf den Collegien zu Rom und Venedig gebildeten armenischen Priestern finden sich ausgezeichnete Gelehrte, namentlich in den orientalischen Sprachen.

Als die Türken sich Constantinopels bemeisterten, überließen sie lange Zeit alle fiscalischen Geschäfte ihren Unterthanen; die Juden bemächtigten sich der Zölle und öffentlichen Wäagen, die Rechnungsführer der meisten Verwaltungen waren Griechen, Juden oder Armenier und zu diplomatischen Geschäften benutzte man Griechen. Jetzt haben die Türken die Vortheile solcher Aemter besser eingesehen und nehmen sie für sich, aber die Münze ist noch in den Händen der Armenier geblieben, die sich daran bedeutend bereichern.

Seit einiger Zeit bemerkt man nun auch Fortschritte in ihrer Bildung; sie schicken ihre Kinder nach England und Frankreich; doch suchen sie mehr Kenntnisse, als Gelehrsamkeit. Sie besitzen mehre Schulen, gut verwaltete Hospitäler, eine Armenkasse und eine Druckerei.

Mit den Griechen verstehen sie sich nicht gut. Man beschuldigt die Armenier, das Eindringen der Türken in Rumelien erleichtert zu haben, mehr aber, als diese ungewisse Thatsache, mag wohl die Verschiedenheit der Sitten Ursache der Abneigung sein.

Die große Menge der Armenier in Constantinopel kann man besonders am Osterfeste wahrnehmen, wo sie mit Spazierengehen und Vergnügungen die Straßen und Plätze erfüllen. Sonst sieht man sie nicht häufig außer dem Hause. Die Reichen unter ihnen besitzen schöne Landhäuser am Bosphorus, wo sie die warme Jahreszeit zubringen; der Luxus worin sie leben, wird, um die Eifersucht der Türken nicht zu reizen, sorgfältig verborgen.

Die Seiden- und Baumwollen-Webereien, die Fabriken von Goldstoffen, gedruckten Zeugen u. dgl. sind meist in ihren Händen. Einige ihrer Stoffe halten den Vergleich mit den besten europäischen aus. Die Kalenkiars sind Mousselintücher, mit der Hand in dauerhaften Farben vortrefflich gemalt, die Blumen auf denselben zeichnen sich durch die Zartheit der Zeichnung, wie durch die Lebhaftigkeit der Farben aus. Die Stickereien der armenischen Frauen sind vortrefflich; die Kronjuweliere sind Armenier, sie arbeiten in orientalischem Geschmacke, aber nicht ohne Anmuth. Mehre derselben sind Uhrmacher und sie bessern die zusammengesetztesten Werke sehr gut aus. Auch das Schießpulver bereiten sie und stehen an der Spitze der großen Anstalt von Azat-leu; aus ihren Maschinenwerkstätten gehen sehr sinnreiche Arbeiten hervor. Gleich den Griechen arbeiten sie auch als Baumeister und Bauunternehmer: ein sehr gewinnreiches Gewerbe in einem so oft von Feuer heimgesuchten Ort, wo man zudem so schnell nach dem Brande wieder aufbaut. Wenn man sieht, wie die Türken alle diese nützlichen Gewerbe den Christen überlassen, möchte man sie für sehr ungeschickt halten, was doch nicht der Fall ist; die Gewohnheit bestimmt hierbei das Meiste.

Außer den beiden genannten Religionssecten gibt es noch eine kleine Anzahl syrischer Armenier, die dem katholischen Cultus ohne armenischen Ritus anhängen. Sie theilen sich in Maroniten und Syrier und besuchen meist die lateinischen Kirchen; sie haben den griechischen Kalender, die Liturgie der Maroniten ist arabisch, die der Syrier syrisch. Diese kleine Kolonie besteht fast nur aus wohlhabenden Kaufleuten, meist Barators der Pforte.

Vor Mahommed II. gab nämlich die Pforte den europäischen Gesandten und Consuln unausgefüllte Schutzbriefe, wodurch die Besitzer mit den Unterthanen der Macht gleichgestellt wurden, für welche der Barat ausgefertigt worden war. Dieses Privilegium gab den diplomatischen Agenten große Wichtigkeit, da sie auf diese Art die reichsten Privaten ihres Ortes an sich ketten konnten, welche des Schutzes bedurften und ihn gut bezahlten. Der jetzige Sultan hob das, durch keine Tractaten gesicherte Privilegium auf, da er aber zugleich bemerkte, daß die bestehenden Handelsverträge mit fremden Völkern diesen große Vorzüge vor seinen eigenen Unterthanen gewährten, so bildete er eine Zunft der Barators. Dies sind türkische, griechische, armenische und jüdische Kaufleute, die vermittelst eines billigen Patents gleiche Vorrechte mit den europäischen Nationen erwerben und selbst in mancher Hinsicht besser beschützt

sind. Die Rajahs unter denselben dürfen gleich den Türken gelbe Schuhe tragen, ein Handelsminister, der Belekdschi-Effendi, wacht über ihre Interessen und die europäischen Gesandtschaften haben oft Mühe, sich gegen die ihnen von den Barators bei diesem Minister bereiteten Verlegenheiten zu behaupten.

4. Juden. Sie geben ihre Anzahl in der Hauptstadt auf vierzigtausend an. Unter den griechischen Kaisern waren ihrer wenige, die heutigen Juden stammen meist von den aus Spanien unter Ferdinand und Isabella Ausgewanderten her. Auch haben sie unter sich den Gebrauch der spanischen Sprache bewahrt, welche zu Handelszwecken mit hebräischen Buchstaben geschrieben wird. Sie sind meist arm und ohne politische Bedeutung. Früher wurden sie in Geldangelegenheiten gebraucht, waren die Bankiers der Regierung und hatten fast den ganzen Handel in ihren Händen, aber in dem Maaße als die Christen durch ihre Einsichten an Einfluß zunahmen, und daß selbst die Türken sich aufklärten, haben sie unendlich viel von ihrem Credit verloren und werden es wahrscheinlich noch mehr, da in ihnen kein Keim des Fortschrittes lebt.

Sie sind lebhaft, heiter, geschmeidig, eigennützig im Handel, aber verschwenderisch im Hause, oft treulos; aber es gibt unter ihnen auch sehr redliche Leute. Das Geräusch der Waffen erschreckt sie, ihre Sitten sind ordentlich, sie sind Freunde der Tafel, mitleidig, strenge Beobachter ihres Cultus, und sie schätzen sich ungemein weit über die europäischen Juden, die sie beschuldigen, sich durch Berührung mit den Christen ihrem Glauben entfremdet zu haben.

Die armen Juden stehen unter den, in gleicher Lage befindlichen Griechen und Armeniern, sie sind stets geneigt zum Betruge. Die Reicheren und Reichsten stehen ihres Gleichen von anderen Religionen gleich; doch gibt es jetzt in Constantinopel keinen Juden von solcher Bedeutung, daß er dem Einflusse des griechischen Adels oder der begünstigten Armenier die Waage halten könnte; der Letzte dieser Art war Tschapsi Saraf oder Banquier der Janitscharen. Dies war ein redlicher, scharfsichtiger und unermeßlich reicher Mann. Er ward in den Sturz der Janitscharen verwickelt und eines Abends in Mitten seiner Familie erdrosselt, seine Güter wurden zum Besten der Krone eingezogen, doch ließ man den Seinigen einige Kostbarkeiten, unbewegliches Eigenthum und eine Million türkischer Piaster. Niemals hat man die Gründe dieser abscheulichen Hinrichtung erfahren, man suchte sie in seinem Reichthum. Kein Volk unterstützt die Seinigen mehr, als die Juden, bisweilen gehen sie so weit, das Unrecht

ihrer Glaubensverwandten zu rechtfertigen oder zu bemänteln, obwohl sie anderer Ueberzeugung sind. Die Gemeine zahlt viel Almosen, auch die Privaten theilen viel aus, wodurch die bettelnde Bevölkerung sehr anwächst. Wird ein Jude zum Tode verurtheilt, so sucht man ihn immer loszukaufen. Die Betteljuden wenden sich selten an Fremde und wenn sie andere Juden ansprechen, strecken sie die Hand aus mit den Worten: „das Meinige." Dieses stolze Benehmen unter Lumpen hat etwas Auffallendes. Um so vielen Forderungen genugzuthun haben die Juden ein eigenes Mittel erfunden. Sie haben den kleinsten Münzwerth der Hauptstadt noch verkleinert; ein Para, der ¾ Centim. gilt, wird in 3 kleine Kupferstücke getheilt, die dem Bettler jedoch, bei dem geringen Preise der Lebensmittel, immer noch genug gewähren.

Die Verpflichtung, früh zu heirathen, vermehrt die Menge der armen Juden, und ihr Kinderreichthum ist unzählbar. Außerdem sind viele Gewerbe ihnen untersagt. Vor einigen Jahren ließ die jüdische Gemeinde aus diesem Grunde eine Anzahl Familien auf ihre Kosten, wohlversehen, nach Syrien bringen. Gelehrsamkeit und Bildung ist unter den Juden nicht geachtet, doch besitzen sie sehr viele Elementarschulen. Die Verschiedenheit der Stämme wird von ihnen nicht mehr anerkannt, sie glauben, daß bei dem Einfall der Samariter eine, durch Titus Eroberung vervollständigte Verwirrung entstanden sei. Die Karaiten oder krimmischen Juden werden von ihnen als Ketzer betrachtet.

Obgleich sie nur eine Frau haben, betrachten sie doch die Vielweiberei nicht als unvereinbar mit ihrer Religion und wir kennen auch Fälle von Juden in dem Paschalik von Bagdad und in Arabien, wo Vielweiberei stattfindet. In Constantinopel herrscht aber die bestehende Sitte allgemein.

Die Juden bezahlen, außer den Regierungssteuern, auch noch einige unter sich, welche ihre Vorsteher verwalten; eine Art von Accise auf die ersten Lebensbedürfnisse, welche benutzt wird, um Almosen zu geben, sich von einigen Diensten loszukaufen und die gemeinsamen Ausgaben zu bestreiten. Die Häuser der Armen sind sehr schmutzig; die Frauen sind im Innern Herrinnen, weder so gehorsam, als die Türkinnen, noch so zurückhaltend, als die Armenierinnen und Griechinnen. Im Innern der Familie geht es sehr heiter zu und nur die Furcht vor den Türken dämpft die Lustigkeit einigermaaßen.

5. Franken. Die Zahl der Franken von Pera erstreckt sich nicht über 3000, aber sie wechselt unaufhörlich. Ein Theil derselben wird für fränkischen Ursprungs angesehen, obgleich der Schutz, welcher ihnen vor

längeren oder kürzeren Zeiträumen zugesichert wurde, ihr einziger Anspruch hierauf ist. Andere stammen wirklich von Christen, die sich des Handels oder anderer Verhältnisse wegen für immer hier niederließen. Die Ersteren sind von griechischer oder armenischer Abkunft, oder Lateiner des Archipels; ein sehr kleiner Theil von ihnen scheint noch von der Zeit der Eroberung herzustammen und aus genuesischen oder venetianischen Familien, welche damals diese Viertel bewohnten, zu sprossen.

Obgleich man in den Vierteln von Pera bisweilen Leute hört, die mit einer berühmten Abkunft prahlen, kommt man darin doch überein, den Adel nur denjenigen zuzugestehen, welche Stellen bei den fremden Gesandtschaften einnehmen. Diese Stellen verschaffen Achtung und wenn sie auch nicht sehr gewinnbringend sind, läßt sich doch mit Ehren davon leben. Es ist hier nicht theuer, dennoch aber sieht man selten reiche Familien unter denen, welche durch mehrere Geschlechter hindurch mit dem Vertrauen der fremden Höfe bekleidet waren. Hierzu tragen verschiedene Ursachen bei, die große Fruchtbarkeit der Ehen aber und die Schwierigkeit, sein Geld bei dem schwankenden Münzwerthe sicher anzulegen, ganz besonders. Auch haben die Banqueroute am Ende des vorigen und Anfangs dieses Jahrhunderts das Unterbringen der Gelder in Staatspapieren diesen Leuten sehr verleidet und die Feuersbrünste verzehren von Zeit zu Zeit einen Theil ihres Eigenthums. Im Handel ist es besser und die Kaufleute von Pera sind reicher und jetzt bei der türkischen Regierung auch angesehener, als die europäischen Agenten.

Außerdem studiren die hiesigen Franken fleißig orientalische Sprachen und verdienten zum Theil eine große Berühmtheit durch ihre Kenntnisse hierin. — Hilfsquellen anderer Studien bietet jedoch die Stadt nicht dar.

Es gab keine Unterrichtsanstalten für die fränkische Jugend in Constantinopel und man beklagte einen Zustand der Dinge, welcher viele Eltern der Mittel beraubte, ihre Kinder gut erziehen zu lassen, weil es für sie sehr kostbar und nicht ohne Nachtheile war, sie in die Länder der Christenheit zu schicken. Gegenwärtig haben die Lazaristenväter ein schönes Collegium begründet, wo man die jungen Leute gut ausbilden kann, diese Anstalt ist französisch; sie besitzt zugleich eine Elementar-Freischule. Dennoch schicken viele Franken ihre Kinder zum Unterrichte nach Deutschland, Italien, Frankreich und England.

Auch andere öffentliche Anstalten besitzen die hiesigen Franken; es gibt mehre Pestspitäler, unter andern für die Matrosen, ferner Unterstützungs-

fassen, mehre Klöster mit kleinen Schulen und einige Spuren von Bibliotheken.

Was ein Fremder am Meisten vermißt, ist, eine gute Bibliothek zu Constantinopel; Feuersbrünste und Pesten machen das Bestehen wissenschaftlicher Sammlungen fast unmöglich, obgleich sie hier von noch größerem Nutzen als anderwärts sein müßten.

Die fränkischen Familien, deren Mitglieder Posten bei den auswärtigen Gesandtschaften haben, verlassen Constantinopel selten; diese Stadt ist für sie eine zweite Vaterstadt geworden und ihr Dasein ist an dieselbe geknüpft. Die Handeltreibenden errichten bisweilen Häuser anderwärts in der Christenheit, wo sie sich dann öfters auch niederlassen. Wenn Diese oder Jene von ihrer eingenommenen Stellung durch Unglücksfälle herabgestürzt werden, sieht man sie selten sich wieder erheben; sie verlieren sich binnen wenigen Generationen in der Masse der griechischen oder armenischen Bevölkerung. Die Franken von Pera lieben die Geselligkeit, obgleich eine etwas übertriebene Rücksicht sie oft davon zurückhält; sie haben nicht die Entschädigung des Schauspiels, da es dergleichen hier nicht gibt. Musik treiben sie wenig, es fehlt an guten Lehrern, Maler und Zeichner finden sich auch nicht und die Pest wirkt hierauf besonders hindernd ein.

Die Franken Constantinopels bekennen die römisch-katholische Religion und besitzen in Pera und Galata 7 Kirchen; auch einige Reformirte gibt es unter ihnen, doch haben sie keine Prediger. Der katholische Clerus ergänzt sich aus Italien, Frankreich und der Levante.

Man muß sich natürlich fragen, was aus dieser Gruppe von Christen werden würde, wenn die Sittigung sich in der Türkei rasch entwikkelte, wenn dann die fremden Nationen keine Dollmetscher, keine Zwischencaste mehr bedürften. Sie würde dann wohl offenbar den ganzen Vortheil fühlen, sich an die Spitze dieser Civilisation zu stellen, um darin eine Quelle des Glanzes zu finden, welche ihre gegenwärtige Lage ihr versagt. Aber die Türken verstehen die Civilisation noch so unvollkommen, daß man fürchten muß, sie haben zu spät einen Platz unter den Völkern Europas gesucht.

Was Griechen und Armenier anbetrifft, so ist der Zeitpunkt noch sehr entfernt, wo sie sich mit der muselmännischen Bevölkerung verschmelzen werden. Wenn, selbst ganz neuerdings, die europäische Sittigung sich wegen der Auslegung einiger Dogmen noch so beengt fand, wie sollen sich Völker von so verschiedenem Glauben und so abweichenden Sitten wohl verständigen? Aber diese Frage ist unserm Gegenstande fremd und ver-

knüpft sich mit den mancherlei Möglichkeiten der Zukunft des osmanischen Reichs.

Mittheilungen aus dem niederl. ostindischen Eiland Loz bei der Insel Bintang.*)

Wider alles Erwarten machten wir die Reise von Batavia hierher in 11 Tagen. Wir fuhren die Straße Banka hinauf, und sahen fast beständig Land; von der einen Seite Sumatra und von der andern Banka. Mittwoch den 9. December, als ich des Morgens früh aufs Verdeck kam,

---

) Von einem Freunde des Herausgebers. — Die kleine Gruppe der Sunda-Inseln, zu welcher Bintang und Loz gehören, liegt auf der Südseite der Malacca-Straße, und nur eine Tagefahrt fern im Südosten von Singapore, welches die Holländer 1819 den Briten abgetreten haben. Der Hauptort der holländischen Colonie auf Bintang, nach welchem dieselbe auch benannt ist, heißt Riouw,) auf einer Halbinsel an der Westküste von Bintang. Diese Halbinsel heißt im Malayischen Tanjong Pinang (Betelnuß). Auf ihrer Nordseite setzt eine tiefe Bai gleiches Namens weit ins Land hinein. Nördlich und südlich der Bai liegen einige größere Inseln, umher viele kleinere und unter diesen im Nordwesten gegen die Bai von Bintang, eine der kleinsten, Puloh (d. h. Insel) Loz. Im Westen von Bintang liegt die größere Insel Baltam, gegen Südwesten nach Sumatra hin, Linga.**) Von den zahlreichen kleineren Eilanden, die umher zerstreut liegen, sind bei weitem die meisten bis jetzt noch unbekannt. Die Holländer haben für die Kenntniß von Bintang in geographischer Hinsicht bisjetzt noch sehr wenig gethan, und von den Gewässern, in welchen die Colonie Riouw liegt, besitzen wir nur eine einzige brauchbare Karte, nämlich die über die Singapore-Straße im indischen Seeatlas des James Horsburgh (1824 herausgegeben). Daß jedoch auf dieser Karte die von den Engländern besuchten Küsten genauer angegeben sind, als die Gestade von Bintang und Riouw, ist natürlich. Singapore ist wohl 5mal kleiner als Bintang, dennoch wissen wir durch die Engländer unendlich mehr davon, als von letzterer Insel durch die Holländer. Singapore zählt jetzt schon von 15 bis 20,000 Einwohner und weiset auf seinem Markt einen jährlichen Umsatz von 15 bis 16 Mill. Dollars nach. Diese junge Colonie bietet ein außerordentliches Leben und Treiben dar; man sieht da Asiaten von China bis Indien und Persien, Europäer, Nordamerikaner. Ein deutscher Kaufmann zeigte dort in seinem Hause beim

*) Von riejuw Fluß, also nicht Rhio, wie die Engländer es schreiben.

**) Von Lingam, der Erzeuger, Linga die Insel, als Erzeugerin der ihr nahe liegenden, kleineren Inseln; also nicht Lingin oder Lingen, wie auf den englischen Karten angegeben ist.

zeigte mir der Steuermann das längst ersehnte Riouw in der Ferne. Die Gegend ist hier wirklich wonnereizend. Bald nach 5 Uhr ließen wir auf

---

Besuch der Frau des Missionärs Röttger — einer Berlinerin — eine Ansicht von Potsdam vor. Europäische Schiffe und Handelsgüter gehen täglich durch. Aber auch Riouw, obgleich wegen seiner Lage etwas außerhalb der Fahrstraße, minder belebt, ist im Aufblühen begriffen und ist jetzt schon der Sammelplatz vieler Flotten einheimischer Sundaschiffer und Sundavölker, namentlich der Chinesen, die sich hier in großer Zahl ansiedeln. Beide Colonien, die britische wie die holländische, scheinen durch ihre günstige Lage zu beiden Nord- und Südseiten der Hauptfahrstraße des Großhandels zwischen Indien und China dazu bestimmt, zwei Emporien von hoher Bedeutung für den Handel des maritimen Orients zu werden. — Charakteristisch für das kleine Eiland Loz, von wo aus unsre Mittheilungen datirt sind, ist der mächtige Gürtel von Mangrove-Wäldern, welcher dieselbe umgürtet. Diese Uferwaldzone ist übrigens auch auf vielen andern Sunda-Inseln bemerkbar und leistet den Bewohnern nicht blos Schutz gegen den Andrang der Meeresfluth, sondern verwandelt auch allmählich durch Wurzelgewebe und Schlammanhäufung den Uferboden in trockenes Land.

Das Eiland Loz, 1000 Schritt lang und nicht überall halb so breit, enthält außer dem Hause des Missionars Röttger und den Nebengebäuden die zur Erhaltung der Mission unentbehrlichen Plantagen. In dem einzigen Missionshause von zwei Etagen, deren obere eine gestützte Gallerie zum Spaziergange während der Regenzeit umläuft, findet man außer den Räumen eines bequemen Wohnhauses, ein Naturalienkabinet und eine Apotheke, denn der Seelsorger ist auch zugleich der leibliche Arzt seiner Gemeinde. Die Lage des Hauses ist höchst romantisch, auf einem niedern Hügel des Eilandes, von wo aus die in Kaffeegärten, Pfeffergärten, Ananasfelder abgetheilte Plantage, die Baumwollenstauden, die Muskat- und Nelkenbäume und die Kokospalmen, so wie das niedere Gebüsch und einige hohe Waldbäume bequem überschaut werden können. Am Südende des Eilandes beherbergen einige malayischen Häuschen mehrere Eingebornen; dort ist auch, auf Betrieb des verdienstvollen Herrn Röttger im J. 1836 ein Hospital zur Pflege für chinesische Kranke erbaut werden. Die Insel ist ihres Klimas wegen in der ganzen Umgegend berühmt. Namentlich ist es Europäern sehr zusagend; sie haben dort nicht, wie auf Java, nöthig, sich erst zu acclimatisiren, die Temperatur ist höchst regelmäßig und schwankt in 24 Stunden selten um mehr als 8 bis 10 Grad Fahrenheit. Den Tag über kühlt ein angenehmer Seewind die Luft ab. Es ist daher ein Alter von 70 bis 80 Jahren unter den Einwohnern keine Seltenheit, und in diesem Augenblick lebt dort ein Chinese, der 100 Jahre alt ist. Krankheiten sind eine Seltenheit, von den 150 Soldaten, welche dort stehen, und die sich eben nicht durch Mäßigkeit auszeichnen, ist häufig nicht einer krank, so daß der Militairarzt im Lazareth oft gar keine Beschäftigung hat. D. Her.

der Rhede die Anker fallen. — Das Gouvernement-Boot kam an Bord, um die Papiere und Sachen vom Capitain zu holen. Auf dem kleinen paradiesischen Loz angekommen, wurden wir von unsern Wächtern (jetzt da ich kam, 8 Mann) und Dienstboten, die alle mit Fackeln und Laternen am Strande standen, nach unserm Hause begleitet. Das Klima ist hier vortrefflich und trotz der Nähe an der Linie fühlt der Europäer doch oft das Bedürfniß nach Winterbekleidung. Man sieht hier im Winter ganz kleine Bäume gleichzeitig voll von Blüthen, unreifen und reifen Früchten. Die Ananas können wir kaum ausrotten, große Strecken Feldes stehen voll davon und wo die abgeschnittenen Zweige hingeworfen werden, wachsen sie gleich wieder zu neuen Sträuchern empor.

Es ist hier durchaus nicht Sitte, selbst viel zu thun; will man es den Leuten auch zeigen, wie man es gemacht wünsche, so sehen sie wohl zu, lassen sich aber durchaus nicht aus ihrem Schlendrian bringen. Die Arbeit der Dienstboten ist hier schärfer abgegrenzt als in Europa. Dem Hausmädchen wurde neulich zugemuthet, der Frau einen Regenschirm überzuhalten, da sagte sie aber: „das ist Manns-Arbeit, das kann eine Frau nicht, die Arbeit ist zu schwer."

Es gibt hier in der ganzen Gegend keine andere als Gouvernements-Schulen, welche sowohl von den Kindern der Europäer als derjenigen Eingebornen besucht werden, welche Lust haben etwas zu lernen, wie z. B. zu Riouw dem Sohn des chinesischen Capitains. Die Malayen setzen durchaus keinen Werth aufs Lernen, sie lieben die Ruhe viel zu sehr, und werden auch nie eher arbeiten, bis die Noth sie dazu treibt. Wenn z. B. ein Junge in seinem Dienst so viel erspart hat, daß er sich einen Krieß (das ist eine Art Messer oder Dolch, welchen sie theils als Schmuck, theils als Vertheidigungswaffe gebrauchen) anschaffen kann und silberne, oder gewöhnlich goldene, Knöpfe an seiner Jacke hat, dann kündigt er seinen Dienst ohne Weiteres auf. — Eine große Gesellschaft von 20 chinesischen Frauen, die wir bei uns hatten, bot für Europäer des Eigenthümlichen Manches dar. Sie tranken Thee bei uns. Eine der Bejahrteren sagte, indem sie der Hausfrau die Hand drückte: O Sim San (o Frau), Ihr Herz ist hoch, daß sie dem Lehrer (Sing Seng) so weit, weit nachgefolgt über das große Meer. Eine andere schalt unser Mädchen tüchtig aus, als sie sahe, daß die Hausfrau sich selbst bedienen half. So etwas, sagte sie, sei ihr noch nicht vorgekommen, daß die Ronje (Frau) selbst helfe, wo sie denn das gelernt hätte, sie solle sich schämen, und künftig besser Acht

geben. Ihre Strafpredigt beschloß sie dann mit dem gewöhnlichen Schimpfnamen der Chinesen: Lieau (du Hund).

Das erste, was die Chinesen geben, wenn man sie besucht, ist Thee und es wäre eine Beleidigung, wenn man ihn nicht trinken wollte. Als bei einem Besuche E. zum Sirie, oder Betel-Kauen, auch eingeladen wurde, sagte ich ihnen, daß eine europäische Frau dies nicht gewohnt sei. Darüber wunderten sie sich sehr. Dann fragten sie: ob meine Frau vielleicht Cigarren rauchen wollte, (boh tziak Lankoh?) rauchst Du keine Cigarren? ich sagte, auch dieses hätte sie nicht gelernt. Dann wunderten sie sich, daß ich rauche, und sie nicht. — Sie bewunderten E.'s Anzug, besonders aber ihre Handschuhe, sie meinten: damit kannst Du ja keinen Reis essen. Dann sahen sie nach dem Hut und wollten wissen, wo die Blumen wachsen; ich sagte ihnen, daß sie in Europa gemacht seien und nicht gewachsen, was neues Erstaunen erregte. Die Chinesen sind ein sehr gutmüthiges, fleißiges Volk; nur sehr feig, wenn sie aber gereizt werden, sind ihre nervösen Arme nicht leicht; sie sind gastfrei, freundlich und dankbar, aber Geld- und Gewinn-Sucher im höchsten Grade, und ich glaube, sie würden die verschmitztesten Deutschen betrügen, wenn sie mit ihnen zu thun hätten. — Mit den muhamedanischen Inländern, (Malayen) werden wir sehr gut fertig, wir genießen ihre Liebe und Vertrauen in einem hohen Grade, und sie werden jederzeit Alles für uns thun, was sie nur können. Dies kommt aber daher, daß wir ebenfalls sehr liebreich und freundlich mit ihnen umgehen, während andere Europäer ihre Dienstboten mißhandeln. Nicht mehr kann man einen Malayen beleidigen, als wenn man ihn schimpft, besonders ist babi (Schwein), ein schrecklicher Schimpfname für sie, lieber mögen sie den Rücken voll Schläge haben. Die Priester sind so streng, daß sie sagen: wer ein Schwein angerührt hat, kann nicht eher wieder rein werden, er lasse sich denn die Hand, oder die Finger abhauen, womit er es anrührte.

Bei einem Besuche, welchen der Verf. dieser Mittheilungen, in Gesellschaft des Majors Wolff, der beiden Residenten und des Hafenmeisters auf der Insel Linga machte, logirten sie beim Sultan. Die Wohnung, zu welcher von allen vier Seiten Treppen nach dem Obersaal führten, (es ist keine Wand im ganzen Hause) war täglich von siamesischen und inländischen Spielern umgeben. Dreimal hatten sie Audienz bei Sr. Majestät; einmal gab er in seinem Palast ein Souper, er aß aber nicht mit den Europäern, sondern saß auf seinem Fürstensessel und sahe zu. Vier Musikchöre machten Tafelmusik.

Vulkanische Berge gibt es in dieser Gegend gar nicht und nie hat man von Erdbeben gehört. Wilde Thiere gibt es eben so wenig, Niemand hat noch je eine Spur von einem Löwen oder Tiger gesehen. Dagegen sind Schlangen häufig, besonders in Müntock auf Banka; sie sind aber durchaus nicht gefährlich. Die Inländer gehen immer mit bloßen Füßen, man hört indeß nie, daß sie Schaden nehmen durch die Thiere. Seit meiner Ankunft habe ich zwei Scorpione und einen Leguan gesehen; erstere saßen in einer Kiste mit chinesischen Büchern, die wir aus Canton erhielten. Unser Dallo (Junge) nahm sie gleich mit den Fingern ab und that sie in eine Spiritusflasche. Den Leguan fing auch einer von unsern Leuten, er lief am Strande unter den Sträuchern umher. Seine Farbe war hellgrün, der Kopf und die Beine sind wie beim Krokodill, und die Zunge wie bei einer Schlange, er war ungefähr 2 Fuß lang. Diese Thiere thun weiter keinen Schaden, als daß sie die jungen Hühner fressen, wenn sie ihrer habhaft werden können. Beim Fangen hatte er den Mann so sehr gebissen, daß ein anderer kommen mußte, um dem Thiere die Zähne aufzubrechen. Nachher hatten sie ihn todtgeschlagen und wollten ihn in ein Faß Wasser werfen und mit dem Wasser die Blumen begießen, da Dallo meint: daß danach Alles wunderschön wächst.

Der Verfasser machte mit seiner Gattin in Riouw einen Besuch beim Radschah oder Sultan. „Wir wollten uns anmelden lassen, aber er war grade am Strande beim Bau eines Schiffes beschäftigt. Er wurde etwas verlegen, daß wir ihn so fanden; er hatte weiter nichts an, als einen Sarai und einen Tuch um den Kopf. Nachdem er uns in sein Haus geführt hatte, bat er auf einige Zeit um Entschuldigung und kam dann bald in voller Gala zum Vorschein. Jetzt trug er roth und grün carrirte Beinkleider, einen blauen Sarai, eine wunderschöne gelbseidene Kabai mit goldenen Knöpfen und ein sehr schönes Kopftuch, wie einen Turban gewunden. Wohl 20 Malayen lagen zu seinen Füßen und wenn er ihnen befahl etwas zu thun, oder zu bringen, so hielten sie gleich beide Hände vors Gesicht und neigten sich tief zur Erde. Wir mußten uns mit ihm an einen Tisch setzen, der Dame präsentirte er seinen Lehnstuhl und er trank Thee und aß Früchte mit uns. Als wir wieder gehen wollten, sagte er, daß er ein sehr schönes, kleines Kind hätte, das müßte ich noch sehen. Die Mutter mußte 'ch kommen und es mir geben, ich konnte mich aber so besonders darnicht freuen, denn es sahe nicht anders aus, wie alle Malayenkinıngewöhnlich kurz und dick. Als wir nach Hause fuhren, kamen wir

bei dem chinesischen Tempel vorbei; hier hatte eine Schauspieler-Gesellschaft ihr Zelt aufgeschlagen, sie tanzten und machten allerlei Geberden, Einer deklamirte und eiferte gewaltig und wehte sich dabei immer mit einem Kipas. Es waren ihrer drei. Einer davon hatte ein köstliches blaugesticktes Atlaskleid an, die Stickerei war so schön, wie die Gattin des Verfassers es in Europa nie will gesehen haben. Kein einziger aber von all' den Chinesen sahe nach den Tandakkers, alle hatten sie nur ihre Augen auf die Europäerin gerichtet, selbst die Schauspieler vergaßen ihr Spiel und sahen nach uns, einer stieg sogar von der Bühne und bat mich um Arznei."

„Am 11. Februar feierten die Chinesen ihr Neujahrsfest, welches sie sie mit vielem Gepränge begehen. Ich besuchte an diesem Tage ihren Tempel in Gesellschaft meiner Frau. — Wir gingen um den Altar gleich in das Allerheiligste hinein, das ganz dem in einer Synagoge gleich ist. Dies ist nur dem Opferpriester erlaubt. Ich öffnete den blau seidenen Vorhang hinter dem ihr Taih-Koh (Gott) in einem Spindchen saß, sehr viele Lichter brannte vor ihm, und die schönsten Früchte hatten sie ihm zum Opfer gebracht. Ich langte ihren Gott heraus, nahm ihn in die Hand und wir besahen ihn. Alle standen vor Verwunderung starr und stumm und sahen mich an. Währenddem riefen aber einige unter ihnen: Sing-Senga, (Lehrer) habt ihr keine Medizin mitgebracht? — Wozu Medizin? fragte ich. — Ach ich habe ein krankes Bein — und ich habe eine schlimme Schulter! — Sonderbar, sagte ich, daß ihr eure Hülfe von Menschen erwartet, da ihr euren Gott so nahe habt, eben hier in meiner Hand halte ich ihn, kann Er euch denn nicht helfen? — Einige sagten: Ja, Andere: Nein — Und was sagt ihr Kranke denn dazu? Ja, sagten sie, er kann wohl helfen, aber er will nicht immer.

Reis ist hier sehr wohlfeil, für ein Picul (125 Pfd.) geben wir 4 Fl.; Alles ißt hier Reis, Menschen und Vieh. Der Picul Zucker kostet 18 Fl., Oel 20 Fl., Salz ist ebenfalls äußerst wohlfeil, der ganze Picul nur 1½ Fl. Das Fleisch aber ist theuer, 1 Pfund 6 Sgr. Eine gute Henne 15 Sgr., eine kleine 10 Sgr. und eine ganz junge 5 bis 6 Sgr. Auch Butter ist sehr theuer, sie muß aus Holland zugeführt werden. Das Brodt ist hier auch viel theurer, als in Europa, es ist ganz weißes, englisches Brodt, 2mal bekommen wir es wöchentlich frisch von Singapore. Der Wein ist billig, ohne denselben kann ein Europäer in Ostindien aber auch nicht gut bestehen, da es schädlich ist, viel kalt Wasser zu trinken. Eine Kiste Rothwein 50 Flaschen gute Sorte, kostet nur 25 Fl. Aus

unsern Weinstöcken will gar nichts werden, sie erfrieren zwar nicht, wie in Europa, aber dennoch gedeihen sie nicht, und wenn sie ja Früchte tragen, sind sie beinah saurer als Essig. In Batavia habe ich indeß gute Weintrauben aus Buitenzorg gegessen.

Die Wäsche wird hier von Männern gewaschen, aber auf eine ganz andere Art, als es zu Hause geschahe. Das Zeug wird erst eingeweicht, dann gebückt, gekocht und zuletzt gebleicht. Ihre Hände greifen sie dabei nicht so an, wie die Frauen in Europa, sie legen das Zeug auf einen glatten Sandstein, und schlagen es so gewaltig, daß man oft Stücken davon zu Hause kriegt. Dagegen kann man nirgends weißere Wäsche sehen, als hier; das älteste Stück Zeug ist weißer, als in Deutschland das neueste. Gestärkt wird das Zeug mit dünnem Reis, wonach es sehr schön wird, Tüll und Kragentücher mit Arrowroot.

Am 3. September 1836 machten wir eine kleine Reise nach Singapore. Als wir auf die Rhede kamen, gaben wir einen Salut von 21 Kanonenschüssen, die auch gleich bei der Uebergabe der Depeschen erwiedert wurden. Wir logirten in des Recorders Hause, welches ganz fürstlich eingerichtet ist. Vor dem Hause stand eine Schildwache in rother Uniform und 4 Bedienten des Residenten, in sehr schöner malabarischen Kleidung, wurden zu unserer Aufwartung bestimmt. Das Service war ganz von Silber; über der Speisetafel hing ein großer Schirm, von duftenden Kräutern und Blumen geflochten; er ist an der Decke befestigt, und wird durch ein Tau hin- und hergezogen, um den Gästen durch den Windzug Kühlung zuzuführen.

Vor Kurzem hatten wir einige Mal sehr hohen Besuch bei uns, der Sultan von Linga gab uns nämlich die Ehre hierher zu kommen. Er ist einer der größten Fürsten Indiens, sein Reich mag wohl größer sein, als manches europäische, denn zu seinem Gebiet gehört Linga, Riouw, Singapore, Tringam, Gohor und Paham, und diese sind wieder Königreiche. Wir sind aber dennoch froh, daß dieser Fürst wieder nach Linga zurück ist, namentlich machte sich sein großes Gefolge, worin eigentlich sein Hauptstaat besteht, unangenehm. Sein Reichsminister und sein Waffenträger mit dem goldenen Scepter waren beständig um ihn. Es gefiel ihm bei uns so gut, daß er gleich sagte, ehe er abreiste, wünschte er noch einige Tage bei uns zu logiren. Nach einigen Tagen kam er richtig wieder an. Der Sultan trank Thee und aß Früchte mit uns, sein Mittagessen ließ er sich aber von seinem Volke bringen.

Es ist wirklich lästig so viel von dem inländischen Volke bei sich zu haben, wenigstens 20 bis 30 malayische Kähne lagen, während der Anwesenheit des Fürsten, um unsre Insel. Am folgenden Morgen gingen wir mit dem Residenten hinüber nach Riouw, wo wir 14 Tage blieben, bis der Sultan fort war. Alles Europäische interessirte ihn sehr, er verlangte zu sehen, wie die Frauen in Europa im Winter gekleidet gehen. Die Gattin des Verf. setzte ihren Winterhut auf, zog einen Pelzmantel an und band eine lange Boa um den Hals. Das gefiel ihm sehr gut, er wunderte sich über sie, daß sie lesen und schreiben könnte, und noch mehr, daß sie so fleißig nähte, er meinte, das wäre doch seltsam, ob denn alle Frauen in Europa das thun müßten. Eines Sonntags ging er auch mit seinen Ministern und Großen in die Kirche. Der Ornat des Geistlichen gefiel ihm, unsern Gottesdienst fand er einfach, aber feierlich. Der Geistliche mußte ihm nachher auf Malayisch sagen, worüber er gepredigt hatte; dann fragte er wieder, ob denn seine Frau das nun auch verstände, was er predigte? als diese ihm sagte: Ja wohl, die Frauen so gut wie die Männer, und die Frauen kommen auch ebenso gut in den Himmel wie die Männer, war er ganz erstaunt. Bei den Malayen werden die Frauen nämlich sehr vernachlässigt. Als der Sultan fort war, kamen noch gegen Hundert von seinen Weibern, welche die Europäerin zu sehen wünschten, glücklicher Weise waren wir aber nicht zu Hause und unsre Leute ließen sie nicht hinein.

Auszug aus dem Tagebuche des Prinzen Maximilian von Neuwied.

St.-Louis war in diesem Augenblicke für uns um so wichtiger, da wir hier nordamerikanische Indianer in ihrer ganzen Originalität zu beobachten Gelegenheit bekamen. Es befindet sich nämlich in St.-Louis das Bureau für alle indianischen Angelegenheiten des Westens, dessen Director unter dem Titel „Superintendant of Indian affairs" gegenwärtig der durch seine Reise mit Capitain Lewis nach den Rocky-Mountains und dem Columbia-River berühmte General Clark war. Er leitete alle diese Angelegenheiten, und von ihm haben alle Fremden, welche das innere westliche Gebiet zu besuchen wünschen, einen Paß zu empfangen *);

*) Am 29. April gab der Congreß ein Gesetz, demzufolge nur Bürger der Vereinigten Staaten mit den Indianern in ihren Grenzen Handel und Ver-

sowie auch alle Indian-Agents und Sub-Agents (die Agenten der Regierung bei den verschiedenen Nationen *) unter ihm stehen. Es fügte sich, daß zur Zeit unserer Anwesenheit zu St.-Louis eine Deputation zweier indianischer Stämme, der Ekis oder Saukis (Sacs der Franzosen) und der Foxes oder Utagamis (Renards der Franzosen) den Mississipi herabkam, um sich für den in den Jefferson-Barracks gefangen gehaltenen Black-Hawk zu verwenden. An der Spitze dieser zahlreichen Bande stand Kiókuck, ein Sáki-Chef, und zwar derselbe, welcher den unglücklichen Black-Hawk in die Hände der Amerikaner überliefert hatte **). General Clark, welchem Herzog Bernhard von Sachsen-Weimar mich zu empfehlen die Güte gehabt hatte, war so zuvorkommend, mich von den Zusammenkünften (Councils) zu benachrichtigen, welche er mit den Indianern hielt, und wir hätten die Freude, diese originellen Menschen hier recht beobachten und mit Muße studiren zu können. In einem großen Magazine in der Nähe des Hafens hatte man den Indianern ihr Quartier angewiesen, wohin wir uns sogleich begaben. Schon am Strande bemerkte man einen Auflauf des Pöbels und sah zwischen dem Haufen der Neugierigen die fremdartigen dunkelbraunen Gestalten, in rothe, weiße oder grüne wollene Decken eingehüllt. Als wir sie erreichten, befanden sie sich schon im Hause, und ihr erster Anblick, der mich nicht wenig überraschte, überzeugte mich sogleich von ihrer großen Verwandtschaft mit den Brasilianern, so daß ich sie unbedingt für dieselbe Menschenrace halten muß ***). —

---

kehr haben durften, ohne eine besondere Erlaubniß zu haben. Fremde bekommen deßhalb einen Paß, den sie auf Verlangen bei den Militairposten vorzeigen müssen.

*) Solcher Agenten sind verschiedene für jene Nationen angestellt und gut besoldet. Sie sollen eigentlich beständig bei ihren Indianern wohnen, und man hält ihnen Dolmetscher; gewöhnlich machen sie aber nur von Zeit zu Zeit eine Reise dorthin, überbringen die Geschenke der Regierung und die Indianer theilen ihnen ihre Wünsche oder Beschwerden mit, welche sie alsdann bei der Regierung zu vertreten haben.

**) Siehe Wakefield's Life of Ma-ka-tai-me-shé-kia-kiak or Black-Hawk etc. Boston, 1834, und History of the war between the United States and the Sac- and Fox-nations of Indians etc. Jacksonville 1834, und Schoolcraft's narrative of an expedition to Itasca Lake (1834) p. 128.

***) Für die Aehnlichkeit der Amerikaner untereinander haben wir v. Humboldt's u. a. Reisenden Zeugniß anzuführen (s. über den polit. Zustand von Neuspanien, Bd. I. S. 115). Meyen hat eine peruanische Mumie abge-

Sie sind starke, wohlgebildete Männer, viele von mehr als Mittelgröße, breit, muskulös und fleischig. Die Gesichtszüge der Männer sind ausdrucksvoll, stark ausgewirkt, die Backenknochen vortretend, die Flügel des Unterkiefers breit und eckig, die schwarzbraunen Augen lebhaft und feurig, und besonders in der Gegend am innern Winkel etwas hinabgezogen, jedoch nicht immer so stark als bei den Brasilianern. Der äußere Augenwinkel steigt weder bei den Nord- noch bei den Südamerikanern in die Höhe, wenigstens habe ich dieses nur höchst selten bemerkt. Die Stirn scheint mir bei den Nordamerikanern nicht so sehr zurückzuweichen, als man dies im Allgemeinen angenommen hat, ebenso wenig bei den Brasilianern. Meyen *) bestätigt dieses für die Völker westlich von der Cordillera. Die Zähne sind stark, fest und weiß, und bis in das hohe Alter meist vollkommen gesund. Die Nase ist stark und vortretend, sehr häufig gebogen, jedoch nicht immer: ein Zug, der bei den Brasilianern viel seltener vorkommt **). Der Mund ist auch bei den Nordamerikanern gewöhnlich etwas dick. Die Haare sind schlicht und schwarz, wie bei allen Amerikanern; die Farbe der Haut bald dunkler, bald heller braun, häufig dunkler als bei den Brasilianern, allein in der Hauptsache vollkommen dieselbe. Einige dieser Indianer glichen den Chinesen; andere erinnerten mich durch ihre Züge lebhaft an die Botocuden. Es ist hier mit v. Humboldt und Meyen zu bemerken, daß ungeachtet einer gewissen allgemeinen Verwandtschaft und Aehnlichkeit der Raçe, dennoch auch wieder sehr große Abweichungen unter den Völkern des amerikanischen Stammes vorkommen. Hier ist z. B. wieder die große Habichtsnase bei vielen nördlichen Nationen anzuführen, die auch unter den frühern Stämmen von Mexico in höchster Ausbildung bestanden haben muß, wie die alten Monumente jenes geschichtlich so höchst interessanten Landes beweisen, deren Figuren wahre Ramsköpfe enthalten. Obgleich nun auch diese Aehnlich-

---

bildet (N. Acta Acad. Caes. Geog. Car. T. XVI. Suppl. I. Tab. I.), welche vollkommen den Charakter der Nordamerikaner zeigt.

*) S. Meyen a. a. O. S. 45.

**) Es gibt auch in Nordamerika ganze zahlreiche Stämme, wo dieser Zug der gebogenen Nase nur höchst selten vorkommt. Dies bezeugt u. A. für die Ojibuäs (Chipewäs) die Reisebeschreibung des Major Long nach dem St.-Petersflusse, und Capt. Bonneville (s. Washington Irving's „Adventures of Capt. Bonneville" S. 211) sagt, daß die Völker östlich von den Rocky-Mountains meist gebogene Nasen, die Stämme westlich von diesem Gebirge hingegen meist gerade aber abgeplattete Nasen haben.

keit auf eine Verwandschaft der Mexicaner mit mehr nördlichen Nationen hinzuweisen scheint, so fand man doch auch in Südamerika hier und da ähnliche Bildung, wie u. A. Duperry von den Peruanern abbildet und auch Meyen sagt. Daß übrigens dieser letztere gelehrte Reisende die so nahe bei einander wohnenden Puris und Botocuden, ihrer Schädelform zufolge, für abweichend von einander ansehen will, scheint mir unhaltbar*). Ich habe ganze Reihen von Mandanschädeln mit einander verglichen, die sämmtlich echt waren, und darin, besonders was das Zurückweichen der Stirn und die Abplattung des Kopfes betrifft, sehr große Verschiedenheit gefunden. Ebenso ist die braune Farbe der Amerikaner auf mancherlei Art abweichend. Herr v. Humboldt fand die Mexikaner dunkler gefärbt als manche Südamerikaner**), und viele der nordamerikanischen mir vorgekommenen Nationen waren ebenfalls dunkler gefärbt als viele Brasilier u. s. w. Meine Beobachtungen stimmen in Hinsicht des Gesagten so vollkommen mit den Ansichten jenes ausgezeichnetsten Reisenden überein, daß ich die über die Amerikaner handelnden Stellen seiner Werke abschreiben und noch mit mancherlei Beweisen belegen könnte. Unter den Botocuden fand ich beinahe weiße Individuen, dagegen nichts Aehnliches in Nordamerika. Volney ist von Michichinakna (der kleinen Schildkröte), der sich ohne Zweifel zu den Weißen erheben wollte, hintergangen worden; denn die Nordamerikaner sind an bedeckten Stellen des Körpers durchaus nicht heller gefärbt als den an der Luft und den Sonnenstrahlen ausgesetzten; auch werden ihre Kinder nie völlig weiß geboren. Pike und einige andere Reisende wollen die mongolische Gesichtsbildung bei den Indianern in Nordamerika, besonders bei den Pahnis und Dacotas (Sioux), gefunden haben; allein ich kann versichern, daß mir keine solche Physiognomie vorgekommen ist, deren ich indessen einige wenige in Brasilien sah. — Sehr richtig drückt sich in dieser Hinsicht v. Humboldt aus, denn nicht blos die Körperbildung, sondern auch die Lebensart ist bei beiden Menschenstämmen gänzlich verschieden. Der große Contrast, der zwischen den amerikanischen und den mongolischen Völkern stattfindet, fällt sogleich in die Augen, wenn man erwägt, wie die erstern durchaus keine Viehzucht und keine Milchnahrung kennen, ohne welche die letzteren nicht leben können***).

*) A. a. O. S. 18.
**) A. a. O. S. 117.
***) A. a. O. S. 111.

Wir kehren von dieser kleinen Abschweifung über die allgemeine Bildung der Nordamerikaner zu dem Faden unserer Erzählung zurück. Ihre Haare trugen die Saki- und Fox-Indianer über den ganzen Kopf abrasirt, mit Ausnahme eines schmalen Haarbusches oder Streifens am Hinterkopfe, welchen sie meist gleich einer Bürste kurz geschnitten, daran aber einen dünnen Haarzopf stehen gelassen hatten, welcher geflochten wurde, um daran ihren Hauptkopfzierrath, den sogenannten Hirschschwanz (Deers-tail) zu befestigen, einen Busch der Schwanzhaare des virginischen Hirsches, weiß mit einigen schwarzen Haaren, dessen weißer Theil mit Zinnober roth gefärbt wird *). Er ist mit einigen Schnüren und Holzpflöcken auf eine sinnreiche Art an den Haarzopf des Hinterkopfs befestigt, und auf seiner Mitte liegt, zwischen den Haaren verborgen, ein von Holz oder Knochen durchbrochen geschnitztes Stäbchen, an welchem oben eine horizontal nach hinten hinaustretende große Adlerfeder befestigt ist. Diese Feder wird oft mit Zinnober roth gefärbt, und ist die Auszeichnung eines tapfern Kriegers. Wer sich durch den Pferdediebstahl auszeichnete, in ihren Augen eine große Heldenthat, befestigt an der Spitze dieser Feder die Schwanzklapper einer Klapperschlange. Der ganze Hirschschwanz wird, wenn man ihn nicht gerade trägt, mit ledernen Riemchen in die Gestalt einer dicken Rübe zusammengewickelt und auf diese Art aufgehoben, damit seine Haare glatt und in der gehörigen Lage bleiben. Watapinat (Adlernest), ein schöner ansehnlicher Fox-Indianer, ist von Herrn Bodmer, mit diesem Kopfschmucke geziert, höchst ähnlich abgebildet worden. Augenbraunen, Bart und alle übrigen Haare am Körper reißen die Nordamerikaner, wie die Brasilier, sorgfältig aus, und die Ersteren bedienen sich gegenwärtig zu dieser Operation eines spiralförmig-gewundenen Drahtes, zwischen dessen Windungen man die Haare faßt. Das Ohr verzieren die genannten Nationen auf eine originelle Art. In seinem äußern oder hintern Rande sind drei große Oeffnungen über einander angebracht, in welchen kurze Schnüre von blauen und weißen Wampummuscheln **) gleich Quasten aufgehängt werden. Einige Männer hatten sogar den ganzen hintern Ohrrand losgeschnitten, der nur oben und

*) Die Foxes nennen diesen Kopfzierrath Kateuikunn.

**) Diese kleinen Muschelcylinder werden bekanntlich aus den Schalen der Venus mercenaria geschnitten und auf Fäden gereiht, wo man sie von blauer und weißer Farbe abwechselnd wählt. Alle nördlichen und östlichen Nationen in der Nähe der großen Seen und selbst die Stämme am untern Missuri bedienen sich dieser Verzierung, nicht aber die des obern Missurilaufes.

Vulkanische Berge gibt es in dieser Gegend gar nicht und nie hat man von Erdbeben gehört. Wilde Thiere gibt es eben so wenig, Niemand hat noch je eine Spur von einem Löwen oder Tiger gesehen. Dagegen sind Schlangen häufig, besonders in Müntock auf Banka; sie sind aber durchaus nicht gefährlich. Die Inländer gehen immer mit bloßen Füßen, man hört indeß nie, daß sie Schaden nehmen durch die Thiere. Seit meiner Ankunft habe ich zwei Scorpione und einen Leguan gesehen; erstere saßen in einer Kiste mit chinesischen Büchern, die wir aus Canton erhielten. Unser Dallo (Junge) nahm sie gleich mit den Fingern ab und that sie in eine Spiritusflasche. Den Leguan fing auch einer von unsern Leuten, er lief am Strande unter den Sträuchern umher. Seine Farbe war hellgrün, der Kopf und die Beine sind wie beim Krokodill, und die Zunge wie bei einer Schlange, er war ungefähr 2 Fuß lang. Diese Thiere thun weiter keinen Schaden, als daß sie die jungen Hühner fressen, wenn sie ihrer habhaft werden können. Beim Fangen hatte er den Mann so sehr gebissen, daß ein anderer kommen mußte, um dem Thiere die Zähne aufzubrechen. Nachher hatten sie ihn todtgeschlagen und wollten ihn in ein Faß Wasser werfen und mit dem Wasser die Blumen begießen, da Dallo meint: daß danach Alles wunderschön wächst.

Der Verfasser machte mit seiner Gattin in Riouw einen Besuch beim Radschah oder Sultan. „Wir wollten uns anmelden lassen, aber er war grade am Strande beim Bau eines Schiffes beschäftigt. Er wurde etwas verlegen, daß wir ihn so fanden; er hatte weiter nichts an, als einen Sarai und einen Tuch um den Kopf. Nachdem er uns in sein Haus geführt hatte, bat er auf einige Zeit um Entschuldigung und kam dann bald in voller Gala zum Vorschein. Jetzt trug er roth und grün carrirte Beinkleider, einen blauen Sarai, eine wunderschöne gelbseidene Kabai mit goldenen Knöpfen und ein sehr schönes Kopftuch, wie einen Turban gewunden. Wohl 20 Malayen lagen zu seinen Füßen und wenn er ihnen befahl etwas zu thun, oder zu bringen, so hielten sie gleich beide Hände vors Gesicht und neigten sich tief zur Erde. Wir mußten uns mit ihm an einen Tisch setzen, der Dame präsentirte er seinen Lehnstuhl und er trank Thee und aß Früchte mit uns. Als wir wieder gehen wollten, sagte er, daß er ein sehr schönes, kleines Kind hätte, das müßte ich noch sehen. Die Mutter mußte gleich kommen und es mir geben, ich konnte mich aber so besonders darüber nicht freuen, denn es sahe nicht anders aus, wie alle Malayenkinder, ungewöhnlich kurz und dick. Als wir nach Hause fuhren, kamen wir

geben. Ihre Strafpredigt beschloß sie dann mit dem gewöhnlichen Schimpfnamen der Chinesen: Licau (du Hund).

Das erste, was die Chinesen geben, wenn man sie besucht, ist Thee und es wäre eine Beleidigung, wenn man ihn nicht trinken wollte. Als bei einem Besuche E. zum Sirie, oder Betel-Kauen, auch eingeladen wurde, sagte ich ihnen, daß eine europäische Frau dies nicht gewohnt sei. Darüber wunderten sie sich sehr. Dann fragten sie: ob meine Frau vielleicht Cigarren rauchen wollte, (boh ziak Lankoh?) rauchst Du keine Cigarren? ich sagte, auch dieses hätte sie nicht gelernt. Dann wunderten sie sich, daß ich rauche, und sie nicht. — Sie bewunderten E.'s Anzug, besonders aber ihre Handschuhe, sie meinten: damit kannst Du ja keinen Reis essen. Dann sahen sie nach dem Hut und wollten wissen, wo die Blumen wachsen; ich sagte ihnen, daß sie in Europa gemacht seien und nicht gewachsen, was neues Erstaunen erregte. Die Chinesen sind ein sehr gutmüthiges, fleißiges Volk; nur sehr feig, wenn sie aber gereizt werden, sind ihre nervösen Arme nicht leicht; sie sind gastfrei, freundlich und dankbar, aber Geld- und Gewinn-Sucher im höchsten Grade, und ich glaube, sie würden die verschmitztesten Deutschen betrügen, wenn sie mit ihnen zu thun hätten. — Mit den muhamedanischen Inländern, (Malayen) werden wir sehr gut fertig, wir genießen ihre Liebe und Vertrauen in einem hohen Grade, und sie werden jederzeit Alles für uns thun, was sie nur können. Dies kommt aber daher, daß wir ebenfalls sehr liebreich und freundlich mit ihnen umgehen, während andere Europäer ihre Dienstboten mißhandeln. Nicht mehr kann man einen Malayen beleidigen, als wenn man ihn schimpft, besonders ist babi (Schwein), ein schrecklicher Schimpfname für sie, lieber mögen sie den Rücken voll Schläge haben. Die Priester sind so streng, daß sie sagen: wer ein Schwein angerührt hat, kann nicht eher wieder rein werden, er lasse sich denn die Hand, oder die Finger abhauen, womit er es anrührte.

Bei einem Besuche, welchen der Verf. dieser Mittheilungen, in Gesellschaft des Majors Wolff, der beiden Residenten und des Hafenmeisters auf der Insel Linga machte, logirten sie beim Sultan. Die Wohnung, zu welcher von allen vier Seiten Treppen nach dem Obersaal führten, (es ist keine Wand im ganzen Hause) war täglich von siamesischen und inländischen Spielern umgeben. Dreimal hatten sie Audienz bei Sr. Majestät; einmal gab er in seinem Palast ein Souper, er aß aber nicht mit den Europäern, sondern saß auf seinem Fürstensessel und sahe zu. Vier Musikchöre machten Tafelmusik.

unsern Weinstöcken will gar nichts werden, sie erfrieren zwar nicht, wie in Europa, aber dennoch gedeihen sie nicht, und wenn sie ja Früchte tragen, sind sie beinah saurer als Essig. In Batavia habe ich indeß gute Weintrauben aus Buitenzorg gegessen.

Die Wäsche wird hier von Männern gewaschen, aber auf eine ganz andere Art, als es zu Hause geschahe. Das Zeug wird erst eingeweicht, dann gebückt, gekocht und zuletzt gebleicht. Ihre Hände greifen sie dabei nicht so an, wie die Frauen in Europa, sie legen das Zeug auf einen glatten Sandstein, und schlagen es so gewaltig, daß man oft Stücken davon zu Hause kriegt. Dagegen kann man nirgends weißere Wäsche sehen, als hier; das älteste Stück Zeug ist weißer, als in Deutschland das neueste. Gestärkt wird das Zeug mit dünnem Reis, wonach es sehr schön wird, Tüll und Kragentücher mit Arrowroot.

Am 3. September 1836 machten wir eine kleine Reise nach Singapore. Als wir auf die Rhede kamen, gaben wir einen Salut von 21 Kanonenschüssen, die auch gleich bei der Uebergabe der Depeschen erwiedert wurden. Wir logirten in des Recorders Hause, welches ganz fürstlich eingerichtet ist. Vor dem Hause stand eine Schildwache in rother Uniform und 4 Bedienten des Residenten, in sehr schöner malabarischen Kleidung, wurden zu unserer Aufwartung bestimmt. Das Service war ganz von Silber; über der Speisetafel hing ein großer Schirm, von duftenden Kräutern und Blumen geflochten; er ist an der Decke befestigt, und wird durch ein Tau hin- und hergezogen, um den Gästen durch den Windzug Kühlung zuzuführen.

Vor Kurzem hatten wir einige Mal sehr hohen Besuch bei uns, der Sultan von Linga gab uns nämlich die Ehre hierher zu kommen. Er ist einer der größten Fürsten Indiens, sein Reich mag wohl größer sein, als manches europäische, denn zu seinem Gebiet gehört Linga, Riouw, Singapore, Tringam, Gohor und Paham, und diese sind wieder Königreiche. Wir sind aber dennoch froh, daß dieser Fürst wieder nach Linga zurück ist, namentlich machte sich sein großes Gefolge, worin eigentlich sein Hauptstaat besteht, unangenehm. Sein Reichsminister und sein Waffenträger mit dem goldenen Scepter waren beständig um ihn. Es gefiel ihm bei uns so gut, daß er gleich sagte, ehe er abreiste, wünschte er noch einige Tage bei uns zu logiren. Nach einigen Tagen kam er richtig wieder an. Der Sultan trank Thee und aß Früchte mit uns, sein Mittagsessen ließ er sich aber von seinem Volke bringen.

Es ist wirklich lästig so viel von dem inländischen Volke bei sich zu haben, wenigstens 20 bis 30 malayische Kähne lagen, während der Anwesenheit des Fürsten, um unsre Insel. Am folgenden Morgen gingen wir mit dem Residenten hinüber nach Riouw, wo wir 14 Tage blieben, bis der Sultan fort war. Alles Europäische interessirte ihn sehr, er verlangte zu sehen, wie die Frauen in Europa im Winter gekleidet gehen. Die Gattin des Verf. setzte ihren Winterhut auf, zog einen Pelzmantel an und band eine lange Boa um den Hals. Das gefiel ihm sehr gut, er wunderte sich über sie, daß sie lesen und schreiben könnte, und noch mehr, daß sie so fleißig nähte, er meinte, das wäre doch seltsam, ob denn alle Frauen in Europa das thun müßten. Eines Sonntags ging er auch mit seinen Ministern und Großen in die Kirche. Der Ornat des Geistlichen gefiel ihm, unsern Gottesdienst fand er einfach, aber feierlich. Der Geistliche mußte ihm nachher auf Malayisch sagen, worüber er gepredigt hatte; dann fragte er wieder, ob denn seine Frau das nun auch verstände, was er predigte? als diese ihm sagte: Ja wohl, die Frauen so gut wie die Männer, und die Frauen kommen auch ebenso gut in den Himmel wie die Männer, war er ganz erstaunt. Bei den Malayen werden die Frauen nämlich sehr vernachlässigt. Als der Sultan fort war, kamen noch gegen Hundert von seinen Weibern, welche die Europäerin zu sehen wünschten, glücklicher Weise waren wir aber nicht zu Hause und unsre Leute ließen sie nicht hinein.

Auszug aus dem Tagebuche des Prinzen Maximilian von Neuwied.

St.-Louis war in diesem Augenblicke für uns um so wichtiger, da wir hier nordamerikanische Indianer in ihrer ganzen Originalität zu beobachten Gelegenheit bekamen. Es befindet sich nämlich in St.-Louis das Bureau für alle indianischen Angelegenheiten des Westens, dessen Director unter dem Titel „Superintendant of Indian affairs“ gegenwärtig der durch seine Reise mit Capitain Lewis nach den Rocky-Mountains und dem Columbia-River berühmte General Clark war. Er leitete alle diese Angelegenheiten, und von ihm haben alle Fremden, welche das innere westliche Gebiet zu besuchen wünschen, einen Paß zu empfangen *);

*) Am 29. April gab der Congreß ein Gesetz, demzufolge nur Bürger der Vereinigten Staaten mit den Indianern in ihren Grenzen Handel und Ver-

sowie auch alle Indian-Agents und Sub-Agents (die Agenten der Regierung bei den verschiedenen Nationen *) unter ihm stehen. Es fügte sich, daß zur Zeit unserer Anwesenheit zu St.-Louis eine Deputation zweier indianischer Stämme, der Skis oder Saukis (Sacs der Franzosen) und der Foxes oder Utagamis (Renards der Franzosen) den Mississipi herabkam, um sich für den in den Jefferson-Barracks gefangen gehaltenen Black-Hawk zu verwenden. An der Spitze dieser zahlreichen Bande stand Kiókuck, ein Säki-Chef, und zwar derselbe, welcher den unglücklichen Black-Hawk in die Hände der Amerikaner überliefert hatte **). General Clark, welchem Herzog Bernhard von Sachsen-Weimar mich zu empfehlen die Güte gehabt hatte, war so zuvorkommend, mich von den Zusammenkünften (Councils) zu benachrichtigen, welche er mit den Indianern hielt, und wir hatten die Freude, diese originellen Menschen hier recht beobachten und mit Muße studiren zu können. In einem großen Magazine in der Nähe des Hafens hatte man den Indianern ihr Quartier angewiesen, wohin wir uns sogleich begaben. Schon am Strande bemerkte man einen Auflauf des Pöbels und sah zwischen dem Haufen der Neugierigen die fremdartigen dunkelbraunen Gestalten, in rothe, weiße oder grüne wollene Decken eingehüllt. Als wir sie erreichten, befanden sie sich schon im Hause, und ihr erster Anblick, der mich nicht wenig überraschte, überzeugte mich sogleich von ihrer großen Verwandtschaft mit den Brasilianern, so daß ich sie unbedingt für dieselbe Menschenraçe halten muß ***). —

---

kehr haben durften, ohne eine besondere Erlaubniß zu haben. Fremde bekommen deßhalb einen Paß, den sie auf Verlangen bei den Militairposten vorzeigen müssen.

*) Solcher Agenten sind verschiedene für jene Nationen angestellt und gut besoldet. Sie sollen eigentlich beständig bei ihren Indianern wohnen, und man hält ihnen Dolmetscher; gewöhnlich machen sie aber nur von Zeit zu Zeit eine Reise dorthin, überbringen die Geschenke der Regierung und die Indianer theilen ihnen ihre Wünsche oder Beschwerden mit, welche sie alsdann bei der Regierung zu vertreten haben.

**) Siehe Wakefield's Life of Ma-ka-tai-me-shé-kia-kiak or Black-Hawk etc. Boston, 1834, und History of the war between the United States and the Sac- and Fox-nations of Indians etc. Jacksonville 1834, und Schoolcraft's narrative of an expedition to Itasca Lake (1834) p. 128.

***) Für die Aehnlichkeit der Amerikaner untereinander haben wir v. Humboldt's u. a. Reisenden Zeugniß anzuführen (s. über den polit. Zustand von Neuspanien, Bd. I. S. 115). Meyen hat eine peruanische Mumie abge-

Sie sind starke, wohlgebildete Männer, viele von mehr als Mittelgröße, breit, muskulös und fleischig. Die Gesichtszüge der Männer sind ausdrucksvoll, stark ausgewirkt, die Backenknochen vortretend, die Flügel des Unterkiefers breit und eckig, die schwarzbraunen Augen lebhaft und feurig, und besonders in der Gegend am innern Winkel etwas hinabgezogen, jedoch nicht immer so stark als bei den Brasilianern. Der äußere Augenwinkel steigt weder bei den Nord- noch bei den Südamerikanern in die Höhe, wenigstens habe ich dieses nur höchst selten bemerkt. Die Stirn scheint mir bei den Nordamerikanern nicht so sehr zurückzuweichen, als man dies im Allgemeinen angenommen hat, ebenso wenig bei den Brasilianern. Meyen *) bestätigt dieses für die Völker westlich von der Cordillera. Die Zähne sind stark, fest und weiß, und bis in das hohe Alter meist vollkommen gesund. Die Nase ist stark und vortretend, sehr häufig gebogen, jedoch nicht immer: ein Zug, der bei den Brasilianern viel seltener vorkommt **). Der Mund ist auch bei den Nordamerikanern gewöhnlich etwas dick. Die Haare sind schlicht und schwarz, wie bei allen Amerikanern; die Farbe der Haut bald dunkler, bald heller braun, häufig dunkler als bei den Brasilianern, allein in der Hauptsache vollkommen dieselbe. Einige dieser Indianer glichen den Chinesen; andere erinnerten mich durch ihre Züge lebhaft an die Botocuden. Es ist hier mit v. Humboldt und Meyen zu bemerken, daß ungeachtet einer gewissen allgemeinen Verwandtschaft und Aehnlichkeit der Raçe, dennoch auch wieder sehr große Abweichungen unter den Völkern des amerikanischen Stammes vorkommen. Hier ist z. B. wieder die große Habichtsnase bei vielen nördlichen Nationen anzuführen, die auch unter den frühern Stämmen von Mexico in höchster Ausbildung bestanden haben muß, wie die alten Monumente jenes geschichtlich so höchst interessanten Landes beweisen, deren Figuren wahre Ramsköpfe enthalten. Obgleich nun auch diese Aehnlich-

---

bildet (N. Acta Acad. Caes. Geog. Car. T. XVI. Suppl. I. Tab. I.), welche vollkommen den Charakter der Nordamerikaner zeigt.

*) S. Meyen a. a. O. S. 45.

**) Es gibt auch in Nordamerika ganze zahlreiche Stämme, wo dieser Zug der gebogenen Nase nur höchst selten vorkommt. Dies bezeugt u. A. für die Ojibuäs (Chipewäs) die Reisebeschreibung des Major Long nach dem St.-Petersflusse. und Capt. Bonneville (s. Washington Irving's „Adventures of Capt. Bonneville" S. 211) sagt, daß die Völker östlich von den Rocky-Mountains meist gebogene Nasen, die Stämme westlich von diesem Gebirge hingegen meist gerade aber abgeplattete Nasen haben.

keit auf eine Verwandschaft der Mexicaner mit mehr nördlichen Nationen hinzuweisen scheint, so fand man doch auch in Südamerika hier und da ähnliche Bildung, wie u. A. Duperry von den Peruanern abbildet und auch Meyen sagt. Daß übrigens dieser letztere gelehrte Reisende die so nahe bei einander wohnenden Puris und Botocuden, ihrer Schädelform zufolge, für abweichend von einander ansehen will, scheint mir unhaltbar*). Ich habe ganze Reihen von Mandanschädeln mit einander verglichen, die sämmtlich echt waren, und darin, besonders was das Zurückweichen der Stirn und die Abplattung des Kopfes betrifft, sehr große Verschiedenheit gefunden. Ebenso ist die braune Farbe der Amerikaner auf mancherlei Art abweichend. Herr v. Humboldt fand die Mexikaner dunkler gefärbt als manche Südamerikaner**), und viele der nordamerikanischen mir vorgekommenen Nationen waren ebenfalls dunkler gefärbt als viele Brasilier u. s. w. Meine Beobachtungen stimmen in Hinsicht des Gesagten so vollkommen mit den Ansichten jenes ausgezeichnetsten Reisenden überein, daß ich die über die Amerikaner handelnden Stellen seiner Werke abschreiben und noch mit mancherlei Beweisen belegen könnte. Unter den Botocuden fand ich beinahe weiße Individuen, dagegen nichts Aehnliches in Nordamerika. Volney ist von Michichinakna (der kleinen Schildkröte), der sich ohne Zweifel zu den Weißen erheben wollte, hintergangen worden; denn die Nordamerikaner sind an bedeckten Stellen des Körpers durchaus nicht heller gefärbt als den an der Luft und den Sonnenstrahlen ausgesetzten; auch werden ihre Kinder nie völlig weiß geboren. Pike und einige andere Reisende wollen die mongolische Gesichtsbildung bei den Indianern in Nordamerika, besonders bei den Pahnis und Dacotas (Sioux), gefunden haben; allein ich kann versichern, daß mir keine solche Physiognomie vorgekommen ist, deren ich indessen einige wenige in Brasilien sah. — Sehr richtig drückt sich in dieser Hinsicht v. Humboldt aus, denn nicht blos die Körperbildung, sondern auch die Lebensart ist bei beiden Menschenstämmen gänzlich verschieden. Der große Contrast, der zwischen den amerikanischen und den mongolischen Völkern stattfindet, fällt sogleich in die Augen, wenn man erwägt, wie die erstern durchaus keine Viehzucht und keine Milchnahrung kennen, ohne welche die letzteren nicht leben können***).

---

*) A. a. O. S. 18.
**) A. a. O. S. 117.
***) A. a. O. S. 111.

Wir kehren von dieser kleinen Abschweifung über die allgemeine Bildung der Nordamerikaner zu dem Faden unserer Erzählung zurück. Ihre Haare trugen die Saki- und Fox-Indianer über den ganzen Kopf abrasirt, mit Ausnahme eines schmalen Haarbusches oder Streifens am Hinterkopfe; welchen sie meist gleich einer Bürste kurz geschnitten, daran aber einen dünnen Haarzopf stehen gelassen hatten, welcher geflochten wurde, um daran ihren Hauptkopfzierrath, den sogenannten Hirschschwanz (Deers-tail) zu befestigen, einen Busch der Schwanzhaare des virginischen Hirsches, weiß mit einigen schwarzen Haaren, dessen weißer Theil mit Zinnober roth gefärbt wird *). Er ist mit einigen Schnüren und Holzpflöcken auf eine sinnreiche Art an den Haarzopf des Hinterkopfs befestigt, und auf seiner Mitte liegt, zwischen den Haaren verborgen, ein von Holz oder Knochen durchbrochen geschnitztes Stäbchen, an welchem oben eine horizontal nach hinten hinaustretende große Adlerfeder befestigt ist. Diese Feder wird oft mit Zinnober roth gefärbt, und ist die Auszeichnung eines tapfern Kriegers. Wer sich durch den Pferdediebstahl auszeichnete, in ihren Augen eine große Heldenthat, befestigt an der Spitze dieser Feder die Schwanzklapper einer Klapperschlange. Der ganze Hirschschwanz wird, wenn man ihn nicht gerade trägt, mit ledernen Riemchen in die Gestalt einer dicken Rübe zusammengewickelt und auf diese Art aufgehoben, damit seine Haare glatt und in der gehörigen Lage bleiben. Watapinat (Adlernest), ein schöner ansehnlicher Fox-Indianer, ist von Herrn Bodmer, mit diesem Kopfschmucke geziert, höchst ähnlich abgebildet worden. Augenbraunen, Bart und alle übrigen Haare am Körper reißen die Nordamerikaner, wie die Brasilier, sorgfältig aus, und die Ersteren bedienen sich gegenwärtig zu dieser Operation eines spiralförmig-gewundenen Drahtes, zwischen dessen Windungen man die Haare faßt. Das Ohr verzieren die genannten Nationen auf eine originelle Art. In seinem äußern oder hintern Rande sind drei große Oeffnungen über einander angebracht, in welchen kurze Schnüre von blauen und weißen Wampummuscheln **) gleich Quasten aufgehängt werden. Einige Männer hatten sogar den ganzen hintern Ohrrand losgeschnitten, der nur oben und

*) Die Foxes nennen diesen Kopfzierrath Kateuikunn.

**) Diese kleinen Muschelcylinder werden bekanntlich aus den Schalen der Venus mercenaria geschnitten und auf Fäden gereiht, wo man sie von blauer und weißer Farbe abwechselnd wählt. Alle nördlichen und östlichen Nationen in der Nähe der großen Seen und selbst die Stämme am untern Missuri bedienen sich dieser Verzierung, nicht aber die des obern Missurilaufes.

unten befestigt blieb und mit Wampumschnüren und Metallringen verziert war. Aehnliche Schnüre von blauen und weißen Muschelstückchen tragen sie in vielen Strängen um den Hals.

Die Weiber sind klein und untersetzt, haben meist dicke, runde Köpfe und ein breites, flaches, rundes Gesicht. Sie lassen ihre Haare natürlich wachsen, scheiteln sie auf der Mitte des Kopfes und binden sie am Hinterkopfe in einen dicken kurzen Zopf, welcher mit rothem und grünem Bande oder Zeuch umwickelt wird. Einige alte Männer trugen ihre Haare nicht abgeschoren, jedoch sind dies nur wenige; allein im Winter sollen diese Indianer allgemein wegen der Kälte ihre Haare wachsen lassen. Das Gesicht war bei beiden Geschlechtern mehr oder weniger roth bemalt, bei den Sakis meist roth in verschiedener Zeichnung; bei den Foxes roth und gelb, oder roth, weiß und schwarz. Die Art sich zu bemalen, hängt mehr oder weniger von dem Geschmacke jedes Einzelnen ab. Bei den Meisten war die Umgebung der Augen und Ohren roth, auch hatten sie solche Streifen über die Backen hinab, die übrigen Theile des Gesichts waren in natürlicher Farbe. Sie bedienen sich dazu des von Kaufleuten eingetauschten Zinnobers. Bei den Fox-Indianern war oft der ganze Kopf ohne Ausnahme roth, an der Stirn ein gelbes oder weißes Band, Mund und Kinn mit drr Gestalt einer gelben Hand, oder gänzlich schwarz angemalt. Ein großer, schöner Saki-Indianer, Massika (die Schildkröte), von 5 Fuß 10 Zoll Höhe, hatte ein kühnes, wildes Gesicht und eine Adlernase. Seine Freundlichkeit war besonders ausdrucksvoll, die schwarzbraunen Augen funkelten alsdann und die schneeweißen Zähne glänzten in dem dunkelbraunen, gewöhnlich zinnoberroth angestrichenen Gesichte. Ueber die Stirn trug er eine Binde von Fischotterfell, welche sich am Hinterkopfe vereinigte und dann in zwei langen Streifen rückwärts bis auf den Boden hinabfiel. An seinem Hirschschwanze hatte er eine weiß und schwarze Adlerfeder befestigt, und eine große, rothe, wollene Decke war seine Hülle. Bodmer hat diesen schönen Mann sehr ähnlich, aber ohne seinen Kopfschmuck abgebildet, um die Art zu zeigen, wie der Haarbusch verschnitten war. Manche dieser Leute trugen Hemden von buntem Calico, und alle bedienten sich der indianischen Lederbeinkleider (Leggings der Engländer), welche für jedes Bein getrennt, bis auf die Schuhe hinabreichen und unten mit vielen Lederfranzen verziert sind. Sie werden einzeln mit einem ledernen Riemen oben an den Gürtel angeknüpft. Der in der Mitte zwischen diesen Beinkleidern vorn und hinten frei bleibende Raum ist mit einem gewöhnlich blau und weiß gestreiften Stück wolle-

nen Zeuches bedeckt, welches man zwischen den Beinen durchzieht und vorn und hinten unter dem Gürtel hindurchschiebt, wo man dasselbe alsdann noch ein Stück herabhängen läßt. Die Anglo-Amerikaner belegen dieses nie fehlende Stück des indianischen Anzuges mit dem Namen des Breechcloth. Der Gürtel und die Kniebänder waren oft sehr zierlich mit Glasperlen verziert, und in dem ersteren steckt in einer auf ähnliche Art verzierten Scheide ein breites, großes, scharfes Messer, welches sie von den Kaufleuten eintauschen und zu vielerlei Endzwecken, besonders zum Zerlegen des Wildprets und zum Scalpiren ihrer Feinde gebrauchen. Die Schuhe, gewöhnlich Mocassins genannt *), sind aus weichgegerbtem Hirschleder gemacht, oben unter dem Knöchel mit ihrem Rande umgeschlagen. Sie waren hier bei diesen Leuten einfach und ohne alle Verzierungen gearbeitet. Viele von ihnen hatten Felle von Schwänen mit ihren Dunen, besonders aber von sehr stark weiß gezeichneten Stinkthieren unter dem Knie umgebunden, von welchen der langbehaarte Schwanz bis zur Erde oder dem Knöchel hinabhing. Unter ihren wollenen Decken hatten die meisten dieser Indianer den Oberleib nackt; viele trugen messingene Hals- und Armringe. Die Männer, etwa 30—40 an der Zahl, zeigten sich nie ohne ihre Waffen in der Hand zu tragen, als Tomahaks **) oder die gewöhnliche Streitkolbe der Indianer, ein mit seinem oberen Theile rückwärts gebogenes, schmales, etwas plattes Stück Holz, in dessen vorderen vortretenden Winkel eine an beiden Rändern scharf schneidende und vorn zugespitzte Stahlspitze eingesetzt ist. Bogen und Pfeile sah man jetzt nicht in dieser Truppe, da sie nicht zum Kriege, sondern zu einem festlichen Besuche ausgezogen war; dagegen trugen Viele eine Art von Lanze, eine lange, an eine Stange befestigte Degenklinge, deren Stock mit rothem Tuche überzogen und mit vielen schwarzen und weißen, in einer langen Reihe oder bündelförmig daran herabhängenden Adlerfedern verziert war. Diese Waffen führen sie unausgesetzt in der Hand und trennen sich nie davon. Die Weiber trugen, wie die Brasilianerinnen, ihre Bündel auf dem Rücken an einem ledernen Riemen, welcher über die Stirn läuft. Sie hatten ihre Kinder bei sich, die sich zum Theil in

*) Das Wort Mocassin wird jetzt von den Weißen gewöhnlich allen indianischen Schuhen beigelegt, und ist eine Verdrehung des Ojibuä- oder Chipewä-Wortes „Machkisinn" (deutsch auszusprechen).

**) Eine eiserne von den Weißen verfertigte Streitaxt, welche am Hintertheile den Pfeifenkopf enthält und deren durchbohrter Handgriff als Pfeifenrohr dient.

sehr zweckmäßigen Wiegen befanden. Sie führten sämmtlich sehr nette, künstlich mit schwarzen Figuren aus Bast geflochtene Matten, auf welchen sie schlafen, auch Bärenfelle, in welchen sich ihre sämmtliche Habe befand.

Der Chef oder Anführer der hier versammelten Indianer war der Saki-Chef Kiokuck, ein schlanker Mann von mittlerer Größe, mit angenehmen, wenig von denen der Europäer abweichenden Zügen, obgleich dunklerer Farbe. Er trug ein buntes Hemd von Calico und eine große, von dem Präsidenten der Vereinigten Staaten erhaltene Medaille auf der Brust. Um den Kopf hatte er ein buntes Tuch gebunden und eine grüne wollene Decke hüllte ihn ein; in der Hand trug er eine mit Federn verzierte Friedenspfeife. Sein Gesicht war nicht bemalt, seine Ohren nicht entstellt, und man behauptete, er sei nicht von rein indianischer Abkunft, was auch seine Züge zu bestätigen schienen. Um den Hals und das Handgelenk trug er messingene Ringe.

Der Wohnplatz dieser Indianer ist am westlichen Mississippi-Ufer in der Gegend von Rock-Island und Rock-River. Auf letzterer Insel wohnt der von der Regierung für sie angestellte Agent. Ihr Gebiet östlich vom Mississippi verkauften sie 1805 an die Vereinigten Staaten. Sie nahmen ein großes Stück Land in Anspruch, welches vom obern Jowa- (Aiowä) River längs dem westlichen Mississippi-Ufer hinab bis nach dem Des Moines-River sich erstreckt und sich rückwärts bis zum Missuri ausdehnt *). Die Sakis nennen sich selbst Sauki im Plural Saukuck; in der Saki- und Foxsprache wird im Plural die Endung uck angehängt. Die Foxes nennen sich Mus-quack-ki oder Mus-quack-ki-uck **). Sie leben in Dörfern vereint, haben feststehende, läng-

*) S. Dr. Morse's Report on Indian affairs etc. p. 124.

**) Ebend. S. 121. In diesem Werke findet man weitere Nachrichten über diese Stämme S. 132, 130, 128, 61 und 538, sowie in der Beschreibung der Expedition des Gov. Caß S. 340, 341; bei Pike, Carver u. a. Reisenden. Schoolcraft (Narrative etc. 1834) a. a. O. sagt: „Es fochten diese beiden Stämme ihren Weg vom St.-Lawrence durch den ganzen Continent gegen Indianer und Weiße im Norden durch.“ Ihrer Sprache und Traditionen zufolge hält er sie für Algonkins, und sagt, „daß sie am nördlichen Ufer des Ontario gewohnt haben. Sie griffen das Fort Detroit ohne Erfolg an, lebten lange zu Sagana, das nach ihnen den Namen erhielt. Sie zogen an den Fox-River von Greenbay, welcher nach ihnen benannt wurde, und entzweiten sich hier mit den Menomonies, den Chipewäs und den Franzosen. Von da wurden sie mit Gewalt vertrieben und

lich-gewölbte Hütten, und sollen 1600 Krieger stellen können, nach Dr. Morse (1822) aber nur 800, und in Allem 5000 Seelen zählen. Sie pflanzen Mais, Bohnen, Kürbisse u. s. w. — Die Männer jagen und bearbeiten ihre Bleigruben; ein dort häufig vorkommendes Product, dessen sie in einer Jahreszeit 500,000 Pfund ausgebeutet haben sollen. Ihre Sprache klingt nicht barbarisch, hat einige Nasen- und Kehltöne, die Worte werden aber häufig undeutlich ausgesprochen, so daß sie oft schwer nachzuschreiben sind, obgleich im Allgemeinen weniger als bei manchen andern Nationen.

Für Franzosen und Engländer sind alle indianischen Sprachen von Nordamerika, welche mir bekannt geworden, weit schwieriger auszusprechen als für Deutsche, da Kehllaute und das zischende „ich" oft darin vorkommen.

Es war für uns höchst interessant, diese Indianer in hinlänglicher Anzahl unter sich zu beobachten. Sie waren nichts weniger als ernst und still, im Gegentheil, man beobachtete oft Munterkeit und herzliches Gelächter. Wenn man sich ihnen treuherzig näherte und sie ansprach, so hatten Manche von ihnen einen recht angenehmen, freundlichen Ausdruck, Andere waren kalt und schienen selbst feindselig. Viele von ihnen sagten uns mit Vergnügen die Worte ihrer Sprache, ließen sich auch recht gern abzeichnen, forderten dafür aber jedesmal ein Geschenk. Zuletzt wurden sie durch den Andrang des bunten, vielartigen Volkes so verstimmt, daß man nicht mehr mit ihnen verkehren konnte. Sie verkauften viele ihrer Geräthschaften und bekamen dadurch Geld, welches sie bald wieder umsetzten, aber jedesmal auch probirten, ob es echt oder falsch sei. Es befanden sich einige ernste, gesetzte Männer unter ihnen, die Alles wohl

---

flohen an den Ouisconsin, wo Carver 1766 von ihren Dörfern redete. Von da zogen sie nach ihrem jetzigen Wohnplatze am Rock-River, und durch den letzten Krieg sind sie jenseit des Mississippi verwiesen. Die Sakis und Foxes scheinen von jeher alliirt gewesen zu sein. Der indianische Namen der Erstern bedeutet „die aus dem Lande zogen (Osauki)" und der der Andern „Rotherde (red-earth), Miskwaki." Während ihres Aufenthaltes zu Greenbay wohnten sie am Lac du Flambeau, und ihr Wohnplatz dehnte sich bis zum Sauk oder Little Sauk-River über den Fällen von St.-Anthony. Bei den Fällen wurden sie von den vereinten Ojibuäbanden von Lake Superior geschlagen. Die Sioux sollen mit ihnen alliirt gewesen sein, wie man sagt. Wahb-Ojeeg (Obschieg) führte die Ojibuäs, welche letzteren den Foxes die Benennung Utagamis beilegen."

beobachteten, was um sie her vorging; zu diesen gehörten besonders Watapinat und Messica.

General Clark lud uns zu einer kleinen Versammlung ein, welche er in seinem Hause mit den Indianern zu halten hatte; wir begaben uns dahin. Die Versammlung fand in den Zimmern statt, welche durch eine höchst interessante Sammlung indianischer Waffen und Geräthschaften geziert ist. Der General hat diese Gegenstände auf seinen ausgedehnten Reisen mit Capitain Lewis zusammengebracht; auch enthielten diese Zimmer außerdem noch eine Sammlung von Gemälden der ausgezeichnetsten indianischen Chefs verschiedener Nationen. General Clark hatte mit seinem Secretair gegenüber den, längs den Wänden des Zimmers in Reihen sitzenden Indianern Platz genommen; wir Fremden saßen an seiner Seite und neben ihm stand der Dolmetscher, ein französischer Canadier. Die Indianer, deren etwa 30 waren, hatten sich nach Kräften geschmückt und bemalt; ihre Chefs saßen am rechten Flügel, sämmtlich mit ernster, feierlicher Miene. Der General ließ ihnen zuerst durch den Dolmetscher sagen, warum er sie hier versammelt habe, dann stand Kiokuck auf, die Friedenspfeife in der linken Hand, und indem er mit der rechten im Einklange mit seinen Gedanken gesticulirte, sprach er sehr laut und in abgebrochenen Sätzen, von kurzen Pausen unterbrochen, und seine Rede wurde sogleich übersetzt und niedergeschrieben. Diese Unterhaltung dauerte über eine halbe Stunde. General Clark hatte uns den Indianern vorgestellt, indem er sagte, „wir wären weit her über das Meer gekommen, um sie zu sehen," und die ganze indianische Versammlung gab ihren Beifall durch einen etwas gedehnten Ton, häh! oder ähä! zu erkennen. Vor und nach der Sitzung passirten alle Indianer in einer Reihe bei uns vorbei, und ein Jeder gab uns die rechte Hand, indem sie uns dabei grade in die Augen sahen; alsdann zogen sie ab, ihre Chefs an der Spitze. Der General hatte ihnen gesagt, sie möchten bei ihren guten Gesinnungen beharren, wie zuvor, und sie hatten gewünscht, man möge bald ihre gefangenen Brüder freigeben, da die Weiber und Kinder derselben zu Hause Hunger litten. Hierauf gab ihnen der General den Rath, daß, wenn Black-Hawk und seine Gesellen in Freiheit gesetzt sein würden, sie ein wachsames Auge auf sie haben möchten. Unter dieser Bedingung wolle er sich für die Gefangenen verwenden. Wir wurden von dem General eingeladen, ihn am nächstfolgenden Tage auf dem Dampfschiff Warrior zu begleiten, wenn er die Indianer nach den Barracks bringen werde, um ihnen eine Zusammenkunft mit Black-Hawk zu statten.

Am 26. März früh fanden wir die Indianer schon an Bord des Warrior, welcher zu dieser Fahrt gemiethet war; andere dieser originellen Figuren, in ihren rothen, wollenen Decken, wandelten am Strande umher. Wir hatten uns mit Cigarren und andern ihnen angenehmen Kleinigkeiten versehen, durch welche wir uns bald ihr Vertrauen erwarben. Massika, der große, junge Sauki-Indianer, war der interessanteste unter ihnen Allen. Als General Clark erschien, wurden die Anker gelichtet, und der Warrior lief den Mississippi hinab. Die Indianer versammelten sich am Vordertheile des Schiffes, um zu singen. Auf Viele von ihnen wirkte der heute wehende rauhe Wind sehr empfindlich, da sie unter ihren wollenen Decken am Oberleibe nackt waren; doch hielten sie sich immer im Freien auf. Unten im Hinterraume des Schiffes unterhielten sie ein Feuer, wo sie die ihnen gegebenen Lebensmittel kochten und brateten. Sie betrachteten mit Aufmerksamkeit die Dampfmaschine, deren Zischen und Brausen sie ungemein unterhielt. Ueberall sah man Indianer auf verschiedene Art gruppirt. Manche waren beschäftigt, vor ihren kleinen Spiegeln die Malerei ihres Gesichtes zu verschönern, Andere rauchten ihre Pfeife in philosophischer Ruhe, noch Andere lagen in ihre Decken gewickelt schlafend auf dem Boden. Merkwürdig war ihr Chorgesang, um welchen sie sich nicht lange bitten ließen. Er steigt und fällt, bald laut, bald leise, häufig tremulirend, jedoch im Allgemeinen nicht ganz unharmonisch, und ob er gleich einige Aehnlichkeit mit dem der Botocuden in Brasilien hatte, so war er doch bei weitem nicht so roh und wild; dabei jauchzen sie zuweilen laut auf und beschließen den Gesang gewöhnlich durch den Kriegsruf (Warhoop), einen hellen Schrei, wobei man die Stimme mit der Hand vor dem Munde tremuliren läßt.

Gegen 10 Uhr näherte sich der Warrior den Jefferson Barracks, wo sich die Bewohner am Ufer versammelt hatten, um die indianische Deputation landen zu sehen. Die Indianer sangen in wildem Chor einen Willkommen, wobei sie ihre Waffen rüttelten, dann zogen sie, sobald man gelandet hatte, in Procession, die Chefs an der Spitze, auf die Höhe des Ufers, wo die Barracks oder Casernen ein vorn nach dem Flusse offenes und einen großen freien Raum umschließendes Quadrat bilden. General Clark machte uns mit dem Commandanten des Platzes, General Atkinson, bekannt, und nach einer kurzen Pause begab man sich in dessen Wohnung in eine geräumige leere Halle des einen der Nebengebäude, wo die Indianer schon sämmtlich in Reihen Platz genommen hatten. Die Generale saßen ihnen gegenüber; die Zuschauer, unter welchen sich mehre

Damen befanden, bildeten die Umgebung. Als Alles versammelt war, hielt Kiokuck mit Hülfe des Dolmetschers eine Anrede an General Atkinson, und dieser antwortete ihm, worauf man die Gefangenen hereinführte. Zuerst erschien Black-hawk, ein kleiner alter, wohl 70jähriger Mann mit grauen Haaren und ziemlich hellgelblicher Hautfarbe, mit sanft gebogener Nase und etwas chinesischen Zügen, wozu der geschorene Kopf, hinten mit dem gewöhnlichen Haarzopfe, nicht wenig beitrug. Alle Gefangene waren unbemalt. Diese bedauernswürdigen Menschen traten mit ziemlich niedergeschlagenen Mienen ein, und obgleich kein Indianer lebhafte Zeichen der Rührung verrieth, so sah man dennoch Vielen von ihnen diese Gefühle recht deutlich an. Die Gefangenen gaben ihren Landsleuten rings um der Reihe nach die Hand und setzten sich dann im Kreise der Versammlung nieder. Zwei der Indianer, als besonders gefährliche Menschen bekannt, der eine der berühmte Winnebago-Prophet *), mit häßlichen Zügen, trugen Ketten mit großen eisernen Kugeln an den Füßen; die übrigen Gefangenen waren nicht geschlossen, and sie wurden täglich von der Wache spazieren geführt. Die Reden begannen von Neuem. Kiokuck sprach öfters und bat für die Gefangenen, und General Atkinson wiederholte ihnen etwa dasselbe, was ihnen schon General Clark gesagt, worauf die indianische Versammlung wieder ihr häh! oder ähä! hören ließ. Als die Rede gehalten war, entfernte man sich und ließ die Gefangenen mit ihren Landsleuten allein, um ihren Gefühlen freien Lauf zu lassen. Rührend war der Anblick des alten Black-Hawk, sowie die ganze Scene des Wiedersehens, und mehre Zuschauer schienen in diese Gefühle mit einzustimmen.

Surabaya.**)

Surabaya, die Hauptstadt der östlichen Districte der Insel Java, liegt an dem Gestade einer schmalen Straße, welche Java von der Madura scheidet. Es ist der einzige vollkommen sichere Hafen an der Nordküste

*) Ueber die Winnebagos (Winnebegos) siehe Schoolcraft's Narrative Journal of travels to the Mississippi River, performed under Governor Cass (1820) und Dr. Morse's Report en Indian affairs p. 49. 58. und Pike, Carver u. a. Reisende. Sie bewohnen die Gegend zwischen dem Quiskonsin und Green-Bay am See Michigan.

**) Aus The Eastern Seas, or Voyages in the Indian Archipelago. By George W. Earl. London 1837.

von Java, und auch der einzige, in welchem Schiffe von den Batterien am Ufer nachdrücklich vertheidigt werden können; weßhalb auch, im Fall Holland mit einer bedeutenden Marinemacht in Krieg verwickelt werden sollte, Surabaya von größerer Bedeutung sein dürfte als Batavia.*) Der in den Hafen führende Nordcanal wird von einem sehr festen auf einer niedern Insel gelegenen, ungefähr 9 engl. Meilen von der Stadt entfernten Fort vertheidigt; der östliche Canal ist durch nichts als die Seichtigkeit des Wassers geschützt. Die anderthalb Meilen vom Meer entfernte Stadt wird von einem etwa 30 Schritt breiten Fluß durchschnitten, der bis auf 100 Meilen vom Meer für Boote schiffbar, und an der Mündung tief genug für Schiffe von 250 Tonnen ist. Das Land ist sehr niedrig, und nur wenig höher als der Meeresspiegel, doch bei weitem nicht so sumpfig als um Batavia.

Während meines Aufenthalts in Surabaya brachte ich meine Morgenstunden meist mit Besuchen der Stadttheile, wo die Chinesen und die Eingebornen wohnten, und auf den Werften zu, wo die Schiffe gebaut wurden. Des Abends fand ich freundliche Aufnahme im Hause eines englischen Kaufmanns, dessen Gastfreundschaft alle Europäer um sich versammelte, mit denen sich Umgang pflegen ließ. Mein Aufenthalt zu Surabaya war weit angenehmer, als der zu Batavia, wo das ungesunde Klima eine stete Furcht vor einem Fieberanfall unterhält, und da ich seitdem so vertraut mit der malayischen Sprache geworden war, so fand ich manche Unterhaltung in Gesprächen mit den Eingebornen. Mehrere Engländer, Handelsagenten von Kaufmannshäusern in Batavia, wohnten in Surabaya, und da die Zahl der Europäer überhaupt nur gering war, so bildeten die Holländer und die Engländer keine besondern Cirkel, sondern lebten auf ziemlich freundschaftlichem Fuße mit einander, was sonst, wenn beide Theile stark genug sind, um sich absondern zu können, selten zu geschehen pflegt.

Der Quai, meiner Wohnung gegenüber, war der Abendspaziergang der Europäer, und bot besonders des Sonntags einen sehr belebten Anblick. Jeder Europäer lüftete, wenn er einem andern begegnete, den Hut, ohne jedoch die geringste Verbeugung zu machen. Ist die Promenade

*) Im Jahre 1833, als auf Java die Nachricht von einem mit England bevorstehenden Kriege einlief, wurden viele holländische Schiffe von Batavia nach dem Hafen von Surabaya geschickt, um den Kreuzern aus dem Wege zu gehen.

unten befestigt blieb und mit Wampumschnüren und Metallringen verziert war. Aehnliche Schnüre von blauen und weißen Muschelstückchen tragen sie in vielen Strängen um den Hals.

Die Weiber sind klein und untersetzt, haben meist dicke, runde Köpfe und ein breites, flaches, rundes Gesicht. Sie lassen ihre Haare natürlich wachsen, scheiteln sie auf der Mitte des Kopfes und binden sie am Hinterkopfe in einen dicken kurzen Zopf, welcher mit rothem und grünem Bande oder Zeuch umwickelt wird. Einige alte Männer trugen ihre Haare nicht abgeschoren, jedoch sind dies nur wenige; allein im Winter sollen diese Indianer allgemein wegen der Kälte ihre Haare wachsen lassen. Das Gesicht war bei beiden Geschlechtern mehr oder weniger roth bemalt, bei den Sakis meist roth in verschiedener Zeichnung, bei den Foxes roth und gelb, oder roth, weiß und schwarz. Die Art sich zu bemalen, hängt mehr oder weniger von dem Geschmacke jedes Einzelnen ab. Bei den Meisten war die Umgebung der Augen und Ohren roth, auch hatten sie solche Streifen über die Backen hinab, die übrigen Theile des Gesichts waren in natürlicher Farbe. Sie bedienen sich dazu des von Kaufleuten eingetauschten Zinnobers. Bei den Fox-Indianern war oft der ganze Kopf ohne Ausnahme roth, an der Stirn ein gelbes oder weißes Band, Mund und Kinn mit der Gestalt einer gelben Hand, oder gänzlich schwarz angemalt. Ein großer, schöner Saki-Indianer, Massika (die Schildkröte), von 5 Fuß 10 Zoll Höhe, hatte ein kühnes, wildes Gesicht und eine Adlernase. Seine Freundlichkeit war besonders ausdrucksvoll, die schwarzbraunen Augen funkelten alsdann und die schneeweißen Zähne glänzten in dem dunkelbraunen, gewöhnlich zinnoberroth angestrichenen Gesichte. Ueber die Stirn trug er eine Binde von Fischotterfell, welche sich am Hinterkopfe vereinigte und dann in zwei langen Streifen rückwärts bis auf den Boden hinabfiel. An seinem Hirschschwanze hatte er eine weiß und schwarze Adlerfeder befestigt, und eine große, rothe, wollene Decke war seine Hülle. Bodmer hat diesen schönen Mann sehr ähnlich, aber ohne seinen Kopfschmuck abgebildet, um die Art zu zeigen, wie der Haarbusch verschnitten war. Manche dieser Leute trugen Hemden von buntem Calico, und alle bedienten sich der indianischen Lederbeinkleider (Leggings der Engländer), welche für jedes Bein getrennt, bis auf die Schuhe hinabreichen und unten mit vielen Lederfranzen verziert sind. Sie werden einzeln mit einem ledernen Riemen oben an den Gürtel angeknüpft. Der in der Mitte zwischen diesen Beinkleidern vorn und hinten frei bleibende ∞—— ist mit einem gewöhnlich blau und weiß gestreiften Stück wolle-

nen Zeuches bedeckt, welches man zwischen den Beinen durchzieht und vorn und hinten unter dem Gürtel hindurchschiebt, wo man dasselbe alsdann noch ein Stück herabhängen läßt. Die Anglo-Amerikaner belegen dieses nie fehlende Stück des indianischen Anzuges mit dem Namen des Breechcloth. Der Gürtel und die Kniebänder waren oft sehr zierlich mit Glasperlen verziert, und in dem ersteren steckt in einer auf ähnliche Art verzierten Scheide ein breites, großes, scharfes Messer, welches sie von den Kaufleuten eintauschen und zu vielerlei Endzwecken, besonders zum Zerlegen des Wildprets und zum Scalpiren ihrer Feinde gebrauchen. Die Schuhe, gewöhnlich Mocassins genannt *), sind aus weichgegerbtem Hirschleder gemacht, oben unter dem Knöchel mit ihrem Rande umgeschlagen. Sie waren hier bei diesen Leuten einfach und ohne alle Verzierungen gearbeitet. Viele von ihnen hatten Felle von Schwänen mit ihren Dunen, besonders aber von sehr stark weiß gezeichneten Stinkthieren unter dem Knie umgebunden, von welchen der langbehaarte Schwanz bis zur Erde oder dem Knöchel hinabhing. Unter ihren wollenen Decken hatten die meisten dieser Indianer den Oberleib nackt; viele trugen messingene Hals- und Armringe. Die Männer, etwa 30—40 an der Zahl, zeigten sich nie ohne ihre Waffen in der Hand zu tragen, als Tomahaks **) oder die gewöhnliche Streitkolbe der Indianer, ein mit seinem oberen Theile rückwärts gebogenes, schmales, etwas plattes Stück Holz, in dessen vorderen vortretenden Winkel eine an beiden Rändern scharf schneidende und vorn zugespitzte Stahlspitze eingesetzt ist. Bogen und Pfeile sah man jetzt nicht in dieser Truppe, da sie nicht zum Kriege, sondern zu einem festlichen Besuche ausgezogen war; dagegen trugen Viele eine Art von Lanze, eine lange, an eine Stange befestigte Degenklinge, deren Stock mit rothem Tuche überzogen und mit vielen schwarzen und weißen, in einer langen Reihe oder bündelförmig daran herabhängenden Adlerfedern verziert war. Diese Waffen führen sie unausgesetzt in der Hand und trennen sich nie davon. Die Weiber trugen, wie die Brasilianerinnen, ihre Bündel auf dem Rücken an einem ledernen Riemen, welcher über die Stirn läuft. Sie hatten ihre Kinder bei sich, die sich zum Theil in

---

*) Das Wort Mocassin wird jetzt von den Weißen gewöhnlich allen indianischen Schuhen beigelegt, und ist eine Verdrehung des Ojibuä- oder Chipewä-Wortes „Machkisinn" (deutsch auszusprechen).

**) Eine eiserne von den Weißen verfertigte Streitaxt, welche am Hintertheile den Pfeifenkopf enthält und deren durchbohrter Handgriff als Pfeifenrohr dient.

sehr zweckmäßigen Wiegen befanden. Sie führten sämmtlich sehr nette, künstlich mit schwarzen Figuren aus Bast geflochtene Matten, auf welchen sie schlafen, auch Bärenfelle, in welchen sich ihre sämmtliche Habe befand.

Der Chef oder Anführer der hier versammelten Indianer war der Saki-Chef Kiokuck, ein schlanker Mann von mittlerer Größe, mit angenehmen, wenig von denen der Europäer abweichenden Zügen, obgleich dunklerer Farbe. Er trug ein buntes Hemd von Calico und eine große, von dem Präsidenten der Vereinigten Staaten erhaltene Medaille auf der Brust. Um den Kopf hatte er ein buntes Tuch gebunden und eine grüne wollene Decke hüllte ihn ein; in der Hand trug er eine mit Federn verzierte Friedenspfeife. Sein Gesicht war nicht bemalt, seine Ohren nicht entstellt, und man behauptete, er sei nicht von rein indianischer Abkunft, was auch seine Züge zu bestätigen schienen. Um den Hals und das Handgelenk trug er messingene Ringe.

Der Wohnplatz dieser Indianer ist am westlichen Mississippi-Ufer in der Gegend von Rock-Island und Rock-River. Auf letzterer Insel wohnt der von der Regierung für sie angestellte Agent. Ihr Gebiet östlich vom Mississippi verkauften sie 1805 an die Vereinigten Staaten. Sie nahmen ein großes Stück Land in Anspruch, welches vom obern Iowa- (Aiowä) River längs dem westlichen Mississippi-Ufer hinab bis nach dem Des Moines-River sich erstreckt und sich rückwärts bis zum Missuri ausdehnt *). Die Sakis nennen sich selbst Sauki im Plural Saukuck; in der Saki- und Foxsprache wird im Plural die Endung uck angehängt. Die Foxes nennen sich Mus-quack-ki oder Mus-quack-ki-uck **). Sie leben in Dörfern vereint, haben feststehende, läng-

*) S. Dr. Morse's Report on Indian affairs etc. p. 124.

**) Ebend. S. 121. In diesem Werke findet man weitere Nachrichten über diese Stämme S. 132, 130, 128, 61 und 538, sowie in der Beschreibung der Expedition des Gov. Caß S. 340, 341; bei Pike, Carver u. a. Reisenden. Schoolcraft (Narrative etc. 1834) a. a. O. sagt: „Es fochten diese beiden Stämme ihren Weg vom St.-Lawrence durch den ganzen Continent gegen Indianer und Weiße im Norden durch.“ Ihrer Sprache und Traditionen zufolge hält er sie für Algonkins, und sagt, „daß sie am nördlichen Ufer des Ontario gewohnt haben. Sie griffen das Fort Detroit ohne Erfolg an, lebten lange zu Sagana, das nach ihnen den Namen erhielt. Sie zogen an den Fox-River von Greenbay, welcher nach ihnen benannt wurde, und entzweiten sich hier mit den Menomonies, den Chipewäs und den Franzosen. Von da wurden sie mit Gewalt vertrieben und

lich-gewölbte Hütten, und sollen 1600 Krieger stellen können, nach Dr. Morse (1822) aber nur 800, und in Allem 5000 Seelen zählen. Sie pflanzen Mais, Bohnen, Kürbisse u. s. w. — Die Männer jagen und bearbeiten ihre Bleigruben; ein dort häufig vorkommendes Product, dessen sie in einer Jahreszeit 500,000 Pfund ausgebeutet haben sollen. Ihre Sprache klingt nicht barbarisch, hat einige Nasen- und Kehltöne, die Worte werden aber häufig undeutlich ausgesprochen, so daß sie oft schwer nachzuschreiben sind, obgleich im Allgemeinen weniger als bei manchen andern Nationen.

Für Franzosen und Engländer sind alle indianischen Sprachen von Nordamerika, welche mir bekannt geworden, weit schwieriger auszusprechen als für Deutsche, da Kehllaute und das zischende „ich" oft darin vorkommen.

Es war für uns höchst interessant, diese Indianer in hinlänglicher Anzahl unter sich zu beobachten. Sie waren nichts weniger als ernst und still, im Gegentheil, man beobachtete oft Munterkeit und herzliches Gelächter. Wenn man sich ihnen treuherzig näherte und sie ansprach, so hatten Manche von ihnen einen recht angenehmen, freundlichen Ausdruck, Andere waren kalt und schienen selbst feindselig. Viele von ihnen sagten uns mit Vergnügen die Worte ihrer Sprache, ließen sich auch recht gern abzeichnen, forderten dafür aber jedesmal ein Geschenk. Zuletzt wurden sie durch den Andrang des bunten, vielartigen Volkes so verstimmt, daß man nicht mehr mit ihnen verkehren konnte. Sie verkauften viele ihrer Geräthschaften und bekamen dadurch Geld, welches sie bald wieder umsetzten, aber jedesmal auch probirten, ob es echt oder falsch sei. Es befanden sich einige ernste, gesetzte Männer unter ihnen, die Alles wohl

---

flohen an den Ouisconsin, wo Carver 1766 von ihren Dörfern redete. Von da zogen sie nach ihrem jetzigen Wohnplatze am Rock-River, und durch den letzten Krieg sind sie jenseit des Mississippi verwiesen. Die Sakis und Foxes scheinen von jeher alliirt gewesen zu sein. Der indianische Namen der Erstern bedeutet „die aus dem Lande zogen (Osauki)" und der der Andern „Rotherde (red-earth), Miskwaki." Während ihres Aufenthaltes zu Greenbay wohnten sie am Lac du Flambeau, und ihr Wohnplatz dehnte sich bis zum Sauk oder Little Sauk-River über den Fällen von St.-Anthony. Bei den Fällen wurden sie von den vereinten Ojibuäbanden von Lake Superior geschlagen. Die Sioux sollen mit ihnen alliirt gewesen sein, wie man sagt. Wahb-Ojeeg (Obschieg) führte die Ojibuäs, welche letzteren den Foxes die Benennung Utagamis beilegen."

deln. Aber Ew. Majestät haben auch befohlen, daß von jedem Gerichtshofe ein Mitglied seinen ganzen Sprengel besuche, um über Erhaltung und Sittigung der Eingeborenen zu wachen und sie gegen Ungerechtigkeiten und Bedrückungen zu vertheidigen, so wie auf alle Weise zu schützen. Ihr königlicher Gerichtshof von Guatemala hat mich zu dieser Sendung erwählt und mich außerdem beauftragt, zur Kenntniß Ew. königl. Majestät die Seltenheiten und Merkwürdigkeiten mehrer Provinzen seiner Gerichtsbarkeit zu bringen, so weit sie noch nicht beschrieben sind; was ich nach Kräften gut ausführen werde.

Es ist bekannt, daß die Welt 5625 Leguas im Umkreise hat und Ew. Majestät davon den größeren Theil beherrscht, denn von Ihren Königreichen in Spanien, Italien und Flandern bis zu den westlichen Ländern, mit deren Eroberung Ihre Heere beschäftigt sind, zählt man 3405 Leguas.

Das Land, welches zu Tegnantipaque anfängt, erstreckt sich im Südwesten bis nach Costa-Rica in einer Ausdehnung von mehr als 300 Leguas. Es ist in 13 Hauptprovinzen getheilt, ungerechnet eine Menge anderer, weniger beträchtlicher. Sie nennen sich Chiapa, Soconusco, Suchitepaque, Cuahuthemala, Verapaz, Izalcos, S. Salvador, S. Miguel, Honduras, Chuluteca, Nicaragua, Jaguzgalpa und Costa-Rica; die Einwohner jeder dieser Provinzen sprechen verschiedene Sprachen, was offenbar nichts als eine List des bösen Feindes ist, damit er um so leichter Zwietracht zwischen ihnen ausstreuen könne.

Diese Sprachen sind:

In der Provinz Chiapa die Chiapaneca-, Hoque-, mexikanische, Zozil- und Zeldaquelen-Sprache.

In der Provinz Soconusco die verdorbene mexikanische und die Vebetlateca-Sprache, welche Landessprache ist.

In der von Suchitepaque und Cuahuthemala die Mamey-, Achi-, Cuahuthemalteque-, Chienauteque-, Huchtateque-, Chirichota-Sprache.

Bei den Izalcos und an der Küste von Quazacapae die Sprachen von Popoluque und Pipil.

In Verapaz die Poconchi-, Calchi- und Colchi-Sprache.

Zu S. Salvador die Sprachen Pipil und Chontal.

Im Thale Cacacevaselan und in dem von Chiquimula de la Sierra die von Hacacebastleca und Apay.

Zu S. Miguel die Poton-, Taulepa-, Ulua-Sprache.

In der Provinz Chuluteca die Mangue- und Chontal-Sprache.

Zu Honduras die Ulba, Chontal- und Pipil-Sprache.

Zu Nicaragua ein verdorbenes Pipil, die Sprachen Mangue, Maribio, Poton und Chontal.

In der Provinz Taguzgalpa die Landessprache und die mexikanische.

In denen von Costa-Rica und Nicoya die Landes- und Mangue-Sprache.

Ich durchreiste zuerst die Provinz Quahacapan längs der Südküste bis zum Flusse Lempa, was 50 Leguas gen Osten ausmacht, und im Innern bis Chiquimula de la Sierra, was 30 Stunden nördlich macht, und besuchte 156 Dörfer der Spanier und Indianer, und in 78 dieser Dörfer setzte ich fest, wie viel die Eingeborenen den befehlhabenden Spaniern an Steuern zu zahlen hätten.

Diese Küste fängt am Fluße Michietoya an und endet an dem Aquachapa, sie ist sehr waldig und an jeder Art Jagd und Fisch reich.

Das Land ist sehr fruchtbar an spanischen und eigenen Früchten, man findet treffliche Orangen, Feigen, Melonen und Cacao; Mais kommt darin sehr gut fort, so auch jede Art Korn und gebräuchliche Gemüse der Indianer. Salz könnte mit größter Leichtigkeit bereitet werden, obgleich die Indianer es nur mit großer Mühe und Gefahr ihres Lebens anzufertigen wissen. Sie nehmen die Lake von dem Strande, welchen das Meer bei den höchsten Fluthen bewässert und sieden sie in Oefen, welche denen der Glockengießer gleichen. So brauchen sie hierzu viel Holz und irdene Töpfe. Man könnte bei einer anderen, als dieser kostbaren, mühsamen und ungesunden Bereitungsart viel gewinnen. Sie haben auch viele Binsen, welche sie zu benutzen wissen. Fische und Schildkröten gibt es im Ueberflusse, doch ist Gefahr, sie zu fischen, weil die Orte ihres Aufenthalts voll von Kaimanen oder Krokodilen sind, die ungemein wild und von den Eingeborenen sehr gefürchtet sind. Man erzählt, daß eines Tages einer der stärksten Stiere beim Uebergange über einen Fluß von einem Kaiman ergriffen wurde; dieser packte ihn am Schwanze und hielt ihn mit solcher Gewalt, daß er trotz aller Anstrengungen das Ufer nicht erreichen konnte, sondern unter das Wasser gezogen und ertränkt wurde. Die Kaimans haben in verschiedenen Theilen dieser Provinz große Verwüstungen angerichtet, aber trotz ihrer Wildheit gibt es Indianer, die ihnen im Tauchen die vier Füße festbinden und so ihren am Ufer gebliebenen Kameraden Gelegenheit geben, sie an Land zu ziehen. Bei meiner Ankunft in einem Dorfe schlugen die Indianer mir vor, mir diese Jagd zum Vergnügen zu zeigen, ich wollte es wegen der damit für sie verbundenen Gefahr nicht zugeben, aber sie gingen ohne Weiteres fort und brachten

mir einen so gebunden. Es gibt welche von 10, 20 und 30 Fuß, sie haben sehr dicken Leib und Klauen. Sie sind mit so harten Schuppen bedeckt, daß keine Musketenkugel durchdringen kann. Ihr Rachen ist sehr groß, mit drei Reihen drohender Zähne. Ich zählte 34 Zähne in jeder Reihe im Rachen eines dieser Thiere.

Es gibt an dieser Küste viele Steppen, die man hier zu Lande Savannen nennt und sehr üppige Weiden. Man züchtet in einigen Meiereien Thiere, aber doch keinesweges so viele als man könnte.

Dies Land ist ungesund wegen der großen Hitze und Feuchtigkeit, welche gefährliche Fieber und andere bösartige Krankheiten erzeugt und vier Arten Muskitos hervorbringt, welche den ganzen Tag hindurch quälen und auch Nachts keine Ruhe lassen. Es gibt auch eine Menge sehr giftiger Fliegen und Bienen, deren Stich Blasen und selbst beim Reiben Geschwüre erzeugt. Ich habe einen Knaben ohnmächtig und zwei Stunden lang ganz verwirrt gesehen, als er von einem solchen Insekt gestochen worden war. Es gibt auch Skorpionen und eine Art behaarter Würmer, die Alles, was sie berühren, vergiften, und bisweilen selbst den Tod veranlassen, so wie andere, die man Hundertfüße nennt und die eben so schlimm und eben so giftig sind, große Schlangen, sehr gefährliche Nattern und endlich alle Arten unreiner und gefährlicher Thiere, welche um das Unheil zittern machen, das sie thun und zu thun dienen.

Einige dieser Thiere haben auf dem Haupte kleine Hörner, deren sich die Bösen zu ihren schmutzigen Ausschweifungen bedienen und die wunderbar wirksam sind. Es gibt eine Art Käfer, dessen Hörner noch kräftiger wirken. Ich habe einen Priester gekannt, welchem ungezogene Freunde zerraspelte Stücken davon eingegeben hatten. Mehr als 22 Stunden lang vermochten weder Bäder noch Rosenhonig noch Aderlaß diesen Spaß zu Ende zu bringen. Man findet in dieser Provinz weiße Bienen, deren Honig und Wachs von außerordentlicher Weiße sind und deren Stich nicht so gefährlich ist, als der der andern. Doch ist ihre Menge nur gering.

Ein sehr gemeiner Baum in dieser Provinz ist der, welchen die Spanier Ciruelas (Pflaumenbaum) und die Indianer Cotes nennen. Sobald die Blätter abfallen, keimen die Früchte hervor und wenn diese reif sind, erscheinen neue Blätter, als wollten sie sich der Früchte und der gegebenen Ernte erfreuen.

Der Fluß Michietoha, von dem ich oben gesprochen, entspringt aus dem See Amatitan, vier Leguas von Guatemala und stürzt sich, um diese

Provinz zu erreichen, so hoch herab, daß eine Büchsenkugel nicht hinreichen würde. Er bildet eine Art Höhle zwischen dem Wasserfalle und dem Felsen, worin man Papageien von vielerlei Art und eine solche Menge Fledermäuse findet, daß es ein wahres Wunder ist. Diese sind sehr böse und wenn sie eine Ferse finden, tödten sie sie auf der Stelle. In dieser Höhle hängen sie sich aneinander, woraus Trauben, größer als ein Hut, entstehen. In einigen benachbarten Pachtungen kann man vor ihnen keine Rinder züchten, weil sie alle Kälber tödten.

Nahe bei einem Dorfe in dieser Provinz, Namens Nesticpac, gibt es Lagunen, die wie es scheint aus einem Schwefelbergwerke entspringen. Das Wasser derselben ist schlecht und stinkend. Am Rande findet man Stücke Schwefel, so rein als der beste aus Deutschland. Die von dem Wasser getränkten Wiesen sind besonders für Pferde vortrefflich. Die magersten und abgearbeitetsten gewinnen dort schnell ihre Kräfte wieder und werden binnen wenigen Tagen sehr fett und schön.

Die Indianer dieser Provinz sind höchst unterwürfig und von guter Gemüthsart, sie sprechen die mexikanische Sprache, aber ihre eigene ist die von Popoluca. Vor ihrer Bekehrung hatten sie dieselben Gebräuche und denselben Götzendienst, wie die Pipiles und Chontals, ihre Nachbarn, von denen ich später sprechen werde, und glaubten gleich ihnen an Vorbedeutungen und Träume. In den meisten Dörfern sind erbliche Caziken die stets einiges Ansehen haben; der Stärkste oder Reichste an Kriegern schrieb den Andern Gesetze vor.

Sie sind unter sechs Mönchsorden vertheilt und im christlichen Glauben leidlich unterrichtet, auch fangen sie an, sich zu sittigen, aber da ihnen dies Alles neu ist, verfallen sie, sobald man sie vernachlässigt, wieder in ihren Götzendienst. Einer dieser Indianer beklagte sich bei mir, daß der Alcade seine Frau um Ehebruch verfolgt habe, ohne daß er doch geklagt hätte; und daß sie zu einer Geldbuße verdammt worden wäre, die er hätte bezahlen müssen, so daß man ihm sein Geld abgenommen hätte, um das ihm gethane Unrecht zu strafen.

Die Sache verhielt sich so: Zur Zeit ihres Götzendienstes bekannten die Frauen im Augenblicke der Entbindung alle ihre Sünden der Hebeamme; sie glaubten, dies erleichtere die Wehen und wenn es nicht hinreichte, ließ man den Mann kommen, damit auch er die seinen bekenne, und um der Frau zu helfen, nahm man dem Manne sein Maxli oder seine Unterhosen ab und legte sie ihr unter den Rücken und als letztes Mittel endlich entzogen sie sich Blut und boten es den vier Himmelsge-

genden dar, indem sie Ceremonien und Anrufungen dabei ausführten. Die Frau also dieses Indianers bekannte im Augenblicke der Entbindung ihrer Hebamme, daß sie acht Liebhaber gehabt habe, die sie nannte. Dies hörte ein Alguazil, der sich versteckt hatte; er zeigte es dem Alcaden an, der sie nach ihrer Herstellung dafür bestrafte. Diese Indianer haben noch viele Irrthümer und Gebräuche ihres alten Götzendienstes bewahrt, doch muß man hoffen, daß es Gott gefallen werde, sie allmälig aus diesem Wege des Verderbens zu ziehen und sie auf die wahre Straße des ewigen Heils zu führen.

Es gibt in dieser Provinz keinen andern Hafen, als den von Estajo, wo der Adelantade Pedro do Alvarado früher kleine Fahrzeuge erbauen ließ. Einige Personen haben behauptet, daß es Ihrer Majestät Vortheil bringen würde, wenn Sie den Handelsweg nach Peru durch diese Provinz legen wollten; dies ist aber ganz unmöglich; es ist nur eine offene, schutzlose und unbequeme Rhede. Das Meer hat dort eine sehr häßliche Barre gebildet, kaum daß man beim Eintritt der Ebbe Wasser am Eingange hat, und die Stürme ändern ihn jedes Jahr. Man hat gesagt, daß, um die Barre an diesem steten Wechsel zu hindern, es genug sein würde, einen Hafendamm zu erbauen, der sie da festhalten würde, wo sie ist; aber der Hafen wäre um nichts weniger schlecht, seicht und schutzlos, und würde sich unaufhörlich verstopfen, weil das Meer an dieser Stelle nur Sandgrund hat. Im Uebrigen bringt diese Provinz Ihrer Majestät nicht genug ein, um den Bau in zwanzig Jahren auszuführen. Man hat auch behauptet, daß man in diesen Hafen einen Fluß leiten könne, dessen Strömung die Barre reinigen und den Hafen aushöhlen würde, aber außerdem, daß dies sehr kostbar wäre, würde man auch wenig ausrichten, selbst wenn man nicht blos einen, sondern mehre Ströme ableitete; denn was vermöchten sie gegen die Wuth des Meeres; und wäre der Strom stark genug, so würde er den Hafen unnütz machen, da er die Einfahrt hindern würde.

Die beträchtlichste und reichste Provinz, welche J. M. in diesen Breiten besitzt, fängt mit dem Flusse Aguachapa an und endigt zu Guaymoco und an der Küste von Tonala, was 18 Leguas längs des Meeres macht. Das Klima ist ganz wie zu Quayacapan, man findet hier alle Erzeugnisse heißer Länder reichlich, besonders Cacao. Der Baum, welcher den Cacao erzeugt, ist von mittlerer Höhe; seine Blätter gleichen denen der Castanie, obgleich sie etwas größer sind, er gibt fast in jedem Monate Blüthen und Früchte, wie es auch die Orangenbäume dieses Landes thun. Die

Blüthen treiben längs Stamm und Zweig oft ganz von unten herauf; die Früchte folgen ihnen sogleich. Man findet in dieser Provinz zwei Arten Bäume, Namens Jicara und Zapote, welche eine Art Gewürz, dicker und größer als Tannzapfen, hervorbringen, worin 25 bis 30 Mandeln sind; dies ist der Cacao, wovon 200 Bohnen bei den Indianern gewöhnlich einen Real galten und als kleine Münze für sie und selbst für die Spanier dienen.

Dieser Baum ist sehr zärtlich, vergeht durch zu große Hitze und Kälte und fordert viel Sorgfalt. Man pflanzt, um ihm Schatten zu geben und ihn gegen den Wind zu schützen, an seine Seite einen andern Baum, den man gewöhnlich seine Mutter nennt. Das Getränk, welches man aus dem Cacao bereitet, war ehemals so hoch geschätzt, daß nur große Herren, Cazifen, oder wenigstens berühmte Krieger es trinken konnten. Man säete nur unter großen Ceremonien aus, wählte die besten Körner, setzte sie während der vier Nächte des Vollmonds dem heitern Himmel aus und im Augenblicke der Aussaat nahten sich die Eingebornen ihren Frauen mit sehr schmutzigen Gebräuchen; kurz es war dies die am höchsten geschätzte Sache im Lande und seitdem es Ihrer königlichen Krone unterworfen ist, hat die Pflanze sich dergestalt vermehrt, daß jetzt nicht allein Jedermann davon genießen kann, sondern daß man noch viel davon ausführt; denn es ist diese Provinz, welche fast allein Neuspanien damit versieht und man kann annehmen, daß ohngefähr 50,000 Lasten, an Werth 500,000 Piaster Minengold betragend, in den vier Dörfern der Yzalcos verzehrt oder ausgeführt werden.

Ich habe eine Zählung aller dieser Indianer angestellt und das Schatzgeld auf sie vertheilt. Sie nehmen mit ihrem Garten einen Raum von zwei Quadratleguas ein, und ich weiß nicht, wo man noch anderwärts zwei Leguas mit Fruchtbäumen zu einem so hohen Werthe finden möchte.

Die Indianer berechnen den Cacao nach Contles, Xequepil und Lasten. Ein Contle besteht aus 400 Körnern, ein Xequepil aus 20 Contles oder 8000 Körnern, eine Last aus drei Xequepatils oder 24,000 Körnern und nach dieser Art berechnen sie auch alle anderen Dinge.

Ich habe in diesen vier Dörfern — Einwohner (die Zahl ist in der Handschrift unausgefüllt gelassen) gezählt, welche Alle in der Umgebung Cacaopflanzungen besitzen. — An der Küste dieser Yzalcos liegt der Hafen Acajutla, wo die Schiffe, welche Cacaohandel treiben, anlanden, und Waaren Perus und Neuspaniens dagegen tauschen.

Man hat ferner behauptet, daß es nützlich sein würde, wenn J. M. hierher den Briefwechsel leitete, welcher über Tierra firma nach Peru geht. Dieses Land liegt unter 13° 36′ L. oder 36′ 4,″ wenn man 4″ für den Unterschied der Mittagshöhe von Sevilla hinzufügt. Die Küste läuft von Osten nach Westen und ist an der Südseite nirgends geschützt. Sie ist also sehr schlecht und schwierig und außerdem ungesund. Die Schiffe kommen nur nothgedrungen hierher, um mit den Yzalcos und der Stadt de la Trinidad Handel zu treiben, welche die Spanier in dieser Provinz gegründet haben.

Sie liegt an der Seite eines Feuerberges, der immer raucht und, den Versicherungen nach, sich seit 50 Jahren beträchtlich gesenkt hat. Er hat in verschiedenen Zeiten so viele Asche ausgeworfen, daß er das ganze Land auf mehre Leguas im Umkreise damit bedeckt, und die Cacaopflanzungen höchlich beschädigt hat. Am Südabhange, welcher der niedrigste ist, findet man eine Menge Quellen, deren einige sehr gut sind und andere ungemein häßlich riechen. Sie bilden einen Fluß, welchen man de la Ceniza (Aschenfluß) nennt, weil er viel davon mitführt und großen Gestank verbreitet. Als einst ein Indianer eine Macheta (ein Werkzeug, welches einem Infanteriesäbel gleicht) darin verloren hatte, fand man diese nach zwei Jahren, mehr als eine Palme dick mit Stein bedeckt, darin wieder. Außerhalb des Landes der Yzalcos, in einem Dorfe Namens Tupa, findet man einen Fluß von derselben Eigenthümlichkeit. an sagt, es gebe auch einen solchen im Lande Chiapa und man erzählt, daß die Indianer eines Tages, als sie einen Stein zur Kalkbereitung zerschlugen, ein vollkommen erhaltenes Stück eines Sattels darin fanden.

Von den Yzalcos weg steigt man drei Leguas aufwärts und gelangt zu einem Orte, Namens Apaneca, welcher sehr kühl, ja sogar kalt gelegen ist. Ganz anders als in den übrigen Dörfern baut man hier Granaten, Aepfel, Apricosen, Getreide; mit einem Worte alle Erzeugnisse Spaniens.

In denselben Bergen, eine Legua weiter, findet man ein zweites Dorf Namens Ataco mit demselben Klima und denselben Erzeugnissen. Dieses Land ist sehr waldig und reich an Wild. Ich hörte, es gebe hier Hirsche von der nämlichen Art, wie die in den portugiesischen Indien, welche den Bezoar liefert und ich ließ einige derselben erlegen, in deren Magen man Steine fand, welche bei pestilentialischen Seuchen dieselben Wirkungen hervorbrachten.

Man trifft auch in diesem Lande eine Art von Bären, die sehr klein sind und statt des Rachens nur ein kleines, rundes Loch an der Spitze

der Schnauze habe. Die Natur hat ihnen, damit sie sich nähren können, eine lange und hohle Zunge verliehen, womit sie allen Honig, welchen sie finden, aussaugen. Haben sie daran Mangel, so strecken sie ihre Zunge in Ameisenhaufen, die Ameisen steigen darauf, wie auf jeden andern Körper, und wenn sie damit bedeckt ist, ziehen sie dieselbe zurück und verschlingen die Ameisen. Es gibt hier auch viele weiße, gelbe und rothe Tapire und andere kleine, seltsame und wilde Thiere. Auch findet man viele heilkräftige Bäume und Pflanzen, Mastix, Drachenblut und Copalwälder.

Da ich die Provinz bereiste, forschte ich nach den Unmündigen und Waisen, um zu wissen, was man mit ihren Personen und ihrem Eigenthume beginne. Bei dieser Gelegenheit führte man mir ein kleines, anderthalbjähriges Mädchen zu, welches vater- und mutterlos war und von einer 70jährigen Frau erzogen wurde, die es selbst säugte. Erstaunt über diese Nachricht, ließ ich sie kommen und versicherte mich der Thatsache mit eigenen Augen. Diese Frau hatte nie Kinder gehabt. Da sie das kleine Mädchen aus Mitleid angenommen hatte und nicht wußte, wie sie es anfangen sollte, dasselbe saugen zu lassen, fiel sie darauf ihm die Brust zu reichen und war selbst ganz erstaunt darüber, als Milch hervorkam. Ich ließ ein Protokoll über die Sache aufnehmen und machte den Indianern bemerklich, daß Gott dieses Wunder gethan habe, um das Mitleid der Frau zu belohnen, und um sie einzuladen, diese Tugend, deren sie sehr ermangeln, ebenfalls auszuüben.

Von da ging ich in ein anderes Dorf, Namens Aguachapa; man findet hier dieselben Erzeugnisse und dasselbe Wild, wie in den andern. Dieser Ort ist in der ganzen Provinz als derjenige bekannt, wo man das beste irdene Geschirr nach indianischer Art anfertigt. Es sind Frauen, die es machen, ohne Töpferscheibe und ohne ein anderes Werkzeug, als die Hand, und sie handhaben es so geschickt, daß sie ihren Gefäßen jede beliebige Form zu geben verstehen.

Es gibt in dem Gebiete dieses Dorfes zwei Bäche, in deren einen die Indianer Brunnen und Löcher graben, worin sie eine Art Rahm und Schaum finden, aus welchem sie eine Farbe, so schön als die Cochenille, bereiten und deren sie sich bedienen, um auf die Gefäße sehr wohl ausgeführte Zeichnungen zu machen. Ich glaube, es ist armenischer Bolus, denn er hat dieselben Eigenschaften und ein Arzt hat mich versichert, daß er getrunken den Blutfluß heile und auch bei Pestkrankheiten sehr gut sei. Wenn dies wahr ist, so muß man annehmen, daß der Bach ein Bergstück mit armenischem Bolus durchrinnt.

Aus dem zweiten Bache ziehen sie auf dieselbe Weise eine Erde, die eine sehr schöne, schwarze, in Wasser bleibende Farbe gibt.

Man findet in diesem Bezirke Quellen so heißen Wassers, daß es Gegenstände verbrennt. Diese Quellen sind ihrer Entstehung und Farbe nach so verschieden, daß man erstaunen muß; die Indianer nennen diesen Ort die Hölle. Sie befinden sich alle auf dem Raume von noch nicht einer Flintenschußweite und machen jede einen eigenthümlichen Lärm; die eine wie eine Walkmühle, die andere wie ein Blasebalg, wie eine Mühle, wie ein schnarchender Mensch und dergleichen. Das Wasser von einigen ist trüb, das von andern klar, es gibt rothes, gelbes u. s. w., je nach dem Mineral, wodurch es strömt. Es hinterläßt auch Niederschläge von mancherlei Farben, die, wie es mir scheint, wohl zum Malen dienen könnten.

Diese Indianer haben die Gewohnheit, ihre Nahrung so zu kochen, daß sie den Kessel in eine dieser Quellen setzen. Vor drei Jahren stürzte der Boden unter den Füßen eines Knaben ein, der über diese Stelle wegging und bis an die Lenden in eine dieser Quellen versank; obwohl man ihm sogleich zu Hülfe kam, zog er doch das Bein ganz von der Haut entblößt wieder hervor und es blieben ihm nichts, als Knochen und Muskeln.

Alle Quellen bilden einen Bach, welchen man den Rio Caliente nennt und obgleich er erst eine halbe Stunde von hier aus der Erde hervortritt, ist er doch noch so heiß, daß er bisweilen den Huf eines Pferdes vom Fuße gelös't und es lahm gemacht hat.

Zwei Flintenschüsse weiter von der Bergseite gibt es andere warme Quellen. Man sieht an dieser Stelle einen Stein, der 5 Beras lang und 3 breit ist. Er ist gespalten und aus der Spalte tritt beständig Rauch hervor. Nähert man das Ohr, so hört man einen erschrecklichen Lärm, der oft so stark wird, daß man denselben noch auf die Entfernung einer Legua hin vernimmt.

Was sehr merkwürdig ist, so finden sich in dem Walde um die Quellen her sehr große und dicke Bäume, unter andern aber eine Art Eiche, welche ungemeine große Eicheln hat, woraus die Kinder Dintenfässer machen; ich besitze selbst die Schaale einer solchen Eichel, welche eine Tiefe von drei Fingern hat.

Es gibt in diesem Lande Skorpionen, so groß wie kleine Kaninchen und eine Art kleiner Frösche, die gleich den Vögeln auf Bäumen sitzen. In der Regenzeit machen sie ein Geschrei wie Ochsengebrüll. Ich wollte dies indessen nicht glauben, bis ich es gehört hatte. Man findet hier auch die größten Ameisen, welche von den Eingeborenen gegessen werden.

Dieses ganze Land ist in acht Provinzen getheilt, und da hier viel Verkehr ist, sind die Indianer geschickt, gesittet und in Glaubenssachen wohl unterrichtet. Hier endet die Provinz Cancònalt, die von S. Salvador fängt zu Atiguisaya an, einem kleinen, der Krone zugehörigen Dorfe. Dieses hat dasselbe Klima und dieselben Produkte, wie die übrigen. Man verfertigt daselbst aus stinkenden und giftigen Würmern eine Paste, Axile genannt, welche ein vortreffliches Mittel gegen die kalten Geschwülste und andere Krankheiten ist. Zwei Stunden von da nimmt der Fluß Aguachapa seinen Ursprung, in einer Entfernung von 7 Leguas ist er bereits sehr beträchtlich und bei seinem Einflusse in das Meer, welches nur 13 Lieues entfernt ist, ist er unermeßlich. Ich glaube nicht, daß es in allen Indien noch einen eben so breiten Strom mit einem so kurzen Laufe geben mag.

Von da ging ich nach dem Dorfe Santa Anna, wo es nichts Merkwürdiges gibt, als zwei Arten Holz, deren eine eine fahle Farbe liefert, die andere schön blau wird, wenn man sie ins Wasser taucht. Nicht weit davon ist ein kleines Dorf, auf dessen Gebiete man einen See an der Seite eines Vulcans findet, dessen Wasser äußerst schlecht ist. Er ist sehr tief und voll von Kaimans. In der Mitte dieses Sees sind zwei kleine Inseln, welche die Pipil-Indianer wie Heiligthümer ansehen. Sie glaubten, daß es Niemand erlaubt sei, dasjenige zu sehen, was sie enthalten und daß, wer es wagen wollte, daselbst zu landen, auf der Stelle sterben müßte; sie erzählen hiervon eine Menge alter Legenden.

Da ich erfahren, daß dieser Aberglaube allen Indianern der Nachbarschaft anklebe, ließ ich sogleich ein Floß machen, um mich auf diese Insel zu begeben. Als ich mich aber einschiffen wollte, erfuhr ich, daß einige Neger und Mulattos auf einer benachbarten Meierei daselbst gewesen waren und ein großes Götzenbild gefunden hatten, welches eine Frau und verschiedene Gegenstände darstellte, die jener zum Opfer gebracht worden waren. Dicht dabei lagen die sogenannten Chatchebites-Steine, welche gegen Gallen- und Blasenkrankheiten gut sind. Diese Entdeckung veranlaßte die Indianer ihren Irrthümern zu entsagen und gab den Frauen Verachtung gegen diese Götzendiener ein.

Alle Dörfer dieser Gegenden haben ein höchst mildes Klima und einen sehr fruchtbaren Boden. Auf dem Gebiete des Dorfes Guayamoco und in den Wäldern, die es umgeben, findet man viele Balsambäume und eine andere Art, die man Tonala nennt. In der Kirche dieses Dorfes habe ich zwölf aus Balsambäumen gemachte Pfeiler von wenigstens 55 Fuß

Länge gesehen. Das Holz ist sehr hart und schwer. Die Flüssigkeit, welche aus diesem Baume sickert, wird vom Frühjahr bis in den Monat December gesammelt. Ein Maaß (botya perulera) dieses Balsams gilt bei den Indianern zweihundertvierzig Realen. Damit der Baum mehr davon gebe, machen die Indianer Feuer umher, aber ich habe befohlen, daß man ihn nur einfach sammele, wie er austritt, ohne Feuer oder irgend ein Werkzeug anzuwenden, womit man den Baum anreizte. Es ist eine wunderbare Flüssigkeit. Man zieht auch ein treffliches Oel, wie Gold, aus den Mandeln und macht daraus ein Schönheitsmittel für die Frauen des Landes.

S. Salvador liegt auf der Seite eines hohen Vulkans, dessen Grundfläche sich sehr weit ausbreitet; er ist aber jetzt erloschen. Sein Krater hat fast eine halbe Stunde Breite und ist außerordentlich tief. Steigt man hinab, so findet man zwei Arten von Terrassen, denen ähnlich, welche man in den Kalköfen macht. Aus dem Grunde bricht ein so stinkender Rauch hervor, daß ein Spanier, der bis dahin gelangt war, fast ohnmächtig geworden wäre. Dieser Berg ist bis oben hinauf mit großen Cedern, Pinien und allen Arten Bäumen und Thieren bedeckt. Man findet darin auch tiefe Abdrücke, welche das Feuer zur Zeit der Ausbrüche hervorgebracht hat.

Drei Leguas von da, nahe einem Dorfe Nixapa, gibt es ein Stück sehr wilden Waldlands, das schlechte Land (el mal pais) genannt, wo der Boden mit ganz verbrannten und umgestürzten Felsen bedeckt ist, was sehr staunenswerth ist, da man zwischen diesem Orte und dem Vulcane nirgends die geringste Spur von Feuer bemerkt. Man muß also glauben, daß der Vulkan sie bei einem seiner Ausbrüche hierher geworfen hat, wie dies bei dem von Guatemala Statt fand, der vor einigen Jahren so viel Feuer spie, und bei einem andern in der Provinz Nicaragua, welcher einen Berg in ein Thal geworfen und eine große Zahl von Dörfern mit vielen Indianern zerstört hat. Aus diesem Vulkane entspringt eine große Menge Quellen, die bei Nixapa einen Fluß bilden. Es gibt da einen Bach, welcher die ganze Nacht und bis gegen 6 oder 7 Uhr Morgens fließt und in der übrigen Zeit austrocknet und verschwindet. Alle Welt weiß, daß bei den Bergen St. Juan in der Provinz Cholupa einer ist, der bis Mittag fließt und sodann bis zur Nacht aussetzt und in der von Chiapa sieht man einen, der drei Jahre lang strömt, und eben so lange Zeit ausbleibt. An der Seite sieht man ein großes, rundes Loch, wahrscheinlich den ehemaligen Krater eines Vulkans, denn rund umher ist das

Land verbrannt und vom Feuer ausgehöhlt. Jetzt entspringt dort eine Quelle, welche das Dorf Cuzcatan mit Wasser versieht, das unten am Berge liegt.

Nicht weit von da ist die Stadt S. Salvador, in einem guten Klima und fruchtbaren Thale, sie liegt unter 13′ 36″ Länge. Als ich dort ankam, fand ich sie fast ganz entvölkert, denn der größte Theil der Häuser war am Pfingsttage durch ein Erdbeben umgestürzt worden, obgleich sie im Allgemeinen sehr solid gebaut waren. Dies Erdbeben ist, wie man sagt, das stärkste, welches man jemals gefühlt hat. Ich habe ein großes Stück einer Kirchenmauer gesehen, das von einem Stoße ganz umgestürzt und auf eine Palme weit von seinem Grunde weggeschleudert worden war, so wie viele ähnliche Dinge. Die Wege sind durchaus zerstört und die sogenannten Teçaçuangas-Berge an mehren Orten gespalten worden.

Nicht eine einzige Hütte der Indianer in dieser Provinz ist stehen geblieben, sie wurden alle umgeworfen. Ein Spanier, welcher in diesem Augenblicke auf der Reise begriffen war, hat mich versichert, daß der Boden so stark zitterte, daß die Berge sich gegen einander neigten, als wollten sie sich verbinden, und daß er genöthigt war, sich auf die Erde zu legen, weil er sich unmöglich aufrecht zu erhalten vermochte. Das Haus, worin ich mich befand, ward wie ein Schiff hin- und hergeworfen und bei einigen andern berührte das Dach die Erde, aber es wurden doch, Gott sei Dank, nur drei Personen erschlagen, was ein sehr deutliches Zeichen des göttlichen Schutzes ist; denn die meisten Häuser fielen, als die Flüchtigen noch in den Vorstädten waren. Es gibt in den Vorstädten drei Quellen von warmem, sehr guten und sehr hellen Wasser. Dieses hat durchaus keinen schlechten Geschmack und man trinkt es nach dem Abkühlen. Es ist an der Quelle von leidlicher Wärme, so daß ich keinen Ort in der Welt zu Bädern für besser halte. Bei der Stadt sieht man einen See von ohngefähr fünf Stunden im Umkreise, und von sehr geringem Nutzen, denn man findet darin nur wenige Fische. Die alten Indianer erzählen, daß es darin Schlangen von erstaunlicher Größe gebe und der Cazike eines Dorfes, Namens Atempamacegua, behauptet eine gesehen zu haben, die nach seiner Beschreibung wenigstens funfzig Fuß lang gewesen sein müßte. Ich weiß nicht, ob die Sache ganz gewiß ist, denn außer diesem Caziken will Niemand eine gesehen haben; aber der Glaube daran ist schon lange im Lande verbreitet. — An der Südküste liegt eine Ebene, Namens Tivoga, dieselbe hat eine Ausdehnung von 14 Leguas

bis zum Flusse Lempa, welcher die Grenze der Provinz St. Miguel bildet. Man könnte hier eine erstaunliche Menge Rindvieh züchten. Schon hat man einige Pachtungen eingerichtet, aber sie haben weit weniger Vieh, als sie haben könnten. Auch sehr große Fischereien gibt es hier und man bereitet Salz nach indianischer Weise. An der Seite eines sehr hohen Vulkans findet man vier Dörfer, bewohnt von den Mucualcos-Indianern, die seit einiger Zeit angefangen haben, Cacao zu bauen. Dessen gibt es hier einen solchen Ueberfluß, daß diese Provinz hierin die von Yzalcos übertrifft. — Im Norden von diesem Feuerberge liegt ein Dorf, Namens Yrtepeque, nahe bei welchem man ebenfalls warme Quellen nach Art derer von Aguachapa findet. Es wächst dort eine große Menge Bäume und Pflanzen, welche Heilkräfte haben, besonders aber die Wurzel Richoacan. An diesem Orte fangen die Indianer an, eine neue Sprache zu sprechen, die man die Chontal-Sprache nennt. Sie sind sehr grobe Leute, hatten aber früher unter ihren Landesgenossen den Ruf großer Tapferkeit.

In diesem Bezirke ist der See Uxaca gelegen, woraus der Fluß Lempa, einer der beträchtlichsten der Provinz, entspringt. In der Mitte liegen zwei Felsen, auf deren einem die Indianer früher opferten. Trotz der Hitze des Klimas giebt es viel Fische und Wild und unter andern weiße Hirsche, deren man sonst nirgends anderwärts ansichtig wird. An den Ufern des Flusses findet man Sträucher, die ein sehr stark riechendes Harz auströpfeln, welches der Benzoe gleicht. Die Blume verbreitet ebenfalls einen sehr angenehmen Geruch, die Frucht aber ist nutzlos. Drei Stunden von da ist das Dorf Micla, welches früher der Hauptsitz der Religion der Pipil-Indianer war, die diesen Bezirk bewohnen. Sie kamen hierher um Geschenke zu bringen und zu opfern, ebensowie die Chontals und andere Indianer der Umgegenden, welche verschiedene Sprachen sprechen. Ihre Art, die Opfer zu bringen und ihre Cues (Tempel), unterschieden sich in manchen Rücksichten von denen der übrigen Provinz. Ihre Teupas (Priester) genossen eines großen Ansehns; die Spuren davon sieht man noch heutzutage.

Außer ihrem Caziken und natürlichen Herrn hatten sie einen Pabst, den sie unter dem Namen Tuti bezeichneten und der mit einem langen blauen Kleide bedeckt war und auf seinem Haupte ein Stirnband und zuweilen eine buntgestickte Bischofsmütze trug, an deren Spitze ein Federbusch von sehr schönen Federn ragte, welche von einem Vogel kommen, den die Eingebornen Quetzal nennen. Dieser Pabst trug in der Hand

einen Stock, ähnlich einem Bischofsstabe und man gehorchte ihm in allen geistlichen Sachen.

Der zweite Rang ward von einem Priester eingenommen, den sie Tcha a matlini nannten und welcher der geschickteste Zauberer und der Gelehrteste in ihren Büchern war. Er legte die Vorbedeutungen aus und verkündete die Zukunft. Sie hatten vier Priester, Teupixquis genannt, unter sich, die mit langen Gewändern bis an die Füße, jeder in eigener Farbe, schwarz, roth, grün und gelb gekleidet waren.

Diese Priester bildeten den Rath des Oberpriesters und leiteten die Gebräuche und allen thörigten Aberglauben ihrer Religion. Es gab auch eine Art von Hausmeier, beauftragt, die Juwelen und Opferwerkzeuge zu bewahren. Er öffnete auch die Brust der Opfer und zog das Herz heraus. Er verrichtete, ferner die andern nöthigen Dienste. Auch gab es untergeordnete Priester, die auf der Trompete bliesen, um das Volk zum Opfer zu rufen.

Sobald der Pabst starb, begrub man ihn in völliger Kleidung in seinem eigenen Hause in sitzender Stellung auf einer bunt bemalten Bank und alles Volk beweinte ihn funfzehn Tage lang unter Geschrei und Heulen. Man fastete während der ganzen Zeit; wenn sie vorüber war, so looseten der Cazike und die Weisen einen neuen Pabst aus den vier besprochenen Priestern heraus, unter großen Festen und Mitotes. Der erwählte entzog sich Blut aus der Zunge und den Schaamtheilen und brachte es dem Götzen zum Opfer. Dann wählte er einen Priester sich zum Ersatze; es mußte dies ein Sohn des gestorbenen Priesters, oder falls dieser keinen hatte, ein anderer Priestersohn sein.

Sie beteten die aufgehende Sonne an und hatten zwei Götzenbilder, Eines, einen Mann darstellend, das sie unter dem Namen Quetzalcoatl bezeichneten und ein Zweites, eine Frau, das sie Itzqueye nannten. Diesen Götzen brachten sie ihre Opfer. Sie hatten einen Kalender und für jeden Götzen besonders bezeichnete Tage. An diesen Tagen statteten sie ihre Opfer ab.

Jedes Jahr beging man zwei feierliche Opfer, eines zu Anfange des Winters und das andere zu Anfange des Sommers. Dies Opfer war geheim, es wurde im Innern des Tempels gefeiert und nur die Caziken und die vornehmsten Indianer durften demselben beiwohnen. Bei dieser Gelegenheit opferten sie Kinder von sechs bis zwölf Jahren, Bastarde, die unter ihnen geboren waren.

Vor dem Opfer ließen sie einen Tag und eine Nacht ihre Trompe-

ten ertönen. Wenn das Volk versammelt war, traten die vier Priester in den Tempel, mit Feuerbecken, worauf Copal brannte; sie drehten sich alle Vier zugleich nach der Seite des Aufgangs und räucherten gegen die Sonne unter Gesang von Worten und Anrufungen; sodann aber gegen die vier Himmelspunkte und predigten ihre Gebräuche und Sitten der Feier; sobald die Predigt geendet war, zogen sie sich schnell in vier kleine Häuser an den Seiten des Tempels zurück und ruhten dort aus. Sodann gingen sie in das Haus des Pabstes, um von da den kleinen Knaben zu holen, welchen man opfern sollte und führten ihn viermal singend und tanzend im Kreise umher. Nach Beendigung dieser Ceremonie ging der Pabst mit dem zweiten Priester und dem Hausmeier aus seiner Wohnung und stieg mit dem Caziken und den vornehmsten Indianern auf den Tempel, diese blieben an der Pforte des Allerheiligsten. Die vier Priester ergriffen sodann das Opfer an den vier Gliedern und der Hausmeier kam mit Schellen an Händen und Füßen herbei, stieß ihm das Messer in die linke Seite und zog das Herz noch ganz zitternd hervor, welches er dem Pabste überreichte, der es in einen gestickten kleinen Beutel verschloß. Die Priester fingen das Blut des Opfers in vier Gefäße, die aus einer Frucht verfertigt waren, deren die Indianer sich häufig bedienen; sie gingen sodann in den Hof hinunter und sich gegen die vier Himmelsgegenden wendend, spritzten sie dies Blut mir der rechten Hand aus und brachten das Uebrige dem Pabste, der es mit dem Herzen und dem Beutel wieder in den Körper des Opfers legte, welches man in dem Tempel selbst, wo es geopfert worden war, begrub. Dieses Opfer wurde in allen vier Jahreszeiten gehalten.

Der Pabst, der zweite Oberpriester und die vier Priester vereinigten sich, um durch Zaubersprüche und Beschwörungen zu erforschen, ob man Krieg machen sollte und um zu erfahren, ob die Feinde zum Angriffe kommen würden und wenn sie dieselben entdeckt hatten, ließen sie die Cazikeu und die vornehmsten Indianer kommen, sie davon zu benachrichtigen und ihnen zu sagen, wie sie ihre Rüstung auszuführen hatten. Der Cazike versammelte seine Soldaten und führte sie gegen den Feind; war er siegreich, so schickte er sogleich einen Boten an den Pabst und dieser wußte, welchem Gotte ein Opfer gebracht werden müsse. War es Quetzalcoatl, so dauerte das Opfer vierzehn Tage und an jedem Tage opferte man einen Gefangenen, war es dagegen Itzqueye, so hielt der Mitote nur 5 Tage an, aber man opferte ebenfalls täglich einen Gefangenen. Die Feier geschah in folgender Art:

Alle, die an dem Zuge Theil genommen hatten, näherten sich in guter Ordnung unter Gesang und Tanz, indem sie das Opfer mit sich führten, das mit Federn, Schellen an Händen und Füßen und Halsbändern von Cacaobohnen geziert war und die Häuptlinge schritten nebenher. Der Pabst und die Priester zogen ihnen an der Spitze des Volkes zum Empfange entgegen und sangen und tanzten ebenfalls, die Cajiken und Anführer übergaben das Opfer dem Pabste und man führte es darauf in den Tempelhof. Diese Feier erneuerte sich täglich.

In Mitten des Hofes stellte man eine Art steinernen Trogs auf, worein man den zu opfernden Indianer häuptlings stürzte, während die vier Priester ihn an den vier Gliedern hielten. Der Hausmeier schritt nun, von Federn und Schellen bedeckt, mit einem steinernen Messer heran, öffnete die Brust und zog das Herz hervor; dann warf er dieses nach allen vier Weltgegenden gewendet und ein fünftes Mal in Mitten des Hofes so hoch er nur konnte, in die Luft mit den Worten, der Gott nehme den Dank für diesen Sieg an. Dieses Opfer war öffentlich und alle Indianer groß und klein, wohnten demselben bei.

Während dieser Zeit schliefen die Krieger, welche den Zug mitgemacht hatten, nicht im Hause bei ihren Frauen, sondern an einem Orte Namens Calpal, welchen die jungen Leute, denen sie die Kriegskunst lehrten, für sie eingerichtet hatten. Während des Tages aßen und tranken sie bei ihren Frauen und besuchten sodann ihre Pflanzungen; aber eine Abtheilung blieb immer zur Bewachung des Dorfes zurück. Die Männer opferten stets Blut aus ihren Schaamtheilen, und wer darin die meisten Löcher hatte, war der Tapferste. Die Frauen opferten das Blut aus Zunge und Ohren und machten sich Einschnitte über den ganzen Körper; man sammelte das ausfließende Blut in Baumwolle auf und bot es den Götzen, die Männer dem Quetzalcoatl, die Frauen dem Itzqueye dar.

Zur Zeit der Aussaat wurden folgende Gebräuche befolgt. In kleinen Gefäßen sammelte man alle Arten Saamen, die man pflanzen wollte und legte sie auf den Altar der Götzen nieder; dann grub man eine Höhle und nachdem alles darein wohlgeordnet gelegt war, bedeckte man es mit Erde, auf welche glühende Kohlen und reichliche Mengen Copal gelegt wurden. Hierauf entzogen die Priester sich Blut aus Nase und Ohren und gingen durch einen Rosenbusch hindurch, den sie darauf vor den Götzen verbrannten; dann nahmen sie Blut aus der Zunge und dem Gliede und baten ihre Götter, die Früchte der Erde gedeihen zu lassen. Hierauf entzog sich der Pabst Blut aus denselben Theilen und rieb da-

mit Hände und Füße der Götzen ein; dann rief er den Geist an, der mit ihm sprach und ihm die Zukunft verkündete, welche er dem Volke durch den Mund seiner vier Priester bekannt machte. Schließlich befahl er, vor der Aussaat den Frauen beizuwohnen.

Die Opfer für Jagd und Fischfang waren wieder anders. Ein lebender Hirsch ward in den, außerhalb des Dorfes gelegenen Tempel gebracht, erwürgt und abgeledert. Dann ward seine Zunge in ein Gefäß gesteckt, Leber, Magen und Lunge in kleine Theile zerstückt und das Herz bei Seite gelegt. Hierauf kochte man das Thier und das Blut besonders und tanzte während dieser Zeit; dann nahm der Pabst den Kopf des Hirsches an den Ohren, die Priester ergriffen die vier Füße und der Hausmeier legte das Herz auf ein Kohlenbecken und verbrannte es mit Uli und Copal, während er das Bild des, Jagd und Fischfang beschützenden Gottes räucherte. Wenn der Mitote geendigt war, ließ man den Kopf am Feuer braten und bot ihn dem Götzen dar. Der Pabst nahm ihn hierauf mit sich in sein Haus und verzehrte ihn. Dann aß man das Fleisch und Blut in Gegenwart des Götzen. Gleichergestalt verfuhr man mit allen Thieren, welche man opferte. Waren es Fische, so verbrannte man ihre Eingeweide vor dem Götzenbilde.

Wenn eine Frau in Wehen nicht gebären konnte, so ließ die Hebeamme sie ihre Sünden bekennen; dasselbe that sie darauf mit dem Manne und zuletzt, wenn die Frau gestanden hatte, Verkehr mit einem Dritten gehabt zu haben, holte man dessen Kleider herbei. Im äußersten Falle entzog der Mann sich Blut aus der Zunge und dem Ohre.

War das geborne Kind ein Knabe, so gab man ihm einen Bogen und Pfeile in die Hand; war es ein Mädchen, so reichte man ihm eine Spindel und Baumwolle und die Mutter machte ihm am rechten Fuße einen Strich mit Kienruß. Dies werde, glaubten sie, verhüten, daß das Kind sich, einst erwachsen, in den Wäldern verirre. War das Kind zwölf Tage alt geworden, so trug man es zum Priester und warf grüne Zweige auf den Weg des Trägers; der Priester gab ihm den Namen seines Großvaters und seiner Großmutter, man reichte ihm Cacao und Hühner, was man auch gewöhnlich den Priestern zum Geschenk brachte. Wenn man es in das Haus zurückgebracht hatte, wusch es die Mutter und brachte dem Flusse Cacao und Copal dar, damit er dem Kinde nie Leides zufüge.

Bei dem Tode des Caziken, seines Sohnes oder seiner Frau, beweinte das ganze Volk ihn vier Tage und vier Nächte lang, am fünften

bei Sonnenaufgang verkündete der Pabst, daß der Cazike bei den Göttern und es unnütz sei, ihn länger zu beweinen. Man begrub ihn in vollständiger Kleidung in seinem eigenen Hause und mit allen seinen Schätzen; ihre Art der Todtenklage glich einem Mitote; sie besangen die Thaten und die Geschlechtsfolge des Verstorbenen.

Nach dem Tode eines Caziken anerkannten der Pabst und alle Indianer seinen Sohn oder seine Tochter als Herrn und, wenn er kinderlos war, den Bruder oder nächsten Verwandten. Bei dieser Gelegenheit feierte man Feste, Tänze und Opfer und der neue Cazike bewirthete in seinem Hause alle Priester und alle Häuptlinge.

Starb Jemand aus dem gemeinen Volke, so betrauerten ihn nur die Kinder und Verwandten; verlor eine Wöchnerin ihr Kind, so behielt sie ihre Milch vier Tage lang, ohne ein anderes zu säugen, sonst würde, glaubte sie, der Todte ihr Schaden thun. Dies Opfer hieß Navitia.

Der Cazike befahl die Aussaat und schloß die Ehen; sie heiratheten stets Jungfrauen. War eine Ehe beschlossen und begegnete der Bräutigam zufällig seinem Schwiegervater, seiner Schwiegerin oder Schwägerin, so entwich er sogleich aus ihrem Gesichtskreise; und dies geschah darum, weil der Teufel diesen Leuten eingebildet hatte, daß sie keine Söhne haben würden, wenn sie ihrem Schwiegervater begegneten.

Die Ehen wurden auf die folgende Art begangen. Die Verwandten der Braut holten den Bräutigam herbei und führten ihn zum Bade in den Fluß; die des Bräutigams thaten dasselbe mit der Braut; man hüllte sie Jeden in einen neuen weißen Mantel und führte sie in diesem Aufzuge in das Haus der Braut; dann knüpfte man die beiden Mäntel zusammen; die Verwandten des jungen Mannes brachten der Braut, die ihrigen dem Bräutigam Geschenke, dann aßen Alle gemeinschaftlich, wobei Pabst und Cazike nicht fehlen durften.

Diese Indianer malten einen Baum mit sechs Zweigen, welcher die sechs Grade der Verwandtschaft darstellte, in denen sich Niemand verheirathen durfte, diejenigen ausgenommen, welche sich durch Kriegsthaten ausgezeichnet hatten und die sich dann im dritten Grade vermählen durften. Für die Seitenlinie (Verschwägerungen) hatten sie einen anderen Baum mit vier Zweigen verbotener Verbindungen.

Unter den Gesetzen der Indianer in diesen Provinzen will ich nur diejenigen anführen, welche sie für unverletzlich ansahen.

Wer die Opfer oder Religionsgebräuche verspottete, ward zum Tode verdammt. Ehebruch und Blutschande wurden mit gleicher Strafe belegt.

Wer mit einer verheiratheten Frau sprach oder ihr Winke gab, ward verbannt und sein Besitzthum eingezogen.

Wer sich mit einer Sclavin einließ, wurde selbst Sclave, wenn er nicht vom Pabste wegen im Kriege geleisteter Dienste Ablaß erließ.

Ein beträchtlicher Diebstahl ward mit dem Tode bestraft; wer ein Mädchen mit Gewalt zwang, ward geopfert.

Wen man beim Lügen betraf, der wurde tüchtig gegeißelt; bezog sich die Sache auf den Krieg, so wurde er Sclave.

Wer nicht im Stande war, in den Krieg zu ziehen, der baute die Ländereien des Cazifen, des Pabstes oder der Priester und gab einen Theil seiner eigenen Ernte ab, um den Kriegern Lebensmittel zu schaffen.

Dies ist es, was ich von den Sitten dieser Völker habe ich in Erfahrung bringen können.

In diesem Dorfe sind zwei Wasserquellen, die aus einem Felsen entspringen, die eine ist kalt die andere warm.

Man findet da viele Gewürze, deren die Eingebornen sich zu ihren Getränken bedienen und eine Erde, welche dem Vitriole gleicht und die man eben so benutzt. Hier fängt die Provinz Chiquimala de la Nerea, an, sie liegt sehr hoch und besitzt treffliche Weiden; man kann daselbst leicht alle Arten von Getreide anbauen, und Hausthiere ziehen.

Wenn man von Gracias a Diòs in die Provinz Honduras geht, so trifft man auf die Chontal-Indianer. Während meiner Inspectionsreise habe ich einen Cazifen verhört, welcher sich das Glied aufgespalten hatte. Dies war im Dorfe Goetera. In den Zeiten des Heidenthums galt dies als der größte Beweis von Muth, den ein Indianer geben konnte. Im J. 1563 überraschte man die Indianer eines andern Dorfes, Namens Cisori, in dem Augenblicke, wo Einer von ihnen dieselbe Operation an sich ausführen wollte und man vier kleine Knaben nach jüdischer Art beschnitten hatte. Man opferte das Blut aus ihren Wunden einem Götzen, der Ycelaca hieß und aus einem runden Steine gemacht war; er hatte zwei Gesichter, und eine Menge Augen. Sie sagten, er kenne das Vergangene wie das Gegenwärtige und sehe Alles. Seine beiden Gesichter und seine Augen waren mit Blut beschmiert. Man opferte ihm Hirsche, Hühner, Hasen, Agis, Chians und man beobachtete dieselben Ceremonien, wie vor der Bekehrung.

Nahe dabei ist ein sehr hoher Berg, welcher sich über alle anderen zu erheben scheint. Man findet auf dem Gipfel einen ausserordentlich tiefen See von süßem Wasser, ohne begreifen zu können, woher dasselbe

kommt. An dieser Stelle gibt es mehr Kaninchen, als in irgend einem andern Lande. Man tödtet zuweilen welche, obwohl das Fleisch nicht eben sehr gut zu essen ist. Dieses Thier hat zwei Magen; in dem einen findet man, was es gegessen hat und der andere ist stets voll faulen Holzes. Ich begreife nicht, wozu er dienen kann, aber die Natur hat ihn gewiß nicht umsonst gegeben.

In einem Dorfe dieser Provinz, welches ein gewisser Geromino Italiano als erbliche Befehlshaberschaft besitzt, trug es sich im J. 1574 zu, daß die Indianer, deren Cazike seit sehr langer Zeit krank war, allzumal in dessen Haus gingen und ihm erklärten, sie seien es müde, ihm zu gehorchen und ihn zu ernähren und daß, da er nicht mehr im Stande sei, sie zu beherrschen, er nichts besseres thun könne, als sterben, um ihnen nicht länger zur Last zu sein. Der Cazike antwortete ihnen, daß sie Recht hätten und daß sie ihn begraben möchten. Die Indianer sargten ihn ein und trugen ihn nach der Kirche. Der Zufall wollte, daß sich eben die Frau des Spaniers in der Kirche befand und da sie den Caziken einige Augenblicke zuvor lebend gesehen hatte, war sie ganz erstaunt ihn todt zu sehen und sagte den Indianern, sie sollten ihn nicht begraben, er sei vielleicht nur ohnmächtig. Als sie den Körper befühlte, fand sie ihn ganz warm und da sie das Leintuch hinwegzog, sah sie, daß er lebe. Sie hielt denen, die ihn begraben wollten, eine strenge Strafrede und nahm ihn mit sich nach Hause, wo er nur noch vier Monate lebte; die Indianer behaupteten zu ihrer Entschuldigung, es sei besser, so zu verfahren, als ihn zu tödten. Diese spanische Dame war im J. 1564 schwanger geworden und hatte nach 5 Monaten fünf lebende Kinder geboren. Nahe bei, an der Straße von San Pedro, findet man in dem ersten Dorfe der Provinz Honduras, das Copan genannt wird, Trümmer von prächtigen Gebäuden, woraus man ersieht, daß früher dort eine große Stadt stand, von der es nicht annehmbar ist, daß so rohe Menschen als die Eingebornen sie jemals hätten bauen können. Sie lag am Ufer eines schönen Stromes in einer sehr weiten und sehr erlesenen Ebene, die äußerst fruchtbar ist. Das Clima daselbst ist gemäßigt und man findet Wild und Fische im Ueberflusse.

Unter diesen Ruinen gibt es Bäume, die von der Hand des Menschen gepflanzt scheinen, so wie andere Merkwürdigkeiten. Ehe man hingelangt, findet man sehr dicke Mauern und einen ungeheuren steinernen Adler; auf der Brust desselben ist ein Viereck, das an jeder Seite etwa eine Viertel Vara lang und mit unbekannten Zeichen beschrieben ist.

Wenn man näher kommt, findet man das Bild eines großen steinernen Riesen, den die alten Indianer den Wächter des Heiligthums nennen. Weiter ist ein drei Palmen hohes steinernes Kreuz, dessen einer Arm zerbrochen ist. Dann findet man zerstörte Gebäude, deren Steine mit vieler Kunst behauen sind und ein Standbild von mehr als vier Varas Höhe, welches einem Bischofe in pontificalibus gleicht, mit einer sehr gut gearbeiteten Mütze und einem Ringe am Finger. Nahe bei ist ein großer, von Stufen umgebener Platz, der Beschreibung gleichend, die man vom Coliseum in Rom macht. An einigen Stellen gehen bis auf 80 Stufen über einander, alle in viereckigen Steinen sehr wohl ausgeführt. Es sind da sechs Statuen, drei, welche Männer mit Waffen in Mosaik darstellen, mit Bändern um die Füße; ihre Waffen sind von Schmuck bedeckt; die anderen zeigen Frauen mit langen Kleidern und römischem Kopfputze. Die Bildsäule des Bischofs hält in ihren Händen ein Päckchen, einem Heiligenschreine gleichend.

Es scheint, daß diese Statuen Götzen gewesen sind, denn vor jeder derselben liegt ein Stein, wie man sich deren zu den Opfern bedient, mit einer Rinne, um das Blut abfließen zu lassen. Man sieht auch die Altäre noch, worauf man die Wohlgerüche brannte. In Mitten des Platzes ist ein steinernes Becken, welches anscheinend zur Taufe diente und worin sie gemeinschaftlich opferten.

Hinter diesem Platze kommt man zu einem Hügel, welchen man auf einer großen Zahl Stufen ersteigt; dort feierten sie offenbar ihre Gebräuche und Mitotes. Er scheint mit großer Sorgfalt gebaut, denn alle Steine die man daselbst findet, sind sehr gut gearbeitet.

Zur Seite ist ein sehr hoher Thurm oder Terrasse, welche den an ihrem Fuße strömenden Fluß beherrscht; ein großes Stück Mauer ist umgestürzt und hat den Eingang in zwei Keller entblößt, die sehr lang, eng und gut gebaut sind. Eine Treppe geht mit einer Menge Stufen bis zum Flusse hinab.

Noch eine große Menge anderer Dinge sieht man, welche beweisen, daß dieses Land früher von einer zahlreichen, gesitteten und in Künsten ziemlich vorgeschrittenen Bevölkerung bewohnt war. Ich habe gesucht, von den Indianern auf alle mögliche Weise zu erfahren, wer dies Denkmal gegründet habe, und Alles was ich durch Befragen der Greise erfuhr — denn im ganzen Lande ist kein altes Buch und das einzige, welches ich kenne, ist in meinem Besitze, — ist, daß diese Gebäude von einem sehr mächtigen Herrn erbaut seien, der aus Yucatan gekommen war und

nach einigen Jahren wieder in sein Land zurückkehrte, indem er Alles leer ließ. Dies ist sehr wahrscheinlich, denn die Sage berichtet, daß die Bewohner von Yucatan die Provinzen Ayatal, Lacandon, Barapaz, Chiquimala und Copan eroberten. Auch scheinen diese Gebäude denen zu gleichen, welche die Spanier zuerst in Yucatan entdeckten.

Von diesem Orte kehrte ich nach Guatemala zurück, weil einige Mitglieder des Gerichtshofes erkrankt waren und man nicht zahlreich genug zur Erledigung der Geschäfte war. Ich mußte zu diesem Zwecke durch Orte wo das Klima sehr rauh und die Straße fast ungangbar ist, man findet daselbst die schönsten Tannen, Eichen, Cedern, Cypressen und andere Bäume, die es überhaupt in der Provinz gibt.

Dies ist es, was ich Merkwürdiges bei der auf Ihrer Maj. Befehl angestellten Reise gesehen habe. Ich sage J. M. nicht alles, was ich rücksichtlich des alten Götzendienstes der Indianer vernahm, weil dazu Bände nöthig wären und ich habe das Meiste davon vergessen; doch kann ich es noch thun, wenn J. M. es zu ihrem Dienste nützlich findet; wenigstens kann ich den guten Willen zeigen.

Gott erhalte J. M., mehre Ihre Reiche u. s. w.

In der Stadt Guatemala, den 8. Mai 1576.

Der Lieutenant Palacios.

Statistische Beschreibung des Gouvernements Astrachan.

Von keiner Handelsstadt des russischen Reichs thut die Geschichte so frühe Meldung als von der Stadt Astrachan. Die arabischen Schriftsteller des 10ten Jahrhunderts kennen bereits die Handelsfahrten morgenländischer Kaufleute aus dem kaspischen Meere auf der Wolga, bis tief ins Innere des Reichs. Die abendländischen Reisebeschreibungen des Mittelalters sprechen von Astrachan — bey ihnen Citracan genannt — als von einem bedeutenden Handels- und Durchgangsplatze morgenländischer Erzeugnisse und Fabrikate. Indessen, wie so viele der wichtigsten Handelsstädte des Alterthums, als Tyrus, Alexandrien, Cadix, später Amsterdam, und andere, verdankte auch die Stadt Astrachan ihre Berühmtheit nicht der Fruchtbarkeit ihrer nächsten Umgebungen; denn sie liegt in einer holz- und getreidearmen Steppe; sondern ihrer günstigen Lage für Zufuhren aus entlegenen Gegenden auf Wasserstraßen. Die Wolga und das kaspische Meer stießen hier zusammen; der Handel der Morgenlän-

der traf hier die Erzeugnisse Sibiriens, des Nordens und Westens Rußlands, so wie die natürlichen und industriellen Produkte der Abendländer. Dies veranlaßte einen Zusammenfluß der Menschen aus den verschiedenartigsten Völkerstämmen, der Sprachen, Lebensweise und der Grade der Bildung oder der Rohheit derselben. Der Perser, Hindu, Armenier und der Bewohner des Kaukasus, fanden sich hier mit den Turkomanen, Kalmucken, Kirgisen, Russen und mit den Europäern aus verschiedenen Ländern auf einem Platze, zum friedlichen Verkehr, zum Umsatz ihrer Waaren vereinigt beisammen.

Hat gleich, seitdem der morgenländische Handel andere, zum Theil unmittelbare, Wege nach Europa gefunden, Astrachan nach und nach die frühere Wichtigkeit verloren, so ist die Stadt doch immer ein merkwürdiger Handelsplatz im russischen Reiche geblieben, und eine Beschreibung des astrachanischen Gouvernements, wovon die Stadt dieses Namens den Hauptort bildet, eignet sich zu einer Mittheilung in dieser Zeitschrift. Die Beschreibung ist aus einem Artikel eines in russischer Sprache nächstens erscheinenden Originalwerkes entlehnt.

Das astrachanische Gouvernement liegt an der nordwestlichen Seite des kaspischen Meeres. Die Südküste, von der kumaischen Bucht an bis zum Flusse Ural, auf einer Ausdehnung von ungefähr 540 Werst, wird von demselben bespült. Der Fluß Wolga theilt dieses Gouvernement in zwei Theile: der südwestliche nimmt ein Drittel des ganzen Raumes ein, und der nordöstliche ungefähr zwei Drittel. Die Grenze des ersten beginnt von der Ausmündung des Flusses Kuma ins kaspische Meer oder der kumaischen Bucht und zieht sich östlich längs dem Laufe der Flüsse Kuma und Manitsch, bis zum See des großen Ilmen; auf diesem ungefähr 350 Werst weiten Raume grenzt das astrachanische Gouvernement mit seinen Steppen an die Winterwohnungen der nomadisirenden Kalmucken und Tataren im kaukasischen Gebiet; weiter in gerader Linie nach Norden läuft die Grenze des astrachanischen Gouvernements längs dem Gebiete des donischen Heeres, unweit welchem die Kalmucken ihre nomadischen Sommerwohnungen haben, vom großen Ilmen an bis zur Mündung des Flusses Donskaja Tsariza, auf einer Strecke von ungefähr 260 Werst. Die ganze südwestliche Seite des astrachanischen Gouvernements, zwischen den Flüssen Wolga, Kuma, Manitsch und Salo, ist eine nur von zwei kleinen Flüssen bewässerte Ebene voll Hügel, und wird die wolgaische Steppe genannt. Der andere größere Theil des astrachani-

schen Gouvernements, nach der nordöstlichen Richtung, grenzt an das saratowische, stößt mit demselben zusammen bei der Mündung des Flusses Donskaja Tsariza, von woher die Grenze zwischen diesen beiden Gouvernement auf 900 Werst läuft bis zum Flusse Motschi, der seinen Ausfluß an den Grenzen des astrachanischen, saratowischen und orenburgischen Gouvernements hat. Vom Flusse Motschi nach Osten bis zur Ergiessung des Flusses Ilek in den Ural, streicht die Grenze des astrachanischen Gouvernements, mit dem orenburgischen, ungefähr auf 200 Werst. Vom Ilek längs dem Ural bis zur Mündung dieses Flusses ins kaspische Meer, sind die Gebiete des uralischen Kosakenheeres und die Nomadenwohnungen der Kirgiskaisaken, mit welchen das astrachanische Gouvernement in einer Länge von 600 Werst grenzt. An der Nordostseite, zwischen dem Ural und der Wolga bis zum kaspischen Meere, sind große Sandebenen. Diese sogenannte uralische Steppe ist blos von drei Flüssen, dem grossen und kleinen Usen und dem Fluß Solianka und mehreren kleinen Flüssen umgeben. Hier trifft man fast überall einen Salzboden und viele Salzseen. Von der Mündung des Flusses Ilek in den Ural, d. i. vom Nordpunkt an bis zur kumaischen Bucht, oder von seinem äußersten Südende, zieht sich das astrachanische Gouvernement in die Länge auf 800 Werst, und längs der großen Poststraße auf 1,150 Werst; dagegen die Breite längs dem Wege am Flusse Wolga, von der Grenze des saratowischen Gouvernements an bis zu den kaspischen Küsten, nur 350 Werst beträgt. Dieses ist die Hauptstraße zu Lande und führt vom kaspischen Meer durch das astrachanische Gouvernement ins Innere von Rußland. An derselben liegen die Gouvernementsstadt Astrachan und die Kreisstädte Enotaevsk (140 Werst von Astrachan) und Tschernoijar (250 Werst von Astrachan); alle drei an der Wolga, welche den einzigen Weg zu Wasser in diesem Gouvernement bildet und mit den entlegensten Gegenden Rußlands, Sanktpetersburg, Archangel und Sibirien in Verbindung steht. Außer der Straße an der Wolga führen nur noch zwei Hauptstraßen durch das astrachanische Gouvernement, die eine nach Süden längs den Küsten des kaspischen Meeres ins kaukasische Gebiet. Bis zur Grenze rechnet man von Astrachan 240 Werst. Die andere geht über die Kreisstadt Krasnoijar (35 Werst von Astrachan) nach dem orenburgischen Gouvernement, nach Osten, längs der kaspischen Küste und am Ural herauf, und erstreckt sich von Astrachan bis zum Städtchen Iletsk oder dem orenburgischen Gouvernement auf 910 Werst.

Naturerzeugnisse und Industrie. In dem aus großen Sand-

ebenen bestehenden Gouvernement Astrachan giebt es, auf seinem ganzen Umfange von 2,800 Werst, außer der Wolga, keinen einzigen großen Fluß; alle übrigen Steppenflüsse sind von keiner Bedeutung. Deswegen ist beim Mangel an Wald der Boden sehr trocken und dürre. In der Mitte der Steppen findet man große Strecken mit verschiedenen Kräutern bewachsen, welche dem Vieh der nomadisirenden Kalmucken und Tataren zur Nahrung dienen. An den Ufern der Wolga aber ist das Land angebauet. Dort findet man auch Obst- und Küchengärten. Die Steppenlage dieses Gouvernements, der salzige und sandige Boden, die ungewöhnliche Hitze im Sommer, der wenige und seltene Regen und der Mangel an Bevölkerung hindern die Fortschritte des Ackerbaues. Getreide wird in dem tschernojarischen und zum Theil in dem enotaewischen Kreise ausgesäet; in dem astrachanischen aber sehr wenig und zwar nur Sommergetreide; das Wintergetreide nur in dem tschernoijarischen Kreise. Das Ganze des Ackerlandes in diesem Gouvernement macht ungefähr 30,000 Dessätinen aus, die Aussaat etwas über 20,000 Tschetwert und die Erndte bis 60,000 Tschetwert; in dieser Zahl ungfähr 28,000 Tschetw. Roggen, 22,000 Tschetw. Weizen, bis 3,000 Tschetw. Hafer und ungefähr 2,000 Tschetw. Gerste. Im astrachanischen Kreise ist die Erndte nicht einmal das dritte Korn, dahingegen in dem tschernojarischen und enotaewischen zuweilen das 6., 7., 10. und selbst das 11. Ueberhaupt macht die Erndte im Gouvernement Astrachan, die Saat abgerechnet, kaum den dritten Theil des zur Nahrung für die Ackerleute nöthigen Quantums aus. Der jährliche Mangel wird ersetzt durch den Ankauf des auf der Wolga aus den innern Gouvernements eingeführten Getreides. Der Bedarf der jährlichen Versorgung des astrachanischen Gouvernements ist ungefähr 250,000 Tschetwert. Um die Bewohner vor Mangel an Getreide und gegen sehr hohe Preise zu schützen, sind von der örtlichen Obrigkeit folgende Maaßregeln getroffen: a) Vorrathsmagazine, in Astrachan eins und in den Kreisdörfern 50 der Krone und 20 den Gutsbesitzern gehörige. In Astrachan ist es festgesetzt, immer 10,000 Tschetw. Vorrathsgetreide gelagert zu haben. b) Um dem Verkaufen des nach Astrachan geflößten Getreides vorzubeugen, sind zwei vom Rathhause aus dem Kaufmanns- und Bürgerstande gewählte Aufseher angestellt, deren Pflicht es ist, alle die Gegenden um Astrachan herum, wo man Getreide heimlich durchführen könnte, zu durchreisen. c) Die Ausfuhr des Getreides aus dem Gouvernement, gleichviel welches Quantum, und so groß auch die

Nothwendigkeit wäre, kann blos vermittelst der vom Gouverneur ertheilten Erlaubnißscheine geschehen.

Das astrachanische Gouvernement, welches durch die im Norden höhere Lage und die uralischen Gebirge geschützt, an sich sandig und holzarm ist und von Süden offen steht, hat ein warmes Klima, welches für zarte Pflanzen, die dem südlichen Europa eigen sind, wohlthätig ist. Birnen, Bergamotten, Aepfel, gelbe, große Birnen, Kirschen, Pflaumen, Pfirsiche, Aprikosen und Weintrauben wachsen in freier Luft; der Boden ist aber dem Gartenbau nicht überall günstig. Im Jahre 1836 sind im astrachanischen Kreise 23,768 Pud Weintrauben gesammelt; in dem krasnoijarischen 300 und im enotaewischen 75, im Ganzen 24,143 Pud. Die Weintrauben werden nach Moskau und nach andern Städten geführt. Die astrachanischen Melonen und Wassermelonen sind wegen ihres besondern Wohlgeschmacks und ungewöhnlicher Größe bemerkenswerth; sie werden nach beiden Residenzen und nach verschiedenen Gegenden Rußlands versendet. In Krasnoijar wird ein großer Handel mit Aepfeln getrieben. Mit dem Gartenbau beschäftigen sich Russen und Armenier. Man rechnet in dem Gouvernement bis 368 Obstgärten, die einen Raum von 1,518 Deßätinen einnehmen. Die Küchengärten werden meistens von Tataren bearbeitet; man rechnet deren an 580.

Der Weinbau ist sehr unbedeutend; das Quantum des gewonnenen Weins und Branntweins ist für den Verbrauch von Astrachan allein nicht hinreichend. Diese Getränke werden meistens aus Kisljar gebracht. Im Jahre 1836 wurden im astrachanischen Kreise 14,622 Weddro rothen Weins gewonnen; im krasnoijarischen 140 Weddro weißen, im Ganzen 18,016 Weddro.

Farbe- und Medizinalkräuter giebt es in großer Menge im astrachanischen Gouvernement. Sie wachsen wild, wie z. B. Färberröthe, Waid, Saffran, Süßholz und mehrere andere.

Das astrachanische Gouvernement kann als ganz waldleer betrachtet werden; die Sandweide ist der einzige Baum, und dieser wächst spärlich zwischen Schilfrohr. In dem enotaewischen und tschernoijarischen Kreise zieht man Silberweiden, Palmenweiden, schwarze Pappeln. Gegen die saratowische Grenze trifft man Ulmen, Weißdorn, Wasserhollunder, Heckenstrauch u. s. w. Holz aller Art wird längs der Wolga aus dem nordöstlichen Rußland angebracht.

Die Viehzucht befördern die großen Steppen in diesem Gouvernement, auf welchen die Heerden der Nomadenvölker weiden. Es ist schwer,

die Zahl des ihnen gehörigen Viehes richtig zu bestimmen. Ungefähr gerechnet sind in diesem Gouvernement an 350,000 Stück Hornvieh, 550,000 Pferde, an 2 Mill. Schafe. Die Kalmucken sind die reichsten an Vieh. Außer den Steppenheerden giebt es einzelne Stutereien, Schaf- und Hornviehzüchtereien in den Kreisen von Enotaev und Tschernoijarsk, die den dortigen Einwohnern, Gutsbesitzern und Bauern gehören. Uebrigens haben auch diese für das Vieh keine landwirthschaftliche Einrichtungen. In kalten Wintern, bei vielem Schnee und Gestöber, kommt in den Steppen eine große Menge Vieh, aus Mangel an Nahrung und Unterkommen, um. Kaufleute reisen um die Hordenlager herum, kaufen oder tauschen gegen verschiedene Erzeugnisse, als: Gestepptes Zeuch und Nahrungsmittel, Pferde, Hornvieh, gegerbte Lämmerfelle und Schafspelze, und verkaufen dieselben in Astrachan, versenden aber den größten Theil nach den oberen Städten. Die Kalmucken aber treiben das Vieh selbst nach Tschernoijar auf die Jahrmärkte. Nach Befriedigung des örtlichen Bedarfs treibt man vieles Vieh jährlich zum Verkauf in andere Gouvernements. Hornvieh bis 25,000 Stück, an 8,000 Pferde und bis 180,000 Stück Schafe.

Das astrachanische Gouvernement hat einen Ueberfluß an wilden Thieren, Raubthieren und Vögeln, welche indessen den Einwohnern von keinem großen Nutzen sind. Wir wollen uns mit der Beschreibung der Hauptarten der Thiere, die sich in diesem Gouvernement befinden, begnügen: Wölfe, Füchse, Steppenfüchse, Hasen, Otter, Flußotter, Bisamratten, wilde Pferde, Ziegen und Schweine; Adler, Habichte, Eulen, Schwäne, Kraniche, Störche, Gänse und Enten verschiedener Arten, Birk-, Reb- und Haselhühner, Wachteln, Schnepfen und mehrere Singvögel. Es giebt wilde Bienen; niemand beschäftigt sich aber dieselben zu warten und zu ziehen. Dasselbe muß man auch in Betreff der Seidenwürmer bemerken; die Ausbeute der Seide ist unbedeutend. 1836 wurden blos 15 Pud erhalten; man rechnet an 56,000 Maulbeerbäume.

Der Fischfang bildet den größten Zweig der Industrie und ist die wichtigste Quelle des Reichthums des astrachanischen Gouvernements. Der Ueberfluß an Fischen, in der Wolga und in dem kaspischen Meere, ersetzt den Einwohnern den Mangel an gutem und zum Ackerbau brauchbaren Boden, und zieht sogar Landleute aus fruchtbaren Gouvernements, wo sie nicht die Vortheile finden, welche ihnen hier der Fischfang bietet, hierher. Unter den fischreichen Gewässern, an den kaspischen Küsten, nehmen die dem freien Betrieb überlassenen embaischen Gewässer den ersten Platz ein, die ihren Namen von dem sich ins kaspische Meer ergießenden Fluß

Emba erhalten haben. Diese Gewässer erstrecken sich von dem Gebiete der uralischen Kosaken bis zum Vorgebirge Tjukkaragan. Der embaische Fischfang hat zweimal im Jahre statt, gleich nach Befreiung der Flüsse vom Eis bis zum halben May, und alsdann vom August bis zum Eisgang.

Zur größern Bequemlichkeit des Fischfanges, theilt man die Ausdehnung der embaischen Gewässer in drei Theile: Der erste beginnt von der uralischen Grenze längs dem nordöstlichen Ufer des Meeres bis zur Insel Bakusch; hier wird der Fischfang mit 400 Böten und der gehörigen Anzahl von Fahrzeugen für das Fischergeräth und fürs Verpacken des gefangenen Fisches getrieben. Zum zweiten Theil weiter nach Süden von der Insel Bakusch bis zum Flusse Emba, werden nur 200 Böte zugelassen, und zum dritten, welcher den übrigen Raum von der Emba bis zum Tjukkaragan einnimmt, ist die Zahl der Böte unbeschränkt. Zu diesem Fang muß man auch den Robbenschlag auf den im dritten Theil bei der todten Bucht, oder den sogenannten neuen Seehundsinseln liegenden Inseln und auf den kulalinskischen oder alten Seehundsinseln, nächst dem tjukkaraganischen Gebirge, mit einrechnen. Die letztern nennt man: Kulali, Swiatoi, Krugloi, Dolgoi, Orlov, die kolginische Landzunge und Podgornoi. In 1835 haben die embaischen Fischer, zum Fang der Fische, 770 Fahrzeuge, 1,793 Böte, 12 große 50 bis 60 Faden lange Netze und 6,515 Arbeiter gebraucht. Die Zahl der gefangenen Fische war: 10,967 Stück weißer Delphin, 1,604 Störe, 362,761 Sewrjuga, 2,221 Karpfen und Sander; die Ausbeute des Kaviars 19,459 Pud, Hausenblasen 720 Pud, Fischknorpel 757 Pud. Auf den Robbenschlag gingen 170 Arbeiter mit 24 Fahrzeugen, und erbeuteten 128,270 Seehunde. Das Salz zum Einsalzen der Fische wird aus den astrachanischen, bertinlischen, krasnoijarischen und algatinskischen Magazinen bezogen. Die embaischen freien Fischer allein gebrauchen 150,000 bis 200,000 Pud Salz. Als Kronseinnahme beim Abfahren auf den Fischfang in die drei Theile der embaischen Gewässer, werden im Frühjahr von jedem Boot 10 Rubel und von jedem Netze 5 Rub. erhoben, und im Herbst 5 und 3 Rubel. Diese Abgaben bringen jährlich von 30,000 bis 100,000 Rubel und mehr ein; die Abgabe von Seehunden ist 1 Silberrubel das Pud. Die fischreichen Gewässer, außerhalb des Kreises des erlaubten freien Fischfanges, bilden ein Kronseigenthum oder gehören einzelnen Besitzern. Die Mündung der Flüsse, welche sich ins kaspische Meer ergießen, sind die besten Stellen zum vortheilhaften Fischfang; sie befinden sich alle, außer den ehemaligen kurakinischen, im Besitz von Privateigenthümern.

Die Kronsbesitzungen sind: 1) Tschetschinsky, längs der Insel Tschetschev an der nordwestlichen Küste des kaspischen Meeres, fast den kurakinischen Inseln gegenüber, und 2) die ehemaligen kurakinischen, unter den Namen a) der tschernewischen Gewässer, b) Golowin Utschugen und c) archiereischen, bekannt. Die Gewässer werden in Pacht abgegeben. Die Summe für die letzte Pacht betrug für die tschetschewischen 25,000 Rub. und für die kurakinischen 450,000 Rubel. — Die Antheile der Privatbesitzer erstrecken sich von der Insel Tschetschev, längs den nordwestlichen und nördlichen Küsten des kaspischen Meeres bis zu Porochowoiburg, von wo an der dem uralischen Kosakenheere gehörige Theil anfängt. Die bedeutendsten sind: 1) Die der Herren Wsewologsky: die tschernowinskischen Gewässer, zwischen den Gewässern des tschetschewischen Theils und der sogenannten kurakinischen, tschernewischen und die trawinischen oder Obraszowie, zwischen den Gewässern der Frau von Malaschev und der Kronsfischwehre. 2) Der Frau von Malaschev: ein Theil ist zwischen den tschernewischen Kronsgewässern und denen des H. Wsewologsky, Obraszowie, und der andere zwischen denen des Klosters Spassopreobraschensky und der sogenannten archiereiskie Kronsgewässer. 3) Des spassopreobraschenskischen Klosters: diese erstrecken sich von Kronsfischwehren bis zu den Gewässern der Frau von Malaschev. 4) Des Grafen Besborodko, zwischen den archiereiskischen und denen des Fürsten Yussupov, und 5) des Fürsten Yussopov, von den Gewässern des Grafen Besborodko bis zur uralischen Grenze.

Die andern Privatbesitzern gehörigen Gewässer sind nicht so bedeutend, in Betreff ihres Fischfanges. Auf den zum Fischfang gehörigen Gütern der Gutsbesitzer sind circa 2,320 Bauern. Die Mittelzahl angenommen, rechnet man den Fischfang auf den Krons- und den einzelnen Besitzern gehörenden Theilen: Beluga über 300,000 Stück, Störe 250,000, Sewrjuga über 400,000, Wels bis 500,000, Karpfen über 600,000, Sander über 4 Mill. und Hechte noch mehr. Das nöthige Salz zum Einsalzen des in diesen Gewässern gefangenen Fisches wird aus den Seen erhalten, welche unter der Aufsicht der astrachanischen Salzverwaltung stehen. Der Fischfang in den Flüssen und in den in das Meer sich ergiessenden Mündungen der Ströme, ist ganz von dem freien Fischfange im Meere verschieden. Auf dem Fischfange längs der Wolga und ihrer Mündungen, an den nördlichen und nordwestlichen Küsten des kaspischen Meeres, sind feste, bleibende zum Fischfang nöthige Anlagen errichtet. Fischwehren und Fischerdörfer; die Stellen, wo man zum Fang der Fische sich auf

kurze Zeit aufhält, nennt man Stan. Die Fischwehre ist eine Art Damm, wo die Pfähle mit dünnen Ruthen durchflochten sind und ist unter dem Namen Gatterfang bekannt. Höher hinauf, längs dem Strome und in der ganzen Breite desselben, werden Fallen von Tauwerk in mehreren Reihen aufgestellt. Der in grosser Menge schwimmende Fisch, indem er durch die Haken dieses Tauwerks durchschwimmt, muß unumgänglich auf dieselben stoßen, dem Fischer bleibt blos die Mühe, den gefangenen Fisch herauszuziehen. Auf diese Art wird der Fisch bei den Fischwehren das ganze Jahr hindurch, den Winter ausgenommen, gefangen. Wenn im Herbst die Fische versammelt sind und sich in tiefen Gruben auf den Grund niederlegen, merken sich die Fischer diese Stellen, erschrecken und betäuben die Fische durch Getöse, das sie auf dem Eise machen, ziehen die Fische alsdann mit Netzen heraus, lassen sie gefrieren und senden sie so frisch zum Verkauf ab. Jetzt ist nur erlaubt, auf Kronsantheilen, die früher dem Fürsten Kurakin gehörten, Fischwehren und Fallen zu haben, überall anderwärts sind sie verboten. Fischereien nennt man mehrentheils auf erhöhten Ufern der Insel eingerichtete Anfahrten; ihre Haupteinrichtungen bestehen in Behältern, wo sie den rothen Fisch auf die Dauer salzen und den Hecht und Sudak räuchern. Unten, gegenüber dem Ausgange auf das Wasser, unter einem Schuppen, befindet sich ein Pram, wo man den Fisch zertheilt. In der Nähe sind gewöhnlich Abtheilungen zum Bereiten des Kaviars und eine besondere Einrichtung zur Bearbeitung und zum Trocknen der Hausenblase.

Die jährliche Ordnung des Fischfanges, bei den Fischereien, zerfällt in drei Perioden: In der ersten, vom Aufgehen des Eises des Flusses bis zur Zunahme des Wassers, werden viele Beluga, alsdann Sewrjuga und Sterlette und Störe zuletzt gefangen; die Sander, Karpfen und Hechte beim Eintreten des vollen Wassers bis zum völligen Sinken desselben.

Das Frühjahr, vom März bis zum Ende Mays, wird der Kaviarfang genannt; die Ausbeute ist dann im Ueberfluß und wird rasch betrieben, um den Hauptzug der Fische nicht zu versäumen, wo sie Orte suchen, zum Laichen und um aus dem rothen Fisch so viel wie möglich Kaviar, Hausenblase und Fischknorpel zu ziehen, welches die Fischer für vortheilhafter als den Fisch selbst halten. Die zweite Periode ist im Sommer im Julius, wenn die Flüsse wieder in ihre Ufer treten. Der nämliche Fisch, nachdem er gelaicht hat, kehrt ins Meer zurück, aber schon in sehr kleiner Zahl. In dieser Zeit wird der Fang Pokatuaja oder der heiße genannt. In der dritten Periode, im Herbst, fängt man, ausser dem rothen Fisch,

solche Fische, welche in weitmaschigen Netzen gefangen werden, als Hechte, Karpfen und Barsche. Der Weißfisch wird blos im Winter gefangen. In dieser Zeit fischt man durch Getöse bei den Fischwehren den rothen Fisch, fängt in den Flüssen eine große Menge Sander und Hechte. Von den Fischereien der Seeküste fährt man ins Meer auf dem Eise 30 bis 60 Werst weit; auf jeden Fänger nimmt man ein Pferd mit einen Schlitten, auf welchem bis 1,500 Faden Netze aufgeladen werden. Bei Ankunft an Ort und Stelle, werden die Netze und Stricke unter das Eis geschoben und Pfähle in dasselbe eingeschlagen, und so Beluga, Störe, Welse und andere Fische gefangen. Auf den embaischen freien Fischereien giebt es keine beständigen bleibenden Einrichtungen. Die Fischer kommen aus Astrachan auf großen Fahrzeugen (embaische Raschiwi genannt) oder auf kleinen Böten. Die erstern bleiben gewöhnlich weit von der Küste stehen, auf einer Tiefe von $2\frac{1}{2}$ bis 6 Faden, und nachdem sie Anker geworfen, lassen sie zum Fischfang Böte herunter, welche den gefangenen Fisch aufs Fahrzeug bringen, wo man denselben reinigt, salzt und bis zum Ende des Fanges aufbewahrt. Die Fischer, welche auf den kleinen Böten ankommen, fangen den Fisch unweit der Küste und stapeln ihn dort in Schilfhütten auf.

Der Robbenschlag durch freie Fischer, geschieht auf Inseln vorzugsweise im Frühjahr und im Herbst. Etliche dieser Seehundsfänger, die auf der kulalinischen Insel überwintern und schlagen die Seehunde auf dem Eise mit Keulen und Flintenkolben todt. Die Uferbewohner fangen die Seehunde im Frühjahr auf dem Treibeise, im Herbst mit Netzen und erlegen sie im Winter mit Flinten in den offenen nicht zugefrorenen Stellen und auf dem Eise an den Orten, wo sie sich Luftlöcher machen. Auf diese Art fangen auch die embaischen Fischer die Seehunde. In der astrachanischen Gouvernementsregierung ist eine sogenannte Fischexpedition eingerichtet, welche über die embaischen Fischfänge Anordnungen trifft, und Denen, die auf den Fischfang auszugehen wünschen, Erlaubnißscheine austheilt, die Wahl der Aeltesten veranstaltet, mit ihnen Aufseher zur Erhaltung der Ordnung abfertigt und Nachrichten über das Quantum der Ausbeute des Fanges einsammelt.

Salzausbeute. Das astrachanische Gouvernement ist sehr reich an Salzseen. Nach Westen zu, von dem Flusse Wolga, sind am bemerkenswerthesten: der Baskuntschasskoe, bei dem Berge Bogda, 16 Werst lang und 9 Werst breit; die astrachanischen, zwischen den Mündungen der Wolga und des Flusses Kuma; die nächsten zwei bei Astrachan nennt

man die tinakskischen, die ihnen folgenden sechs baitschuschinskischen, und die 3 letzten matschagowskischen, 77 Faden lang und 240 Faden breit, in der Entfernung von 77 Werst von Astrachan. Dort befindet sich auch der See Malinowoe (himbeerenfarbig) und wird wegen der himbeerähnlichen Farbe des aus demselben erhaltenen Salzes also genannt; zwei kabilskische und zwei basinskische, von welchen der eine 5 Werst im Umfange hat. Die nach Osten von der Wolga liegenden Seen betreffend, verdienen folgende benannt zu werden; zwei teplizkische Seen, 20 Werst von Krasnoijar; zwei korduanische und zwei lidenskische. Das Salz wird nicht aus allen Seen genommen, sondern nur da, wo es am besten ist und die Arbeiten am bequemsten gemacht werden können. Die wichtigsten dieser Seen sind: die basinskischen, kuratschkinischen, ledenezkischen, Beliga, chotschitinskischen, korduanischen und dergl. Die Ausbeute ist nicht immer gleich; der Erfolg der Zubereitung hängt viel von der Atmosphäre ab. So z. B. erhielt man in manchem Jahre aus allen Seen 1 bis 1½ Millionen Pud Salz, in andern wieder nur 120,000 Pud. Das Salz wird nur in die großen örtlichen Magazine des astrachanischen Gouvernements abgeführt, und in keine andern Gegenden. Das jährliche Quantum des in diese Magazine gestellten Salzes ist nicht immer gleich, es wird von der hohen Obrigkeit nach dem Absatz eines jeden Magazins bestimmt. Die korduanischen und etliche andere Seen enthalten außer dem Küchen- auch Bittersalz, in jedem Pud nicht weniger als 20 Pfund Glaubersalz für die Apotheken. Bei dem sogenannten Salpeterstädchen erbeutete man früher Salpeter, dessen ursprüngliches Lager im Innern des Berges Tschaptschak liegt. (Schluß folgt).

Miscelle.

Geographische Karten durch die Buchdruckerkunst. Neue Erfindung.

Obgleich früher Versuche angestellt wurden, um vollkommen gelungene, in allen Beziehungen brauchbare, und die gestochenen genügend ersetzende Landkarten zu erzeugen, so gelang es doch noch nirgends, einen rationellen Weg zur Lösung dieser Aufgabe zu finden, und mußten von Allen bisher ungelöst, und nur von den berühmten und verdienstvollen Typographen: Haas in Basel, Breitkopf in Leipzig im Jahre 1776, und Didot in Paris im Jahre 1827, nur zum Theil gelöst, wieder auf-

gegeben werden. Dergleichen kostspielige Versuche wurden seit einigen Jahren auf höhere Anregung auch in Oesterreich mit vielen Zeit- und Geldopfern gemacht, ohne zum Ziele zu gelangen, und die Mühe war daher weder für den Buchhandel noch für die Wissenschaften lohnend. Den Deutschen war es jedoch vorbehalten, die erste gelungene geographische Karte ohne Hülfe der Chalkographie, Xilographie und Lithographie hervorgebracht zu haben. — Es wurde nämlich durch verschiedenartige Versuche in Wien die Erfindung gemacht, auf einem ganz anderen Wege, als bisher versucht worden, und mit neuen Mitteln, verschieden von denen im Auslande angewendeten, „geographische Karten (wozu bisher entweder der Kupfer- oder Steinstich angewendet werden mußte, oder in neuester Zeit nur theilweise, nämlich für den Lettern-Satz, nur die Typographie angewendet werden konnte) auf einem einzigen, einfachen und minder kostspieligen Wege zu erzeugen," nämlich: mittelst besonderer jedoch sehr einfacher Vorkehrungen in der Buchdruckerkunst.

Es gelang mittelst der Pichler'schen Druckerei in Wien nach bedeutenden Opfern, die mindest kostspielige Art und Weise aufzufinden, das geographische Bild einer Karte, d. h. die Darstellung der geschlängelten Strom-, Fluß- u. Bachlinien; die krummen Grenzen der Staaten, Provinzen und Kreise; die gekrümmten Seen und Meeresufer; die schiefen, eckigen und gebogenen Linien der Straßen aller Art, seien sie punktirt, abgebrochen, fortlaufend, einfach, doppelt oder dreifach, und die verschiedenen Ortszeichen: a) auf eine leichte Art durch besondere typographische Vorkehrungen zu liefern; b) mittelst der Buchdruckerpresse in jeder beliebigen Zahl mit Anwendung mehrer Farben für Gewässer, Straßen, Ortsnamen, Berge ꝛc. zu vervielfältigen, und c) hierdurch zum Vortheile der Wissenschaften, für die Folge zu billigen Preisen dem Publikum in jeder Sprache ausgeführt, vorzulegen.

Es kann demnach mit jeder Buchdruckerpresse in der Zukunft, jede wie immer gestaltete krumme Linie dargestellt werden, welches früher in dieser Correctheit nicht ausführbar war.

Der Erfinder ist Herr F. Raffelsperger in Wien, Mitglied mehrer gelehrten Gesellschaften und Herausgeber des topogr. Postlexicons für Oesterreich ꝛc.

Neuyork. *)

Wenn man Neuyork besucht, fühlt man sich wie in einem Uhrmacherladen; jedes Ding bewegt sich darin nach der wahren Zeit, und wenn man abreis't, kommt man sich ordentlich wie neu aufgezogen oder regulirt vor; besser, als man es selbst hätte machen können. Man hört es gleichsam überall picken und Alles was man ansieht, ist in Bewegung, kein Loch, keine Ecke, die nicht vollgestopft wäre mit Geschäften. Hier ist nirgends Unthätigkeit, kein Mensch ruht zugleich an Seele und Leib. Der Grund davon ist, daß die Lässigen durch die ewige Bewegung der Geschäftigen angeregt werden, oder wenigstens gezwungen, sich vor dem Ueberrennen zu hüten. Wenn ein Mensch irgend sympathetische Erregbarkeit besitzt, wird er sicher in Broadway schneller gehen, als auf einem Ochsenwege im Lande, und wenn er gar keine hätte, wird ihn die Rücksicht auf Fleisch und Knochen nöthigen, mit der Menge Schritt zu halten, worin er forttreibt, das Zusammentreffen mit den Entgegenkommenden zu vermeiden und über die Kreuzwege weg zu springen, um den Karren und Omnibus zu entgehen. —

Ein zweiter wichtiger Grund der großen Lebendigkeit von Neuyork ist, daß die bedeutendsten Reisegelegenheiten von einem so großen Theile der Bevölkerung täglich gesehen werden. Früher, als die Landkutschen die meisten Reisenden bei Nacht oder zu unregelmäßigen Zeiten einnahmen, brachte dies wenig Eindruck auf das Publikum hervor; was aber kann wohl mehr aufregen, als Zeuge von Abgang und Ankunft eines Dampfbootes zu sein. Um 6 und 7 Uhr früh stoßen Boote von allen Ecken der Windrose ab, gleich eben so vielen Brieftauben, von einem Punkte ausgehend ihre Wege zu nehmen. Wenn die Stunde kömmt, hört plötzlich das Zischen und Rauschen des Dampfrohrs auf, die Reisenden springen an Bord, ihre zurückbleibenden Freunde eilen nach der Küste heim, die Räder bewegen sich wie durch Instinct und die Boote trennen

*) Aus: „Dinge wie sie sind u. s. w."

den Freund vom Freunde. Kein Ruderboot wird, wie sonst, zurückgelassen, um diejenigen aufzunehmen, welche sich verspätet haben; die Tage der Duldung für Träge haben aufgehört und alles was sie erreichen können, wenn sie um einen Augenblick Aufschub bitten, ist die Versicherung, daß sie „zum nächsten Boote zurecht kommen würden." Jedoch aller solcher Warnungen ungeachtet, finden wir die alte Race der Lotterer noch nicht erloschen. Man findet sie bei jeder Dampfboot-Landung am Strande pünktlich zu ihrer Zeit, d. h. eine halbe Minute wenigstens zu spät, und wenn der Augenblick der Abreise auch bis morgen oder zur nächsten Woche verschoben werden müßte, bleiben sie dennoch bei ihren alten Gebräuchen. Dieser Trödelgeist hielt einst einen meiner Freunde etwas zu lange zurück und trennte uns für einen Theil des Weges, auf dessen Genuß wir uns schon vorher gefreut hatten, indem er den Einen mit doppeltem Gepäcke belastete, dem andern dagegen jeden Wechsel der Kleidung verbot. Ich sah einmal einen Orangenverkäufer bei dem Signal der Abreise nach der Küste rennen, ohne daß er seinem Käufer das Geld wechselte, welches er in der Hand hielt, unter dem Vorwande, er habe keine Zeit mehr; in einem andern Falle ward ein Mann, der rücksichtlich seines Trägers auf einen ähnlichen Streich dachte, von diesem zurückgehalten und mußte am Lande bleiben, während seine Frau ohne ihn in eine andere Stadt reis'te.

Nach der Thätigkeit der hiesigen Kaufleute sollte man glauben, daß das Erstreben von Reichthum sie ganz erfülle; aber wenn man die Thatsachen kennen lernt, findet man oft, daß sie ihren Eifer im Geschäfte nur verdoppeln, um Zeit für irgend eine andere vorzuziehende Beschäftigung zu gewinnen. Kein kleiner Theil der Gesammtzahl ist mit einer Gesellschaft zur Beförderung des Guten unter den Mitbürgern in Bezug auf Moral, Intelligenz, Religion oder andere wichtige Interessen als Mitglied verbunden. Dies gilt keinesweges von Allen, noch von so Vielen, als man wünschen möchte, was auch dadurch bewiesen ist, daß Manche Mitglieder von 2 bis 3 und mehr Verbindungen sind. Diese nehmen ihre Thätigkeit und ihren Verstand überall hin mit, und wirken demgemäß in der Versammlung oder den Ausschuß-Zimmern, mit Hülfe ihrer kaufmännischen Pünktlichkeit, Umsicht und Schnelligkeit überall besonnen, gut, und mit einer Zeitersparniß, die von Andern nicht zu erwarten wäre. Die Menge der von den Kaufleuten der Stadt ausgeführten Geschäfte müßte Jedermann in Erstaunen setzen, wenn es möglich wäre, eine deutliche Schätzung davon zu geben. Und gegentheils würde eine Berechnung des jährlich von ihnen zur Beförderung ähnlicher Zwecke ausgege-

benen Geldes leicht höher steigen, als man glauben dürfte. Bei allem diesem wirken die reinsten Beweggründe vornemlich ein. Man darf nur die Individuen persönlich kennen, um zu fühlen, daß bei Vielen nicht die Großmuth allein, sondern die Grundsätze des Christenthums zu Beweggründen werden, und die Aussichten von Wohlthaten für die Stadt, das Land und die Welt, welche aus der Verbreitung dieses wohlwollenden Geistes unter den einflußreichen Männern des Orts entspringen, sind höchst ermuthigend. Beispiele solcher Art erzeugen Nacheiferung, wodurch sie diejenigen belohnen, welche dieselben geben, und jedes Jahr sieht neue Individuen die herrliche Laufbahn uneigennütziger Wohlthätigkeit betreten und neue Anstrengungen derer, welche von frühern Erfolgen noch mehr angereizt und ermuthigt wurden.

Auch bemerkt man mit großer Genugthuung, daß die Erziehung der jungen Leute, welche später wichtige Stellungen in der Gesellschaft einzunehmen bestimmt sind, diese für allgemeinere und ausgedehntere Arbeiten zu denselben großen Zwecken heranbildet. Die jetzt von den Vätern errichteten und geleiteten Gesellschaften haben ihren Söhnen unter andern Vortheilen auch den sehr wichtigen einer nützlichen und gedeihlichen Anwendung ihrer Muße verschafft. In vielen Fällen sind sie zu Charakteren herangebildet worden, welche durch ihre Menschenfreundlichkeit liebenswürdig, durch Verstand und Tugend achtungswerth, durch ihre praktischen Kenntnisse und den trefflichen Einfluß, den sie in ihren jugendlichen Kreisen bereits üben, vielversprechend sind. Tausende derselben sind in diesem Augenblicke thätige und verantwortliche Mitglieder von Gesellschaften, deren ausdrücklicher Zweck das Wohlsein Anderer ist, und während man mit Vergnügen ihre Arbeiten in literarischen Gesellschaften, Sonntagsschulen, Bibel-, Tractaten- und Mäßigkeitsgesellschaften betrachtet, ist es nicht weniger anziehend, den Einfluß zu bemerken, welchen systematisches Wohlthun auf ihre Sitten, Gemüther und Neigungen übt und unter ihren Familien und Gesellschaftskreisen verbreitet. Wie wichtig sind solche Einflüsse bei einer Bevölkerung von 250,000 Menschen! Aber eine Uebersicht des Gethanen und Geschehenden in dieser großen Stadt veranlaßt an das zu denken, was noch ausgeführt werden muß oder möchte.

Sicherlich sollte aber, bei allen Vorzügen welche Neuyork für die Erlangung und Verbreitung von Kenntnissen darbietet, zum Besten der öffentlichen Aufklärung noch mehr geschehen. Diese Stadt sollte Mittelpunkt der Gelehrsamkeit für die Union werden. Kein anderer Ort bietet hierfür gleiche Vortheile dar, und dennoch haben einige unserer Städte

und Dörfer ihre Mittel um so Vieles besser benutzt, daß sie in einem zehnfach größern Verhältnisse wissenschaftlich geworden sind. Die öffentlichen Schulen sind die größten im Lande, die von Boston ausgenommen, und auch diesen in einigen Beziehungen überlegen. Einige Privatschulen sind gut, die meisten aber, besonders die vornehmeren, ungemein mangelhaft. Das Columbia-College und die Universität sind sehr achtbare Institute für die höhern Zweige des Wissens, während die Handels-Bibliothek-Gesellschaft, die Lehrlings-Bibliothek, die Stadt-Bibliothek, das Athenäum u. s. w. werthvolle Mittel für den Selbstunterricht der verschiedenen Klassen von Lesern gewähren. Unglücklicherweise werden die Talente der Gelehrten nur allzusehr aus dem Gesichte verloren und also von dem Publikum, das kaum ihre Existenz kennt, unterschätzt. Man hat von Zeit zu Zeit versucht, monatliche Magazine von verschiedenem Inhalte zu begründen, aber sie haben nie sehr geblüht, denn Schriftsteller von anerkanntem Talente können ohne verhältnißmäßige Belohnung nicht gewonnen werden, und die Buchhändler sind selten geneigt, beträchtliche Summen aufs Ungewisse zu wagen. Würden dagegen solche Leute zur Herausgabe angestellt, wieviel mehr würde dies dem Allgemeinen nützen, als wenn man sie veenachlässigt.

Es ist also von den Bewohnern Neuyorks für die Beförderung der Wissenschaften noch viel zu thun, und ich vertraue hierbei auf das heranwachsende Geschlecht eben so sehr, als bei der Ausführung noch großartigerer Wohlthätigkeits-Anstalten. Und diese Hoffnung kann man festhalten ohne des Träumens beschuldigt zu werden, denn die Mittel zur Ausführung derselben wachsen mit jedem Tage an Menge und Stärke.

Neuyork ist in der That multum in parvo und enthält nicht blos Individuen aus den meisten reisenden Völkern der Erde, sondern ganze große Gesellschaften von Franzosen, Spaniern, Deutschen, Italienern u. s. w. Man braucht nicht weiter zu gehen, um europäische Sitten kennen zu lernen, und ein anständiger Mann kann leicht bei achtungswerthen und freundlichen Fremden Zutritt finden und ihre innere Einrichtung beobachten, während man bei einem einzigen Mahle in gewissen Gasthäusern, Hotels und Speisehäusern einen lebendigen Abriß vieler fremden Länder entwerfen lernt. Die jüngsten Ankömmlinge aus Europa und Asien sieht und hört man gewöhnlich bei „Delmonico" zu den Poststunden, und man kann hier Alles bemerken, was sie an fremdartigen Vorstellungen und Sitten an sich tragen.

Hierher gehen nun Spaßvögel, um ihre Witze loszulassen, wie dies ein alter Junggesell von anscheinend ascetischem Charakter thut, der stets

ernsthaft aussieht und niemals lächelt. Dieser nimmt sich die Mühe, Fremde vermittelst einiger angelernten Worte in ihrer Sprache zum Reden zu bringen und spielt sodann, obgleich er gar nichts versteht, halbe Stunden lang mit Mienen und Geberden den aufmerksamen Zuhörer, ohne sich zu verrathen.

Klügere Leute benutzen diese Orte zur Erweiterung ihrer Sprach- und Sittenkenntnisse. Die Zahl der bei uns jährlich verbrauchten Bücher in fremden Sprachen ist zwar gegen die Fülle unserer eigenen Literatur nur ein kleiner Strom, doch aber durchaus nicht unbeträchtlich. Leider spielen die schmählichen französischen Romane darin die Hauptrolle. — Ein großer Theil wissenschaftlicher Kenntniß kommt ebenfalls durch französische Werke ins Land und dient besonders unsern Aerzten. Aus Deutschland führen wir viele griechische, lateinische und hebräische Bücher sehr wohlfeil ein, so daß man derartige Bibliotheken ohne besondere Kosten sammelt. Die deutsche leichte Literatur (wie sie genannt wird) ist, Dank ihrem sublimirten und geistmachenden Hirn, so fremd und unverdaulich, daß sie kaum auf diese Welt niedergezogen werden kann, und bringt also unter den Menschen nur wenig Uebles hervor. Nicht so ist es mit der französischen, die zur Gesellschaft niedersteigt und deren furchtbarer Charakter oft selbst die Buchhändler schaudern macht, wenn sie, gleich den Apothekern, das Gift vertheilen.

Die Nacht ist in Neuyork außerordentlich still und ruhig. Mit Tagesanbruch wird auf Governors-Island eine Kanone abgefeuert, schon vorher sind die Züge der Milch-, Brod- und Fleischkarren in Bewegung, und kommen zum Theil rasselnd die Insel herab, während Andere sich an den Fähren der Küsten von Berg-Island und Jersey sammeln und bald darauf die Straßen durchtosen. Von den Höhen von Brocklyn hört man den Lärm, wie er, schwach anfangend, wächst bis er zu einem ununterbrochenen Getöse anschwillt, gleich dem Schalle des Niagara zu Queenstone — um nicht vor Mitternacht zu enden. Bald nach Tagesanbruch, während noch die Lampen auf den Verdecken der Dampfboote leuchten, erhebt sich der erste Rauch aus den Häusern der Arbeiter aus der obern Festung, und bald darauf strömen die Fluthen der täglichen Emigranten von hier nach Broadway und der Canalstraße herab zu ihren Arbeiten. Dann kommen die mancherlei Schreiber — die jüngsten am frühesten — und nach ihnen ihre Herren, mit mehr Würde zwar, aber doch kaum weniger eilig, zum Theil, besonders bei Regenwetter, in jenen Omnibus, welche die Straßen jetzt und um 3—4 Uhr Nachmittags so gefährlich machen. Noch ehe diese Fluthen sich verlaufen haben, vermischen sie sich

mit den 14000 Schulkindern der öffentlichen und Primär-Schulen und einer namenlosen Menge von Privatschülern aller Arten. Dann sieht man auch die Studenten des Columbia-College und der Universität, die Mediciner im Winter nach Barclay-Street rennend, die Rechtsgelehrten, Parteien und Zeugen um die Höfe der Stadthalle, der Marine und Festung.

Die Aepfelweiber und Orangenmänner von St. Paul sehen von 10 bis 12 Uhr einen bunten Haufen an sich vorbeiziehen, und wenn es ein regnichter Tag ist, haben die Ladenhalter gar viel mit Besuchern zu sprechen, die vor dem Wetter bei ihnen eintreten. Hierauf beginnt, wenn es der Himmel erlaubt, die vornehme Promenade und die Bewegung der Masse verlangsamt sich auf das billige Maaß. Ein Fremder könnte nun glauben, Neuyork sei eine Stadt der Eitelkeit, Lust und Pracht. Aber er darf nur ein Paar Straßen bei Seite gehen, um zu finden, daß nicht Alle reich oder geschäftslos sind, und er mag nur die Wohnungen Einiger besuchen, um sich zu überzeugen, daß es auch Arme und ganz Mittellose giebt.

Ein Besuch bei den Quellen von Saratoga im vorigen Jahrhundert *).

Eine meiner Freundinnen, deren Gedächtniß sehr pünktlich ist, erzählte mir Folgendes über einen Besuch der Mineralquellen, welchen sie im Jahre 1791 in Gesellschaft mehrerer Bekannten beiderlei Geschlechts ausführte. Derselbe dient trefflich zu einer Vergleichung zwischen Vergangenheit und Gegenwart.

Die Gesellschaft bestand ursprünglich aus fünf Personen, drei Herren und zwei Damen, die mit zwei Gigs, damals Chairs, Stuhlwagen, genannt, und einem Reitpferde reis'ten. Man wollte anfangs nur bis zum Lebanon-Pfuhl, der jetzt als Lebanonquelle bekannt ist, und wovon der Gesellschaft durch einige Freunde, die ihn das Jahr zuvor besucht hatten, eine anmuthige Schilderung gemacht worden war. Die Großmutter des Einen derselben war, wie man sich erinnerte, von dem „Pfuhl" an einem schönen Tage vor der Revolution zurückgekehrt, und in einer dunkelgefärbten Jacke und Rock mit der vor alten Zeiten sprichwörtlichen Würde von ihrem Dameusattel gestiegen, sie sprach noch davon, wie sie die Erb-

*) Aus: „Dinge wie sie sind u. s. w."

sen zu Mittag gekocht habe, welche die Herren bei dieser alten Quelle gesammelt.

Von Hartford ging es westlich, und man kann sich eine Vorstellung von den Sitten nach der Kleidung der einen Dame machen, die einen schwarzen Biberhut mit einer Zuckerhut-Spitze von 8 bis 9 Zoll Höhe, eine sogenannte „Kirchthurm-Spitze,“ mit schwarzen und rothen Schnüren und Troddeln umwunden, trug, welche weniger prächtig waren, als die bisweilen getragenen goldenen Schnüre. Da Reitkleider nicht mehr Mode waren, trug sie ein Kleid von „Londoner rauchfarbenem“ Tuche, vorn und an der Seite mit 24 vergoldeten Knöpfen von eines halben Dollars Größe geknöpft. Lange Westen und Mieder waren Mode, und die Schuhe liefen in sehr feine Spitzen und hohe Hacken aus, an der Oeffnung mit großen Pappschnallen verziert. An einem Wirthshause, wo man die erste Nacht zubrachte, mußten die Damen sich selbst mit einer Schranke von Bohnenstroh umgeben, um die Wanzen abzuhalten, welche den Ort angriffen, was jedoch nur vorübergehend half, da das Gewürm alsbald zur Decke heraufkroch und von oben herabfiel. Die grünen Wälder, durch welche der Weg meilenlang führte, waren sehr unwegsam und mit den Karren oft nicht ohne Gefahr zu passiren. Man begegnete unterweges kaum einem Menschen, ausgenommen einem alten Manne mit langem, weißen Barte, der einem Pilger auf einer Pilgerfahrt in das heilige Land glich; und seinem Weibe, welche auf einem Pferde mit deutschem Sattel und einer einfachen Eisenkette als Zügel ritt — so häßlich, als eine von Shakpeares alten Hexen.

Die wenigen sichtbaren Wohnungen waren so uneinladend, daß die Reisenden ihr Mahl meist im Freien verzehrten, an irgend einem angenehmen Orte unter den Bäumen, oft zur Seite eines Baches, an den man sich noch lange mit Vergnügen erinnerte. Nach drei Tagen ward Hudson erreicht, wo ein Freund sie in einen sehr anmuthigen Kreis einführte; nach hinlänglicher Ruhe ging es weiter. Ein Herr, welcher einem Balle beizuwohnen gekommen war, schloß sich hier an, indem er einen Boten nach andern Kleidern absandte, aber obgleich er diese nicht erhielt, harrte er doch in seinem Tanzanzuge bei der Gesellschaft aus. Er trug ein weißes Tuchkleid, gepudertes Haar, kurze Hosen und weißseidene Strümpfe — und so ritt er mit. Zu Hudson hatte man beschlossen, direct nach Saratoga zu gehen, wo sich damals viele Einwohner von Hudson befanden, da die Wirksamkeit der Heilquellen eben so gerühmt ward, als die seltsame runde und hohle Form des Felsens, woraus sie entsprin-

gen. Hudson war ein blühendes Dorf, obgleich erst seit sieben Jahren von Leuten aus Nantucket und Rhode-Island angebaut.

Nachmittags machte die Aussicht auf einen Sturm die Reisenden ihren Weg beeilen, und sie übernachteten in einem alten holländischen Hause, das trotz des ungeschlachten Ansehens einer Feuerstelle ohne Pfosten, ein willkommener Schutz vor dem Wetter war. Donner, Blitz und Regen traten bald ein und dauerten einige Stunden, am Morgen aber war der Himmel klar und die Gesellschaft erreichte Albany zur Frühstückzeit. Manche wurden bei dem Einzuge in diese Stadt sehr betroffen von dem Anblicke einer alten Frau, die in einer Thür stand und deren Gesicht ganz von frischen Pocken entstellt war, die noch darauf standen; denn eine der Damen hatte die Krankheit nie gehabt, und war nahe genug gekommen, um der Ansteckung ausgesetzt zu sein. Die Geistesgegenwart eines Begleiters verhütete jedoch, daß sie den furchtbaren Gegenstand sah. Die alte holländische Kirche, mit ihrem spitzigen Dache und großem Fenster von gemaltem Glase stand damals am Fuße der Staatenstraße.

Zu Troy, wo die Reisenden Thee einnahmen, fand man nur etwa ein Dutzend Häuser, da der Ort erst vor drei Jahren von Leuten aus Killingworth, Saybrooks und anderen Städten in Connecticut angebaut worden war. Lansingburgh war eine ältere und beträchtlichere Stadt; sie enthielt wohl über hundert Häuser und war ebenfalls von Auswanderern aus demselben Staate bewohnt. Das Wirthshaus war sehr gut, aber die Einwohner betrugen sich so gastfrei gegen unsere Reisenden, welche dort durch beiderseitige Freunde bekannt waren, daß fast die ganze Zeit über in den Privatwohnungen zugebracht wurde. Nach einem Aufenthalte von zwei Nächten und einem Tage ging die Reise weiter. Der Hudson ward bei Waterford auf einer Fähre überschritten und von da reis'te man bis zum Mohawk zurück, um die Cohoes-Fälle zu besichtigen, von denen man am Norduser, längs des Abhanges hin- und herreitend, eine schöne Ansicht gewann.

Auf dem Wege zum Mohawk begegneten unsere Reisenden einer Gesellschaft der vornehmsten Bürger von Albany in einem gewöhnlichen Bauerwagen ohne Decke, mit Stroh unter den Füßen und hölzernen Sitzbänken, da ihre Familienkutsche für kurze Ausflüge zu schwerfällig war. Zwei Reiter aus ihrer Begleitung erboten sich, da sie hörten, daß unsere Reisenden nach Saratoga hinwollten, dieselben nach dem Schlachtplatze von Behmis-Höhen zu führen, wohin man also nach Besichtigung der Wasserfälle von Cohoes abging.

„Wir speis'ten," sagte meine Berichterstatterin, „in dem Hause, wel-

ches im J. 1777 General Bourgoyne's Hauptquartier gewesen war, und eine der uns aufwartenden Frauen war zur Zeit der Schlacht gegenwärtig gewesen. Sie erzählte uns viele Einzelnheiten, zeigte uns eine Stelle auf der Diele, welche mit dem Blute des General Frazer benetzt war, der, wie sie hinzufügte, als er tödtlich verwundet vom Felde getragen war, auf denselben Tisch gelegt ward, an welchem wir saßen. Die amerikanischen Truppen, welche an der entgegengesetzten Seite des Flusses sich den Briten dicht genähert hatten und über das Haus hinfeuerten, hörten während des Begräbnisses und als sie die Veranlassung des Zuges auf dem steilen Hügel, wo Frazer begraben zu werden gewünscht hatte, erkannten, nicht allein auf zu schießen, sondern spielten einen Todtenmarsch zu Ehren des Gefallenen.

Als unsre Gesellschaft von dem Schlachtfelde nach Saratoga-Lake abzog, war sie auf vier Personen zusammengeschmolzen, da vier Herren abgegangen waren, von denen zwei die Absicht hatten, uns vor Nacht zu überholen. Das Land, welches wir nun durchreisen mußten, nachdem wir die Ufer des Hudson verlassen hatten, war sehr wenig einladend und fast ganz unbewohnt. Der Weg führte durch Wälder und war von Knütteln gebildet. Wir reis'ten bis spät in den Nachmittag, ehe wir ein Haus erreichten, auf welches man uns zum Nachtquartier verwiesen hatte. Es stand an einem einsamen Orte in einer Oeffnung des dunkeln Waldes, und hatte ein so unbequemes Ansehn, daß wir uns entschlossen weiter zu ziehen, ehe wir noch näher herangekommen waren oder Licht angemacht hatten. Es war eine elende Baumstammhütte, mit nur einer Thür, die niemals in Angeln gehangen hatte, sondern von jeder ein- und ausgehenden Person weggeschoben werden mußte und nur mit einigen Nägeln befestigt war. Wir hielten bei ihrem Anblicke an, und Einer der Herren ritt hin, die Hütte näher zu besehen. Sich in seinem Sattel erhebend, blickte er in ein viereckiges Loch, welches als Fenster diente, aber weder Glas noch Laden hatte und fand, daß die nackte Erde die Diele bildete und kaum ein Stück Hausrath zu sehen war. Es blieb also gar nichts übrig, als weiter zu reisen, um so schnell als möglich die Quellen zu erreichen, denn wir kannten keine menschliche Wohnung in geringerer Entfernung, und konnten auch nicht sagen, wann oder wie wir dort anzulangen Hoffnung hätten. Wir waren eine zeitlang ungemein entmuthigt, bis der Herr, welcher sich zu Hudson mit uns vereinigt hatte, (immer noch in seinem Ballanzuge) uns ermuthigte, indem er sagte, daß, wenn wir uns nur seiner Führung anvertrauen wollten, er uns gewiß sicher und schnell zu einem wohnlicheren Hause bringen werde.

Dieses erhob unsere Hoffnungen und wir folgten ihm freudig, obgleich der Tag zur Neige ging und der Wald dichter und dunkeler erschien als je. Als jedoch das letzte Licht verschwunden war und wir uns in tiefster Dunkelheit befanden, bekannte unser Führer, daß er uns nur ermuthigt habe, um uns vom Verzweifeln abzuhalten und daß, was die Kenntniß des Weges beträfe, er sein Lebenlang niemals hier gewesen sei. Er stieg jedoch ab, band sein Pferd hinter unsern Wagen, und indem er den Zügel unseres eigenen nahm, leitete er dieses selbst, indem er den Weg so gut als möglich aussuchte und mit seinen Seidenstrümpfen bis an die stutzerhaften Knieschnallen einmal über das andere die Kothlöcher maaß. Endlich bestanden wir darauf zu halten, und brachten eine Viertelstunde in der größten Angst und Pein zu, unfähig zu entscheiden, was hier zu thun sei. Wir hörten die Stimmen von Thieren in den Wäldern, welche bei Einigen Furcht vor ihren Angriffen erregten. Endlich erklärte Einer der Herren, daß ein Ton, den wir vor einiger Zeit in der Entfernung vernommen hatten, nicht das Geheul eines Wolfes gewesen sein könne, wie unsere Meinung war, sondern daß es vielmehr das Bellen eines Wolfshundes gewesen sein müsse, und die Nähe der Wohnung seines Herrn anzeige, die er aufsuchen wolle. Die Herren wollten uns nicht allein lassen, aber wir bestanden darauf, weil sie gegenseitig Beistand bedürfen könnten und so gingen sie zusammen ab. Lange Zeit hörten wir nichts von ihnen. Ich weiß nicht, wie lange sie weggeblieben, denn wir wurden bald ungeduldig und unruhig, endlich aber erblickten wir ein Licht zwischen den Bäumen, welches, auf Stämmen und Aesten scheinend, einen wunderschönen Anblick gewährte, gleich einem endlosen gothischen Gewölbe mit tausend schlanken Säulen zu beiden Seiten. Wir erblickten unsere Rückkehrenden mit zwei Männern, die uns von der Straße unter Kienfackelschein wegleiteten."

„So fanden wir unsern Weg nach dem Blockhause, welches nur ein Zimmer enthielt und nichts weiter besaß, als gastliche Bewohner; dergestalt, daß obgleich wir aufgenommen waren, wir doch selbst die nöthigsten Einrichtungen zum Schlafen treffen mußten. Eine Lampe oder Kerze gab es nicht; Kienspäne, in die Wand gesteckt, dienten zur Erleuchtung. Die Unterhaltung der Familie lehrte, daß in der Umgebung wilde Thiere in großer Menge und von großer Kühnheit lebten, und daß sie, wenn sie hungrig wären, bisweilen dem Hause nahe kämen; auch sahen wir unten an der Thüre eine große Oeffnung, um die vor den Wölfen flüchtenden Hunde einzulassen. Die Diele erstreckte sich an der einen Seite nur bis auf einige Fuß zur Mauer hin, ein Raum zum Feuer auf

dem bloßen Boden blieb frei, und als wir Thee kochen wollten, konnte die Hausfrau nur einen einzigen Kessel aufbringen, worin Wasser sowohl zum Waschen als zu allen andern Zwecken gekocht ward. Sie hatte wohl von Theekesseln gehört, aber niemals einen gesehen; doch schwebte ihr die Nützlichkeit eines solchen Geräths lebhaft vor. Als wir die Tafel aus unsern Vorräthen gedeckt und Theetassen und Unterschaalen, einen Suppennapf u. dgl. unter uns vertheilt hatten, setzten wir uns, zum Theil auf eine Bettstelle, zum Theil auf eine Art von Armstuhl, welcher von einem alten runden Tische gebildet ward, den man perpendiculär hinstellte — und so genossen wir unser Mahl."

„Plötzlich aber wurden wir von Schreien und Lärmen in geringer Entfernung im Walde gestört, was wir auch wohl für Bären- oder Wolfsgeheul hielten; unser Wirth erklärte jedoch nach einigem Lauschen, daß es der Ruf von Reisenden sei, die den Weg verloren hätten, und er ging mit unsern Herren aus, sie aufzusuchen. Sie fanden unsere beiden erwarteten Freunde, welche dem von den Kienfackeln erleuchteten Pfade gefolgt, unglücklicherweise aber ein wenig abgewichen waren und sich bald vor einer Mauer befanden, die sie von ihren Steigbügeln aus nicht überschauen konnten. Sie versuchten zurückzugehn, aber sie fanden die Mauer auch hinter sich, und obgleich sie rundum eilten, um einen Ausweg zu erspähen, war ihnen dies doch nicht möglich, weshalb sie, in der Hoffnung, daß eine Wohnung in der Nähe sein werde, um Beistand riefen. So, glücklich befreit und uns wiedergegeben, dienten ihre Abenteuer in dieser Nacht uns zu vielen Scherzen. Sie waren, ohne es zu wissen, durch eine sehr schmale Oeffnung in einen Fangstall für Bären gerathen, und konnten in der Dunkelheit den Ausweg nicht wiederfinden, woraus sich ihre Verlegenheit vollkommen erklärt. Wir schliefen die Nacht auf unserem Gepäck und Sätteln; unsere gastfreundlichen Wirthe verweigerten am andern Morgen die Annahme jeder Bezahlung."

„Als wir die Quellen von Saratoga erreichten, fanden wir daselbst drei Wohnungen, alles ärmliche Blockhäuser, auf der hohen Seite der Wiese, wo jetzt die Westseite der Straße, nahe dem runden Felsen, steht. Dies war damals die einzige benutzte Quelle. Die Häuser waren ganz voll von Fremden, worunter mehrere Herren und Frauen aus Albany, und wir fanden es fast unmöglich, auch nur für zwei Nächte unterzukommen. Den runden Felsen fanden wir damals noch ganz, der große Baum, welcher einige Jahre später umstürzte und eine Spalte schlug, stand dicht daran, und das Wasser, welches bisweilen überströmte und durch seine Ablagerungen den Felsen vergrößerte, stand gewöhnlich 3 — 4

Zoll unter seiner Spitze. Die Umgebung der Quelle war, wie das ganze Land, was wir viele Meilen weit her gesehen hatten, ein dichter Wald, und rings umher keine Wohnung zu sehen, die drei Blockhäuser ausgenommen, welche wenig mehr als Obdach gewährten. Wir kamen Sonnabends an und reis'ten Montag früh nach Ballston ab, das wir nach einem kurzen Ritte erreichten. Dort aber waren die Anstalten für Besuchende noch weit weniger einladend. Die Quellen, deren es dort mehrere gibt, waren ganz unbeschützt, an dem Rande eines sumpfigen Gehölzes und nahe einem Bache gelegen, an welchem wir an mehreren Stellen Blasen aufsteigen sahen, zum Beweise des Daseins noch anderer Quellen. In eine kleine Vertiefung war etwas von dem Wasser zum Baden geleitet, und zwei oder drei elende Wohnungen standen in der Nähe, aber keine, in der ein Unterkommen zu finden war. Da hier also durchaus nichts von Comfort zu erhalten war, machten wir uns nach einer kurzen Rast an den Quellen auf die Heimreise."

Dies ist der Bericht über eine Reise zu diesen Quellen im vorigen Jahrhunderte; wie schwer aber wird es zu begreifen, daß die seitdem eingetretenen Veränderungen innerhalb der Grenzen eines Menschenlebens liegen. Und doch finden sich gleiche und größere Veränderungen, oft in kürzerer Zeit bewirkt, überall wohin wir blicken.

Eine Schule in Connecticut *).

In einem Städtchen Connecticuts (das ich eben nicht nennen will), trat ich auf einige Minuten in ein Schulhaus ein, wo mich ein so verworrener Lärm von Stimmen begrüßte, daß ich kaum zu mir selbst kommen konnte. Der Lehrer besserte eben Federn für die eine Klasse, die müßig dasaß, hörte eine zweite buchstabiren, rief einer Heerde kleiner Jungen, die nichts als Allotria zu treiben hatten, still zu sitzen, bewachte einen dicken Bengel, der in der Mitte der Stube auf einer Bank zur Strafe stand, und antwortete zugleich mit großem Eifer auf die Fragen vieler Kleinen: „Darf ich herausgehn?" „Darf ich nach Hause gehn?" „Soll Hans nicht still sitzen?" „Darf ich trinken?"

Mein Eintritt unterbrach das Getöse und ließ dem Lehrer einen Augenblick frei, seine unnützen Klagen über die gänzliche Gleichgültigkeit des Publikums gegen die Schulen zu erheben, über die Vernachlässigung

*) Aus: „Dinge wie sie sind."

und Verachtung, zu welcher die allgemeine Gesinnung diejenigen verdammt, welche die Belehrung der Jugend übernehmen, über die Geringschätzung der Gegenstände der Erziehung, selbst von den besten Mitgliedern der Gemeine, und über die unzähligen Nachtheile, welche dieser Zustand der Dinge für Kinder, Eltern und Gemeinwesen erzeuge.

Ist es möglich, dachte ich, daß in Alt-Connecticut, trotz seiner zwei Millionen Schul-Fonds, der Eifer seiner Väter und vieler seiner Kinder für Literatur und Verbreitung der Aufklärung, mit allem dem hierdurch lange erworbenen Einflusse und dem Rufe, den dieses Land als Pfleger der Erziehung besitzt, eine Schule gleich dieser bestehen kann? Aber zu meinem größten Erstaunen hörte ich, daß es noch gar viele hier gebe, die nicht besser waren. Ich sprach später mit, an Charakter und Einfluß hoch ausgezeichneten Personen des Ortes, Leuten von Erziehung und selbst wissenschaftlicher Auszeichnung, welche ohne Zweifel öffentlich zu Gunsten der allgemeinen Verbreitung von Kenntnissen gesprochen hatten — nichts destoweniger konnte keiner von ihnen mir irgend eine reelle Mittheilung über die öffentlichen Schulen geben. Sie hielten dieselben für unumgängliche Anhängsel der Gesellschaft oder vielmehr für die Grundbedingung der Aufklärung, und glaubten, daß sie bedeutender und unmittelbarer Verbesserungen bedürften. Aber sie schienen weder zu wissen, noch sich sehr darum zu kümmern, worin ihre Vorzüge und Mängel beständen und wodurch diese zu verbessern seien. Die Meisten hatten keine sichere Kenntniß von der Anzahl der Schulen, ihrer Lage, der Zahl der Zöglinge und der Art des Unterrichts. Diejenigen, welche aufmerksam auf den Unterricht gewesen waren, hatten einige Zeit auf die höheren Schulen des Orts verwendet, wo eine kleine Zahl der reicheren Leute ihre Söhne und Töchter hatten, und obgleich es ihnen gelungen war, diese auf den vortrefflichsten Fuß zu setzen, dachten sie doch niemals daran, wie leicht sie einer weit zahlreicheren und bedürftigeren Klasse dieselben Wohlthaten angedeihen lassen könnten. Niemals hatten sie daran gedacht, wie wichtig es für den moralischen Charakter der Kinder, für ihre Fortschritte in Kenntnissen sei, daß man sie in der Schule anhaltend und angenehm beschäftige, oder daran, welche Unterstützung der Lehrer durch die Einführuug einiger wenigen, leicht ausführbaren Verbesserungen, bei Disciplin und Unterricht finden würde. Niemals war gefragt worden, ob eine Karte, eine Rechentafel oder eine schwarze Tafel für die Schule nützlich sein und den trockenen Gewohnheitsgang des Tages in angenehme Abwechselung versetzen werde, während man jetzt oft nur von dem Wenigthun zu dem Nichtsthun oder Bösesthun abwechselnd übergeht.

Niemals hatten sie daran gedacht, daß ein Paar Stückchen Holz oder Stein von verschiedener Art, oder ein Paar Muscheln oder Blätter bei Gelegenheit mit Nutzen gezeigt werden könnten und eine zweckmäßige Vorlesung von zehn Minuten einleiten dürften. Niemals hatten sie berücksichtigt, wie der öftere Besuch eines Geistlichen, Juristen, Arztes oder Kaufmanns Lehrer und Zöglinge erfreuen und anspornen könnte, oder wie eine Versammlung von Lehrern unter dem Vorsitze einiger einflußreichen Einwohner die Erkenntniß selbst durch ihre Diener, die Schullehrer, in der öffentlichen Achtung heben könnte. Ich fand Wenige, welche eindrucksfähiger schienen und thätigere Maaßregeln für einen Zweig des Gegenstandes ergriffen hatten — es waren Damen.

Ein Dorfredacteur *).

Es kann nicht Wunder nehmen, daß Fremde im Allgemeinen keine, oder doch nur sehr wenig richtige Vorstellungen über unser Land haben. Private und öffentliche Verhältnisse, vergangene und gegenwärtige Zustände vermengen ihre Einflüsse dergestalt, daß ein bloßes Auffassen unseres politischen Systems ganz unzureichend ist, eine Einsicht in den geselligen Verkehr zu verschaffen. Jedermann hat die Freiheit, auf die Gründung einer Stadt oder Landschaft, eines Hauses oder Gutes zu speculiren, ganz unter gleichen Bedingungen, wie der am Orte Geborene, und er kann die Leute vom Norden des Landes bis zum Busen von Mexiko herab beschuhen oder rasiren, nähren oder kleiden, wenn sie ihn dafür bezahlen wollen. Dies bewirkt eine unaufhörliche Bewegung auf den Landstraßen und gibt dem Verkehr eine fieberhafte Hast. Die Leute müssen zu Hause bleiben, bis sie wissen wohin sie gehen wollen, und für Letzteres ist Einsicht erforderlich. Sie arbeiten, weil sie etwas gelernt haben, und sie haben mehr gelernt, weil sie gearbeitet haben. Und diese Ursachen steigern einander, gleich so vielen andern, gegenseitig ins Unendliche.

Aber von einem andern Gesichtspunkte aus angesehen, trägt wiederum Jedermann die Eigenthümlichkeiten seines eigenen Staates, seiner Landschaft oder Stadt an sich, und der Reisende mag, wenn er die Unterhaltung in diese Richtung lenkt, leicht mancherlei hierüber erfahren.

*) Aus: „Dinge wie sie sind.“

Ist man schon einigermaaßen bekannt geworden, so wird solche Mittheilung uns vergnügen oder unterrichten.

In der Landkutsche befand sich ein geschwätziger junger Mann, der sich bald als den Herausgeber einer Dorfzeitung, „Das Panier der Grundsätze" genannt, zu erkennen gab. Seine naseweisen Manieren und leichtfertigen Reden hatten bereits sein Bekenntniß ausgesprochen und ihn als einen ungezogenen, eingebildeten jungen Menschen dargethan, der erst vor Kurzem irgendwo von irgend Jemandem wegen seines ungemeinen Witzes mußte gerühmt worden sein. Er gehörte zu den Leuten, die man nicht ohne Erbarmen ansehen kann, wenn die Leiden, die seine Gesellschaft verursacht, noch irgend ein Gefühl von Wohlwollen zurücklassen. Er hatte im Leben schlecht angefangen, und schritt rasch weiter auf einem Wege, den er unfehlbar wird zurückmessen müssen. Er lebte und athmete in Mißverständnissen, weder er, noch die Welt, noch ihre Meinung von ihm oder seine Bedeutung für sie war der Art, wie er glaubte. Seine angeblichen Freunde waren nur sich selbst zugethan, und zeigten wirklich eine sehr ausgebildete Selbstsucht, indem sie seine Gesellschaft um des geringen Vortheils willen aushielten, ihn als ein Werkzeug zu benutzen.

Er hatte das Unglück in der Nähe eines werdenden Politikers zu leben, und da er ein Uebermaaß von Selbgefälligkeit, etwas Stutzerart und eine Bekanntschaft mit den untern Classen der Gesellschaft besaß, hielt er dafür, daß er die gute Aufnahme, die er genoß, ganz allein seinen Talenten verdanke. Als ihm nun die Herausgabe einer neuen Zeitschrift angetragen wurde, glaubte er, daß diese Stellung nur seinen Verdiensten gebühre, und als ich ihn sah, war er schon in voller Benutzung dieses schlechten Kapitals. Er war nicht scharfsinnig genug um zu bemerken, daß ein Zusammenhang bestehe zwischen den freundlichen Grüßen des Squire Undertow, seines Vertrauten im Gespräche über Staatsangelegenheiten, und zwischen dem Lobe seiner ersten Versuche und dem Geflüster, daß er der beste Mann im Lande sei, um die Zeitung herauszugeben, welche die Freunde der Principien eben begründen wollten; so war er alsobald, gleich einer Locomotive auf der Eisenbahn, in Schuß gerathen, und lief eiligst und geschwindigst in der Bahn fort, die zu verlassen ihm nicht gestattet war, indem er sich einbildete, daß er alles thue und Allen den Ruhm entreiße, während er nur andere Maschinen seiner Art ausräucherte. Er hielt sich für mächtig genug, jeden Nebenbuhler zu überflügeln, und verachtete die schwachen Geschöpfe, welche sich in dem Gleise seines unerträglichen Witzes und seiner tödtlichen Satyre befanden. Früher hatte er die Muster der englischen Schriftsteller mit einigem Vergnü-

gen. Hudson war ein blühendes Dorf, obgleich erst seit sieben Jahren von Leuten aus Nantucket und Rhode-Island angebaut.

Nachmittags machte die Aussicht auf einen Sturm die Reisenden ihren Weg beeilen, und sie übernachteten in einem alten holländischen Hause, das trotz des ungeschlachten Ansehens einer Feuerstelle ohne Pfosten, ein willkommener Schutz vor dem Wetter war. Donner, Blitz und Regen traten bald ein und dauerten einige Stunden, am Morgen aber war der Himmel klar und die Gesellschaft erreichte Albany zur Frühstückszeit. Manche wurden bei dem Einzuge in diese Stadt sehr betroffen von dem Anblicke einer alten Frau, die in einer Thür stand und deren Gesicht ganz von frischen Pocken entstellt war, die noch darauf standen; denn eine der Damen hatte die Krankheit nie gehabt, und war nahe genug gekommen, um der Ansteckung ausgesetzt zu sein. Die Geistesgegenwart eines Begleiters verhütete jedoch, daß sie den furchtbaren Gegenstand sah. Die alte holländische Kirche, mit ihrem spitzigen Dache und großem Fenster von gemaltem Glase stand damals am Fuße der Staatenstraße.

Zu Troy, wo die Reisenden Thee einnahmen, fand man nur etwa ein Dutzend Häuser, da der Ort erst vor drei Jahren von Leuten aus Killingworth, Saybrooks und anderen Städten in Conneeticut angebaut worden war. Lansingburgh war eine ältere und beträchtlichere Stadt; sie enthielt wohl über hundert Häuser und war ebenfalls von Auswanderern aus demselben Staate bewohnt. Das Wirthshaus war sehr gut, aber die Einwohner betrugen sich so gastfrei gegen unsere Reisenden, welche dort durch beiderseitige Freunde bekannt waren, daß fast die ganze Zeit über in den Privatwohnungen zugebracht wurde. Nach einem Aufenthalte von zwei Nächten und einem Tage ging die Reise weiter. Der Hudson ward bei Waterford auf einer Fähre überschritten und von da reis'te man bis zum Mohawk zurück, um die Cohoes-Fälle zu besichtigen, von denen man am Nordufer, längs des Abhanges hin- und herreitend, eine schöne Ansicht gewann.

Auf dem Wege zum Mohawk begegneten unsere Reisenden einer Gesellschaft der vornehmsten Bürger von Albany in einem gewöhnlichen Bauerwagen ohne Decke, mit Stroh unter den Füßen und hölzernen Sitzbänken, da ihre Familienkutsche für kurze Ausflüge zu schwerfällig war. Zwei Reiter aus ihrer Begleitung erboten sich, da sie hörten, daß unsere Reisenden nach Saratoga hinwollten, dieselben nach dem Schlachtplatze von Behmis-Höhen zu führen, wohin man also nach Besichtigung der Wasserfälle von Cohoes abging.

„Wir speis'ten," sagte meine Berichterstatterin, „in dem Hause, wel-

ches im J. 1777 General Bourgoyne's Hauptquartier gewesen war, und eine der uns aufwartenden Frauen war zur Zeit der Schlacht gegenwärtig gewesen. Sie erzählte uns viele Einzelnheiten, zeigte uns eine Stelle auf der Diele, welche mit dem Blute des General Frazer benetzt war, der, wie sie hinzufügte, als er tödtlich verwundet vom Felde getragen war, auf denselben Tisch gelegt ward, an welchem wir saßen. Die amerikanischen Truppen, welche an der entgegengesetzten Seite des Flusses sich den Briten dicht genähert hatten und über das Haus hinfeuerten, hörten während des Begräbnisses und als sie die Veranlassung des Zuges auf dem steilen Hügel, wo Frazer begraben zu werden gewünscht hatte, erkannten, nicht allein auf zu schießen, sondern spielten einen Todtenmarsch zu Ehren des Gefallenen.

Als unsre Gesellschaft von dem Schlachtfelde nach Saratoga-Lake abzog, war sie auf vier Personen zusammengeschmolzen, da vier Herren abgegangen waren, von denen zwei die Absicht hatten, uns vor Nacht zu überholen. Das Land, welches wir nun durchreisen mußten, nachdem wir die Ufer des Hudson verlassen hatten, war sehr wenig einladend und fast ganz unbewohnt. Der Weg führte durch Wälder und war von Knütteln gebildet. Wir reis'ten bis spät in den Nachmittag, ehe wir ein Haus erreichten, auf welches man uns zum Nachtquartier verwiesen hatte. Es stand an einem einsamen Orte in einer Oeffnung des dunkeln Waldes, und hatte ein so unbequemes Ansehn, daß wir uns entschlossen weiter zu ziehen, ehe wir noch näher herangekommen waren oder Licht angemacht hatten. Es war eine elende Baumstammhütte, mit nur einer Thür, die niemals in Angeln gehangen hatte, sondern von jeder ein- und ausgehenden Person weggeschoben werden mußte und nur mit einigen Nägeln befestigt war. Wir hielten bei ihrem Anblicke an, und Einer der Herren ritt hin, die Hütte näher zu besehen. Sich in seinem Sattel erhebend, blickte er in ein viereckiges Loch, welches als Fenster diente, aber weder Glas noch Laden hatte und fand, daß die nackte Erde die Diele bildete und kaum ein Stück Hausrath zu sehen war. Es blieb also gar nichts übrig, als weiter zu reisen, um so schnell als möglich die Quellen zu erreichen, denn wir kannten keine menschliche Wohnung in geringerer Entfernung, und konnten auch nicht sagen, wann oder wie wir dort anzulangen Hoffnung hätten. Wir waren eine zeitlang ungemein entmuthigt, bis der Herr, welcher sich zu Hudson mit uns vereinigt hatte, (immer noch in seinem Ballanzuge) uns ermuthigte, indem er sagte, daß, wenn wir uns nur seiner Führung anvertrauen wollten, er uns gewiß sicher und schnell zu einem wohnlicheren Hause bringen werde.

nahe an der Gegend des ewigen Winters. Aber größeren Frohsinn, mehr Gutartigkeit und Verstand und bessern Humor sah ich selten an irgend einem Mittagstische von gleichem Umfange. Sie sprachen so vertraut von einem freundlichen Anspruch bei einem sechs oder acht Meilen weit im Walde wohnenden Nachbar, als wenn es nur ein Sprung über die Straße wäre, und was die wilden Truthühner, Bären

„betraf, und andrer kleinen Thieren Schaar,
So war's Tom's Nahrung schon seit manchem Jahr."

Nachdem ich den halben Weg bis zu Ethan A. Crawford's Besitzung, die drei Meilen entfernt ist, zurückgelegt, überraschte mich ein plötzlicher Regenschauer, dessen Annäherung ich im dichten Walde nicht bemerkt hatte. Bald darauf erreichte ich offneren Boden, wo mich der Wind recht faßte. Ich befand mich, wie ich später erfuhr, am Ausgange des Passes Notch, der durch die Berge führt, wo der Wind gewöhnlich sehr stark und wie durch eine Trompete oder einen Tunnel, immer gerade aus Süden oder Norden bläs't. Bald darauf erreichte ich den Ammonoosuc, hier ein kleiner Strom, dessen Wasser an einer Felsenkette etwas zur Rechten brandete. Mein Ritt war der Art, daß er mich für die Freuden eines Obdachs und der Gesellschaft doppelt vorbereitete; aber die Schönheit von Crawford's Wiese beim Aufhören des Sturmes, und der Sonnenschein durch brechende Wolken machten mich lüstern, die erste schöne Naturscene, welche der Reisende in den weißen Bergen auf diesem Wege antrifft, zu genießen. Ein breiter und ebener Abhang dehnte sich vor mir aus, bedeckt mit jenem reichen Grün, welches die Pflanzen hier in diesem kurzen aber schönen Sommer annehmen, und die einsame Wohnung des kühnen Bergbewohners zeigte sich, umgeben von einigen zerstreut weidenden Rindern. Das Ganze erschien von der übrigen Welt vorn und seitlich durch eine Mauer von ungeheuern Bergen vollständig abgeschieden, deren Mantel von Laubholz sich fast bis zu den Gipfeln hinstreckte, überragt von mehreren kühnen Piks, die mit Schnee bedeckt waren, und wo kein Blatt mehr gedeihen konnte, noch die kleinste Wurzel einzudringen vermochte.

Diese Scene erschien so reizend, daß ich mich fragen mußte, warum ein solcher Ort nicht stärker bewohnt sei. Die Antwort ist sehr einfach: nur zwei Monate lang unter zwölfen sind die Gebirge zugänglich, dergestalt, daß Reisende den Ort zu ihrem Vergnügen besuchen. Die Wiese mit aller ihrer Schönheit, bringt doch in dem kurzen Sommer kaum irgend etwas hervor, so daß man das Korn von andern Gegenden herholen muß; kurz, die Gegend würde schon längst verlassen worden sein,

wenn nicht die Winterreisen wären, wo das Haus zum Aufenthalt einer Menge von Landleuten dient, welche mit ihren beladenen Schlitten von Portland und andern Küstenstädten gehen und kommen. Das Thal, nur während weniger Wochen ein anziehender Ort, und blos im Winter eine Durchfahrt, hat seine Wechsel von Einsamkeit und Leben, auf welche die wenigen Einwohner mit Interesse hinblicken und die der Gegenstand mancher anziehenden Erzählung von Holzleuten, Reisenden, Schlittenfahrern und von den Gewohnheiten und Sitten wilder Thiere sind.

Am andern Morgen wollte eine große, im Hause versammelte Gesellschaft von Reisenden zur Besteigung des Washington aufbrechen.

Nach einem kurzen aber stärkenden Schlummer sah ich beim Schein des Mondes, daß die Zeit der Abreise gekommen war. Da wir die Ruhe der Senne und die Majestät der Berge erblickten, welche uns in dem schweigenden Dunkel der Nacht näher gekommen zu sein schienen, drängten sich uns die erhabensten Empfindungen auf. Wir fanden uns bald darauf im Walde begraben, indem wir unserm Führer folgten, der seinen Weg zwischen wilden Reben, Strauchwerk und gefallenen Baumstämmen aufsuchte, mehr, wie es schien, aus Instinkt, als nach Vernunft, da jedes Zeichen für das Auge zu fehlen schien. Der kalte Thau tränkte alsbald unsere Kleider überall, wo sie an das Laub streiften, aber die Anstrengung, welche es uns kostete, mit Jenem gleichen Schritt zu halten, hielt dem erkältenden Einflusse reichlich das Gegengewicht. Wir folgten dem wilden Thale, durch welches der Ammonoosuc seinen ersten Lauf nimmt, wie ein Lieblingskind einherspringt unter den freundlichen und einsamen Scenen der Heimath, von denen die Zukunft es einst weit und ohne Rückkehr entführen wird.

Während der furchtbaren Ueberschwemmung von 1826 schwoll dieser Bach plötzlich zu einem unwiderstehlichen Strome an und über das Thal hingebreitet, wühlte er sein Bett auf und warf die hohen Stämme nieder, welche noch jetzt in Haufen auf dem Boden liegen, während andere weit weg in den Connecticut geschwemmt wurden.

Wir kamen an einer Stelle vorbei, wo unser Führer früher einmal den Aufgang des Mondes abgewartet hatte, um seinen Heimweg zu finden, und wo er von dem Nahen eines Bären erweckt ward, der gekommen war, die Heidelbeeren in der Umgegend zu verzehren. Wir freueten uns des Ruheplatzes sehr, als wir uns den kleinen Hütten näherten, die mit Birkenrinde bedeckt, mit grünem Moose zugestopft und mit Fichtenzweigen bestreut waren und wo wir frühstücken wollten.

Bald flackerte ein lustiges Feuer zwischen beiden Wigwams, und wir streckten uns, zu einigem Schlafe, auf das grüne Lager hin.

Als wir erwachten, war es heller Tag, selbst in diesem Thalkessel von so unermeßlicher Tiefe, und nach einer eiligen Mahlzeit von trockenem Brodte und im Feuer am Spieße geröstetem Speck von Salzfleisch, bereiteten wir uns zum schwierigsten Theile unserer Expedition, der noch vor uns lag.

Die Besteigung des Washington ist sehr mühsam, obgleich natürlich ein beträchtlicher Theil seiner Höhe über der Meeresfläche und dem Connecticut bereits überschritten ist, ehe man seinen Fuß erreicht. Ich hatte nicht geglaubt, daß diese stolze Erhebung so steil aufsteige, als dies von der Seite auf welcher wir herankamen, der Fall ist. Wenige Fuß von unserem Ruheplatze traten wir in einen dichten Wald und begannen steil empor zu klimmen. Der Boden war von Wurzeln und losen Steinen ungleich, und unsere erste Hitze kühlte sich bald ab. Die Höhe war, glaube ich, fast so steil, obgleich nicht so glatt zu erklimmen, als der Kegel des Vesuvs. Der Wald öffnet sich hier nirgends, und kein Strahl von der unten liegenden Gegend läßt sich entdecken. Es dauerte lange, ehe wir etwas anderes als dichtbelaubte Bäume zu sehen bekamen. Die erste Veränderung welche ich bemerkte, bestand in dem Wechsel der Baumarten. Dieser trat urplötzlich ein. Wir verließen, wie mit einem einzigen Schritte den Laubholzwald, und betraten ein Gehölz von schlanken, an Größe und Umfang einander fast gleichen Fichten. Nachdem wir wenige Minuten lang zwischen ihnen hingeschritten, wurden sie plötzlich um die Hälfte und darüber kleiner und verschwanden rasch, indem sie uns den Strahlen einer wolkenlosen Sonne freigaben. Unser Führer warnte uns, hier auf unsere Schritte zu achten, aber wir verstanden diesen Wink nicht eher vollkommen, als bis wir zwei- oder dreimal mit einem Fuße in die tiefen Spalten gerathen waren, welche, von dichtem, immergrünen Gesträuche bedeckt, das jetzt den einzigen Pflanzenwuchs bildete, zwischen dem Gesteine verborgen waren. Obgleich das Gesträuch allmählig an Größe abnahm, konnten wir doch nicht eher sicher fußen, als bis es ganz verschwunden war. Der Boden war jetzt weniger steil, aber der bedeutende Umfang der Geschiebe an einigen Stellen, und die scharfen Spitzen und Winkel desselben machten den Weg noch beschwerlich und weniger leicht, als wir wünschten.

Vor uns erhob sich ein großer Kegel von gleichartig grauer Farbe, dessen Gipfel nur in geringer Entfernung zu liegen schien; aber als wir diesen Punkt erreicht hatten, fanden wir einen zweiten, der sich vor uns erhob und endlich einen dritten dahinter, so daß, nachdem wir anfänglich

geurtheilt hatten, daß der höchste Gipfel in der Union nicht gerade sehr bedeutend sei, wir unsere Meinung gar sehr ändern und bekennen mußten, daß der Washington einigen Anspruch auf seinen Namen hat. In der That, als wir anfingen zu merken, daß wir schon über den untern Gipfeln ständen, welche die Namen mehrerer Präsidenten tragen und die von unten und der Ferne her so groß erschienen waren, fühlten wir, daß wir uns wirklich in einer erhabenen Weltgegend befänden, und obgleich Washington noch über uns lag, konnten wir doch auf Adams, Jefferson, Madison, Monroe und die Andern herniederschauen. Lebendes ließ sich nicht erblicken, eine arme schwarze Wanze ausgenommen.

Einer der frühesten Berichte, über die Ersteigung dieses edlen Berges, den ich gelesen habe, sagte, daß der Gipfel mit Bruchstücken der Zweige von Fichten oder Schierlingbäumen besäet sei, welche von der Luft gebleicht seien und Hirschhörnern glichen. Diese Vergleichung ist sehr passend. Die Holzstücke sind ohne Zweifel von heftigen Windstößen, wie sie in den Bergen so häufig sind, herbeigeführt worden. Ein Herr beschrieb mir einmal einen, den er vor einigen Jahren beobachtet hatte. Zuerst hörte man ein Geräusch, bald darauf wurden die Wipfel der Bäume auf den benachbarten Bergen gewaltsam niedergebeugt, und man sah viele ihrer dürren Zweige in der Luft umherfliegen. Das auf dem Washington gefundene Holz ist den Besuchern des Berges sehr erwünscht, da es außerordentlich gut brennt.

Wir selbst litten an Durst und erlaubten unseren Augen kaum, des Blicks über die grenzenlose Landschaft zu genießen, ehe wir unsern braven Führer ersucht hatten, uns zu den Eisquellen zu geleiten, von denen er gesprochen hatte. Er führte uns alsbald zu einer Felshöhle, wo wir, nur 3—4 Fuß tief, ein kleines Eisbett sahen, welches unter dem indirecten Einflusse der Sonne allmählig in Tropfen hinwegschmilzt; diese reinen Tropfen fingen wir auf und fanden den Trank sehr erfrischend. Es ist dies die höchste Quelle des Ammonoosuc-Flusses, die wir entdecken konnten, und wir hatten wenigstens einen Theil seines Laufes längs des langen und jähen Abhangs über einen öden Berg verfolgt. Wir hatten die Landschaft unter uns mehrmals durch den Nebel blickend erschaut, jetzt aber, da wir uns gerüstet hatten ihrer zu genießen, und uns auf den höchsten Blöcken zertrümmerten Granits zwischen den Felsbergen, dem Ocean und dem Nordpole niedergelassen hatten, fanden wir sie vor unsern Augen ganz verhüllt. Wolken von grauem Nebel und Dampf trieben an uns vorüber und näßten unsere kaum getrockneten Kleider auf's Neue, so daß wir keine geringe Kälte empfanden. Hier und da schienen

Acres oder vielmehr Cubikmeilen von Wolken plötzlich unter uns hinweggerollt und ließen furchtbare Busen auf Tausende von Fußen sich bodenlos öffnen; aber im nächsten Augenblicke schon waren sie wieder mit Nebel erfüllt, der sich höher als der Jefferson, Adams und Washington aufthürmte, und uns selbst so dicht verhüllte, daß wir einander kaum sahen.

So ungünstig also der Tag für den Besuch des Berges war, hatten wir doch von Zeit zu Zeit Blicke auf einzelne Theile des großen Panoramas. „Da ist der See, der See! rief Crawford aus; geschwind, geschwind hierhergeschaut!" und man sah einen hellen Schein gegen Süden hinter einem Chaos von Berggipfeln und Bergseiten, Golfen, Vertiefungen und Spalten. Der Wienipisergee-See hatte einen Augenblick lang schwach hervorgeleuchtet zwischen zwei Nebelwolken, von denen jede groß genug war, einen ganzen Staat zu bedecken, und er war, zwar nur dämmrig und unbestimmt, mit einer großen Strecke des romantischen Landes in seiner Umgebung enthüllt worden. Aber wir hatten die Kenntniß der Entfernungen verloren, oder es schien vielmehr Auge und Geist seine Schärfe verzehnfacht zu haben, was wir vielleicht einem großen bodenlosen Abgrunde vor uns zu danken hatten, der, gleich einem ungeheuren Kessel über einem Vulkane von Dämpfen überfloß und welcher von Auge und Sinn erst mußte durchdrungen werden, ehe man die so plötzlich aufgerollte Scene auffassen konnte. Während der Blick auf den fernen Gegenständen ruhte, konnte er seinen schrecklichen Sprung und den armen Insecten-Körper nicht vergessen, der auf Mount-Washington zurückgeblieben war.

Bald darauf öffnete sich die Gegend im Nordosten und wir erblickten ein weites, verhältnißmäßig flaches Land, dessen Felder und Straßen in den verschiedensten Richtungen hinlaufend dennoch bewiesen, daß die Oberfläche bei weitem nicht die günstigste, weder für den Anbau noch für den Transport seiner Früchte sei. „Dort ist der Androscoggin; windet er sich nicht wie ein Aal durch das Thal hin?" Man sah den hellen Lauf eines Stromes die dunkle Fläche des Bodens theilen, gleich dem weißen Stamme einer Silberbirke am Rande eines grünen Waldes, während seine Zuströmungen, weniger breit und weniger deutlich sichtbar, den Zweigen vergleichbar erschienen. Der Berg steigt auf dieser Seite wohl tausend Fuß und darüber auf einmal hinab, so steil, als der Felsen von Gibraltar gegen die spanische Ebene, und nichts Gefährlicheres gibt es, als ohne große Vorsicht in solchen Nebeln zu wandern, wie sie uns häufig umgaben. Nicht selten sind Reisende großen Mühen unterworfen gewesen und haben bisweilen viel von Hunger und Durst leiden müssen,

weil sie sich unkluger Weise beim Besuche dieses so schwer zugänglichen Ortes ihrem eigenen Scharfsinne anvertrauten. Ein Mann oder selbst eine ganze Gesellschaft könnte stundenlang rund um den Berg wandern, ohne nur eine Spur der rechten Fußwege wiederzufinden, wenn die Dünste die Aussicht nach allen abgelegenen Gegenden unterbrechen, und selbst wenn sie die Tiefe erreichten, könnten sie noch lange in den Wäldern am Fuße umherirren.

Gegen Westen und Norden hatten wir Gelegenheit, das Schauspiel mit Muße zu betrachten, und wir fingen bereits an, mit den optischen Gewohnheiten der Habichte und Falken vertraut zu werden, wenn sie von erhabenen Höhen zur Erde niederschauen. Am Horizonte lagen die grünen Berge. Die Entfernung sowohl, als der Gegensatz gegen die nähern und höhern Gipfel, schienen die ganze Kette zu einem bloßen Kornfelde oder einem von Maulwurfshügeln unterbrochenen Gartenwege herabzudrücken. Das Thal des Ammonoosuc öffnete gerade unter uns seinen herrlichen Anblick und Crawford zeigte uns mit Interesse seine einsame Wohnung in Mitten der grünen Wiese, wohin nur wenige fremde Sorgen dringen und wo nur die Natur Gesellschafterin ist. Sonnenstrahlen und Wolkenschatten warfen abwechselnd ihre mannigfachen Lichter auf das schöne Gemälde und enthüllten mehr Reize, erregten höhere Empfindungen, als ich beschreiben oder ein Anderer, als der Beschauer, selbst nachfühlen kann.

Und dies Alles, wovon ich gesprochen oder vielmehr was ich gedacht habe, drang durch den engen Umkreis des Auges in die Seele!

Wir schliefen vortrefflich nach diesem Tage der Ermüdung, und am andern Morgen schied ich voll der reichsten Erinnerungen von Crawford's gastlicher Hütte.

Daco *).

Unter den interessanten Individuen, welche ich in Neuyork sah, war ein schlanker Mann vom Negerstamme, welcher vor zwei Jahren vom Capitain James Morrel von einer Inselgruppe gebracht worden war, die dieser im stillen Ocean entdeckt hatte. Der Insulaner ist von groben Zügen, fast ein vollkommener Afrikaner, mit großen dicken Lippen, krausem Haare, kleiner, abgestumpfter Nase, sonst aber, eine kleine Sen-

*) Aus: „Dinge wie sie sind.“

kung des Rückens abgerechnet, wohl gebaut. Seine Farbe ist die eines dunkeln Mulatten und seine Gesichtszüge tragen den Ausdruck der Ehrbarkeit, die man bei näherer Bekanntschaft mit Milde, Wohlwollen, Verstand und Freundlichkeit verbunden findet. Er hat nur wenig Unterricht genossen; um desto besser konnte ich ihn durchschauen.

Daco war der Sohn eines Häuptlings seiner Heimathinsel, welche zu der kleinen aber bevölkerten Gruppe unterm 6° S. B. und fast 115° W. L. gehört. Seine Heimath Uniapa hat drei hohe Berge mit einigem rauhen Küstenboden, auf welchem Daco's Wohnung lag, mitten unter einer Zahl von Leuten, die ihm gehorchten. Seines Vaters Volk wohnte an der Seite eines der Berge, das seiner Mutter an einer andern Stelle, und überhaupt gab es auf jeder der bewohnten Inseln eine Menge kleiner Fürsten. Krieg, behauptet er, werde niemals zwischen den benachbarten Inseln geführt, sondern nur immer zwischen den Stämmen derselben Insel, und auch da seien Wunden häufiger als der Tod. Das Land ist vornemlich mit Wald bedeckt, und er nannte mir fünfzig bis sechszig unserer Bäume, Sträucher und Blumen, für die wir zum Theil selbst keine eigne Namen haben. Die Männer gehen ganz nackt, die Weiber tragen nur einen einfachen Schurz, da das Klima ungemein heiß ist. Sie bauen Häuser nach einem eignen Modell, verbrennen ihre Todten darin, kaufen Weiber gegen verschiedene andere Artikel, die als Geld gelten, leben in Vielweiberei, haben einige abergläubische Gebräuche Krankheiten zu heilen, guten Wind zu machen u. s. w. Sie besitzen Spuren einer Offenbarung, da sie einen gewissen jüdischen Gebrauch ausüben und als von Gott zur Verbesserung des Menschen angeordnet betrachten. Von ihm leiten sie auch ihre Kunst, Krankheiten zu heilen und Regen zu machen, her. Pango ist die einzige untere Gottheit, von welcher mein Gewährsmann mir sagte. Er herrscht über eine Unterwelt, wo jedes Ding herrlich ist und wohin die Guten nach dem Tode gehen. Sie sind sich indessen gegenseitig unsichtbar, und können nur durch den Ton der Stimme mit einander verkehren. Es findet sich da eine Menge von Pflanzen, Blumen, Thieren und dem Auge angenehmen Gegenständen, aber sie sind alle weiß. Der Weg zu dieser Welt geht durch eine Höhle auf der Insel Garrubi, welche nur von zwei Männern bewohnt ist, die der Beschreibung nach wohl Albinos sein mögen.

Die Bewohner dieser Welt werden oft als „tune paroco" d. h. weiße Menschen bezeichnet, weil weiß dem Unsichtbaren am Nächsten ist. Als daher sah, daß Capit. Morrell und das Volk seines Schooners the ie weiß war, hielt man sie für Geister. Diese unsichtbare Welt

ist das Land der Musik, indem Pango dem Inselvolke fünf oder sechs musikalische Instrumente gegeben hat, deren Eines die Hirtenflöte, das Andere das Kuhhorn ist.

Sie bauen eine Art Kartoffeln, Bohnen und verschiedene andere Gemüse und Wurzeln und besitzen Aepfel, Cocosnüsse und andere treffliche Früchte. Die Vögelwelt ist zahlreich und oft von glänzendem Gefieder, sie besitzen Turteltauben und fangen mancherlei Fische von verschiedener Größe mit Speeren oder Ködern. Das größte Thier gleicht einigermaaßen dem wilden Eber, trägt aber nicht, gleich dem Schweine der übrigen Südseeinseln, den Schwanz aufwärts. Eine der Inseln besitzt Strauße, deren Federn einen Handelsartikel bilden, Hunde sind gewöhnlich. Die Canots, welche sich nur im Besitze gewisser Küstenstämme befinden, sind groß und sehr schnell. Mindestens eine der Inseln muß vulkanisch sein, und nach einer der Erzählungen, die ich gehört habe, muß ich annehmen, daß ein furchtbarer Ausbruch und Brand, welcher einstmals eine Stadt mit vielen Bewohnern zerstörte (auf Pangos Befehl, der oft ein sehr zerstörender Geist ist) vulkanisch gewesen sei. Die Gesänge dieses Volkes sind merkwürdig, so wie überhaupt ihre Neigung zu roher Poesie und Rhythmus. Sie haben verschiedene Melodieen, meist von klagender Tonart, aber von größerer Harmonie und Abwechselung, als man, wie ich glaube, sonst bei wilden Völkern findet. Die Sprache ist sanft und melodisch, und enthält keinen Ton, den wir nicht leicht nachahmen könnten, ein Kehl-G ausgenommen, das bisweilen vorkömmt. Sie verwechseln einige der Consonanten, aber nicht dieselben, wie die Sandwichs-Insulaner und andere Eiländer, deren Sprachen ich untersucht habe. Diese Mundart hat bedeutende Aehnlichkeit mit denen einiger polynesischen Inseln im Tone und eine entfernte in den Worten, aber sie ist anmuthiger, harmonischer und männlicher. Ein Wiegengesang, welcher anfängt: Cao cao, labi labi, vini na potu hat eine sehr süße Weise und enthält verschiedene freundliche, den Kindern gegebene Beinamen unter dem Versprechen, daß sein Haupt mit einer Feder von dem labi oder Papagei geziert werden soll, wenn es aufhören wolle zu schreien. Ein Schwimmgesang und Kahnlied, die ich ebenfalls niederschrieb, sind sanftfließend und dem Gegenstande entsprechend.

Daco's Character ist offen, einfach und freundlich. Was er sieht bewundert er lebhaft und sagt, daß viele gute Leute unter uns sind, und obgleich er sich sehr sehnt, seine Heimath wieder zu sehen, sagt er doch, er wolle nach „Merriky-Insel“ (Amerika) zurückkehren und einen seiner Gefährten mitbringen. Er freute sich der Aussicht, seinem Volke Nütz-

liches zu lehren, und wenn er Unterricht erhielte, oder bei seiner Rückreise einen verständigen Menschenfreund zum Begleiter bekäme, würde er ohne Zweifel ihnen sehr wesentliche Dienste leisten. Ich besuchte eine Schule mit ihm, und er nahm großen Antheil an dem Religionsunterrichte der Kinder, da er einiges von unserer Sprache versteht. Er versprach, auf seiner Insel die Kinder jeden Sabbath zu versammeln und eben so zu unterrichten. Ich faßte eine ganz besondere Freundschaft für Daco, und seine Anhänglichkeit an mich war aufrichtiger und dankbarer, als die der Kinder der Cultur zu sein pflegt.

Amerikanische Gerichtssitzungen *).

In den Einzelnheiten unseres demokratischen Systems gibt es manches Possierliche, wenn wir die Anwendung desselben auf die täglichen Geschäfte des Lebens betrachten. Warum sollten wir uns nicht auch bisweilen das Vergnügen machen, darüber zu lachen, wenn nicht bewiesen werden kann, daß die Lächerlichkeiten der Menschen nicht für einen guten Zweck dienten. Trotz der Heiligkeit eines Gerichtshofes habe ich mehr als einmal empfunden, daß die Geschwornen-Bank einer der geeignetsten Plätze hierzu sei, und wirklich wechseln im Saale der Jury Lächeln und Thränen mit einander ab.

Ich war einstmals als Bürger von Neuyork von meinen Geschäften abberufen worden, um an einer kleinen Jury des Sitzungshofes (court of sessions) Theil zu nehmen, die im Dezember Statt findet und aus zwölf nach dem Alphabet durch das Directorium erwählten Geschwornen besteht. Wir waren von zwölf verschiedenen Größen, Anzügen und Farben, und es war bis auf die geringste erdenkliche Kleinigkeit unmöglich, uns zu verwechseln, den Umstand etwa ausgenommen, daß einige unserer Zunamen mit gleichen Buchstaben anfingen. Hudibras Knittelverse über ähnliche Scenen begannen in meinem Kopfe zu erwachen, und besiegten einen Theil des Widerwillens, der mich bei dem Gedanken überkam, was für ein Tag mir bevorstände.

„Meine Herren Geschworenen!“ Die andern Elf standen auf und ich blieb einen Augenblick sitzen. Wenn das Herren (Gentlemen) waren, so war ich gewiß keiner. Ein alter Spürhund von Wucherer trat auf, um einen blassen und zerlumpten Menschen aus den dunkeln Höhlen des

---

*) Aus: „Dinge wie sie sind.“

Elends wegen einer Schuld anzuklagen. Der Vertheidiger brachte vor, daß die Schuld wucherisch sei, und führte einen Zeugen zum Beweise dafür auf. Dieser beschwor, daß des Klägers Weib in Gegenwart ihres Mannes ungesetzmäßige Zinsen für Geld empfangen hätte, und dies sei ihre gewöhnliche Art, Geschäfte zu führen. Wir waren Alle voll Unwillens, und um unser Mißfallen an solcher Niederträchtigkeit auszudrücken, sprachen wir unser Urtheil zu Gunsten des Verklagten ohne hinauszugehen aus. Nachdem wir, der Mann einen Schilling empfangen hatten, bereiteten wir uns seufzend auf einen verwickelten Fall vor, der bei dem Hofe schon lange geschwebt hatte.

Eine Frage über die Ansicht gewisser Unterschriften beschäftigte uns eine Zeitlang, wobei ich besonders zwei Arten von Scharfsinn sehr auffallend fand, den der Gerichtsschreiber im Urtheile über Handschriften, und den der Advokaten in der Geschicklichkeit, jene dahin zu bringen, daß sie ihrem eigenen Zeugnisse vor der Jury widersprachen. Verschiedene der Spitzfindigsten unter den Ersteren hatten vorher ein Dutzend Papiere untersucht und einen Theil derselben für ächt erkannt. Die Zeugen bezeichneten, vielleicht mit Nachlässigkeit, nacheinander die von ihnen für ächt gehaltenen Actenstücke, während der Anwalt ihre verschiedenen Meinungen sorgfältig aufschrieb, indem er die Exemplare mit kleinen Zeichen versah. Das verwirrte Ergebniß, welches uns vorgelegt wurde, warf die ganze Kraft ihres Zeugnisses um, und menschliche Unfehlbarkeit erlitt in meiner Meinung eine Niederlage, von welcher sie sich niemals erholt hat. Dieser Theil der Untersuchung war in mehr als einer Rücksicht ernsthaft; als wir uns aber in das Jury-Zimmer zurückgezogen und einander ansahen, um den Schadenersatz zu bestimmen, mußte ich mitten in meinem Aerger lachen. Von zwölf Männern waren zehn sogleich derselben Meinung. Von den beiden Uebrigen hatte Einer bei der ganzen Geschichte geschlafen und der Andere verstand von dem Unterschiede zwischen der Rede des Anwalts und der Pflicht des Richters nicht das Mindeste. Es war sogar zweifelhaft, ob er überhaupt entdeckt hatte, daß wir es mit einem Rechtsstreite zu thun hätten, so oft und feierlich uns dieses auch zu unserer Erbauung wiederholt worden war. Beide fanden nun ein schönes Feuer von Steinkohlen brennend und sprachen, auf ihr Gewissen, ein Urtheil für den Kläger aus. Ein neugeschaffener Republikaner, der England erst einige Jahre verlassen hatte, benutzte die Gelegenheit eine Verhandlung zu eröffnen, indem er sagte, er sei eben etwas kopfscheu über die Sache geworden, und ohne alle Rücksicht eine Rede begann und mit einem Gewäsch fortfuhr, das unsere Zeit und Geduld

wie ein Dampfboot seinen Brennstoff verzehrte. Ich meinestheils stellte während der fünf Stunden, die wir dort zubrachten, Betrachtungen an, die ich nachher niemals wieder mit gleicher Feierlichkeit erwogen habe. Was, dachte ich, ist nun wohl die Freiheit, wenn ein Mann ganze Tage lang seine Geschäfte, und über Nacht seine Familie und sein Haus verlassen muß, weil ein Fremder in seinem Lande vielleicht vor fünf oder sechs Jahren Betrügereien verübt hat, weil es zwei oder drei Rechtsgelehrten gefällt, eine Sache auf das Allererdenklichste zweifelhaft zu machen, oder weil Zwei unter uns Zwölfen keinen Verstand, keine Ehrbarkeit oder keine warme Kleider haben: — denn jetzt eben bemerkte ich unter den Streitenden eine Neigung zur Uebereinkunft und nahm wahr, daß das Feuer zusammen gefallen war und der Schneesturm anfing, das Zimmer zu durchkühlen. Bald kamen Alle über das Urtheil überein.

Herduar und Jaggrenat *).

Diese berühmten Pilgerstätten der Hindus werden zu gewissen Zeiten des Jahres von einer großen Anzahl Europäer besucht, insbesondere Herduar, welches auf dem Wege zu und von dem Himalaya liegt. An diesem heiligen Orte, der außer tausend anderen, der Aufmerksamkeit des Beobachters würdigen Gegenständen, die malerischesten und schönsten Aussichten darbietet, tritt auch der heilige Strom aus den Berggefilden, die seine Quelle sehen, in die weiten Ebenen Hindostans hinein, und die Reinheit, Helle, geringe Tiefe und theilweise Schnelligkeit seines Wassers zur Zeit der jährlichen Messe läßt kaum ahnen, mit welcher Gewalt er in der Regenzeit seinen Lauf zum Meere richtet.

Herduar, mit schönen, auf einer Esplanade längs des Ganges liegenden Gebäuden geziert, nimmt in Mitten dichter Wälder einen gelichteten Raum ein, und die dichten Laubgänge der majestätischen Bäume einer Terasse, welche gegen die westliche Vorstadt herabsteigt, vermählen ihr reiches Grün mit den gewölbten Thoren der Stadt und den Colonnaden der Straßen. Der Engpaß, welcher in das Thal von Dhoun führt, bietet staunenswerthe Ansichten dar, während die überwältigenden Bergketten, die sich in der Ferne, stolzen Riesen gleich, erheben, diesem Gemälde eine wilde Erhabenheit verschaffen, würdig, daß Jeder für die Wunder der Natur Empfängliche dieselbe nachempfinde. Wir wissen

*) Nouv. Ann. des voyages.

nicht, ob die Reize dieser unermeßlichen und prächtigen Ansicht einen Einfluß auf die Vorliebe der Pilger für Herduar üben, da die Hindus im Allgemeinen, besonders aber die unteren Classen, von unbelebter Schönheit nicht stark angeregt werden und das Nützliche dem Angenehmen vorziehen. So gefallen ihnen die Bäume nur, weil sie Schatten geben, ein Bach nur, weil man darin seinen Durst stillen und sich abkühlen kann; ja, sie kümmern sich wenig um die Schönheit einer Frau, sobald sie nur gelehrig, unterwürfig und wirthschaftlich ist. Aber bei all dieser geringen Empfänglichkeit für poetische Eindrücke läßt sich das Entzücken, womit die Frommen den ersten Anblick des Ganges begrüßen, wenn dieser aus der Alpenstille hervortritt, worin er bis nach Herduar floß, wenigstens theilweise dem Vergnügen zuschreiben, das die vereinigten Reize der Berge, Wälder und ihres geliebten, schaumwallenden Flusses in ihnen erwecken müssen. Die Ausrufe: Mahadeo Bol! Bol! Bol! und Ram! Ram! erfüllen die Luft, sobald die Verehrer der heiligen Wasser sich dem Ziele ihrer Pilgerfahrt nahen. Der Weg ist auf mehrere Meilen mit unzählbaren Schaaren bedeckt; Reiche und Arme, Greise, Kinder beiderlei Geschlechter eilen zu dem Feste des Orients, wohin fast alle Gebiete Asiens ihre Vertreter schicken, da die Berechnungen des Handels für die Ungeweihten nicht weniger Reiz haben, als die Reinigungen für die Gläubigen.

Vormals verbreiteten häufige Zwistigkeiten die furchtbarste Unordnung unter diesen Schaaren; die verschiedenen Secten forderten sich wüthend heraus, und befleckten oft den Schauplatz ihres Streites mit Blut. Die Erzählungen derjenigen Europäer, welche es vor der Eroberung dieses Landes durch die Engländer gewagt hatten, diesem außerordentlichen Schauspiele beizuwohnen, enthalten in dieser Beziehung die abscheulichsten Details. In diesen unseligen Zeiten übten fanatische Bettler und die Häupter bewaffneter Banden alle Arten von Bedrückungen gegen die Pilger und Kaufleute aus, während die Diebe von Handwerk sich offen ihre Plünderungen erlaubten, und Jeden ohne Weiteres beraubten, der zu schwach war, ihnen zu widerstehen. Gegenwärtig geht Alles friedlicher zu und die herrschende Ordnung und Ruhe sprechen sehr günstig für die bürgerlichen und Kriegs-Behörden, denen übertragen ist, Einigkeit in Mitten so verschiedener und ungleicher Interessen zu erhalten.

Die Stadt Herduar liefert noch nicht für den zehnten Theil der an diesen Festtagen zuströmenden Menge hinreichende Wohnungen, aber die Asiaten sind in diesem Punkte nicht schwierig; die Reichen führen Zelte mit sich und die Armen begnügen sich mit dem Schutze eines Baumes.

Alle Umgebungen sind in ein grosses Lager verwandelt, wo Araber, Perser und Tartaren sich mit den Seikhs, den Bewohnern von Kutsch, Guzerate, Nepal und andern Gegenden Hindostans vermischen, während man in einiger Entfernung von dieser lärmenden, in so vielen Zungen redenden Gesellschaft die Zelte neugieriger Europäer und zarte Ladies sieht, welche sich von den dicken Staubwolken und den lästigen Zehntausenden geflügelter Insecten nicht abschrecken lassen.

Die Messen Indiens sind in vielen Beziehungen verschieden von denen Europas. Man findet Jongleurs, Gaukler, Psyllen oder Schlangenbeschwörer, Seiltänzer, Becherspieler, aber keine jener Verführungen, welche in unserm Europa die Käufer locken. Die Waaren sind unter Zelten versteckt oder ohne Ordnung und Geschmack blos nach der Bequemlichkeit des Verkäufers am Boden ausgelegt. Die wilden und reißenden Thiere, welche einen Theil der Speculationen der Kaufleute ausmachen, sind offen allen Blicken ausgestellt. In Europa würden ihre Herren sie ohnfehlbar gegen ein kleines Eintrittsgeld sehen lassen, in Indien aber scheint es, als ob die Neugier, wenn gleich nicht weniger stark als bei uns, sich doch ausschließlich auf die öffentlichen Feste und religiösen Aufzüge beschränkte. Haussäugethiere sind auf der Messe von Herduar sowohl von Europäern als von Hindus sehr gesucht und werden in Menge verkauft. Aus Kattiawer, Kutsch, aus Persien und von den Ufern des rothen Meeres bringt man Rosse, leicht wie der Wind und merkwürdig durch die Vollkommenheit ihres Baues, welche eine treffliche Lese für die Reiterei gewähren; diese stolzen Thiere bilden einen eigenthümlichen Gegensatz gegen die von Jacquemont so gerühmten Bergesel, und gegen einen zweiten, weniger schönen, aber eben so nützlichen, kräftigen, auf den Weiden von Kaschmir und Kabul erzogenen Stamm. Die Elephanten zeigen ihren riesigen Bau in Pferchen, wo sie mit ihren Führern lagern; wie die Pferde sind sie durch ihre Trefflichkeit hochgerühmt, am Höchsten aber hält man diejenigen, welche ihre Stoßzähne haben und deren Schwanz lang und am Ende mit einem starken Haarbüschel versehen ist. Die Preisverschiedenheit zwischen den mittelgroßen und kleinen Elephanten, deren man sich zu Reisen bedient und jenem Riesen, der von Fürsten, Großen und Reichen bestiegen wird, ist beträchtlich, aber sie ist noch größer rücksichtlich der Kameele. Zu Herduar sieht man deren von verschiedener Art, von dem geringen Lastthiere, das unter ungeheuren Gewichten stöhnt, bis zu dem unvergleichlichen Hircarrah, das einen Raum von hundert Meilen ohne anzuhalten und mit einer solchen Schnelligkeit zurücklegt, daß der dreisteste Reiter kaum wagt, sich ihm anzuvertrauen.

Lange Zeit hat man geglaubt, daß Kameel und Dromedar zwei verschiedene Geschlechter wären, die neuern Naturforscher haben indessen gefunden, daß beide von demselben Stamme sind und sich nur durch den einfachen oder doppelten Höcker unterscheiden, während Schnelligkeit und Klugheit von der ersten Erziehung abhängen. —

Auf diesem berühmten Markte findet man ferner Büffel, Kühe, Hammel, Hunde, und jene niedliche persische Katzenrace, die in Indien so geschätzt ist, und die man neben ungeheuern Elephanten ausstellt. Fügen wir neben diesem Verzeichnisse eine große Menge von allerlei Affenarten, Bären, Panthern, Unzen, so wie die zahlreiche Familie der Hirsche vom Nilgau bis zu jener Zwergart, die man schwer in der Gefangenschaft halten kann. Endlich findet man, obgleich selten, einige Yoks (Büffel mit Pferdeschweifen) daselbst zu kaufen, indessen ist die Jahreszeit zu weit vorgerückt, als daß dieses Thier die Hitze der Ebene aushalten könnte. Englische Tücher, ja selbst die Wohlgerüche und Geschmeide von London und Paris kann man hier gleichfalls haben. Am theuersten sind in der Regel die Shawls, die Stoffe von Kaschmir und Thübet und die Edelsteine, welche von den Händlern aus allen Theilen Asiens hergeführt werden.

Die Verwirrung, welche in der Ausstellung der europäischen Waaren herrscht, ist wahrhaft seltsam; die Hindus kennen weder ihren Werth, noch ihren Gebrauch, auch verkaufen die Waaren sich zu geringeren Preisen und es ist viel Grund da, anzunehmen, daß die Spekulanten, welche auch Kleider in großer Anzahl einführen, bedeutende Verluste erleiden müssen. Sie wissen so wenig von dem Klima Indiens, den Sitten und Bedürfnissen seiner Bewohner, daß sie selbst Ladungen irischer Butter nach Calcutta abgesandt haben, bei deren Ankunft man allerdings nur leere Fässer fand, aus denen die Butter herausgeschmolzen war. Sonst sehr achtbare Glasgower Handelsleute bildeten sich ein, daß die Hindus ihre Musselinturbans gern gegen ein Stück Filz vertauschen würden, und beluden also ein Schiff mit runden Hüten, von denen, wie man denken kann, höchst wenig abgesetzt wurde. Wir wissen nicht, ob die in dieser Beziehung in die Tagesblätter von Madras und Calcutta eingerückten Aufsätze nach England gelangt sind, aber da wir eben das Kapitel über Meßwaaren von Herduar abhandeln, wollen wir Einiges über solche angeben, die vortheilhaften Absatz versprechen.

Von Schmiedesachen: Scheeren, Messer, Rasiermesser, gewöhnliche Vorlege- und andere Schlösser jeder Art; ferner feine blau und rothe Tuchwaaren, Serge und wollene Mützen, wie die Matrosen tragen. In

Seidenzeuchen und Baumwolle muß man nur derlei wählen, welches zur Anfertigung von Turbans und Schärpen geeignet ist. Auch geringere Sorten Papier, Federn, rothe Oblaten, Bleistifte, so wie silberne und goldplattirte Uhren, vom Werthe zwischen 30 Schilling bis 5 Pfd. St. verkauft man mit Vortheil; gute, in Silber oder Kupfer gefaßte Brillen, Kupfergeschirr, kleine Spiegel mit einfachen Rahmen, gewöhnliche Laternen und Oellampen ebenfalls. Für alle Quincalleriewaaren ist durchaus erforderlich, zuerst den indischen Geschmack kennen zu lernen und sich diesem zu bequemen, denn die Hindus würden weder essen noch trinken noch kochen wollen mit Geräthen, die, so brauchbar sie sonst sein möchten, die gewohnte Form nicht hätten. Teller, Schüsseln, Deckel und Tassen gleichen nicht den unseren, das Gleiche gilt vom Lota oder Trinkgeschirre, dessen ein ungeübter Europäer sich nicht bedienen kann, ohne den größten Theil des Getränks zu verschütten. Unter die am leichtesten verkäuflichen Arzneiwaaren gehört die China, Jalappe, Cremor Tartari, Pfeffermünz-Essenz, Alkohol, Kölnisches-, Lavendel- und andere wohlriechende Wasser. Dies Verzeichniß wird etwas kurz erscheinen, aber die Person, welche es uns mitgetheilt hat und auf deren Erfahrung hierin man sich verlassen kann, versichert, daß es nicht vom geringsten Nutzen sein würde, es länger zu machen, mit Ausnahme einiger englischen Werke, zum Gebrauche der wenigen Hindus, welche diese Sprache zu erlernen wünschen. Wir wollen hier noch zum Besten des britischen Verkehrs folgenden Auszug aus einem Madras-Journale mittheilen, der auch in den Calcuttazeitungen Platz gefunden hat: „Mehre Waarensendungen nach Madras haben sich sehr gut verkauft und die Preise erhalten sich in mäßiger Höhe, aber es ist selten, daß die Waaren in das Innere gelangen, wo man besser Vortheil davon ziehen würde, da die kleinen Kaufleute und Krämer, welche sie dorthin bringen, stets bedeutenden Gewinn machen. Für denselben Erfolg wäre es gut, wenn die Kaufleute die Erzeugnisse unserer Werkstätten und andere in Indien gesuchte Gegenstände in Kisten ausführten, worauf die Worte ständen: „englisches Fabrikat,“ man würde diese Kisten an verschiedenen Theilen des Ufers ausschiffen, um sie leichter ins Innere zu fördern; namentlich auf die Märkte von Tanjaur, Madüre, Trichinapali, Nagpur, Seringapatnam und Hyderabad. Die Waaren würden sich leicht gegen baar und mit einem Gewinne von 100 bis 300 für Hundert in diesen und mehren andern Städten, die nach und nach Bestellungen machen würden, absetzen lassen, und die Transportkosten würden sich nicht über 2—300 Proc. belaufen.“

Die Engländer, welche nach Herduar kommen, können sich des Lä-

chelns nicht enthalten, wenn sie sehen, welchen seltsamen Gebrauch man von unsern europäischen Luxusgegenständen macht, deren fast kein einziger seiner ursprünglichen Bestimmung dient. Tischtapeten von schwarzem, carmoisin, blauem oder gelbem Tuche mit gedrucktem Rande figuriren auf den Schultern der ärmsten Klassen, da Tische kein Hausrath für dieses Land sind; Kupferstiche werden in verkehrter Stellung zum Verkaufe ausgeboten und vom Käufer ebenso wieder aufgehängt. Der Geschmack für schöne Künste soll bei den Hindus immer noch erst nachkommen, und die Schwierigkeit, die man hat, einer unerzogenen Person auch nur den einfachsten und klarsten Gegenstand eines Gemäldes zu erklären, erweckt Zweifel über die Wahrscheinlichkeit, aus Malerei und Zeichnung ein Unterrichtsmittel herzunehmen.

Man darf bei den Kaufmannsbuden von Herduar weder Ordnung noch Reinlichkeit verlangen. Jedermann ist zufrieden, die Trefflichkeit seiner Waaren aus vollem Halse schreiend zu rühmen. Wer nicht gut abzuschätzen weiß, kann leicht betrogen werden, denn sie setzen übertrieben hohe Preise und nur nach und nach lassen sie von ihren Forderungen herunter, bis sie von der Nothwendigkeit, sich auf ein Zehntheil ihres ersten Anspruchs zu beschränken, vollkommen überzeugt sind. Im höchsten Grade ist aber besonders das Talent der Roßtäuscher in Indien ausgebildet, die Geschicklichkeit, womit sie alle Eigenschaften ihrer Pferde herauszuheben wissen, ihre Fehler und Unvollkommenheiten aber zu verbergen, übersteigt jeden Glauben und mehr als ein Kenner ist dadurch betrogen worden. Ein Thier, so boshaft, daß es kaum von einem Bewohner der Ebene bestiegen werden könnte, wird mit Opium betäubt, und erscheint dadurch so sanft wie ein Lamm, während sie bei den Kleppern Reizmittel anwenden, die ihnen eine augenblickliche Kraft und Lebhaftigkeit geben. Es gibt arabische Pferde, die sehr theuer verkauft werden, und ich habe für ein prächtiges Isabellpferd 800 Lst. fordern und geben sehen; der Preis der Elephanten ist nicht weniger verschieden, als der der Pferde.

Die Wasser des Ganges sollen dem Glauben nach von zwölf zu zwölf Jahren eine größere Heiligkeit besitzen, und zu diesen Zeiten ist dann auch der Zufluß der Pilgrime stärker. Besondere Astronomen berechnen den bestimmten Augenblick, wo die Abwaschungen die meiste Kraft haben, und beim Tone der Muschel der Brahminen stürzt sich die ungeduldige Menge in den Strom. Der Haupt-Ghat oder Eingang (Gasse) war ungemein eng, und so führte dieser plötzliche und gleichzeitige Zudrang stets einige mehr oder minder bedeutende Unglücke herbei, und mehre Hindus verloren selbst ihr Leben. Ein schrecklicher Kampf, bei

welchem Viele blieben, bestimmte endlich die englische Regierung Maaßregeln zu ergreifen, um solchem Unglücke zuvorzukommen; man richtete einen breiten und bequemen Zugang zum Flusse ein, und als die Pilger im folgenden Jahre die in ihrem Sinne ausgeführten Arbeiten erblickten, ließen sie die Lüfte ertönen von lauten Ausbrüchen ihrer Dankbarkeit und von Anrufungen zu Ehren Mahadevahs. Der Eifer, womit die Hindus ihre Dankbarkeit bezeugen, scheint unvereinbar mit ihrer Gleichgültigkeit bei der Mehrzahl anderer Vorfälle. Einen solchen Widerspruch hat man jedoch nur den Kastenvorurtheilen und dem Einflusse der Lehren von der Vorausbestimmung zuzuschreiben, wodurch sie gleichgültig und fast unempfindlich gegen Leiden werden, und es haben diese Ursachen eine solche Kraft, daß man ohne sie sich nur mit Schwierigkeit vorstellen könnte, wie dasselbe Wesen in dem Augenblicke so viel Kälte und Trägheit, im andern so viel Thätigkeit und Gewaltsamkeit zeigen könne. Zu Herduar werden alle Elemente der Begeisterung und Lebhaftigkeit des Volkscharakters in Bewegung gesetzt, Pilger und Kaufleute sind in einer Bewegung, deren geräuschvolle Energie die Ruhe unserer Landsleute auf das Höchste verwundert, da diese sich niemals an das Schreien und Rufen einer solchen Menge gewöhnen können. Der Ton der Glocken, der Donner der Kanonen und die Hurrahs der Europäer, wie betäubend sie auch tönen, sind nichts neben dem wilden und schrecklichen Gelärm, das zu Herduar herrscht. Die Fakirs hören keinen Augenblick auf, aus allen Kräften zu brüllen und ihre großen Trommeln zu schlagen, zu deren Schalle man nun noch den der Trompeten, der Brahminenmuscheln, des Nobat, Dholé, Gong und aller mißklingenden Klangwerkzeuge hinzufügen muß. Die Thiere selbst, geängstigt und erschreckt von einer so außerordentlichen Unordnung, wiehern, heulen, knurren, schreien und brüllen mit ungewöhnlicher Stärke, und dieser schreckliche Lärm dauert Tag und Nacht ohne den geringsten Nachlaß fort.

Die einzigen religiösen Handlungen, wozu die Pilger sich verpflichtet glauben, sind die Abwaschungen, die einfach darin bestehen, sich in die heiligen und reinigenden Wasser des Ganges zu tauchen und die Opfer zu geben, welche von den hierzu angestellten Brahminen getreulich eingesammelt werden. Diejenigen, welche einen größern Antheil an zeitlichen und ewigen Gütern begehren, überhäufen mit ihren Gaben jene religiösen Bettler, welche in diesem ungeheuern beweglichen Gemälde die nicht am Wenigsten merkwürdigen Gruppen bilden. Die schmutzigsten, ekelhaftesten Fakirs, die durch ihre Schaamlosigkeit, ihre Geberden und Aufführung sich neben die Unreinsten der Thiere stellen, flößen die größte Ehrfurcht ein.

Obgleich überall zahlreich, sieht man sie doch zu Herduar in der größten Menge, sie nehmen die Verandahs, die Gallerien, die Dächer der vornehmsten Gebäude und die für sie in der Mitte des Stromes errichteten Bühnen ein.

Der neue Zugang, welcher sehr bequem und weit besser ist, als der alte, ist hundert Fuß breit. Auf ohngefähr sechszig Stufen steigt man zum Flusse nieder, und zu jeder Stunde des Tages sind sie von einem Haufen auf- und absteigender Badender bedeckt, die unter dem Ausrufe: Wah, wah! sich der Leichtigkeit freuen, womit man jetzt in die geheiligte Welle hinabsteigt.

Von der ausnehmenden Gewandtheit der Gauner und Diebe auf der Messe zu Herduar kann man sich kaum eine Vorstellung machen. Man erzählt sich in Indien, daß diese Schurken, gleich den Vampyren, die ihre schlafenden Opfer, während sie deren Blut saugen, mit sanftem Flügelschlag gleichsam einwiegen, eine Art von Zauber anwenden, um den Schlaf Derer tiefer zu machen, die sie berauben wollen, und um sich mit großer Leichtigkeit alles des Ihrigen, selbst der Tücher bemächtigen zu können, auf denen sie schlafen. Ganz nackt und mit Oel eingerieben, sind sie an Glätte und Weichheit in ihren Bewegungen über jeder Schlange. Sie beschleichen die Zelte trotz aller Aufmerksamkeit der Wächter, und es ist wörtlich fast unmöglich, sie am Eindringen zu hindern; das beste Mittel, sein Eigenthum zu sichern, ist, es außerhalb unter den Schutz einer Schildwache zu stellen, die aber weder schlafen, noch sich einen Augenblick entfernen darf.

Die Ghats von Herduar werden von den Pilgrimen zu allen Jahreszeiten besucht; aber es sind deren sonst nur Wenige im Vergleiche zu der ungeheuren Anzahl, welche im Monat April von allen Seiten dahin strömt.

Ich will hier noch bemerken, daß nach neuern Nachrichten diese berühmte Messe nicht mehr so viele Besucher anzieht, und daß mehre Brahminen, die früher im Tempeldienste standen, gegenwärtig in den der Compagnie übergetreten sind. Dieser religiöse Abfall wird von einigen Beobachtern der Ueberzeugung der Hindus zugeschrieben, daß es ihnen unmöglich sei, der Macht der Christen zu widerstehen, die früher oder später dem ganzen Indien ihren Glauben beibringen würden; eine Meinung, die bei einem so abergläubischen Volke von unermeßlichen Folgen sein muß. Vielleicht verdankt man auch die Kälte, womit die Hindus den Festen und Ceremonien beiwohnen, welche früher einen so lebhaften Enthusiasmus bei ihnen erregten, zum Theil den Bemühungen unserer Sendboten.

Seitdem die Engländer den Fuß auf Indiens Boden gesetzt haben, hat nichts vermocht, den Eifer dieser Schüler Christi zu dämpfen. Man findet sie immer in Mitten der zahlreichsten Versammlungen der Eingebornen, an den Ghats, unter den Säulenthoren der Pagoden, wo sie religiöse Abhandlungen an die Vorübergehenden vertheilen oder die heilige Schrift denen erklären, die zuhören wollen. Ohne sich durch den anscheinend geringen Erfolg ihrer Bemühungen abschrecken zu lassen, verfolgen sie ihre heilige Aufgabe mit dem verdienstlichsten Eifer, und man würde sich an der Intelligenz des größten Theiles der Hindus schwer vergehen, wenn man nicht annähme, daß das Lesen der heiligen Schriften, die man ihnen gibt, sie nach und nach über die monströsen Irrthümer ihrer Gottesverehrung aufklärte. Der Capitain Skinner, den seine Wißbegier zu einer der letzten Messen von Herduar gelockt hatte, versichert, daß besonders die Seikhs großen Eifer zeigten, in den Besitz der heiligen Bücher zu gelangen, welche ein Sendbote vertheilte. „Ich stellte mich," sagt er, „neben den Ort, wo er saß, so daß ich von ihm nicht gesehen werden konnte, und ich war sehr erstaunt über die Aufmerksamkeit, womit diese Asiaten die wenigen Worte vernahmen, die von seinen Lippen flossen. Ein Mann von reiferem Alter kam, umgeben von seiner Familie, mit einem eben empfangenen Buche zu mir, und nachdem er mir ganz genau die Worte wiederholt hatte, die ihm bei der Ueberreichung gesagt worden waren, fragte er mich, offenbar um eine neue Autorität in meinem Zeugnisse zu gewinnen, ob der Inhalt dieses Buches mit der Wahrheit übereinstimmte, und auf eine bejahende Versicherung fügte er hinzu, er wolle es, sobald er nach Hause gekommen, den Seinen vorlesen."

Der Anblick, welchen Jaggrenat darbietet, hat einen ganz andern Charakter. Dieser berühmte Tempel ist an der Küste von Oriza im Bezirk Kuttak erbaut. Es ist dies das erste Land Indiens, welches der Ankömmling aus Europa erblickt. Jene schwarze Pagode, welche sich steil über eine Düne erhebt, gewährt den Seeleuten eine sehr gute Kennung, ihre ungeheure und unförmliche Masse, ähnlich einem Riesen von schlechten Verhältnissen, spiegelt einigermaaßen den scheußlichen Aberglauben zurück, dessen Schauplatz sie ist. Sie gleicht einem Flecken, dessen fluchwerthe Spur die Reize einer entzückenden Natur besudelt; einem schrecklichen Denkmale der verworfenen Unvernunft des Menschen, welche auf gräuliche Weise gegen die Werke des Schöpfers absticht. Zu Herduar fühlt man sich mit Leichtigkeit jenen Massen gleichgestimmt, deren Glaubensirrthum aus den Reizen einer reinen Welle entspringt, mit welcher die himmlische Gnade dieses brennende Klima beglückt hat; zu Jaggre-

nat aber ist es nicht möglich, etwas anderes als Abscheu zu empfinden. Unthierartige Götzenbilder, eingeschlossen in eben so mißgebildete Heiligthümer, und landwärts umgeben von dürren und sandigen Hügeln, empören die Einbildungskraft, flößen Abscheu ein und diese peinlichen Eindrücke, welche schon in der Ferne erweckt werden, nehmen in dem Maaße zu, als man sich diesen Orten, den Zeugen der furchtbaren Vorgänge nähert, die nur aus den größten Verirrungen der Gottesverehrung hervorgehen konnten. Da in der Errichtung der großen, aus dem rothen, rohen Granit der südlichen Bezirke von Kuttak erbauten Pagode alle Regeln der Kunst verletzt worden sind, ist es ohne den Beistand des Griffels und Pinsels schwer, eine Vorstellung von dem seltsamen und gemischten Style ihrer Bauart zu geben. Der Thurm, welcher die Götzenbilder enthält, und bei einer Höhe von 200 Fuß den Seeleuten zur Kennung dient, steht in Mitten eines Vierecks von 650 Fuß Seite, umschlossen von hohen Steinmauern und umgeben von Gebäuden, die er beherrscht und die so auffallende und ungleiche Formen haben, daß man nicht einmal versuchen darf, sie zu beschreiben. Nur die Massengröße dieser Gebäude gibt ihnen ein eindrucksvolles Ansehn, sie sind verschwenderisch mit grob behauenen Gestalten geschmückt, so daß sie lange Zeit die Aufmerksamkeit anziehen, und das Einzige, was den Beifall der Kenner verdient, ist eine schwarze Steinsäule von schönen und zierlichen Verhältnissen, welche man von einer benachbarten schwarzen Pagode herübergebracht und vor dem Haupteingange aufgestellt hat. Man steigt auf einer großen Treppe zum äußeren Thore und großen Portale des Tempels, dessen Inneres, das wie man sagt die Neugier lebhaft reizen soll, selten von Europäern besucht worden ist. Die dienstthuenden Brahminen vernachlässigen nichts, um Ungeweihte entfernt zu halten; ein junger Offizier jedoch, von einem der Landregimenter, drang einstmals durch die Gefälligkeit seiner Soldaten, die ihn lieb hatten, in dieses Heiligthum. Nachdem sie ihm die Haut gefärbt und ihm auf Stirn und Nase die eigenthümlichen Zeichen ihrer Kaste gemalt hatten, führten sie ihn, so verkleidet, vor ihren Götzen. Aber trotz alles Eifers seiner Führer, konnte er nur bis auf eine ziemliche Entfernung herankommen, und sei es nun, daß er das Schauspiel keiner sorgfältigen Beachtung werth gehalten, oder daß er durch eine gewisse Unruhe an unbefangener und ruhiger Aufmerksamkeit gehindert wurde, er kam nicht viel klüger zurück als er hineingegangen, und erzählte bei der Rückkehr seinen Kameraden blos, daß er nichts als große Höfe und die Wohnung der Priester gesehen habe.

Das Fest Rathdjaatra wird jährlich gefeiert und seine Heiligkeit

wächst, wie zu Herbuar, zu gewissen Perioden, im 3., 6. und 12ten Jahre, bedeutend an; vor Allen in dieser letzten Epoche ist seine Kraft am wirksamsten. Der Zusammenfluß von Pilgern ist stets übermäßig, und immer gibt es eine Menge, die ihr Haus nicht wiedersehen und deren Leichen, ein Raub der Vögel und Thiere, auf den benachbarten Dünen verfaulen. Man sieht zwar nicht mehr die Opfer eines schrecklichen Aberglaubens sich freiwillig unter die mörderischen Räder des Wagens eines schauderhaften Götzen stürzen, aber die Anstrengungen, der Mangel an Nahrung, die Krankheiten, welche in der seuchenerzeugenden Regenzeit entstehen, richten grausame Verwüstungen unter den Unglücklichen an, die so viel Eile haben, bis zu der geweihten Tempelumgebung zu gelangen, dort eine allgemeine Panacee gegen ihre Leiden und ihr Elend zu finden.

Diejenigen, welche große Fehler zu büßen haben, oder einen reichern Antheil von Seligkeit begehren, messen, um nach Jaggrenat zu gelangen, den Weg welchen sie zurückzulegen haben, von weiter Ferne her aus. Die Methode welche sie anwenden, ist weder bequem noch schnell. Der Pilger legt sich zur Erde, bezeichnet den Punkt, den er mit den Spitzen seiner Hände erreichen kann, steht auf, überschreitet diese kurze Strecke, legt sich wieder nieder und erneut dasselbe Verfahren. Bisweilen sind fünf Jahre nöthig, um zum Ziele zu kommen, und da diese Handlung der Buße und Erniedrigung dieselben Folgen hat, wenn sie durch einen Andern ausgeführt wird, so findet man ohne Mühe, gegen eine verabredete Belohnung, Ersatzmänner, welche die Bedingung mit ungemeiner Genauigkeit erfüllen. In keinem Lande der Welt besitzt das Gold so viel Macht, als in Indien, und ich will hiervon, unter tausend andern, ein Beispiel anführen. Ein zum Tode verurtheilter Verbrecher befand sich auf seinem letzten Wege, als sich ein Fremder bei den mit Vollziehung des Spruchs beauftragten Behörden meldete. Als er ihnen erklärt hatte, daß er in Folge gewisser Uebereinkommen sich entschlossen hätte, anstatt des Schuldigen zu sterben, war er sehr verwundert, die Beamten so wenig geneigt zu sehen, in seine Forderung zu willigen, und warf ihnen mit Bitterkeit das Ungegründete ihrer Besorgnisse vor, da es doch sein freier und und vollständiger Wille sei, der eingegangenen Verbindlichkeit nachzukommen. Zu seinem Glücke hatte er es nicht mit seinen Landsleuten zu thun, die, vorausgesetzt daß irgend Jemand die verhängte Strafe erlitte, sich wenig darum bekümmert haben würden, ob es der Schuldige oder dessen Stellvertreter sei. —

Der große Tempel von Jaggrenat ist im zwölften Jahrhunderte unter den Auspicien des ersten Ministers des Radschahs dieses Landes erbaut

worden. Die Götzenbilder sind nur durch ihre Größe und ihre Mißgestalt merkwürdig. Das bedeutendste, Krischna, ist eine mystische Vorstellung des Allmächtigen; denn die Hindus sind einstimmig auszusagen, daß sie nur einen Gott anbeten und daß die Bilder, welchen sie eine religiöse Verehrung erweisen, nur die Eigenschaften derjenigen Gottheit andeuten, welche das Weltall erfüllt und mit den beiden andern Personen der indischen Dreieinigkeit Eins ist. Jedes dieser Idole, Gegenstand der besondern Verehrung der zahlreichen Stämme und Secten der Hindus, erhält die Ehren eines Heiligthums im Einschlusse dieses Tempels, das hinreichend geräumig ist, um die verschiedenen Kasten zur Zeit des großen Festes aufnehmen zu können. Die Erhebung des großen Bildes auf seinen Wagen oder Rath (Rad) und der Festzug, welcher bei seinem Triumphwege von der Pagode bis nach seinem ländlichen Sitze, welcher anderthalb Meilen entfernt ist, Statt findet und drei Tage lang dauert, sind von verschiedenen, nicht immer sehr ehrwürdigen, Feierlichkeiten begleitet. Vor dieser Ovation nimmt man die Bilder von ihren Altären, um sie zu baden, und setzt sie auf einer erhabenen Terrasse dem öffentlichen Anblicke aus. Große Fußgestelle empfangen ihre riesigen Büsten von scheußlicher Ungestalt, die kaum die gröbsten Züge des menschlichen Angesichts haben; der hintere Theil ist von einer dichten Hülle umgeben. In einer zu diesem Zwecke bestimmten Kiste sind Füße, Hände und Ohren dieses großen Idols verschlossen, und man befestigt sie nicht eher, als bis man es auf den Wagen gesetzt hat. Während der ganzen Zeit, daß die Trias sich auf der Platte befindet, sind ihre Häupter von einem Thronhimmel aus buntfarbigen Zeuchen bedeckt, und mit Punkahs und Tschuries versehene Brahminen verhindern, daß die Insecten ihr verehrtes Götterbild verunreinigen. Von Zeit zu Zeit erhellet der plötzliche Glanz der Kunstfeuer auf einen Augenblick die gräulichen Gesichter der Ungeheuer-Gottheiten, und einen Augenblick später sind sie wieder in eine Dunkelheit versunken, welche kaum erlaubt, ihre grauen Umrisse und die lebhaften Geberden ihrer dummen Anbeter zu sehen. Um diese ungeheuern Massen in Bewegung zu setzen und aus der Stelle zu bringen, gebrauchen die Hindus kein mechanisches Mittel; nur mit Hülfe von Seilen und durch Armeskraft werden sie von ihren Gestellen gehoben, aus dem Tempel gebracht und auf die Rath's gehießt, ohne irgend eine Vorsicht, sie vor dem Schmutze und Staube zu schützen.

Der Wagen von Jaggrenat, von ungeheuren Verhältnissen, ist eine Art Plateform von 43 Fuß Höhe und 35 Fuß im Viereck; die Verzierungen desselben sind sehr erbärmlich, die merkwürdigste darunter ist eine

Decke von feinem gestreiften Tuche, mit Flittern besäet. Die Bewohner der benachbarten Dörfer sind, statt einer Pacht für ihre Ländereien, gehalten, sich an den Wagen zu spannen. Dieser Dienst, welchen man jetzt mehr für ein Vorrecht, als für eine Verpflichtung ansieht, ist aber nicht blos auf diejenigen beschränkt, welche dafür so gut belohnt werden, sondern vor dem Schlusse der Ceremonie ist der Eifer der Frommen dergestalt erschöpft, daß sie das Rath vielleicht nicht bis zu dem Bestimmungsort fördern würden, wenn nicht die Brahminen das Recht hätten, die Mitwirkung der Gläubigen zu fordern. Es bedarf der vereinigten Kraft von wenigstens fünfzehnhundert Menschen, um jeden der Wagen von Jaggrenat in Bewegung zu setzen, und wenn die Idole an ihrem Orte gut aufgestellt sind, ist das Geheul und Geschrei einer wahnsinnigen Menge so groß, daß man glauben möchte, die ganze Hölle sei los. Nichts würde stärker in dieser Vorstellung erhalten, als die satanischen Gesichter der Dschbigs, Goßnies und anderer Bettelmönche; von wahnsinniger Freude bewegt, die ihnen einen teuflischen Ausdruck gibt, hören sie nicht auf, ihre blinden Religionsgenossen zu schauderhaften Handlungen anzuregen. Obgleich die schweren Räder von Jaggrenat nicht mehr dazu dienen, die Körper unglücklicher, freiwilliger Opfer zu zermalmen, hat dennoch die wüthende und ordnungslose Gewaltsamkeit, womit die Menge sich zu dem Wagen stürzt, etwas wahrhaft Schreckliches. Der Ort des Schauspiels, seine dürren Sanddünen, das Toben der Wogen des Oceans, der in der Ferne grollt, Regen, Wind und Gewitter steigern noch die wilden Schrecken dieser prächtigen und furchtbaren Ceremonien, welche, indem sie sich verlängern, von Tage zu Tage entsetzlicher und schmerzlicher werden, indem die Schaaren der Pilger um den Wagen von Erschöpfung und Krankheiten unterliegen.

Die am Meisten geheiligten Theile des Gebietes um den Tempel von Jaggrenat erstrecken sich auf einen Umkreis von etwa acht Meilen, obgleich der Boden auf eine viel größere Weite für heilig geachtet wird, und es ist keine Uebertreibung zu behaupten, daß er in der ungesunden Jahreszeit von den Leichen der Frommen gedüngt wird, die, weil sie die Schädlichkeiten des Wetters nicht aushalten, in Elend und Ermattung vergehen. Aber die Steuer, welche die englische Regierung von Allen erhebt, die sich zur großen Pagode hinbegeben, wird nothwendig die Zahl der Pilger vermindern und also diese furchtbare Sterblichkeit schwächen.

Der ganze Bezirk ist von kleinen sandigen Hügeln übersäet, die mit dicken Wäldern und mäßig hohen Bäumen bedeckt sind; eine Meile vom Meere hört aller Anbau plötzlich auf, da der Boden nur aus tiefem Trieb-

sande besteht. Die Stadt Puri liegt an der Grenze dieser Wüste, und die europäischen Cantonnirungen nehmen die kahlen Höhen im Angesichte des Meeres und unter der Richtung wohlthätiger Brisen ein. Auch ist Puri, troß seines dürren Ansehns und seiner abgesonderten Lage, ein gutes Quartier für den Soldaten; man bedarf dort kaum der Punkahs, und die durch Bengalens brennende Hitze erschöpften Krieger freuen sich, die Zeit an den menschenleeren, aber gesunden Küsten von Kuttak tödten zu können. Man findet auf dieser Küste weder Muscheln noch andere der Aufmerksamkeit des Naturforschers werthe Naturproducte; aber das Meer ist sehr fischreich, und man fängt hier eine große Menge Austern, Krabben und Hummern, die man zu Calcutta nicht frisch haben kann.

Während des Mussons ist der Wellenschlag so stark, daß die einheimischen Boote die Schiffe, welche im hohen Meere beigelegt haben, nicht heranbringen können. Bisweilen lassen sich Offiziere, deren Urlaubszeit ihrem Ablaufe nahe ist, zu Puri ans Land setzen, von wo aus sie Gelegenheit haben, das Hauptquartier von ihrer Rückkehr früher zu benachrichtigen, als das Schiff, welches sie hergebracht hat, seinen Bestimmungsort erreichen kann, und da alle Schiffe aus Europa neben dem Tempel oder der schwarzen Pagode von Jaggrenat vorbeifahren und oft mit dem Lootsenmeister des Hafens von Puri communiciren, sind die Bewohner dieser Stelle stets beschäftigt, sie auszuspähen, um Nachrichten aus England zu erhalten, ehe diese in Calcutta anlangen.

Man kann auf dem Sande der Küste nur mit großer Schwierigkeit gehen oder reiten. Die Häuser von Puri sind nicht so wohlgebaut, als diejenigen im Innern, sie sind allen Unannehmlichkeiten der Witterung offen und voll von Sand, den der Wind herantreibt. Einige Stunden vom Ufer findet man viel Wild, aber in den Umgebungen der Stadt wird der Eifer des entschiedensten Jägers bald durch die höchst mageren Früchte einer ungemein mühsamen Jagd abgekühlt. Andererseits finden Neugierige und Gelehrte, die sich ernstlich mit Forschungen und Untersuchung der überall auf diesem bevorrechteten Boden zerstreuten hindostanischen Alterthümer beschäftigen wollen, ein weites Feld offen. Zahlreiche Pagoden bedecken eine große Strecke Landes in Mitten der Dünen des Ufers. Mehre derselben, geschützt durch mächtige Mauern gegen das Vordringen des Sandes, sind wohlerhalten, während die nicht auf gleiche Weise gedeckten fast ganz unter hohen Sandbergen begraben sind. Alle haben einen sehr malerischen Charakter, und ihre abgezehrten Bewohner, von fast eben so widerlichem Ansehen, als die ungeschlachten Gegenstände ihrer Verehrung, bilden, auf dem Boden hingestreckt oder in

eine Nische zusammengekauert; mit der Oede der Umgebung und dem Brüllen der Wogen ein Gemählde von wilder Erhabenheit, das im Grunde des Herzens einen peinlichen aber tiefen Eindruck zurückläßt.

Die schwarze Pagode oder der Sonnentempel, eines der außerordentlichsten und merkwürdigsten Denkmale Hindostans, welches alle nach Puri kommenden Fremden zu besuchen sich beeilen, liegt sechszehn Meilen im Norden dieser Stadt, in Mitten einer Sandwüste, wo man nur auf einige einsame Sträucher, seltene Strecken von Grün und leichte Wellenhöhen des Bodens stößt, wodurch die traurige Einförmigkeit der benachbarten Ebenen unterbrochen wird. Sie ist weit älter, als der Tempel von Jaggrenat, aber des Ruhms der Heiligkeit beraubt, ist sie jetzt verlassen und zerfällt in Trümmer. Das Dach, von Pyramidenform, erhebt sich auf einem viereckigen Gebäude von anscheinend großer Festigkeit; aber die Fehler im Bau dieses gewichtigen Werkes waren so groß, daß es theilweise jetzt nur noch Trümmerhaufen zeigt, und man sich von der Gesammtheit des ursprünglichen Entwurfs nur schwer eine Vorstellung machen kann. Gewächse, Schmarotzerpflanzen, gigantische und freiwillige Erzeugnisse eines fruchtbaren Bodens, Cactus und andere Gesträuche sind in Mitten dieser gewaltigen Trümmerhäufungen zerstreut, über welchen der noch stehende Theil des Tempels sich mit einer gewissen Majestät erhebt und den Angriffen des Sandes zu trotzen scheint. Die Liebhaber, welche diese früher die so prächtige Pagode bedeckenden Sculpturen in der Nähe und sorgfältig untersucht haben, stimmen darin überein, ihnen eine seltene Vollkommenheit zuzuschreiben, obgleich die ausschweifende Wahl der Gegenstände es fast unmöglich macht, sie auf zufriedenstellende Weise genau abzuzeichnen. Unterdessen hat diese Bizarrerie nicht die ganze Basilika eingenommen; einige kolossale Massen, welche Greifen und Elephanten darstellen, machen dem Geschmacke und dem Talente des Künstlers gleichviel Ehre. Uebrigens würde man Bogen bedürfen, um die ungeheure Anzahl von Einzelheiten dieses, von der Zeit verzehrten Tempels zu beschreiben, und selbst die in das Kleinste gehende Sorgfalt würde nur einen schwachen Begriff von seinen eindrucksvollen Zügen gewähren.

Einige Dschhigs, die man eher für schwarze Dämonen als für Menschen ansehen möchte, theilen mit Stachelschweinen und Bären, den vornehmsten Bewohnern des Ortes, den Schutz, welchen ihnen die vielen Zimmer oder vielmehr Höhlen gewähren, und Tiger, welche sich bisweilen zu diesen seltsamen Gästen gesellen, werden von den jungen Jägern der benachbarten Station bald vertrieben oder erlegt.

Die Unduldsamkeit der Muselmänner hat die Brahminen von Jaggrenat oft genöthigt, zur Erhaltung ihrer Götterbilder die List zu Hülfe zu nehmen und zweimal haben sie dieselben, wohlverschlossen in ihren Kasten, weggebracht und an unzugänglichen Orten, jenseits des Sees Tschilka, siebzig Meilen südlich von Puri verborgen, bis glücklichere Zeiten ihnen erlaubten, sie wieder auf ihre Throne zu setzen. Da die Diener des Propheten sahen, wie vergeblich sie sich bemühten, die Verehrer Brahma's zum Islam zu bekehren, schlugen sie einen andern Weg ein, und um ihre Habsucht auf Kosten der Pilger zu befriedigen, legten sie diesen eine Steuer auf, welche noch von der englischen Regierung erhoben wird. Das Zuströmen der Gläubigen war so stark, daß die Steuer neun Lak Rupien einbrachte; seit mehren Jahren aber hat die Einnahme beträchtlich abgenommen. Die Fortschritte der Gesittung und die Ausbreitung der Aufklärung gehen schnell genug vor sich, um hoffen zu lassen, daß in einer nicht weit entfernten Zeit die furchtbaren Mysterien von Jaggrenat aufgehört haben werden, und eine reinere Religion den gräßlichen Aberglauben verdrängt haben wird, der so lange Zeit auf dem Geiste der unglücklichen Hindus tyrannisch gelastet hat.

Beobachtungen auf einem Ausfluge zu den Wasserfällen des Cuyahoga am Eriesee *).

Der Verfasser verließ im Monat Mai 1835 die Stadt Marietta am Ohio, im gleichnamigen Staate, auf einem Dampfboote, und reis'te zuerst den Ohio hinauf bis Beavertown (Biberstadt), von wo er sich zu Lande nach dem Eriesee und den Wasserfällen von Cuyahoga begab, und durch den Ohiokanal zurückkehrte. Diese ganze Reise dauerte, Dank den Erleichterungen der Flußschifffahrt, nur achtzehn Tage.

Wheeling, eine Fabrikstadt am Ohio, deren Gründung ins Jahr 1769 fällt, hat etwa 8000 Einwohner. Der Boden, worauf sie erbaut ist, wurde vom Obristen Ebenezer Zane und seinen Brüdern Jonathan und Silas urbar gemacht, deren Nachkommen noch jetzt das Haus besitzen, welches Jene in einer Wüste erbauten, und das nun mitten in einer bevölkerten und lebendigen Stadt steht.

Wenige Jahre nach ihrer Gründung ward diese Niederlassung von

*) Auszug aus dem Tagebuche eines Naturforschers im Am. Journ. of Sciences and Arts, Vol. 31, No. 1.

den Indianern angegriffen, und dankte ihre Rettung dem Muthe eines jungen Mädchens. Elisabeth Zane, des Obristen Schwester, übernahm die gefährliche Aufgabe, vor der Linie der Indianer vorbei, aus einem nahen Gebäude das Pulver zu holen, dessen die Vertheidiger bedurften. Die Indianer, welche ihre Absicht nicht kannten, ließen sie ohne Störung vorbei, indem sie nur schrieen: squaw, squaw (Frau, Frau). Aber bei der Rückkehr war es anders. Die Wilden erriethen den Zweck ihrer Sendung, als sie sie mit einem tüchtigen Pack Pulver um den Leib wiederkommen sahen und thaten mehrere Schüsse nach ihr, die zum Theil ihre Kleider trafen, doch ohne sie selbst zu verwunden. Sie kam mit dem, auf Gefahr des Lebens glücklich errungenen Vorrathe zurück, worauf die Indianer, einen langen Widerstand vorhersehend, abzogen. Elisabeth war erst vor Kurzem aus Philadelphia angekommen, wo sie, ihrer Erziehung wegen, einige Jahre gewesen war. Sie lebt noch jetzt verheirathet im Staate Ohio.

In einiger Entfernung von Steubenville findet man ein altes Grab der Mingo-Indianer. Es war in dem Felsen verborgen und mit Steinstücken bedeckt; ein Steinbrecher fand es durch Zufall auf. Der Skelette waren etwa sechszig, neben ihnen standen Gefäße von verschiedener Größe, die meisten derselben enthielten Knochen von Vögeln und Thieren, die man den Todten zur Nahrung auf die Reise ins Land der Geister mitgab. Pfeifen und steinerne, sorgfältig ausgearbeitete, Pfeilspitzen fanden sich in großer Menge im Grabe, das jetzt durch die Reisenden fast ganz ausgeleert worden ist.

Nicht weit von hier sieht man die lachende Anlage von Spring-Garden, in einer köstlichen Lage am Südabhange eines zum Ohio hinabsteigenden Hügels. Eine prächtige Quelle entspringt aus der Seite des Hügels und benetzt die Gärten. In einem geräumigen Treibhause findet man viele ausländische Pflanzen.

Die Ufer des Ohio sind eben so fruchtbar an Sagen und merkwürdigen Vorfällen, als an herrlichen Ansichten und neuen Gebäuden; neben einem Garten oder einer thätigen Fabrik zeigt man dem Reisenden den Schauplatz irgend eines blutigen Ereignisses oder der dreisten Thaten der ersten Ansiedler.

Ludwig Wetzel war im J. 1782 der Berühmteste unter den Helden der Grenze. Seit seiner Kindheit an Entbehrungen und Gefahren gewöhnt, bekämpfte er, bald mit Gewalt, bald mit List den Büffel und Bären, oder den schlauen Indianer. Sein hoher Wuchs, seine wunderbare Stärke, seine Geschicklichkeit in allen körperlichen Uebungen hatten ihm bei seinen

Zeitgenossen einen Ruf verschafft, wie ihn tapfere Paladine zur Zeit des Ritterthums genossen. Ein junger Schütze verließ eines Tages seine Wohnung, blos um den 20 Meilen entfernten Helden kennen zu lernen. Auf halbem Wege stieß er auf einen Dammhirsch. Er schießt, das Thier stürzt und sein Hund wirft sich auf die Beute, als plötzlich ein anderer Hund erscheint, sie ihm streitig zu machen. Bald darauf naht ein Fremder, das angeschossene Wild in Anspruch nehmend. Bei dem Versuche, die wüthenden Hunde auseinander zu bringen, schlägt er den Hund des jungen Jägers, und dieser hierin eine Beleidigung sehend, wirft sich auf den Fremden und stößt ihn zu Boden. Aber bald findet er sich seinerseits überwältigt. Hören wir auf, spricht er nun, uns wie Hunde zu schlagen; nehmt euer Gewehr und laßt uns wie Männer und Jäger kämpfen. Recht gern, erwiedert der Fremde, aber seht erst, was ich vermag. Er zieht auf der Rinde einer Pappel einen Kreis von der Größe eines Schillings, ladet in raschem Lauf sein Gewehr, und in einem Abstande von 300 Schritten bleibt er plötzlich stehen und schießt in die Mitte des Zeichens. Es war Ludwig Wetzel, der nach dem Frieden von 1795 sich nach den Grenzen des Mississippi hinwendete, und als ein freier Mann der Wälder starb.

Beavertown, wo der Verf. drei Tage nach seiner Abreise anlangte, verdankt seinen Namen der großen Menge von Bibern, welche man ehemals dort fand. Hier verließ der Verf. das Dampfboot, um die Diligence zu besteigen. Während die Pferde langsam den steilen Berg hinaufziehen, erzählt ein Reisender die Begebenheit, welche jenem den Namen des Bradyberges verschaffte.

Der Capitain Samuel Brady war Einer jener muthigen Männer, deren Namen die Geschichte bewahren wird und der Roman benutzen könnte. Seine Schönheit und Kraft machten ihn bei den Grenzbewohnern eben so beliebt, als bei den Indianern gefürchtet. Die Jagd war sein Lieblingsvergnügen, und oft wagte er sich allein in die Wälder und an die Ufer der Ströme, das damals so zahlreiche Wild zu verfolgen. Bei einem dieser Ausflüge wurde er in der Nähe des Biberflußes von den Indianern überrascht und zum Gefangenen gemacht.

Ihn mit einem Schuß oder Tomahawk zu tödten, wäre eine unzureichende Rache gewesen. Diese konnte sich nur sättigen durch eine langsame Feuerqual in Gegenwart des ganzen Stammes. Der Capitain Brady ward also in das Dorf der Indianer geführt, anderthalb Meilen von der Mündung des Flusses, wo man ein Feuer anzündete. Hier ward der Gefangene seiner Bande entledigt, entkleidet und von den Indianern

und ihren Weibern und Kindern unter allen nur erdenklichen Verwünschungen umtanzt. Mitten unter diesem Lärm näherte sich die Frau eines Häuptlings dem Capitaine zu dicht, ein Kind auf ihren Armen tragend; instinctmäßig und blitzschnell ergriff er das Kind und warf es in die Flammen; augenblicklich stürzten Alle dorthin, um es zu retten, und Brady benutzte die Verwirrung, riß sich empor, warf Alles auf seinem Wege nieder und flüchtete sich, die Indianer auf den Fersen, in ein Dickicht. Er erstieg die steile Seite des Berges, ohne von dem auf ihn gerichteten Kugelhagel erreicht zu werden, eilte den Abhang schnell hinunter und entzog sich durch seine Kenntniß des Landes den Nachforschungen der Feinde.

Einige Jahre später gerieth Brady bei der Verfolgung eines Indianerhaufens in die Nähe überlegener Feinde. Vergebens bemühte er sich, ihnen zu entschlüpfen; von Racheburst angefeuert, hielten sie seine Spur fest und ließen alle seine Gefährten entkommen, um auf ihn allein alle Aufmerksamkeit zu heften. Sie verfolgten ihn wie ein wildes Thier und trieben ihn endlich auf einer sehr großen, von den Krümmungen des „gewundenen Flusses" (Cuyahoga) gebildeten Halbinsel in die Enge. Ungeachtet die Landzunge mehre Meilen breit war, ward der Capitain doch bis an den Rand des Flusses getrieben. In dieser verzweifelten Lage richtete Brady, welcher alle Beugungen des Flusses kannte, wie ein Bauer die Fußstege zu seiner Hütte, seinen Weg nach einer Stelle, wo das Wasser zwischen zwei Felsenwände hinläuft, deren Spitzen einander näher als die Grundflächen, nicht über zwanzig Fuß von einander abstehn. Das Wasser stürzt sich mit Wuth durch diese Schnelle, während es eine Strecke oberwärts in einem Spiegel von gegen 25 Klafter Breite fließt. Am Rande des Abgrunds sieht Brady seine Verfolger dicht hinter sich, und da er das Loos kennt, welches ihn erwartet, sammelt er alle seine Kräfte zu einer ungeheuern Anstrengung und setzt in einem Sprunge auf das andere Ufer hinüber, wo er zwischen Gras und Gesträuch niederfällt. Vergebens schießt der erstaunte Haufe ihm nach; er erklettert die Anhöhe vollends, und obgleich leicht am Schenkel verwundet, gewinnt er einen Vorsprung. Bald aber waren die unermüdlichen Feinde ihm wieder auf der Spur und schon sah er den Augenblick herannahen, wo er in in ihrer Gewalt sein würde, als er den glücklichen Einfall hatte, sich in einen kleinen, jetzt nach ihm benannten See zu begeben und bis zu einer hundertjährigen, entwurzelten Eiche hinzuschwimmen, deren Zweige ihn verbargen. Die Indianer fanden die Stelle, wo er ins Wasser gestiegen war, und kamen auch einmal der Eiche nahe, aber sie fanden den Ver-

steckten nicht, und Brady, den sie ertrunken glaubten, gelangte endlich ganz erschöpft wieder in seine Wohnung. Die Spalte, wo er übersetzte, wird als „Bradys Sprung" noch heute gezeigt.

Von Poland, einem Dorfe am Mahonrig, sind die Wasserfälle des Cuyahoga nur etwa noch 50 Meilen entfernt. Die Hauptstraße geht von O. nach W. und verfolgt dieselbe Richtung unverändert hundertundsechszig Meilen weit. Das Land ist in regelmäßig viereckige Township's zu 5000 Quadratmeilen getheilt. Zwischen ihnen gehen die Straßen von N. nach S. und von O. nach W. unverändert fort, und die Wege zweiter Classe münden in Abständen von fünf Viertel Meilen in dieselben ein. Mitten in jeder Township, an der Kreuzungsstelle aller dieser Wege, liegt ein Dorf, aus Kirche, Schule, ein oder zwei Läden, einem Wirthshause u. dgl. bestehend. Diese Dörfer liegen zum Theil sehr reizend.

In der Grafschaft Portage findet man eine Menge kleiner Seen, deren einer, der Congreßsee, bis neuerdings ausschließlich die schöne Muschel lymnaea stagnalis lieferte.

Ravenna, der reizende Hauptort von Portage, zählt etwa 800 Einwohner und liegt auf einer weithinsehenden Hochebene, welche die Wasser des Ohio von denen des Eriesee's trennt. Das alte Stadthaus war so gebaut, daß das Regenwasser von der Nordseite des Dachs in den Lorenzostrom und das von der Südseite in den Mississippi fiel. Nahe bei geht der neue Canal vom Ohio zum Chenango vorüber, der für den Handel von unberechenbarem Nutzen sein wird.

Ehe man zu den Wasserfällen gelangt, fährt man drei Meilen weit am Flußufer zwischen blühenden Flecken hindurch. Sie enthalten alle Arten von Fabriken und sind meist erst seit wenigen Jahren entstanden. Die Fälle des Cuyahoga bestehen in einer Reihe von Cascaden und Schnellen, die sich drittehalb Meilen weit erstrecken. Die Stadt Cuyahoga ist bereits bedeutend und wächst überraschend schnell; im Jahr 1836 sollten 200 neue Gebäude fertig werden. Besonders sind hier viele Sägemühlen errichtet.

Die Ufer des Cuyahoga sind eben so malerisch, als belebt. An den noch unbebauten Theilen strecken schöne immergrüne Bäume, die kanadische Tanne, die Sprossenfichte und andere ihre langen Zweige über das Wasser. In den Höhlen und Spalten der Felsen findet man eine Art Kalktuff oder Travertin, welchen die benachbarten Bäche absetzen. Er enthält nicht selten Knochen von Dammhirschen und andern Thieren, die in den Spalten verunglückten. Die Felsen erheben sich 200 Fuß über die brausende Fläche des Stroms.

Der Rückweg ging über Zoar, eine durchaus deutsche Ansiedelung mit den Sitten des siebzehnten Jahrhunderts. Es sind Bauern von den Ufern der Elbe, die im Jahre 1817 unter Leitung des Hrn. Jacob Biemler, eines würdigen Geistlichen, über den Ocean gegangen waren und hier ein wüstes Stück Land kauften, das sie gemeinsam besitzen und in patriarchalischer Einfalt bewohnen.

Verläßt ein Mitglied die Gemeine, was sehr selten vorkömmt, so empfängt es sein eingelegtes Geld, aber nicht mehr, zurück. Ein Theil der Bewohner baut das Feld, ein anderer verrichtet die übrigen Geschäfte. Jede Familie entnimmt ihre Bedürfnisse aus einem allgemeinen Magazine, der Ueberschuß wird zum Gesammtvermögen geschlagen. Alle Kinder gehen in dieselbe Schule.

Die Häuser sind meist aus Holz, mit Ziegeln gedeckt; man webt Tuch und Linnen, gerbt Häute u. s. w. Neuerdings hat man am Canale eine Eisengießerei errichtet. Die Fruchtbarkeit des Bodens gestattet jährlich mehrere Ernten. Die Bauern haben in ihr neues Vaterland den Geschmack der Deutschen für Blumen herübergebracht; sie besitzen einen großen Garten und ein treffliches Treibhaus mit den seltensten Pflanzen und den größten Orangenbäumen.

Das eisenhaltige Lager, welches den Staat Ohio wie ein Gürtel von SW. nach NO. durchzieht, ist hier sehr reich und liegt auf der Höhe der Hügel blos. Die Ader ist sehr mächtig und gibt 40 Procent Metall; sie liegt gemeiniglich zwischen einem doppelten Steinkohlenlager.

Sechszehn Meilen von Zoar liegt die Stadt Newcastle, neben großen Kohlenminen, die am Canale ausgehen. 25 Meilen von hier ist die mährische Niederlassung Gnadenhütten. Sie stammt vom Jahre 1772 her, wo hier ein indianisches Dorf stand, dessen gelehrige Bewohner durch den frommen und ehrwürdigen Hackewalder zu aufrichtigen Gliedern der christlichen Kirche gemacht worden waren. Auf der Grenze zwischen den englischen und indianischen Gebieten beobachteten sie eine, ihnen von beiden Theilen verübelte strenge Neutralität. Endlich wurden sie von den Obersten Williams und Crawford an der Spitze von 90 Mann überfallen, und mit kaltem Blute auf grausame Weise niedergemacht, wobei nur der, zufällig abwesende, Hackewalder entkam.

Zu Newark verließ der Verf. den von Cuyahoga bis hieher befahrenen Ohiocanal. Dieser Ort ist sehr belebt, der Canal geht durch seine Hauptstraße und gibt ihm, besonders beim Mondschein ein ganz holländisches Ansehn. Der Weg von Newark nach Zanesville macht, wie der Verf. sich ausdrückt, der Republik mehr Ehre, als die Eroberung eines

Continents. Prächtige steinerne Brücken geben diesem festen Bauwerke ein Ansehn der Dauerhaftigkeit, wie es amerikanische Bauten selten darbieten. Man zählt nicht weniger als sechs Flecken, welche seit dem Jahre 1832 an dieser Straße entstanden sind.

Skizzen aus Südamerika *).

Valparaiso, Haupthafenstadt der Republik Chili.

Valparaiso, oder das paradiesische Thal, hat vermuthlich seinen Namen dem entzückenden Anblick zu verdanken, den das Land den Spaniern, die zuerst diese Bai besuchten, darbot. Es läßt sich denken, daß die liebliche Schattirung des Grüns in den üppigen Thälern, das Gebirge mit seinen Matten und Wiesengeländen, jene Leute aufs angenehmste überraschte, die nach einer langen, beschwerlichen Seereise auf dem unfreundlichen südlichen Ocean sich plötzlich Angesichts dieser reizenden Landstriche des vormaligen Vicekönigreichs Chili befanden, und nun hier das Thal des Paradieses, valle del paraiso, zu finden glaubten. Dennoch dürfte diese freundliche Täuschung auch nur dem ersten Eindruck gegolten haben, den die Bai von Valparaiso hervorbrachte, da dieser Hafen hinsichtlich seiner Schönheit vielen andern, namentlich dem von Rio de Janeiro, nachsteht. So dürfte dann auch die von Einigen aufgestellte Namenserklärung nicht unrichtig sein, nach welcher die Spanier, als sie sich das paradiesische Land erst näher betrachtet hatten, und sich in ihren Erwartungen getäuscht fanden, ausriefen: „Valde Paraiso!" Täuschendes Paradies!

Was die Beschaffenheit des Bodens und des Klima's von Valparaiso betrifft, scheint die Natur Alles vereinigt zu haben, was das Wohlbefinden der Bewohner in dieser Hinsicht befördern könnte. Beinahe das ganze Jahr hindurch ist die Temperatur gemäßigt. Im Sommer wird die Hitze durch Südwestwinde gemildert, die Luft ist klar, der Regen selten, wogegen gewöhnlich in den Morgenstunden ein feuchter Nebel sich über die ganze Bai breitet. Die rauhen Winde, die während dieser Jahreszeit von 12 bis 4 Uhr Nachmittags wehen, legen sich mit Sonnenuntergang, und es bleibt dann still bis zu den Morgenstunden, wo gewöhnlich ein sanfter angenehmer Landwind aus Nordost sich erhebt, den man „el concon" nennt, weil er aus der Richtung von Punta de Concon, dem äu-

*) Nach niederländischen Berichten von Tietz.

fernsten Vorgebirge der Bai von Valparaiso kommt. In den Winter- oder Regenmonaten, vom Mai bis September, ist es wohl kalt, feucht und neblicht, mit nördlichen, bisweilen bis zum Sturm anwachsenden Winden, doch steigt die Kälte nie bis zum wirklichen Frost. Starke Regen, auch Wolkenbrüche sind in dieser Jahreszeit nicht selten, und können durch die Masse Wasser, die dann von den Gebirgen niederstürzt, manche Verwüstung zu Wege bringen.

Die Stadt Valparaiso, an der Westseite der Bai, ist wegen des unebenen Grundes an dem Gebirg unregelmäßig gebaut. Man findet viele gute Häuser, größtentheils nur mit einem Stockwerk, wogegen die den vornehmen Einwohnern gehörigen stets zwei Stockwerke hoch sind. Balcons auf Säulen ruhend an der Vorderseite der Häuser sind sehr beliebt. Einige Wohnungen sind sehr comfortabel eingerichtet, besonders die des Gouverneurs und der fremden hier ansässigen Kaufleute. Das neue Kaffeehaus auf dem Markte, dessen innere Einrichtung sehr schön und zweckmäßig ist, bietet von seinem, längs der ganzen Vorderseite des Hauses, fortlaufenden Balcon eine weite und herrliche Aussicht über die ganze Bai und die Stadt dar.

Der Berg, auf dem sich das Castell de Rosaria (vom Rosenkranz) über die Vorstadt erhebt, zeigt den in die Bai segelnden Ankömmlingen einen zierlichen Anblick, durch die auf demselben stehenden, weiß angestrichenen Häuser, die Alle unter Einem Dach gebaut sind und eine fortlaufende Veranda oder Galerie haben. Es wohnen in demselben der englische Consul und mehrere Kaufleute dieser Nation. Nördlicher, wo das Gebäude längs der Bai eine mehr steile Abdachung hat, befindet sich ein Theil der Stadt, den man die „Oberstadt" nennt, weil die Häuser, von einer ansehnlichen Höhe des Berges amphitheatralisch nach unten hinab gebaut sind, selbst bis in die Spalten hinein, welche drei Berge von einander scheiden. Es senken sich diese Gebäude auf solche Weise bis zum Strand hinab, daß man aus den obern Etagen der hinten stehenden Häuser über die Dächer der vorstehenden eine freie Aussicht auf die Rhede hat. Die Spitzen der erwähnten drei Berge, die sich aus den Thälern San Francisco und San Augustin emporheben, haben von den hier so häufigen englischen und nordamerikanischen Matrosen die Namen: „the main top" (Großes Marssegel), „the fore Mars" (Vormarssegel) und „the mizen top" (Bezaanmarssegel) erhalten, weil sie vermuthlich diese Höhen, auf welchen sich ihre Hauptvergnügungsanstalten, Wein und Mädchen, befinden, nicht passender zu ehren wußten, als durch Beilegung dieser, nach ihrer Meinung so erhabenen und wohlklingenden Benennungen.

Wirklich sind auch die meisten der dort oben liegenden Häuser Tempel des Bachus und der Venus, die bei einbrechender Nacht durch ihre splendide Beleuchtung, wozu noch die der ganzen übrigen Oberstadt dazu kommt, von der Bai aus gesehen, ein in der That interessantes Lichtschauspiel darbieten. Dazwischen tönt der leise Klang der Guitarren, der Gesang der fröhlichen Einwohner, das Schwirren und Klingen anderer musikalischen Instrumente, die den lustigen Janhagel zum Tanze auffordern, und all die lauten Aeußerungen des lebensfrohen, südlichen Volks.

Während des Tages bietet dieser „Olymp der Seeleute," wie man diese Bergspitzen nennen könnte, ein anderes buntes Schauspiel dar, indem von den vorzüglichsten Häusern als Gruß für die in den Hafen einlaufenden Schiffe, die Flaggen der verschiedensten Nationen lustig in der bewegten Luft herabwinken.

In der Regenzeit ist dieser Theil der Stadt besonders den nachtheiligen Folgen der Wolkenbrüche ausgesetzt, die durch den starken Fall des Wassers von dem Gebirge herab große Verwüstungen anrichten, die Straßen zu gähnenden Klüften umwandeln, und sogar Häuser mit allem, was sich darin befindet, fortreißen.

An der Seite des Berges Resguardo, bei dem Castel San José, findet man ein Wasser, welches auf einigen Karten als Fluß bezeichnet worden. Es ist dieser Fluß aber eigentlich nichts weiter als eine Bergkluft, Quebrada, die mitten im Winter einen starken Strom Wassers enthält, im Sommer aber meistentheils trocken liegt. Neben dieser Quebrada befindet sich eine kleine Ebene, auf welcher das Theater steht; rechts von demselben führt eine Brücke zu einem Kai, besetzt mit gut gebauten Häusern. Westlich von der genannten Quebrada gelangt man zum Duanenbureau, von wo die Straße zwischen dem steilen Gebirge und dem Ufer der Bai sehr schmal durch die Felsen gehauen ist. In der hierdurch entstandenen Bergmauer befinden sich einige Magazine und Wohnungen. An der Wasserseite dieser Straße liegen die Vorgebirgsspitzen „la Cruz de Reyes" und „San Juan de Dios," worauf man an den Eingang zur „niedern Stadt" kommt, und hier ein großes Gebäude erblickt, das die Regierung den Waisen der Brüder Carera schenkte, welche während der Umwälzungsperiode als politische Schlachtopfer fielen. Bei diesem Hause befindet sich ein großer freier Platz; von diesem laufen zwei Straßen zwischen dem Abhange des naheliegenden Gebirgs und dem sandigen Strande wohl eine englische Meile weit, und bilden den sogenannten Almendral (Mandelgarten); eine Promenade, die früher von der See bedeckt war, nach einem Erdbeben aber sich aus derselben erhob

Der Almendral endigt bei einer sandigen Fläche am Fuße des Berges Las siete Hermanas, die zur Winterzeit gewöhnlich unter Wasser zu stehen pflegt.

Auf der andern Seite dieser Sandfläche beginnt eine liebliche, grüne Ebene, von Bäumen beschattet, und durchströmt von zwei Armen eines kleinen, rauschenden Flusses, an dessen Ufer sehr angenehm ein von der bessern Gesellschaft stark besuchtes Gasthaus liegt, wo man sich mit herrlichen Melonen, Trauben, Orangen und Früchten, außerdem auch durch ein treffliches Bier erfrischen kann. Aus schattigen, dichten Weinlauben hat man von hier eine reizende Aussicht über das Meer, Gebirg und die Stadt.

In dem Stadttheile des Almendral haben die Häuser durchaus nur die Höhe von Einer Etage, wegen der Erdbeben, wodurch diese Gegenden öfters heimgesucht werden. Eines der bedeutendsten fand in der Nacht des 19. Novembers 1822 statt und weckte die schlafende Bevölkerung auf eine fürchterliche Weise. Was dem Verderben in den einstürzenden Häusern entging, floh hinaus. Auf der bebenden, erschütterten Erde konnte man nicht aufrecht stehen; die Häuser krachten, barsten auseinander und stürzten zusammen. Die Verwüstung war furchtbar. Das grausige Schauspiel wurde noch dadurch vermehrt, daß auch das Meer an der furchtbaren Naturerscheinung Theil zu nehmen schien. Die See trat vom Ufer zurück, stürzte dann aber plötzlich in haushohen Wellen wieder aufs Land und riß Alles, was sie erreichen konnte, in den grollenden und tobenden Ocean hinab. Länger als einen Monat blieb der Theil der Bevölkerung, der dem Verderben entgangen, auf der Höhe des Gebirges; nur Wenige wagten sich in die zerstörte Stadt hinab, um das Nothdürftigste zu retten. Dabei stieg die Hungersnoth auf eine schreckliche Weise. Eine in der Oberstadt stehen gebliebene, einem Franzosen gehörige Bäckerei mußte für die ganze Bevölkerung das Brod liefern, und wurde von starker Militärmacht vor der andringenden hungrigen Menge beschützt. Das Unglück war des Franzosen Glück, der bald als reicher Mann in sein Vaterland heimkehrte. Die Gewalt dieses Erdbebens hatte sich auf furchtbare Art geäußert, wie man an der Kathedralkirche des Almendrals sehen konnte, die von ihrer Grundlage eine Strecke weggeschleudert und dann zu einem Schutthaufen zusammen gestürzt war.

Die Stadt Valparaiso besitzt einen großen schönen Marktplatz, der täglich mit vielen Sorten Gemüse, Baumfrüchten, Geflügel u. s. w. reichlich versehen wird. Das Obst von Valparaiso gehört zum besten, das man nur irgendwo findet. Besonders sind die Wasser- und andere Melo-

ben, dann eine Sorte von Aepfeln, Menzanas de Quillota genannt, die Orangen und Trauben berühmt, so wie man auch die europäischen Früchte in Chili in voller Kraft und höchst wohlschmeckend vorfindet. Nicht minder zeichnen sich die hiesigen Gemüse aus, besonders gute Erdäpfel, die braunen Bohnen, Frijoles genannt, und eine Art Erbsen, Garbanzos, die hauptsächlich gut als Schiffskost zu gebrauchen sind, da sie sich länger als ein Jahr schmackhaft erhalten. Man muß überhaupt gestehen, daß die Natur ihre Gaben mit milder, freigebiger Hand über Chili ausgeschüttet hat, und der fruchtbare Boden, begünstigt durch die klimatischen Einflüsse, Früchte, Pflanzen und Kräuter in seltener Fülle und Ueppigkeit aufschießen läßt. Der Markt bietet auch einen Ueberfluß an Geflügel dar, wie Gänse, Puter, Enten, Hühner und Capaunen, die außerordentlich groß und fett sind. Eine Art großer Hähne wird als ein bedeutender Handelsartikel nach den Küsten von Peru und Columbia, vorzüglich aber nach Lima versandt, wo sie als Kampfhähne den Preis in diesen Spielen davonzutragen pflegen. Unter dem Wild nehmen die erste Stelle die Rebhühner ein, deren es eine solche Menge gibt, daß die Maulthiertreiber auf ihrem Wege dieselben nicht selten mit den Stöcken todtschlagen.

Das Fleisch in Valparaiso ist vortrefflich zur Verproviantirung der Schiffe. Am Landungsplatze hat schon seit vielen Jahren ein gewisser Mac Farlane ein Haus, wo man täglich frisches Fleisch für die Schiffsequipage bekommen kann, so wie er auch Fässer voll eingesalzenes Fleisch, Gemüse, Kartoffeln und Schiffszwieback liefert. Auf dem Almendral besaß dieser Mann eine trefflich eingerichtete Bäckerei und Schlächterei, von wo er dann jeden Tag seine Verkaufsartikel nach dem Verkaufslokal am Landungsplatz bringen ließ.

Die Kirchen Valparaiso's sind die von der Brüderschaft San Francisko, San Augustin, de la Merced (an dem Almendral), dann die von San Domingo und die Kapelle des Hospitals de San Juan. Diese letztere ist jetzt von dem Mittelpunkt der Stadt nach der Vorstadt verlegt, in dem alten Gebäude aber eine Schule nach Lancaster'scher Methode eingerichtet.

Die Stadt würde an der Seeseite durch die angelegten Forts, die eine Menge Feuerschlünde befassen könnten, gut vertheidigt sein, allein die Batterien sind im Ganzen schlecht montirt, und das Geschütz ist nicht gehörig mit Material versehen. Die bedeutendsten Festungswerke sind, das im Süden der Stadt gelegene Fort Castillo de la Concepcion, das in ihrer Mitte befindliche Castillo de San José, welches zugleich die Re-

sidenz des Gouverneurs ist, jetzt aber nicht von ihm bewohnt wird. Auf der Höhe hinter dem Resguardo liegt eine Citadelle: Castello del Rosario, die noch nicht ganz ausgebaut ist. Das letzte Fort, Castillo Viejo de San Antonio oder auch Castillo Blanco genannt, liegt nördlich von der Stadt auf einem Berge, steil wie eine Mauer, der von der Stadtseite nur einen schmalen beschwerlichen Zugang hat. Um dieses Castell zu bewaffnen, hat man das dazu nöthige Geschütz von der Spitze der senkrechten Felsenhöhen hinablassen müssen, weil sich, wegen der Klippen und Brandung am Fuße des Forts kein Fahrzeug zum Ausladen nähern kann. Uebrigens sind im ganzen Castell nicht mehr als ungefähr acht bis zehn Kanonen in brauchbarem Stande.

Valparaiso hat auch ein Theater, welches wegen der Gesellschaft des schönen Geschlechts, das sich dort zu versammeln pflegt, stark besucht wird. Die Schauspieler, so wie auch die Decorationen, lassen viel zu wünschen übrig. Der Verfasser sah dort ein Stück: „Die Sündfluth" betitelt, bei dem die Direction und die Schauspieler alle ihre Kunst erschöpft zu haben schienen, um alles Furchtbare der vier Elemente: Wasser, Feuer, Luft und Erde, mit dazu gehörigem Spektakel vor Augen zu führen. Die Decoration zeigte graue, steile Felsen, die von dem Maler so stiefmütterlich bedacht waren, daß sich auf denselben auch nicht ein grünes Blättchen finden ließ. Dafür war das Wasser desto grüner, mit weißen runden Flecken, die den Schaum vorstellen sollten, auf eine große Leinwand gemalt, die über das ganze Theater ausgebreitet und in den Coulissen von mehreren Männern in einer solchen Bewegung gehalten wurde, daß durch diese starke Erschütterung die Farben sich ablösten, und wundersam genug, als Staub über dem Wasser schwebten. So hoch auch die leinenen Wellen sich aufthürmten, so bekam doch keiner der Anwesenden dadurch die Seekrankheit. Die Luft hatte eine frappante Aehnlichkeit mit schwarzem Flanell: die scharlachrothen Wolken wurden durch sehr helle Lampen erhellt, die vermuthlich das, aus dunklem Gewölk hervorbrechende Sonnenlicht vorstellen sollten. Ein Glück war es, daß der zum Stück gehörige Regen nicht lange anhielt, da die damit beauftragten Leute aus verschiedenen Stellen der über der Scene liegenden Maschinerie das Wasser in solchem Ueberfluß herabschütteten, daß die Musiker im Orchester bis zum Knie im Wasser saßen und ihnen der Tod des Ertrinkens drohte. Die Blitze, aus angezündetem Schießpulver bestehend, ließen freilich das fürchterliche Schauspiel in voller Klarheit auf Augenblicke sehen; der nachfolgende Dampf verhüllte dann aber auch wieder mitleidig den Graus der Theaternatur. Das Blasen auf verschiedenen Kuhhörnern stellte das

Geheul des Sturms vor, und war so abscheulich, wie man es nur verlangen konnte. Der Donner spielte eine Hauptrolle und klang so wunderbar, daß ihn der liebe Gott selbst nicht hätte besser machen können. Alle diese Elemente bildeten ein tief-ernstes Ganze, zu dem das wiehernde Gelächter der Zuschauer gar nicht so recht passen wollte. Die bereits erwähnte Leinwand, welche die See vorstellte, war mit mehreren Löchern versehen, durch welche die im Ertrinken begriffenen Unglücklichen bald den Kopf, dann ein Bein, oder auch die nach Rettung greifenden Hände hervorstreckten, und so ein schauerliches Gefühl im Herzen der Zuschauer hervorbrachten. Da die Leinwand-See vorne auf dem Theater durch kein Vorsetzstück abgeschlossen war, so hatte man einen freien Einblick unter die Oberfläche des Wassers, und sah so die Schauspieler, die da unten als wohlerhaltene Menschen umherwandelten, und nur den Kopf über der Leinwand in Todesangst agiren ließen, oder sich auch sehr bequem auf den Rücken legten, um ihre Beine durch die Löcher hindurchzustrecken.

Die Bälle gehören zu den in Chili beliebtesten Vergnügungen, und da auf ihnen ein sehr geselliger und anständiger Ton herrscht, so bieten sie dem Fremden viel Angenehmes dar. Eine Hauptzierde derselben ist die Schönheit der Damen, die in den spanischen Tänzen die ganze Fülle von Reizen zu entwickeln verstehen, mit denen die Natur sie so reichlich geschmückt hat.

Zu den Volksbelustigungen und Leibesübungen in ganz Chili gehören die Wettrennen, die sich durch die Behendigkeit und Gewandtheit der Reiter sowohl, als auch durch die Flüchtigkeit und die gute Dressur der Pferde auszeichnen. In dieser Hinsicht dürfte es schwer sein, den Südamerikanern die Meisterschaft abzusprechen. Es kommt häufig vor, daß ein eben in der Wildniß gefangenes Pferd durch einen kleinen Jungen bestiegen wird, der es dann auf eine sehr einfache Weise dressirt. Das Thier hat weder Sattel noch Zaum; der Bursche hält sich nur an einem dem Pferde um den Hals geschlungenen Strick, und läßt es dann unbekümmert fortrennen. Will er es zum Stillstehn bringen, so dreht er den Strick so fest zu, daß dem Thiere das Athemholen benommen wird und es stehen bleiben muß. Diese Folter wird so lange und so oft wiederholt, bis man es für sicher hält, das Pferd mit Sporen zu besteigen. Etwas später wird ihm dann ein Zaum angelegt, der nur ein ganz einfaches Gebiß hat, woher es auch wohl kommt, daß die chilischen Pferde eine so weiche Fühlung im Maul behalten. Bei den meisten Wettrennen, wobei kleine Knaben reiten, werden die Pferde gar nicht gezäumt,

sondern erhalten nur einen Strick um den Hals und eine Decke auf dem Rücken, worauf der Junge dann sehr bequem sitzt.

Es wird ein bedeutender Handel mit Pferden und Maulthieren über Valparaiso nach der Küste von Peru und der Westküste von Columbia getrieben; die dressirten Pferde stehen in hohem Preise, und man liebt besonders die, welche vorn hoch aufgesetzt sind. Eine starke Ausfuhr dieser Thiere findet auch nach Neu-Holland statt, so daß Schiffsladungen von 100 bis 200 Stück von Valparaiso dorthin abgehen.

Zum Fahren bedient man sich in Chili zweirädriger, gewöhnlich durch Ochsen gezogener Karren. Es gibt dort nur Einen Postwagen, der zweimal wöchentlich von Valparaiso nach Santiago und zurück geht. Es ist dies das Unternehmen eines nordamerikanischen Juden, der aus Furcht vor dem Haß, den man hier gegen die Israeliten hegt, seinen alttestamentarischen Namen Moses in Moß verändert hat.

Der Weg von Valparaiso nach Santiago, Chili's Hauptstadt, beträgt ungefähr 22 deutsche Meilen, beginnt auf dem bereits erwähnten Almendral der erstgenannten Stadt und zieht sich dann über die erste Bergkette nach der Ebene von Casa Blanca, wo die Reisenden übernachten. Casa Blanca war früher eine ziemlich bedeutende Stadt, die aber, durch ein Erdbeben im J. 1823 zerstört, nur wenig wieder aufgebaut ist. Von hier geht die Reise über das am gleichnamigen Flusse liegende Städtchen Curacàve nach der Poststation Bustamante, dem zweiten Nachtquartier, von wo man den dritten Tag gegen Mittag in Santiago anlangt. Es besteht von hier eine noch weiter gehende Poststraße, nämlich östlich über die Cordilleras nach Mendoza; von da durch einen großen Wald und über den Fluß Rio de Mendoza, längs dem Flusse Rio del Tunuyan, nach dem Fort Bebedero, dann nach San Luis über die Flüsse Rio Quinto und Rio Quarto, nach Rio Tercero, von wo nordwestlich die Route nach der Stadt Cordova, und endlich südöstlich über Sanjon, Jsquina und andere Stationen in den Pampas, nach Buenos-Ayres läuft.

Gewöhnlich braucht man zu einer Reise nach Buenos-Ayres drei Wochen, und macht sie zu Pferde oder auf Maulthieren, das beste Beförderungsmittel in diesen Gebirgen. Der Weg ist nicht ohne Gefahr, besonders zwischen Santiago und Mendoza, dem Haupttummelplatz der Berg- und Pampasräuber, weßhalb es auch sehr zu rathen, in größerer Gesellschaft und mit gutem Schießgewehr bewaffnet, zu reisen, wovor diese „Guerillas“ noch den meisten Respect haben. Oft hat man bei dem Uebergang über die Cordilleras auch viel von dem angehäuften Schnee und der Kälte zu leiden, und es ist, hinsichtlich dieser Postroute wirklich

zu beklagen, daß die Regierungen von Chili und Buenos-Ayres sich so wenig dafür gethan haben, um die Straße von den Gefahren für die Reisenden zu säubern, zumal da es doch von großer Bedeutung und vielem Vortheil sein dürfte, mittelst derselben eine nähere Verbindung zwischen den Städten an dem stillen Ocean und an der Westseite der Cordilleras einerseits, und über Buenos-Ayres, von da aber mit den monatlichen Paketbooten nach Falmouth andrerseits herzustellen, und die weite Umfahrt um das Cap Horn zu vermeiden.

Was die Handels- und andern Verhältnisse Chili's betrifft, so dürfte darüber weiter zu bemerken sein. Seit der Entdeckung Amerika's bis zum J. 1810 war die Schifffahrt nach dieser ganzen Westküste der neuen Welt ausschließlich in den Händen der Spanier. Von Europa sandten sie die Handelsartikel direct nach Lima, von wo dieselben nach den andern Häfen verführt wurden. Außer spanischen Tüchern, bestanden die eingeführten Fabricate größtentheils aus holländischen Leinenwaaren, Nürnberger Waaren, böhmischem Glas, dann Elberfelder, Crefelder und Schweizer Manufacturwaaren, die sämmtlich durch holländische Schiffe nach Spanien gebracht wurden. Valparaiso insbesondere empfing von Lima noch Zucker, Tabak und Salz, wofür es nach Peru ausführte: Getreide, getrocknete Früchte, „charqui“ d. i. getrocknetes Fleisch, und andere Producte von Chili. Die Bevölkerung von Valparaiso bestand damals nur aus 5000 Seelen, und vier oder fünf Spanier hatten dort den ganzen Handel allein in Händen. Nach der Niederlage der Spanier bei Chacabuco schien es, als wollte sich diese Bevölkerung ganz zerstreuen, zwei Drittel derselben verließen ihre Häuser oder wurden mit Gewalt gezwungen, sich nach Peru einzuschiffen. Doch seit der Revolution hat dieselbe wieder ansehnlich zugenommen, so daß Valparaiso im J. 1830 schon gegen 30,000 Einwohner zählte, unter welchen über 3000 Ausländer waren. Seit 1817 hat man ungefähr 300 Häuser erbaut, und es bestehen dort vierzig große Handlungshäuser, nebst einer ziemlichen Anzahl kleiner Etablissements.

Der britische Handel auf Valparaiso ist gegenwärtig durch die Ueberfuhr von Gütern, welche hier von den Schiffen aller Nationen zu Markt gebracht werden, besonders veränderlich. Der „estanco“, d. h. der von dem Gouvernement sich vorbehaltene Alleinhandel mit allen Sorten von starken Getränken und Tabak, bewirkt, daß diese Artikel selten hier mit Vortheil abgesetzt werden können. Weine sind schwer zu verkaufen; Messer sind gesucht, auch viele Seidenstoffe, Sammet, Sammetband, Seidenborten, Tücher, Linnen, Manufactur- und Eisenwaaren, von diesen letztern besonders die Geräthschaften, die man beim Bergbau braucht.

Dagegen besitzt Chili einen Ueberfluß an Producten, die nach der Ost- und Westküste Südamerika's verschifft werden. Selbst nach Rio de Janeiro geht das Getreide, wofür dann meistens aus Paraguay das bekannte getrocknete Blatt zurückgesandt wird, das man „yerba“ nennt, in Kuhhäuten verpackt, transportirt und sowohl in Chili als auch in Buenos-Ayres zu einem angenehm schmeckenden, den Thee vertretenden Getränk verbraucht wird. In jedem guten Hause Südamerika's bereitet man diesen Trank in runden silbernen, auf eben solchem Untersatze stehenden Kannen; Man schüttet einen Theelöffel voll von dieser „yerba“, mit einem Stückchen geröstetem Zucker in die Tasse, fügt einige Tropfen Citronensaft, ein Stückchen Zimmt und Gewürznelken hinzu, und gießt heißes Wasser darauf, wo dann der Trank „mate“ genannt, fertig ist. Die Tasse mit „mate“ auf eine silberne, schön gearbeitete Untersatzschale gestellt, geht dann in der Gesellschaft von Hand zu Hand, und Jeder saugt durch ein kleines, sechs Zoll langes silbernes Rohr einen Schluck des Getränkes ein. Es würde für beleidigend gehalten werden, wollte man sich von dieser Saugerei ausschließen.

Nach der ganzen Küste von Brasilien und Buenos-Ayres kann von Chili ausgeführt werden: Korn, Frijoles (Bohnen), Garbanzos (Erbsen), spanischer Pfeffer, Lentejas (Linsen), getrocknete Früchte, worunter hauptsächlich Pfirsiche, Mandeln und Wallnüsse. Diese Artikel gehen auch nach den Küsten von Peru und Columbia, wozu noch die Ausfuhr von Pferden, Maulthieren und anderm großen und kleinen Vieh kommt. Nach Europa werden Häute und Kuhhörner versandt. Der Ueberfluß an dergleichen Artikel macht, daß die Seefahrer, die aus dem südlichen atlantischen Ocean kommen, oder die Westküste Südamerika's entlang fahren, gewöhnlich bei Valparaiso anlegen, um sich daselbst mit Lebensmitteln zu versehen. Ebenso finden sich auch zu einer gewissen Zeit des Jahres die Wallfischfänger aus der Südsee hier ein.

Die römisch-katholische Religion ist in der Republik Chili noch immer die herrschende und am meisten angesehene. Die Protestanten können zwar ungehindert ihren Gottesdienst ausüben, doch der Einfluß der Priester und Mönche auf das Volk, und besonders auf die geringere Classe, macht es für Jeden rathsam, der nicht zur katholischen Kirche gehört, sich in dieser Hinsicht behutsam zu betragen, und vor allem bei den hier häufig stattfindenden Processionen die nöthige Ehrerbietung gegen diesen religiösen Gebrauch nicht aus den Augen zu setzen. Die Aufklärung ist in Chili noch nicht sehr vorgeschritten. Die Geistlichkeit bemüht sich übrigens auch nicht, ein gutes Beispiel für den Lebenswandel zu geben.

Der Verfasser traf bei einer vornehmen Familie in der Gesellschaft mit einem Priester zusammen, der sich nicht genirte, in Gegenwart von jungen Leuten beiderlei Geschlechts, die Unanständigkeit in der Unterhaltung so weit zu treiben, daß es wahrlich nicht nur für seinen Stand, sondern überhaupt für den Cirkel, in dem er sich befand, eine Schande war. Der Verfasser konnte sich nicht enthalten, sein Befremden darüber laut werden zu lassen, wurde aber bedeutet, daß man einen Scherz nicht zu genau nehmen müsse.

Die Engländer und die andern dem Protestantismus zugethanen Ausländer haben es bei der Regierung von Chili zu erwirken gewußt, daß sie auf eigene Kosten einen Begräbnißplatz anlegen durften. Später hat man aber dieses sogenannte „Pantheon" wieder mit zu dem katholischen Gottesacker gezogen, so daß beide Kirchhöfe innerhalb einer Mauer liegen, und nur durch einen Gang von einander geschieden sind.

Abends spät allein auf den Straßen zu gehen, ist nicht rathsam, da Raub und Mord öfter vorkommt. Nach zehn Uhr giebt es Nachtwächter, die ihre Wachsamkeit durch Pfeifen bekunden, sehr oft aber mit den Spitzbuben gemeinschaftliche Sache machen. Den meisten Skandal mit dem Pöbel von Valparaiso haben die englischen Seefahrer, die sich auch hier, wie überall, durch Trunkenheit und anmaßendes Betragen auszeichnen, gewöhnlich aber mit tüchtigen Schlägen und blutigen Köpfen, wie recht und billig, abziehen müssen.

Was die Land- und Seemacht von Chili betrifft, so besitzt die Republik einen Ueberfluß von Offizieren, hauptsächlich französische und deutsche, im Verhältniß zu viele für die 10,000 Mann Soldaten, die sie ins Feld stellen kann. Die Flotte bestand vor wenigen Jahren aus nicht mehr als zwei Briggs und drei Schoonern, sämmtlich nicht vollständig mit Geschütz versehen.

Die gegenwärtige Republik von Chili erstreckt sich von Patagonien bis zu dem südlichen Wendekreis, wo sie unmittelbar an Peru grenzt. Die ganze Ostseite dieses vormaligen Vicekönigreichs oder Generalcapitainschaft wird durch die unzugänglichen Andesgebirge, wie durch eine Mauer von den Provinzen von la Plata abgeschlossen, und beschränkt sich eigentlich nur auf die schmale Strecke Land zwischen dem stillen südlichen Ocean und dem genannten Gebirge, und den dazu gehörigen mannichfachen, größtentheils felsigen, doch auch bewohnbaren Inseln. Die Länge des Grundgebiets der Republik auf dem festen Lande schätzt man auf 575, die Breite auf 37½ deutsche Meilen. Die Uferseite, unmittelbar an der See, ist im Ganzen hoch und steil, und läuft an einigen Stellen mit

dem Andesgebirge zusammen. Die Minen des Landes sind sehr ergiebig in Gold und Silber, liegen größtentheils aber auf den Berghöhen über der Schneeregion, so daß das Herausarbeiten dieser edeln Metalle nur mit großer Arbeit und Mühe vollführt werden kann. Die irdischen Schätze waren es auch wieder, welche die Europäer verlockten, sich zu Herren dieses schönen Landes zu machen. Diego Almagro, der würdige Gefährte Pizarro's, unternahm dieß im J. 1535 von Peru aus, indem er mit einem bedeutenden Heerhaufen von Spaniern und peruanischen Hülfstruppen von Cusco aus gegen das Land der Promaucianen zog. Die Häupter der peruanischen Hülfsbanden hatten ihm den Rath gegeben, nicht über die Cordilleras in dieser Jahreszeit zu gehen, wo dort die gewaltigen Schneestürme wüthen, sondern lieber seinen Weg längs der Küste und durch die Wüste von Atacama zu nehmen. Diesem Rath nicht folgend, wählte er die Straße über das Gebirge, langte aber gerade auf der Höhe an, als die Stürme den Schnee zu Wolken emporrüttelten und seine Mannschaft verschütteten, wodurch etliche Tausend Peruaner und eine bedeutende Anzahl Spanier umkamen. Mit dem Ueberrest kam Almagro nach Copiapo, das bereits mit den Spaniern im freundlichen Verkehr stand. Trotz dieses freundschaftlichen Verhältnisses erhob Paulac, das Oberhaupt der inländischen Hülfstruppen, hier dennoch eine Brandschatzung von 500,000 Dukaten in Gold und Silber, die er an Almagro abstand, welcher, dadurch heißhungriger auf Chili's Reichthümer geworden, seinen angefangenen Eroberungszug fortsetzte und sich alle die Gräuel dabei erlaubte, durch welche die Unternehmungen der Spanier in diesem Welttheile so berüchtigt worden sind. Mit der Unternehmung gegen das Land der Promaucianen war man nicht glücklich; Almagro wurde in einer Schlacht von diesem Volke, ungeachtet es noch kein Feuergewehr kannte, völlig geschlagen, und kehrte nach Peru zurück. Dessen ungeachtet blieb Chili das Land der Sehnsucht der Spanier, die dann noch einmal unter Pedro de Valdivia sich rüsteten, durch das fruchtbare Thal von Mappa vordrangen und am Flusse Mapocho die Stadt Santiago gründeten. Die Promaucianen widerstanden noch immer hartnäckig, bis dieser Volksstamm durch die unaufhörlichen Kämpfe mit den Spaniern endlich ganz ausgerottet wurde. Die Eingebornen von Chili, für ihre Unabhängigkeit streitend, konnten doch zuletzt nicht verhindern, daß die Spanier, die fortwährend Verstärkungen aus Peru erhielten, einige Forts, selbst auf dem Gebiet der Araucanen anlegten. Der Kampf zwischen den Spaniern und den Araucanen dauerte mit abwechselndem Erfolg fort, bis die ersteren sich bewogen fühlten, mit den Araucanen einen Vertrag abzuschließen;

in welchem der Biobio als Grenze beider Gebiete bestimmt wurde, wo man noch heutigen Tages das Fort San Pedro findet. Seitdem ist aus der Vermischung der Europäer und der Eingebornen die Menschenrace entstanden, die man als die gegenwärtige, eigentliche chili'sche Bevölkerung betrachten kann, und die in dem letzten Revolutionskrieg deutliche Proben gegeben hat, daß die Unerschrockenheit und der Muth der ursprünglichen Bewohner noch nicht erstorben ist.

Der Chilene ist im Ganzen genommen abgehärtet und stark. Die Küstenbewohner baden sich das ganze Jahr, Sommer und Winter, in der See; der männliche Theil arbeitet ohnehin den ganzen Tag im Wasser und macht sich nichts daraus, daß ihn die Brandung oft ganz bedeckt. An das Heben und Tragen schwerer Lasten sind sie wie die türkischen Lastträger von Jugend auf gewöhnt. Die Frauenzimmer sind durchgehends von schöner Gestalt und angenehmen Gesichtszügen; ihr Aussehen ist gesund und frisch, der Teint zwischen gelb und braun. Die eigentlichen spanischen Kreolen haben jedoch eine hellere Hautfarbe und unterscheiden sich dadurch auf den ersten Blick von den anderen Einwohnern. Die Chilenas (wie man das weibliche Geschlecht in Chili nennt) der höhern Stände, die größtentheils auch eine sehr sorgfältige Erziehung genießen, können sich, wenigstens hinsichtlich der Schönheit und der angenehmen Manieren, recht gut mit den Schönen Europa's messen. Die Damen der vornehmern Familien sind, da sie sich auf jede mögliche Weise gegen den Einfluß der Sonne zu schützen suchen, größtentheils sehr weiß, haben ein zartes Roth auf den Wangen und oft blaue Augen und blondes Haar.

Ueber die Sclaverei in Nordamerika und den rechten Weg zum Bessern.*)

Ich habe in meinem Reiseberichte die Sclaverei als ein Uebel geschildert, was sich nicht so ohne Weiteres mit dem Revolutionsmesser exstirpiren lasse, und den Wunsch für die allmählige Exstirpation geäußert. Dafür ist mir in Europa das Lob zu Theil geworden, daß ich die Sclaverei vertheidige. Was werden dieselben Kritiker erst zu meinen jetzigen Aeußerungen sagen! Seit der Publication jenes meines Berichtes

---

*) Aus Duden's neuester Schrift: „die nordamerikanische Demokratie und das v. Tocqueville'sche Werk darüber. Bonn, 1837.

hat man angefangen, diese Angelegenheit mit einem ähnlichen Fanatism in Amerika zu behandeln, so daß beinahe der Bestand des Bundes gefährdet schien. Dadurch bin auch ich zu einer neuen Ueberlegung angespornt worden, deren Resultat ich dem Publikum hier vortrage.

Ich kenne für meine Warnung vor wilden Experimenten keinen höhern Satz, als den, daß wir arme Menschen, — denen überhaupt nur eine kurze Zeit zu leben vergönnt ist und eine noch viel kürzere Zeit mit Verstand zu leben — die Erde so zu nehmen haben, wie sie ist, daß wir also vor Allem zu verstehen suchen müssen, was uns umgiebt und wie wir uns dazu verhalten. In dieser Operation werden wir finden, daß keinesweges die Ordnung der Erde und des Himmels mit dem völlig harmonirt, was uns Menschen wünschenswerth dünkt, d. h. was uns als Ordnung vorkommt. Wir drücken dieß gewöhnlich mit den Worten aus: „ja, wenn's ginge, wie es sollte" und ähnlichem. Und eben damit verbinden wir die Vorstellung, als ob irgend eine Unordnung daran schuld wäre, daß es nicht so geht. Es ist freilich keine erheiternde Wahrheit, daß dieser Zwiespalt sogar gegen die edelsten Wünsche der besten und klügsten Menschen statt hat, und es erscheint unstreitig als ein seltsamer Beruf, daß wir, trotz der unendlichen Uebermacht der Welt-Ordnung, sie mit dem, was wir Ordnung nennen, gewisser Maaßen bekämpfen sollen: Aber dennoch bleibt die stäte Aufmerksamkeit auf selbige Wahrheit die einzige Vorkehrung, daß wir uns nicht, während wir unserm Berufe zu gehorchen und als Glieder der Schöpfung nach unserer Weise darin zu leben und zu wirken trachten, gegen die Schöpfung an sich aufreizen lassen. Mit andern Worten: wie es auch in der Welt gehen möge, wie widrig wir das Wirkliche empfinden, und wie viele Gründe uns mit Recht bestimmen mögen, ihm bis ans Ende entgegen zu kämpfen, immer müssen wir jenen Gedanken an eine Unordnung in der Natur und in dem Gange der Dinge überhaupt abwehren, um nicht für und für in eitle Selbstpeinigung, ja in völlige Raserei zu verfallen.

Schon im eingezogensten Familienleben ist Anlaß genug zu solchen Betrachtungen. Wie oft hat der Verständige nicht zu bejammern, daß der Himmel seinen Angehörigen zu wenig Verstand verliehen?! Wie oft sieht der rüstige Familien-Vater nicht, daß Krankheiten, Unfälle, natürliche Schwächen und Thorheiten der Menschen, seine wohlwollendsten Anstrengungen lähmen?! Leicht reihen sich an dergleichen Erfahrungen die Gedanken, wie gering überhaupt die Zahl der Verständigen gegen die der Unverständigen ist, und wie sehr die letzteren die ersteren an physischer Kraft und an heftigen Impulsen zum Gebrauche ihrer Kraft über-

treffen. Und doch gehören die Klagen darüber in eine Klasse mit den Klagen, daß der Himmel überhaupt schwache und unverständige Menschen geschaffen, daß er Kinder geschaffen, und daß die vollständigsten Menschen selbst vorher eine Bahn von Unverständigkeit zurücklegen müssen. Kurz, um das menschliche Lebensgetriebe zu begreifen, müssen die Verständigen stets beherzigen, daß trotz ihrem Berufe, die Unverständigen zu lenken und zu schützen, es in der Welt dennoch mehr nach Impulsen des Unverstandes gehen soll, als nach Impulsen des Verstandes; einfach aus dem Grunde, weil der Himmel dem Unverstande, wie durch die Rohheit ganzer Völker, so in den cultivirten Völkern durch die überwiegende Zahl der Kinder, Jünglinge und Weiber (von so vielen unverständigen Männern zu schweigen) vor wie nach den größten Vorschub leistet. Wie traurig es klingen möge, das Loos der Besten ist immerhin kein anderes, als sich selbst durch eine Bahn von Unverstand durchzuarbeiten, um die übrigen Jahre mit Unverständigen zu kämpfen; und sicherlich wird stets Derjenige, welcher auf den Unverstand seiner Nebenmenschen speculirt, eher prosperiren, als Der, welcher auf den Verstand rechnet.

Indeß, wenn sogar dem Lenker einer kleinen Familie die Frucht dieser Betrachtung nöthig ist, so erscheint sie um so mehr nöthig Denen, welche auf die Lenkung einer Menge Familien, eines Staates und Volkes, Einfluß üben. Allein leider ertappt man bereits hiebei, also bei der ersten aller Bedingungen einer so wichtigen Wirksamkeit, unsere practischen wie theoretischen Politiker auf den gröbsten Blößen. Für diese Blätter paßt es nur, über einen einzigen Beleg zu handeln, nämlich über die Art, wie unsere Politiker über die Sclaverei in Nordamerika denken, sprechen und verfügen.

Nie war es vielleicht dringender den Politikern zu empfehlen, sich bei ihren Reflexionen über ganze Staaten und Völker möglichst nahe bei den Elementen zu halten, woraus sie bestehen, nämlich bei den Individuen und Familien. Und so biete ich ihnen auch bei der Sclaven-Frage, zum Schutze vor speculativen Verirrungen und Träumen von Verbesserung der Weltordnung, den Familienkreis als Anhalt dar.

Was ist der Beruf der Besten und Verständigsten im Familienkreise? Ueberall giebt es in den Familien Glieder, die den andern an Kraft und Gesundheit des Körpers wie des Geistes nachstehen. Und oft genug sind dergleichen Mängel wahre Unheilbarkeiten, worüber weder Alter, noch Arzeneien, noch Lehren das Geringste vermögen. Gesetzt in einer Familie von fünf, sieben und mehreren Kindern finde sich nach dem Tode oder auch bei der bloßen Unfähigkeit der Eltern zu Bestellung ihrer Angele-

gelegenheiten, ein Glied, das die andern an Einsicht sehr überträfe: was ist dessen von der Natur und dem Himmel dictirte Pflicht? Unstreitig wird die Antwort eines Jeden lauten, seine bessere Einsicht aufrichtig für das wahre Wohl seiner Geschwister zu gebrauchen. Nun ja, das spricht sich theoretisch so ziemlich von selbst aus, so oft die Praxis auch davon abweicht. Allein die Schwierigkeit steckt darin, näher anzugeben, was unter den Worten „wahres Wohl" zu verstehen sei, und dabei den Weg und die Mittel zu bestimmen. Der Leser wolle hier nicht erschrecken. Ich habe nicht vor, ihm über dieses Thema eine Predigt zu liefern. Für meinen Zweck reicht es hin, wenige Worte über Einiges von dem Unendlich-Vielen zu sagen, was nicht zum wahren Wohl gehört, und nicht dazu führt. Täglich können wir Beispiele treffen, wo ein Verein von Verwandten durch ein oder zwei Gliedern gleichsam regiert wird, und wo auch leicht zu erkennen ist, daß ohne ihre Einsicht das Ganze zerfallen und dann just die regierten Glieder am meisten gefährdet sein würden. Allein täglich können wir auch die verkehrtesten Beurtheilungen solcher Zustände erfahren, und namentlich, daß gerade das Regiment, dessen die Führer so gerne als einer schweren Bürde los wären, und wozu sie einzig die Ueberzeugung nöthigt, daß sonst die Ihrigen sicher zu Grunde gehen würden, auf Herrschsucht und Eigennutz gedeutet wird. Die Zweifel aber, welche zu dieser Deutung insgemein verleiten, sind es, welche ich zu künftigem Gebrauche hier ans Licht ziehen muß.

Es liegt eben in dem natürlichen Unterschiede der einzelnen Glieder, daß das eine nicht thun kann, was das andere vermag. Dem Verständigsten wird vorzugsweise das zu Theil werden, was Ueberlegung fordert; Die Ueberlegung geschieht stille, ohne daß der Körper sich zu rühren braucht; darum fällt sie nicht auf, während der Körperlich-Geschäftige bemerkt wird. Nichts ist gewöhnlicher, als das Loos des erstern deshalb zu überschätzen; und selbst wenn Kränklichkeit davon unzertrennlich wäre, heißt er der glückliche Zuschauer, der andere, der gedrückte Arbeiter. Es kann nicht ausbleiben, daß der Verständige in vielen Meinungen über die gemeinsamen Interessen von den Minder-Verständigen abweicht. Es mag ihm nicht selten gelingen, seinen Gründen Eingang zu verschaffen; aber je schwächer und kindischer die Angehörigen sind, desto öfter wird er, wie bei wirklichen Kindern, zu Scheingründen flüchten müssen, oder zu Bitten, als ob er bloß sein Interesse verfolge, oder es wird gar zur Zänkerei kommen. Der Ausgang sei endlich noch so gut, der Verdacht der Herrschsucht und des Eigennutzes wird in und außer dem Hause wieder ihn verstärkt. Man wird es ihm zum Vorwurfe machen, daß er seine

Angehörigen nicht völlig wie seines Gleichen behandle, und wenn er so nicht mit ihnen fertig werden könne, sie nicht lieber sich selbst überlasse. Nur so lange die Angehörigen wirkliche Kinder sind, wird man anders urtheilen. Nun aber bitte ich den Leser, zu entscheiden, was hier der Weg zum wahren Wohle sei.

Man nehme den geistigen Unterschied noch größer an. Man stelle sich vor, ein Theil der Familie habe nur Geschick zu körperlichen Arbeiten, der andere Theil könne zwar diese Arbeiten eben so gut verrichten, sei aber auch zu wichtigern Geschäften fähig. Soll hier der Gleichheit wegen dennoch das eine Glied zu denselben Geschäften berufen werden, wie das andere? Daß der Himmel nicht allen Menschen dieselben Fähigkeiten verleihet, ist zwar dem blödesten Auge sichtbar, und doch zerquälen sich Leute von vermeintlich hoher Einsicht, sich vorzugaukeln, die Anlagen zu den Fähigkeiten seien stets gleich, es gelte nur darum, sie bei Jedem gehörig zu entwickeln. Und so ist es eigentlich die politische Schulmeisterei, (wozu diese Politiker sich natürlich vor Allen berufen glauben), welche die vollkommene Gleichheit in den Köpfen und demgemäß auch vollkommene Gleichheit der Rechte erzeugen soll. Die Despotie der Schulmeisterei schlagen sie nicht an, da sie persönlich, als zum voraus designirte Meister, nichts davon zu fürchten haben. Sie muß einstweilen ertragen werden, der künftigen herrlichen Früchte wegen. Und solche Theoretiker wagen es noch, über die Despotie der Hierarchie zu schmähen. Nur diesen werde ich nicht bündig erscheinen, wenn ich fortfahre, daß wir der Vernunft und dem Himmel entgegenkämpfen, sobald wir die körperlichen und geistigen Verschiedenheiten der Menschen und die daraus folgenden Verschiedenheiten der Rollen läugnen. Die Rolle des Verständigen in der Familie ist just darum die schwerste, weil es so schwer ist, davon Alles ferne zu halten, was die Weniger-Verständigen wider ihre Rollen verstimmen kann. Es ist schon sehr schwer, in dem eignen Betragen Jegliches zu vermeiden, was dahin wirkt, wie viel schwerer, den Aufwiegelungen neidischer oder fanatischer Nachbaren auszuweichen. Freilich wenn der Lenker einer Familie seine Rolle zum Spiele der Eitelkeit herabwürdigt, so versündigt er sich gegen seine Angehörigen nicht minder, als wenn er dem nackten Eigennutze dient. Gerade zur Mäßigung seiner Selbstschätzung soll er bedenken, daß auch der Verstand allein auf dieser Erde noch nicht ausreicht, daß kein Hälmchen für Brod wächst ohne Körper-Arbeit, oder, wo die Hälmchen wirklich von selbst wachsen, doch die Erndte so wenig von selbst geschieht als das Backen. Und alle Glieder der Fa-

milie sollen stets beherzigen, daß, wenn Vertheilung der Arbeiten nach den verschiedenen Fähigkeiten im höchsten Grade dem gemeinsamen Interesse entspricht, es, wo die Natur die Vertheilung besorgt, und Jedem nur die Art Arbeit zufällt, wozu er sich ohnehin am liebsten anschicken würde, die größte Thorheit ist, über Despotie und Zwang zu klagen. Leider befördert diese Verstimmung nichts so sehr als der Dünkel, welcher so gerne eine Arbeit vor der andern adeln möchte; da doch die Vernunft und die Natur von einem solchen Range nichts weiß, und die schlichte Arbeit eines ehrlichen Pflügers vor dem Verleiher aller Erdengüter denselben Rang hat wie das sinnreichste Product des Künstlers oder Denkers. Eben dieser Dünkel ist es, der schon unser häusliches Leben dem Zustande entfremdet, welchen wir patriacharlich oder (um einen der Schwärmerei minder verdächtigen Ausdruck zu wählen) patronatisch zu nennen pflegen. Wie sollte es im Getriebe ganzer Völker besser hergehen? Nur in Nordamerika geht es besser her. Dort spürt man von jener Wucherpflanze der neuern Cultur sehr wenig, weshalb Pedanten und Gecken zweifeln, ob es überhaupt Cultur jenseits des Oceans gebe. Und darum lasse ich auch noch nicht alle Hoffnung fahren für eine glückliche Wendung der Verhältnisse der Nordamerikaner zu ihren Sclaven.

Ich bezwecke nämlich mit den gegenwärtigen Aeußerungen über die Ungleichheit der Menschen im Familienkreise nichts Anderes, als zu analogen Reflexionen über die Ungleichheit ganzer Völker zu leiten. Ich wünsche für die klare Erkenntniß zu wirken, daß, von sogenannten Racen völlig abstrahirt, die Europäer und ihre Sprößlinge den Negern darum in der Empfänglichkeit für das höhere Licht weit vor sind, weil diese Empfänglichkeit so sehr von einer in der Folge der Generationen fortschreitenden Cultur abhängt, wie ich in meinem Werke „Europa und Deutschland von Nordamerika aus betrachtet" gezeigt habe. Ein solcher Vorsprung in den Anlagen läßt sich durch keine Unterrichts- und Erziehungs-Künste, geschweige durch religiöse Dogmen, ausgleichen. Wie demnach die Nordamerikaner, als gesunde Sprößlinge der germanischen Keimkraft, erstlich verpflichtet sind, ihre besseren Anlagen für das höhere Licht mehr und mehr zu entwickeln, so sind sie zweitens verpflichtet, von ihrer Ueberlegenheit über die farbigen Menschen einen ähnlichen Gebrauch zu machen wie ein Bruder gegen seine Geschwister.

Damit ist die Bahn angedeutet, welche die ächte Humanität und Religion in dem Streite für und wider die Sclaverei dictirt. Sie ist sichtbarlich nicht minder fern von einer fanatischen Emancipation, einer

bürgerlichen und politischen Gleichstellung der Farbigen und Weißen, als von einer Verstockung in dem rohesten Eigennutze. Alles menschenfreundliche Wirken sollte deshalb, statt auf sogenannte radicale Experimente, die immer nur Aeußerlichkeiten treffen, ohne die inneren Dispositionen umzuwandeln, auf die Veredelung der weißen Herren und ihrer Behandlung der Sclaven zielen. Wahren Patronats-Verhältnissen die Verhältnisse der Herren zu ihren Sclaven zu nähern, das kann allein das vernünftige Streben Derer sein, die beiden Theilen aufrichtig nützen wollen. Allein dazu ist niemand unfähiger als die gewöhnlichen Eiferer gegen die Sclaverei, die nichts weiter verstehen, als Zustände wie in Domingo zu erzeugen, und nachdem sie die politische Emancipation der Weiber durchgesetzt, endlich gar von der Emancipation der Säuglinge (da die der Jünglinge längst existirt) deklamiren würden. Leider leistet ihren unheilvollen Experimenten die kurzsichtige Philanthropie der Halbbildung auf der ganzen Erde Vorschub. Wenn es unläugbar der Beruf des cultivirten Menschen ist, für das Wohl der minder cultivirten Menschen zu wachen und zu wirken, und es mit Recht löblich heißt, daß einzelne Europäer dafür in ferne Länder unter wilde Horden reisen, warum verkennt man diesen Beruf da, wo die rohen Menschen uns gleichsam in die Hand gegeben, in unsere häusliche Gewalt überantwortet sind? Freilich ist es eine alte europäische Verzerrung, das Elend in der Ferne aufzusuchen, über die Noth in der Nähe hingegen wegzublicken, als ob sie zur Naturordnung gehöre. Die Herren sollen edler werden, dann wird die Sclaverei von selbst ihren rauhen Charakter verlieren. Aber wer die Träume von Gleichmachung verfolgt, dessen Geist bedarf der Cur dringender als die Sinnesart der Sclavengebieter. Der Himmel scheint überall ein verschiedenes Spiel der menschlichen Kräfte zu wollen. Er hat die Fähigkeiten verschieden vertheilt und befördert die Entfaltung vorzüglicher Anlagen zu geistiger Thätigkeit dadurch, daß er dem einen Menschen mehr Geschick als dem andern, oder mehr Neigung zu körperlichen Arbeiten, oder doch eine gewisse Abneigung gegen geistige einflößt. Darin boten sich immer Elemente zu Patronats-Verhältnissen dar. Und wenn auch unter Menschen derselben Entwicklung in derselben glücklichen Lage diese Elemente nur für ein Verwandten-Patronat hinreichen: so ist doch dort, wo mitten in einer Menge von höherer Entwicklung ein Volk mit niederen Anlagen wohnt, die Aufforderung zum ausgedehnteren Patronate so stark, daß allein die Oberflächlichkeit einer verkehrten Schulbildung dagegen betäuben kann. Gerade der auffallende Unterschied im Körperlichen, wie

z. B. in der Hautfarbe, ist es, was die Folgsamkeit für diese Richtung sehr begünstigt, derselbe Unterschied, den wahnsinnige Freiheits-Prediger so gerne als ein Gebrechen der Schöpfung durch Kreuz-Mischungen vertilgen möchten. Würden solche Gedanken beherzigt, so dürfte ich meinen frühern Ausspruch, daß die schwarze Bevölkerung von Nordamerika wegzuwünschen sei, mit Freuden zurücknehmen. Neben diesem Ausspruche sagte ich, daß man in Nordamerika schon der Herren wegen, für die allmählige Aufhebung der Sclaverei stimmen müsse, da zu den, wider ihr Gift schützenden, Maaßregeln der Erziehung und Sittenaufsicht keine Hoffnung sei. Zu dem Resultate meiner neuesten Prüfung gehört es, daß ich jetzt für Versuche stimme, sowohl von der einen als der andern Seite zu helfen. D. h. man soll die Sclaverei keineswegs gänzlich aufheben; weil das nichts Klügeres wäre, als eine Masse Pöbel schaffen, wo er bisher noch fehlte, und dann eben die politische Gleichheit der Rohen und Cultivirten beiden Polizei-Wächter gebären und die letzteren nothwendig mit unter den politischen Despotism, den die Rasereien der erstern überall hervorrufen, reißen müßte; — was die fanatischen Deklamatoren für Freiheit und Gleichheit, trotz den Beispielen der Geschichte und der Gegenwart, so schlecht begreifen, daß Niemand eifriger als sie der ärgsten Tyrannei vorarbeitet. Aber man soll die Sclaverei mildern, und zwar einerseits durch positive Gesetze, durch Regeln der Humanität, die unter der Garantie des Ganzen stehen — was gewiß auch eine Art Aufhebung ist, — andererseits durch Veredlung der Herren eine Garantie der humanen Behandlung in den Familien zu bilden trachten. Und diese Veredlung scheint mir nach reiflicherer Erwägung, bei der für und für steigenden Entwicklung, weniger von einer römischen Zwang-Censur und National-Erziehung bedingt zu werden, als im Gegentheile von der Besserung derselben höhern Stände abhängig zu sein, die für die unteren jene Censur und Erziehung wünschenswerth zu achten pflegen. Ja, auf die Gefahr, einigen Lesern ein Aergerniß zu geben, setze ich hinzu, daß gerade die Classe der höhern Stände, welche in Europa wie in Amerika an der Spitze ist, die Politiker, Priester und Lehrer, sich bessern müssen. Zu ihrer Besserung zähle ich aber vor Allem: die Lösung von den verkehrten Cultur-Produkten, die das Reflexions-Leben mit dem directen Leben in den traurigsten Widerstreit gebracht haben, und just diejenigen Weisen des unmittelbaren Lebens, das Weilen und Wirken in der ländlichen Stille, welche die ewigen Bedingungen der Gesundheit und Heiterkeit sind, als geistlos, roh und niedrig verachten, um entweder

das vom Getümmel der Städte und seichtem Formenspiele umgebene Walten in weltlichen und kirchlichen Aemtern, oder ein bloßes Reflektiren über die Schale des Lebens und über fremdes Leben, ohne mehr eignes unmittelbares Leben als in engen Stuben möglich ist, zum ächten Dasein zu stempeln. So lange die amerikanischen Politiker und Lehrer den europäischen gleichen, so lange sie lieber einen Cicero zum Vorbilde nehmen als einen Cincinnatus, und der Ehre wegen die politischen Aemter suchen, ist freilich die Aussicht zur Besserung trübe. Aber es wird eine hellere Zeit kommen; und die ist es auch, worin man über die Verhältnisse der einmal so und nicht anders geschaffenen Menschen zu einander heller denken wird. An den Elementen der einzelnen Familien beklagt Niemand die ursprünglichen Ungleichheiten als in Augenblicken des Unmuthes; und alle Deklamationen der Welt-Reformatoren haben uns nicht zu der Hoffnung berauschen können, diese Ungleichheiten dereinst durch Cultur-Kunststücke wegzuzaubern. Umgekehrt hat die Nothwendigkeit der Resignation nach und nach dem Troste Raum gegeben, daß sie sehr förderlich für die mannigfaltige Entwicklung der menschlichen Kräfte und Neigungen seien. Sollten nicht auch künftig die ebenso unüberwindlichen Ungleichheiten ganzer Generationen, z. B. der Eskimos und der Europäer, der Pescherās und der Europäer, der Indianer und der Europäer und endlich der Neger und der Europäer, zu einem ähnlichen Troste ausschlagen können? Sollte dies nicht am ehesten in einem Lande geschehen können, wo es für die Weißen so viel Vorschub zur Unabhängigkeit giebt, daß Keiner von ihnen Diener sein will? Wahrlich man muß über die Verzerrung staunen, daß sogar geistreiche Männer sich durch die gewöhnlichen Bannsprüche wider Sclaverei verleiten lassen, über alle Data der Natur, welche zu Patronats-Verhältnissen einladen, den oberflächlichsten Radicalen gleich wegzusehen. — Uebrigens tritt solchen Einladungen das Stadt- und Handelsleben nirgends freundlich entgegen. Und auch in Nordamerika finden sich vorzüglich unter Denjenigen, welche zu ihrem Gewerbe und Hauswesen wenig Gesinde bedürfen, oder es unter der großen Masse von freien Farbigen leicht dingen können, die fanatischen Eiferer gegen das Sclavenhalten, wie in Europa die Eifererer gegen strenge Gesinde-Ordnungen sehr selten unter den Landwirthen vorkommen. Was ist überhaupt für Patronats-Verhältnisse von einer Oberflächlichkeit zu hoffen, die vor lauter Liberalität die Verpflichtungen der Herren zum Schutze des Gesindes vor Verführung zum Luxus und zur Immoralität, als der natürlichen Freiheit zuwider, verdammt? — Doch daß Europäer,

die selbst alle Körper-Arbeiten unter ihrer Würde wähnen, eine häusliche Gewalt, wie die der Herren über Sclaven ist, in Nordamerika bloß darum tadeln, weil die Herren dadurch zum Müßiggange verleitet würden, für eine solche Censur muß die Erklärung noch im Hirne des Censors gesucht werden. — Herr v. Toqueville gehört zwar nicht zu den ärgsten Gegnern der Sclaverei. Allein eine Richtung zur Reform, wie die von mir vorgeschlagene, ist mit seinen Ansichten schwer vereinbar. Welche Festigkeit sie indeß auch bei dieser nordamerikanischen Lebensseite haben, erhellet aus der Vergleichung zweier Stellen seines Buches, die ich wörtlich einrücke.

Band 1. Cap. 2 heißt es: L'esclavage, comme nous l'expliquerons plus tard, déshonore le travail, il introduit l'oisiveté dans la société, et avec elle l'ignorance et l'orgueil, la pauvreté et le luxe. Il énerve les forces de l'intelligence et endort l'activité humaine. L'influence de l'esclavage, combiné avec le caractère anglais, explique les moeurs et l'état social du Sud.

Damit vergleiche man die Stelle aus dem Cap. 10. Bd. 2.:

L'américain du Sud est plus spontané, plus spirituel, plus ouvert, plus généreux, plus intellectuel et plus brillant; als der des Nordens nämlich und zwar, wie es ausdrücklich dort heißt, weil der eine Sclaven besitze, der andere nicht.

Ich denke, jeder Commentar hierzu ist überflüssig. Deklamationen, die der Anthropologie und Geschichte widerstreiten, haben selten einen solchen Anker im Gedächtnisse, daß ein feuriger Redner nicht in Gefahr schwebe, am Ende einer langen Rede gerade das Gegentheil mit demselben Pathos zu sagen.

Tscherkessien.

Nach einer funfzigstündigen Reise von Constantinopel, auf dem Dampfschiffe, (die man für 150 Papier-Rubel macht), kamen wir in Odessa an, das mich etwas an Brighton erinnerte. Die schönen Reihen prachtvoller Gebäude auf dem steilen Ufer, den Palast des Gouverneurs eingerechnet, gleichen der Marine-Parade, wozu noch, um die Aehnlichkeit zu vergrößern, der Umstand kommt, daß auch hier keine Bäume sind, denn die traurigen Akazien auf dem Boulevard in Odessa, die einzi-

gen Bäume, welche in diesem unwirthlichen Boden gedeihen, kommen, der blendendweissen Fläche der Gebäude gegenüber, nicht in Betracht. Ich mußte mich nun in eine 14tägige Quarantäne fügen. Da ich indeß oft mehrere Freunde am Bord hatte, so brachte ich die Zeit, so gut ich konnte, hin. Da Odessa häufig von der Pest heimgesucht worden ist, so hält man sehr streng auf die Quarantäne-Vorschriften, und diese wurden selbst nicht gemildert, als der englische Gesandte, Lord Durham auf seiner Reise nach St. Petersburg, einige Zeit vor meiner Ankunft, vor Odessa erschien.

Der Besuch Sr. Herrlichkeit gab zu einem eigenthümlichen Vorfall Anlaß, so wie mehrere Monate lang zum Gespräch unter den ruhigen Bewohnern Odessa's. Als das Schiff mit der wohlbekannten rothen Kreuz-Flagge in den Hafen einlief, that es die gewöhnlichen Salutschüsse, um anzuzeigen, daß es den Repräsentanten Großbritanniens am Bord habe; der Gruß blieb indeß, zu Aller Erstaunen, unbeantwortet, die Kanonen des Forts schwiegen, der Gruß ward wiederholt, und — dasselbe räthselhafte Schweigen. Selbst der englische General-Consul schwieg — da er abwesend war. Der Lord gerieth im Zorn, der Capitän war außer sich, und selbst die gelassensten unter den Offizieren konnten nicht umhin, ihren Unwillen über dieß unerklärliche Benehmen der Russen zu äußern. — Endlich erschienen die Quarantäne-Beamten, und da sie keine genügende Erklärung zu geben wußten, so griff Se. Herrlichkeit zur Feder und setzte ein sehr spitzes Schreiben an den General-Gouverneur auf, in welchem er sich über die, ihm widerfahrene, Beleidigung auf das Nachdrücklichste beschwerte. Die Wirkung dieses Schreibens war elektrisch; der General-Gouverneur, der commandirende General, die Offiziere, der Vice-Consul, alles war außer sich. Der wahre Zusammenhang der Sache klärte sich indeß bald auf; es ergab sich nämlich, daß es gegen die Hafen-Ordnung sei, einen Salutschuß von einem Schiffe, nach 7 Uhr Abends zurückzugeben (der Lord war nach dieser Zeit angekommen). Der Sturm legte sich nun augenblicklich, dem Lord wurden alle mögliche Aufmerksamkeiten erwiesen, und es war um so klarer, daß das Ganze nicht mit Absicht geschehen war. Die Quarantäne-Anstalt ist sehr gut eingerichtet. Ihre Lage, auf dem Gipfel eines Hügels, ist nicht allein gesund, sondern auch sehr angenehm, da man von dem Gebäude aus eine weite Aussicht über das Meer genießt, das hier eine große Bucht bildet. Die verschiedenen Reihen von Zimmern sind so weitläufig, daß das Ganze das Ansehen einer kleinen Stadt erhält; jeder einzelne Bezirk hat seinen kleinen, mit Akazien bepflanzten, Hof und außerdem hatten wir eine öffentliche Promenade, einen

Restaurateur und ein Unterhaltungs-Zimmer, so daß man sieht, daß die russische Regierung nichts versäumt hat, diese Absperrung für den Reisenden so wenig langweilig, als möglich zu machen. Kommt indeß ein Reisender ohne Bett oder andere Bequemlichkeiten an, so wird er sich mitunter nichts weniger als behaglich fühlen, wenn er nicht (wie es bei mir der Fall war), wohlwollende Freunde besitzt, welche für Alles sorgen, wobei ich sogar die neusten englischen Zeitschriften und Zeitungen erhielt, und zwar alles dieß durch die Güte des Grafen Woronzow, des des Gen. Leo und der Frau v. Narischkin, die es an Aufmerksamkeit für mich nicht fehlen ließen.

Als ich von meiner Quarantäne erlöset war, begleitete mich mein Wirth (Hr. W.) und dessen Familie in die italienische Oper, wo Donizetti's Furioso aufgeführt wurde. Die Hauptrolle wurde sehr gut von dem Sgr. Marini gegeben, dessen Darstellung einem Haupttheater Ehre gemacht haben würde, und die Zierlichkeit der Decorationen und der Anzüge bewies, daß die Einwohner von Odessa einen großen Werth auf die dramatischen Vergnügungen legen. Während der wenigen Tage, wo ich (das erste Mal) in Odessa blieb, wohnte ich in dem Hôtel de Richelieu, das der Reisende dem Grafen v. Woronzow zu danken hat, der es auf eigene Kosten erbauen und möbliren ließ. Ehe dieß Gasthaus vorhanden war, mußten die Reisenden, welche Odessa besuchten, sich viele Unbequemlichkeiten gefallen lassen. Ich fand die Preise in diesem Hotel sehr billig, die Bedienung war gut und aufmerksam, und die Zierlichkeit des Gastwirths, eines Franzosen, sprach sich in den geringsten Kleinigkeiten aus, so wie die Reinlichkeitsliebe seiner Frau, einer Deutschen, im ganzen Hause sichtbar war.

Odessa ist eine der merkwürdigsten Städte in Europa. Noch im J. 1792 war dasselbe ein unbedeutendes, von wenigen Tataren bewohntes Dorf, und führte damals den Namen Adsch-Bey, gegenwärtig enthält Odessa beinahe 60,000 Einwohner, und ist mit allem, was eine Seestadt bezeichnet, reichlich ausgestattet. Viele der öffentlichen Gebäude, so wie die Häuser der bedeutendsten Kaufleute, verrathen großen Geschmack in ihrer Anlage; wenig läßt sich dagegen zu Gunsten ihrer Festigkeit sagen, da sie meist aus einer weichen Steinart gebaut sind, welche man in der Umgegend von Odessa findet, und die zu derselben Art gehört, wie die von Ackerman. In dem halbharten Zustande ist sie nicht viel härter, als Käse, und da sie nicht, wie diese, an der Luft sich verhärtet, so kann

man die Dauer eines daraus aufgeführten Gebäudes auf höchstens 40 Jahre anschlagen.

Der Mangel an guten Bau- und Pflastersteinen wird in Odessa sehr gefühlt, und so sind die Einwohner genöthigt, Steine aus Malta, Griechenland und den übrigen Theilen des mittelländischen Meeres als Ballast einzunehmen. Man muß sich also nicht wundern, wenn die meisten Straßen, die Hauptstraßen ausgenommen, nicht gepflastert werden, und da diese, nach russischer Sitte, gewaltig breit und lang sind, so ist, bei trocknem Wetter, der Staub fast nicht zu ertragen, und bei feuchtem Wetter der Schmutz beinahe undurchwadbar, so daß die, welche nicht Geld genug haben, sich Pferde zu halten, auf Stelzen gehen müssen.

Dessenungeachtet ist Odessa eine hübsche Stadt, die täglich mehr an Ansehen gewinnt, und da sie zugleich ein Freihafen ist, so enthalten ihre Basare die ausgesuchtesten Erzeugnisse Europas und des Ostens. Wenn man durch die Straßen der Stadt geht, so gewährt die große Menge der Asiaten, in ihrer morgenländischen Tracht, ein ungemein lebendiges, buntes Bild. Eine russische Stadt kann man indeß Odessa nicht nennen, da die Einwohner meist aus Juden, Italienern, Griechen, Deutschen und einigen wenigen Engländern und Franzosen bestehen.

Zwei Haupt-Lebensbedürfnisse gehen Odessa ab: das Wasser der Quellen ist salzig, und da die, die Stadt umgebende, ungeheuere Ebene sehr hoch liegt, so wächst kein Baum oder Strauch darauf, und es fehlt mithin an Brennmaterial. Die reichen Leute brennen Newcastler Kohlen, und die Armen müssen sich des tatarischen Brennmaterials (Mist u. dgl.) bedienen, und zwar in einem Klima, wo man so viel von den Nordost-Winden leidet, und der Winter wenigstens 6 Monate lang dauert. Wahrhaft erbarmenswerth ist es, zu sehen, wie Männer, Weiber und Kinder über die Steppen dahinrennen und den Dünger des Viehes sammeln, wobei es nicht selten zu blutigen Streitigkeiten unter ihnen kommt, und so mancher mit blauem Auge, blutender Nase und zerrauftem Haar aus dem Streite, um diesen werthvollen Schatz davonkommt. — Eben so schlecht ist aber auch die Stadt mit Früchten und Küchengewächsen versehen, welche nur durch reichliche Bewässerung erzielt werden können; denn da der Boden sich durchaus nicht zum Wachsthum der Bäume eignet, so schlagen diese erst nach langen Vorbereitungen Wurzel, und selbst dann noch sterben sie, aller Pflege ungeachtet, schon im 5. oder 6. Jahre ab. Nur die Akazie gedeihet eigentlich, und so findet man sie nicht allein auf den Boulevards der Stadt, sondern in jedem Garten: aber auch diese

stirbt ab, wenn ihre Wurzeln bis zu einer gewissen Tiefe in der Erde gelangt sind.

Das Klima von Odessa ist nichts weniger, als zuträglich: im Winter ist es sehr kalt und im Sommer steigt das Thermometer sehr oft bis zu 30° Reaum. Auf diese Hitze folgt häufig, oft noch am selben Tage, ein kalter Nordost-Wind, und so leiden denn die Einwohner an allen möglichen katarrhalischen Uebeln. Hierzu kommt noch, daß nicht selten Durchfälle herrschen, namentlich unter den Kindern, und zwar in einer Ausdehnung, wie man dieß Uebel kaum in andern Ländern kennt, so daß von den Kindern unter 4 Jahren kaum ein Drittheil am Leben bleibt.

Die Bucht von Odessa ist gewöhnlich vom Dezember bis zum Februar mit Eis bedeckt, so daß dann der Handel ganz stockt. Hierzu gesellt sich der Umstand, daß, da Odessa Constantinopel so nahe liegt, jedes Schiff, das von dort kommt, eine Quarantäne von 14 Tagen halten muß. Diese Einrichtung ist indeß unumgänglich nothwendig, da die Pest von 1812 beinahe die Hälfte der Bevölkerung von Odessa dahinraffte. Der Hafen ist, wie ich schon oben erwähnt, nicht gut, nämlich, wenn der N.-O.-Wind sehr stark weht, was der Fall im Herbst und Frühling ist, und wobei viele Schiffe zu Grunde gehen. Dieser Umstand hat, verbunden mit den vielen offiziellen Streitigkeiten, hinsichtlich der Päße, der Quarantäne-Gesetze, der Hafen-Vorschriften u. s. w. sehr bedeutend darauf hingewirkt, daß der russische Handel in den letzten Jahren abgenommen hat, namentlich der mit Großbritannien; nichtsdestoweniger behaupten die englischen Kaufleute noch immer den ersten Rang und sind die Haupt-, ja ich möchte sagen, einzigen Käufer der rohen Erzeugnisse des Reichs. Die Handelsbilanz ist indeß dabei gänzlich auf Seite der Russen, denn wenn gleich die Einfuhr von englischer Seite unermeßlich ist, so sind doch auch die Zölle, welche die Russen auflegen, so bedeutend, daß sie beinahe einem Verbot der englischen Waaren gleichkommen. Diese Politik hat die Folge gehabt, daß der Handel sich von den russischen Häfen bedeutend nach den türkischen hingezogen hat, und so heben sich Constantinopel, Trebisond u. s. w. sehr schnell: ihre Häfen sind mit englischen Schiffen angefüllt, und die Basare voll von englischen Waaren.

Auf dem Crescent (Halbmond), einem englischen Dampfboote, ging ich von Varna nach Trebisond. Das Boot war vollgestopft von Passagieren, und die meisten darunter waren Türken. Die Leidenschaft der Türken, sich der Dampfboote zu bedienen, während sie Anfangs nicht zu bewegen waren, eines zu betreten, ist jetzt so groß, daß man sie beinahe

eine Wuth nennen kann; allein dieser Umstand stimmt mit ihrem Charakter, im Allgemeinen, überein, denn, wenn sie einmal, durch eine neue Veränderung oder durch eine durchgreifende Reform, angeregt worden sind, so kennt ihr Enthusiasmus keine Grenzen. Ich selbst habe es gesehen, wie die Bureaus der Dampfboote, in Constantinopel, von den Türken belagert wurden, um Billete zu bekommen, und zwar von Leuten, die weiter keine Absicht hatten, als eine angenehme Spazierfahrt zu machen.

Unser Fahrzeug fuhr an den schönen Provinzen von Kleinasien, an Anatolien und Armenien hin, und warf auf einige Stunden bei der stark bevölkerten Stadt Sinope Anker. Diese schönen Länder sind, ohne sehr malerisch zu sein, doch sehr angenehm, überall hügelartig, und, durch Lage und Klima, zu jeder Art von Anbau geeignet. So viel ich indessen in der Eile sehen konnte, schienen sie sich noch ganz im Naturzustande zu befinden, oder glichen vielmehr einem Lande, das durch irgend eine furchtbare Geißel entvölkert worden ist. Die Städte und Dörfer waren entweder zertrümmert, oder verlassen, und die wenigen Einwohner schienen arm und gleichgültig gegen ihr künftiges Schicksal. — Trebisond, die größte und wichtigste Stadt am schwarzen Meer, hat ein gänzlich morgenländisches Ansehen, enge Straßen, Moscheen mit artigen Minareten und Basare für die Ausstellung der Waaren. Diese bieten, verbunden mit dem bunten Gewimmel fast aller europäischen und asiatischen Völkerschaften, eine Reihe interessanter Scenen für den Reisenden dar, während die vielen zierlichen Läden, von denen mehrere im modernsten Stile erbaut sind, und von Franken gehalten werden, die Lebendigkeit im Hafen, und das hübsche Dorf der fränkischen Kaufleute, in der Umgebung von Trebisond, einen überzeugenden Beweis von dem Wohlstande der Stadt liefern.

Trebisond könnte, als Hafen, noch sehr verbessert werden, da er indeß gegenwärtig mehr als eine große Niederlage für Waaren, denn als ein Seehafen benutzt wird, so werden die Unbequemlichkeiten des Ortes weniger fühlbar. Der Sultan begünstigt jedoch die Stadt sehr, und so würden, wenn die Pläne zur Verbesserung des Hafens durch Anlegung von Schiffswerften, Dämmen u. s. w., die man mir zeigte, wirklich ausgeführt werden, diese den Hafen sehr sicher und bequem machen, und dem Orte eine noch größere commercielle Wichtigkeit geben, denn, ungeachtet seiner Mängel, belebt sich der Handel doch von Tage zu Tage mehr, und man kann schon jetzt Trebisond als eine der blühendsten Städte des osmanischen Reichs betrachten. — Trebisond hat gewissermaßen drei Buch-

ten: die größte und bequemste befindet sich in der Nähe des Dorfes Platana, wo die Schiffe verhältnißmäßig sehr sicher liegen können, indem sie nur etwas dem Nordostwinde ausgesetzt ist. Die zweite Bucht, Tschumliktschi genannt, welche am östlichen Ende der Stadt belegen ist, wird nur in der guten Jahreszeit als Ankerplatz gebraucht. Sie wird gegen Westen durch einen kleinen Hügel gedeckt, auf welchem die Trümmer eines großen Palastes liegen. Ungefähr zwei Meilen davon liegt eine dritte Bucht, Roreta, die gegen Osten etwas gedeckt, gegen Westen aber offen ist. Hier nehmen die Schiffe die Ladungen von Nüssen ein, welche in der Gegend in so großer Menge wachsen, und hier gehen sie im Laufe des Septembers vor Anker. Der Hafendamm, den der Kaiser Hadrian gebaut, ist noch jetzt bei der kleinen Halbinsel zu sehen, welche die, unter dem Namen Eski-Serai (das alte Schloß) bekannten Trümmer enthält.

Der Karavanserais giebt es ungefähr 11. Außer den Räumen für die Waaren enthalten sie auch bequeme Wohnungen für Kaufleute, und da sie sämmtlich von Stein gebaut sind, so ist von dem Feuer wenig zu befürchten.

Trebisond ist im Ganzen sehr interessant, denn außerdem, daß es ein großer Seehafen ist, befindet sich auch hier eine Niederlage von Waaren aus Asien, ein Umstand, der dem Orte Leben und Wichtigkeit giebt. Täglich sieht man Karavanen vorüberziehen, die mit allen möglichen Arten europäischer Waaren beladen sind, welche, auf ihrem Wege nach Persien und durch das Innere Klein-Asiens, durch die Stadt ziehen. Unter den Waaren zeichnen sich namentlich die rothen Tuchmützen aus, welche nicht allein von dem sämmtlichen Militair als Kopfbedeckung getragen werden, sondern auch bei der übrigen Bevölkerung in allgemeinen Gebrauch zu kommen scheinen. Bis jetzt haben die Oesterreicher das Monopol der Anfertigung, und die Fabrik dieser Mützen befindet sich, wenn ich nicht irre, in Linz.

Die Umgegend von Trebisond ist üppig und fruchtbar: der Weinstock, der Oelbaum und alle Arten von Obstbäumen die man nur in den günstigsten Klimaten findet, gedeihen hier im Ueberfluß, wobei jedoch die Natur die Pflegerin machen muß. Die Trauben sind vortrefflich, der Wein aber, da die Eingebornen es nicht verstehen, ihn gehörig zu bereiten, weit unter dem, was er sein könnte. Ich kostete indeß, an dem Tische eines Kaufmanns, Wein aus der Gegend, der ausdrücklich zu seinem Gebrauche bereitet worden war, und fand diesen vortrefflich. Er

näherte sich, sowohl dem Geschmack, als der Stärke nach, sehr den rothen florentinischen Weinen. Die Wallnüsse, Kastanien und spanischen Nüsse gerathen so gut, daß sie einen bedeutenden Ausfuhr-Gegenstand bilden. Die Ausfuhr des Flachses und des Hanfes nimmt allmählig zu, und wäre das Land nur einigermaßen angebaut, so müßte der Ertrag, der großen Fruchtbarkeit des Bodens wegen, erstaunlich sein. In den Wäldern findet man Wild aller Art: wilde Schweine, Hasen, Fasane, Rebhühner, Auerhähne, Schnepfen, und Francoline (indische Rebhühner). Die Jagd wird hier noch meistens mit Falken getrieben. Im Herbst erscheinen die Lerchen, auf ihrem Zuge, in beinahe unglaublicher Menge und man kann sie dann fast mit der Hand fangen.

Ich bereitete mich jetzt vor, das Innere von Tscherkessien zu besuchen, ein Besuch, den mein Freund in Trebisond, geradezu für ein „gefährliches Unternehmen" erklärte, da ich nicht allein den russischen Kreuzern, sondern auch der Habsucht der wilden Bergvölker ausgesetzt sein würde, die mich sehr leicht zum Sclaven machen, und verkaufen könnten. — Allerdings war das Unternehmen nicht leicht. Die Russen blokiren die ganze Küste von Tscherkessien, und die Türken können, in ihrer gegenwärtigen Lage, selbstständig nichts thun, da Rußland hier überall die Oberhand hat.

Unter allen diesen Umständen war es nothwendig, daß ich das strengste Incognito beobachtete, da die leiseste Ahnung von meiner Absicht, hingereicht haben würde, meine Pläne zu vereiteln, und ich, wurde ich entdeckt, gewiß den Befehl erhalten haben würde, das türkische Gebiet in wenigen Stunden zu verlassen. Ich hielt es daher für das Beste, mich für einen Frank Stambuli Hakim (fränkischen Arzt aus Constantinopel) und für einen gebornen Genueser auszugeben, wodurch ich nicht allein allen Gefahren entging, sondern auch auf eine freundliche Aufnahme rechnen konnte. — Meine Annahme dieser Rolle wurde durch den Rath eines türkischen Offiziers bestimmt, der eine Zeitlang sich unter den Tscherkessen aufgehalten, und diese immer unter ihren Traditionen mit der größten Bewunderung von den Genuesern reden gehört hatte, und ihm dankte ich namentlich den leichten Zugang in das Innere von Tscherkessien. Es scheint, daß die Genueser vor der Zerstörung ihrer Handels-Niederlassungen im schwarzen Meere durch die Türken, Jahrhunderte lang einen sehr einträglichen Handel mit den unabhängigen Stämmen des Kaukasus führten.

Obgleich Alles hier scharf beobachtet wurde, so gelang es mir doch bald, eine türkische Brigantine zu finden, welche nach Tscherkessien bestimmt war, und deren Capitain ich ganz besonders empfohlen wurde. Da der Wind sehr günstig war, so setzten wir alle Segel bei, und traten unsere Reise gegen Mitternacht an. Unser Schiff gehört zu den unclassificirten Arten von Fahrzeugen, welche die Türken gewöhnlich besitzen, war aber ein so festes tüchtiges Fahrzeug, als es nur aus dem Hafen von London kommen kann. Nicht eine Schraube, nicht ein Tau, das nicht an seiner rechten Stelle gewesen wäre, und es ging aus dem Ganzen hervor, daß der Schiffbauer ein Amerikaner, der sich in Constantinopel niedergelassen, ein Mann von nicht gewöhnlichem Talent sei. Auch die Matrosen führten ihren Namen mit allen Ehren. — Der Capitain, ein wahrer Herkules von Körperbau, trug die türkische Tracht, und sein dunkelbraunes, verwittertes Gesicht, bewies, daß er Erfahrung im Dienst hatte, so wie eine gewaltige Hiebnarbe, quer über das Gesicht, ihm ein Ansehn großer Wildheit gab. Die Zahl der Matrosen betrug gerade das Doppelte von dem, was eigentlich zur Führung des kleinen Schiffes nothwendig gewesen wäre, und kaum waren wir in der See, als vier lange metallene Drehbassen, die Anfangs versteckt gewesen waren, ihre Mündungen zeigten, und eine Anzahl Handwaffen, ächt seemännisch, sehr wohl geordnet, mir einige Aufklärung über den wahren Beruf des Schiffes gab. — Dabei erfuhr ich zugleich, daß die Ladung des Schiffes aus Munition und Salz, für die unabhängigen Stämme von Tscherkessien, bestehe; dieß kümmerte mich indeß wenig: wir hatten einen guten Tisch, der Capitain hatte alle mögliche Aufmerksamkeit für mich, und unter der Schiffsmannschaft herrschte die strengste Zucht.

Wir mochten etwa seit 50 Stunden in See sein. Die höchste Spitze des Kaukasus, der riesenhafte Elborus (Elburz) zeichnete bereits seine Umrisse auf dem entfernten Horizont ab, als wir bemerkten, daß wir von einer russischen Brig beobachtet wurden, welche sogleich, mit allen beigesetzten Segeln auf uns Jagd machte. Meine Lage war in diesem Augenblick nicht die angenehmste, denn entweder lief ich Gefahr, der entzündbaren Natur der Ladung wegen, in die Luft gesprengt zu werden, oder in Gefangenschaft zu gerathen, und was würde dann mein russischer Freund gesagt haben? Denn, obgleich ich nur zur Befriedigung meiner Neugierde reiste, so konnte man mir doch leicht eine andere Absicht unterlegen, und dieß mir wenigstens viel Verdruß machen. Unser Capitain war indeß ein Mann, der nicht so leicht den Kopf verlor, er setzte also

ebenfalls tüchtig bei und so flogen wir wie der Wind dahin, und hatten unsern Gegner bald aus den Augen verloren. Dieß hatte indeß auch seine Nachtheile, denn außer dem Zeitverlust, waren wir auch weit von unserem Wege abgekommen, und befanden uns dicht an der Küste von Mingrelien, wo jeder Zoll breit den Russen gehört. Unterdessen rückte jedoch die Nacht heran, mit ihr erhob sich ein frischer Wind, und so hielten wir wieder in der Richtung unseres Gegners, der inzwischen verschwunden war, wie wir denn auch nicht eher wieder ein russisches Schiff erblickten, als bis wir bei Pschad ankamen.

Der Capitain sagte mir, daß, ehe die russische Regierung jene strenge Blokade verfügt, ein sehr lebhafter Verkehr zwischen den Bewohnern von Trebisond und den übrigen türkischen Häfen am schwarzen Meere stattgefunden habe, jetzt sei indeß, in Folge der Blokade, eine große Menge thätiger Matrosen brodlos geworden. Einige Wagehälse machen, wegen des ungeheuern Nutzens, den eine tscherkessische Ladung bringt, zwar noch immer Fahrten nach dem Lande, den russischen Kreuzern zum Trotz, allein die Zahl derselben hat in der letzten Zeit sehr abgenommen. Sehr viele ihrer Schiffe sind auf der See genommen, und andere in den kleinen Häfen Dschück und Pschad verbrannt worden. Ich sah mehrere dieser kleinen Barken in Trebisond und in anderen türkischen Häfen; sie waren indeß, vermöge der Einfachheit ihrer Bauart und ihrer schlechten Einrichtung, sehr wenig dazu gemacht, der Verfolgung eines Feindes zu entgehen oder einen Sturm auszuhalten, da sie nur ein dreieckiges Segel und ein halbes Dutzend Ruderer hatten. Der Capitain, dem sowohl Boot als Ladung gehörten, beköstigte seine Schiffsmannschaft auf der Reise, und überließ ihr, statt des Lohnes, nach Beendigung der Fahrt, wenn diese glücklich ausfiel, ein Drittheil des Gewinnes.

Der Capitain und die Mannschaft unseres Schiffes waren kecke Leute, so keck, wie nur je ein Schiffsvolk gewesen war, und ihr Aeußeres, mit ihren Turbanen, Schnauzbärten, rothen Shawlgürteln, mit Pistolen und Dolchen reich versehen, vollendete das ganze Gemälde. Die Matrosen waren größtentheils fränkische Renegaten und, wie ich fest glaube, Seeräuber gewesen. Der Capitain selbst, der, seiner Aussage nach, der Sohn einer Spanierin und eines Mauren war, sprach sehr geläufig Italienisch und Spanisch, und würde, wenn die gewaltige Narbe nicht gewesen wäre, für einen schönen Mann haben gelten können. Auf der Reise unterhielt er mich sehr angenehm durch die Erzählung der Begebenheiten aus seinem frühern Leben, in welchem Glück und Unglück mit einander gewechselt

hatten. Er war bei vielen blutigen Schlachten gewesen, hatte bei der Eroberung Algiers durch die Franzosen alle das Seinige eingebüßt, und den gewaltigen Hieb über das Gesicht bei der Belagerung von Varna erhalten. Sein Säbel hatte zu Lande und zur See für den Großherrn gekämpft, dem er sehr ergeben zu sein schien, so wie er überhaupt ein großer Bewunderer des türkischen Charakters war. Gemeinschaftlich mit einem türkischen Kaufmann in Constantinogel, hatte er sein ganzes Vermögen zum Ankaufe dieses kleinen Fahrzeuges verwandt, und eine Zeit lang einen sehr vortheilhaften Verkehr mit den unabhängigen tscherkessischen Stämmen getrieben, denen er Munition, Salz, Lichte, Tücher, Kattun, Musselin u. s. w. liefert, und dafür, von Zeit zu Zeit, eine Ladung schöner Mädchen für die Harems in Constantinopel, so wie Landes-Erzeugnisse eintauscht, welche beide Waaren einen sehr bedeutenden Gewinn abwerfen.

Miszelle.

Die Schlangen in den kaukasischen Wäldern.

Die Schlangen, welche in Kaukasien zu den Leckerbissen gerechnet werden, sind nicht von der gewöhnlichen Art, auch nichts weniger als giftig; sie halten sich in den dortigen Wäldern, vorzüglich aber in dem der Krone gehörigen Walde am Schlangen-Berge, unweit der Eisen-Mineral-Quellen auf, und fallen den Menschen nie an. Im Frühjahr erblickt man sie Heerdenweise sich an den Sonnenstrahlen wärmend. Als Speise gebraucht, werden sie auf besondere Weise zubereitet: vorläufig hängt man sie am Schwanze auf, damit das Fett und die unreinen Theile des Innern ablaufen; sodann werden sie mehrere Tage in Lauge geweicht. Das Fleisch dieser Schlangen ist äußerst zart; vorzüglich wenn sie marinirt sind, übertreffen sie an Wohlgeschmack unsere gewöhnlichen Aale. Ihre Länge beträgt 1 bis 2 Arschin, ihre Farbe ist gelblich, daher sie auch in Kaukasien unter dem Namen Scheltopussij bekannt sind. Obgleich sie, wie gesagt, den Menschen nie anfallen und keinen Schaden verursachen, so vertheidigen sie sich doch beim Einfangen mit ihrem Schwanze, in welchem sie eine besondere Kraft besitzen.

Tscherkessien *).

(Schluß.)

Als der nächste Morgen anbrach, sahen wir eine Gegend vor uns, von einer so wilden Schönheit, von einer so prachtvollen Großartigkeit, daß niemand, der sie gesehen, dieß Bild je wird aus seinem Gedächtniß verlieren können. Das Meer um uns her schlug häuserhohe Wellen, und als wir von der Küste absegelten, genossen wir der herrlichsten Aussicht auf die große Kette der kaukasischen Alpen, die einen prachtvollen Halbkreis an dem weiten Horizont bildeten, der, auf der einen Seite, von der niedrigeren Kette von Abasien, und auf der andern von der weiten Ebene von Mingrelien begrenzt war. Bald war die ganze Kette in einen dichten Nebel verhüllt. Schnell riß dieser, auf einen Augenblick, auseinander, so daß man nun eine prächtige Reihe schneebedeckter Spitzen und Gebirge sah, über welche die Sonne ein Meer von Rosenlicht ausgoß. Mitten darunter ragte der gewaltige Elborus, 500 Toisen höher, als der schweizerische Riese, der Montblanc, in einsamer Größe, hervor. Sein Gipfel schien in zwei gleichstehende Spitzen getheilt zu sein, was wahrscheinlich zu der, unter den Orientalen bekannten Tradition der Anlaß gewesen ist: daß Noahs Arche zwischen diesen beiden hindurch gegangen sei, um sich dann auf dem Ararat niederzulassen. Zu der großen Alpenkette kamen noch die kleineren Ketten, welche die Küsten von Ober- und Unter-Abasien, in Tscherkessien, begrenzen, und die ich früher, während ich mit dem Grafen Woronzow an der Küste hinfuhr, ihrer großen Höhe und Steilheit wegen so sehr bewundert hatte. Sie erschienen indeß jetzt als kleine Hügel in Vergleich mit der gewaltigen Bergkette, welche sich weit über ihnen erhob. Uebersieht man das große Tableau auf einen Blick, so bieten sich dem Beschauer die phantastischsten und romantischsten Gebilde dar, welche, wenn man schnell dahinfährt, unaufhör-

*) Nach Spencer's Travels in Circassia, Crim Tartary etc.

lich neue Gestalten annehmen. Der romantische Charakter des Landes vermehrte noch um das Zehnfache meine Begierde, das Innere desselben und seine Bewohner kennen zu lernen, und mit diesen tapferen Bergbewohnern vertrauter zu werden, die, hinter ihren himmelhohen Alpen verschanzt, nicht allein schon im grauen Alterthum alle Angriffe zurückgewiesen, sondern auch in den neuesten Zeiten sowohl den Türken, wie den Russen, Trotz geboten haben. Dieß waren die Leute, denen ich mich jetzt anvertrauen wollte; man hatte sie mir als treulos und grausam geschildert, ich habe indeß immer gefunden, daß der wackere Mann, sei er nun civilisirt oder ein Barbar, durchaus edler Gefühle fähig ist, und so landete ich denn, in fester Zuversicht auf ihre Treue und Glauben, in Pschad.

Sobald unser Capitain die, den Tscherkessen wohlbekannte, Signalflagge aufgezogen hatte, hörten wir sogleich, nach mehreren Richtungen in den Wäldern hin, Musketenschüsse fallen, und in einem Augenblick waren die Küste und die Abhänge des Berges mit Tausenden von Bewaffneten bedeckt, die wie aus der Erde hervorgewachsen zu sein schienen, denn noch vor wenigen Secunden war kein menschliches Wesen sichtbar gewesen. Kurz darauf wurden mehrere lange Boote, welche von Menschen auf ihren Schultern an das Ufer getragen worden waren, in das Wasser gelassen, und nun kamen Dutzende von stämmigen Leuten an Bord, welche, im Chor, ihr Ka, ri, ra sangen und unsere Ladung zu löschen anfingen. In einer unglaublich kurzen Zeit war Alles, unser Fahrzeug eingeschlossen, am Ufer und das letzte lag, wohl versteckt, auf einem kleinen Flusse, von majestätischen Bäumen beschattet. Diese Vorsicht war deswegen nöthig, weil, einige Tage vorher, mehrere der kleinen tscherkessischen Boote von den Russen, welche den Tscherkessen einen unerwarteten Besuch abgestattet, zerstört worden waren, wobei indeß, nach der Aussage der Eingebornen, die Russen ebenfalls sehr gelitten hatten, und sich endlich schnell nach ihren Schiffen zurückziehen mußten. Die Boote der Tscherkessen sind flachbodig, sehr leicht gebaut und schmal. Jedes derselben hat 18—24 Ruderer und diese müssen in der Führung der Boote sehr geübt sein, da sie diese mit großer Schnelligkeit zu führen wissen. Nicht weit von dem Steuerruder ist ein Art Verdeck, auf welchem 3 bis 4 Leute sitzen. Der Vordertheil eines jeden Bootes ist mit einer roh geschnitzten Figur versehen, die entweder einen Hirsch-, Ziegen- oder Widderkopf, wahrscheinlich den letztern, darstellt. Zuweilen sind diese Boote auch so groß, daß sie 50 bis 80 Mann enthalten, und dann führen sie, außer dem Ruder, ein eckiges Seegel.

Die Bucht von Pschad wird von zwei Vorgebirgen gedeckt, hat einen guten Ankergrund und würde sich sehr leicht gegen jeden Angriff vom Meere aus vertheidigen lassen. Da die See gewöhnlich sehr hoch geht, und eine Klippenreihe, von dem Cap Tsnonghu sich weit in das Meer, vom Eingange des Hafens, hinzieht, so hält man es nicht für räthlich, ohne einen Lootsen einzulaufen, und die Schiffe warten deswegen gewöhnlich, bis die Eingebornen mit ihren Booten herankommen. Dieß war auch der Plan unseres Capitäns, doch soll, wie ich höre, bei gutem Wetter keine große Gefahr vorhanden sein. Die Umgegend ist außerordentlich schön und fruchtbar, und das Klima, da die Luft durch die frischen Winde von den Hügeln abgekühlt wird, sehr gesund, während das Thal selbst hinlänglich offen ist, um einen freien Luftzug durchzulassen, und ohne daß dadurch seine Festigkeit, als Schlucht, beeinträchtigt würde. Da das Thal von Pschad so leicht gegen einen anrückenden Feind vertheidigt werden kann, so dürfte es den Russen wohl nicht leicht werden, sich in den beständigen Besitz desselben zu setzen, zumal da die früheren Versuche der Art nicht gelungen sein sollen.

Pschad behauptet deswegen in den Jahrbüchern Tscherkessiens einen merkwürdigen Platz, weil es der erste Ort war, wo die Russen am schwarzen Meere eine feste Niederlassung gründeten. Im Jahre 1817 entwarf nämlich der Herzog von Richelieu, als damaliger Gouverneur von Süd-Rußland, nach mehreren vergeblichen Versuchen, mit Gewalt eine Niederlassung auf der tscherkessischen Küste zu gründen, den Plan, Handelsverbindungen mit den Bergbewohnern anzuknüpfen; ein Plan, den der Kaiser Alexander nicht allein vollkommen genehmigte, sondern ihn für so wichtig ansah, daß er einen öffentlichen Beamten, den Secretär des Ministers der auswärtigen Angelegenheiten, Hrn. Scassi, nach Tscherkessien absandte, um die Ausführung desselben zu beschleunigen. Nach eingeholter Erlaubniß von dem Fürsten Mahmud Indar Oou (dem Sohn des Indar), wurden Magazine und Niederlagen gebaut und Commissare ernannt, um die Anlagen zu beaufsichtigen. Der Fürst erhielt einen prachtvollen Dolch, mit Brillanten besetzt, eine Pension von Rußland u. s. w. Alles versprach den besten Ausgang, als die Entführung einer tscherkessischen Schönheit durch einen der Commissare (Mudrow), dem die Aeltern die Hand des Mädchens abgeschlagen hatten, Alles vereitelte. Der ganze Stamm der Tscherkessen griff zu den Waffen, die Magazine gingen in Flammen auf, und sogar das Leben des tscherkessischen Fürsten gerieth in Gefahr, da man diesen als einen Verräther an

seinem Vaterlande betrachtete. Die Sache ward indeß wieder ausgeglichen, die Magazine wurden wieder aufgebaut, und so blieb es, bis ein zweiter unglücklicher Vorfall*) sich im Jahre 1824 ereignete, wo die Magazine gänzlich zerstört wurden, und die Russen nicht mehr im Lande bleiben konnten.

Höchst angenehm war die Reise durch Tscherkessien. Die frischen Winde von den Hügeln erquickten und gaben dem Körper neue Stärke, und die herrlichen Gegenden boten den schönsten Anblick dar, der nur den Augen wohlthun und das Gemüth erheitern konnte. Man führte uns durch das liebliche Thal von Pschad, das von einem fruchtbaren Flusse, desselben Namens, bewässert wird. Hier weideten zahlreiche Viehheerden in Gehegen, auf den fettesten Wiesen, dort waren Männer, Weiber und Kinder mit ländlichen Arbeiten beschäftigt, und gaben dadurch der Landschaft den ländlichen Reiz, und es belustigte mich nicht wenig, zu sehen, daß, als sie unsern Haufen ansichtig wurden, sie sogleich ihre Arbeit verließen, in ihre Hütten eilten, sich bewaffneten, ihre Pferde bestiegen und sich nun an uns anschlossen. — Ungefähr ein Paar Meilen von der Küste erweiterte sich das Thal bedeutend, und wir genossen nun eine schöne Ansicht der niedrigeren Kette der kaukasischen Alpen. Hier trafen wir einen Haufen Tscherkessen, der uns sagte, daß der Häuptling des Tschipakoua-Stammes, zu dem wir uns begeben wollten, abwesend sei, und sich mit seinen Söhnen, zu einer allgemeinen Versammlung der verbündeten Fürsten begeben habe. Dagegen würde sein Vetter, der noch einige Meilen weiter wohne, sich sehr freuen, uns aufzunehmen.

Wir schlugen nun einen Reitweg durch einen dichten Forst ein, und folgten dabei dem Laufe eines reißenden Baches, der uns, über einen Hügel, in ein zweites Thal, Dschianogloti, führte, das von einem unbedeutenden Strom bewässert wurde. Dieß Thal war ungleich mannichfacher, als das, durch welches wir gekommen waren, und bildete abwechselnd, eine kleine Ebene und dann wieder eine enge Schlucht. Es war größtentheils sorgfältig angebaut, und wie mir der Capitain sagte, stark bewohnt, doch war keine einzige menschliche Wohnung zu sehen, da die Tscherkessen die Gewohnheit haben, diese in dichten Laubgebüschen zu verbergen, damit der Feind nicht darauf aufmerksam werden kann. — Aus diesem Thal kamen wir in ein drittes, dessen Name ungefähr wie Neap-

*) Ueber diesen Gegenstand erklärt sich auch Taitbout de Marigny in seinem Werke nicht deutlichen.

kheupki klang. Die ganze Gegend schien nur aus einer Reihe von Bergen, Schluchten, Pässen und Thälern zu bestehen. Dieß Thal führte uns zu dem Aufenthaltsorte eines Pischi-Khans, oder Häuptlings der zweiten Klasse, der uns sehr gastfrei aufnahm, und uns sehr höflich in seine kleine Wohnung führte. Hier verließ mich mein Haufe von Begleitern, dem Anschein nach, sehr vergnügt, denn ihr lautes Geschrei, „vo-ri, ra ka", tönte noch lange von Hügel zu Hügel, und von Fels zu Felsen. Wir wurden in das zum Empfange der Fremden bestimmte Zimmer geführt, wo der Waffenträger meines Wirths mich aller meiner Waffen, ausgenommen meines Dolches, entledigte, und jene an der Wand aufhing, die bereits mit einer großen Menge derselben behängt war, welche aus Flinten, Pistolen, Säbeln, Dolchen, Bogen, Pfeilen, und einem oder zwei Panzern bestanden. Alles dies war in der besten Ordnung, und mehrere dieser Waffen waren sehr reich mit Gold, Silber und Edelsteinen verziert. — Das Zimmer unterschied sich übrigens fast in nichts von den türkischen. Der Fußboden war mit einem Teppich, in den glänzendsten Farben, bedeckt: ein Divan mit rothem Leder-Ueberzug und mit Pferdehaaren ausgestopft, lief rings an den Wänden umher, an denen mehrere kleine Täfelchen, mit Sprüchen aus dem Koran, in arabischer Sprache, hingen. Aus diesem Umstande folgerte ich, daß mein Wirth sich zur mohamedanischen Religion bekenne; ich übergab ihm daher meinen Firman, den er, wie ein wahrer Gläubiger, mit großer Ehrfurcht küßte, worauf er mich mit großer Ehrerbietung betrachtete. Seine Bekanntschaft mit der türkischen Sprache reichte indeß nicht weiter, als bis zu einem Paar Redensarten, und seine Begriffe vom Islamismus waren sehr unbestimmt und unrichtig.

Die Erfrischungen, welche man uns vorsetzte, wurden sämmtlich auf türkische Art servirt; sie bestanden aus einer Menge Schüsseln, die, eine nach der andern, auf kleinen, runden, etwa einen halben Fuß hohen, Tischen, hereingetragen wurden. Es waren ihrer wenigstens 12—15, und viele darunter würden besser gewesen sein, wären sie nicht so sehr gewürzt gewesen. Die Gerüchte bestanden meistens aus Geflügel, Hammelfleisch, Milch, Honig, Früchten und Gebackenem. Aller meiner Bitten ungeachtet, setzte sich unser Wirth nicht mit uns nieder zu dem Mahle, sondern blieb, der Sitte seines Volkes gemäß, die ganze Zeit über im Zimmer, und suchte jeden unserer Wünsche auf das Zuvorkommendste zu erfüllen. Während der Mahlzeit wurden wir, außer unserem Wirth, von mehreren Sklavinnen bedient. Das Getränk bestand aus einer Art von Meth und aus der Bouza der Tataren, die aus Hirse bereitet ist, und mit

dem englischen small beer einige Aehnlichkeit hat. Das Brod war aus Weizen und Mais gemischt, und schmeckte vortrefflich, und in dem Pilaw, der gar nicht zu verachten war, bildete der Buchweizen einen sehr guten Ersatz für den Reis. Statt des Tischtuchs diente uns, wie sich denken läßt, die zinnerne Präsentir-Schüssel, statt der Gläser hatten wir hölzerne Becher, statt der Vorlegemesser unsere Dolche, und statt der Löffel mußten wir uns der hohlen Hände bedienen; alles dies war aber nichts gegen die Qual, eine Stunde lang, auf einem Teppich, mit unterschlagenen Beinen, sitzen zu müssen, und ich war herzlich froh, als ich aufstehen und einen Spaziergang auf dem Gehöfte machen konnte.

Die Wohngebäude meines Wirths, die fast einem kleinen Dorfe glichen, hatten eine äußerst angenehme Lage, auf einer Anhöhe, welche sich sanft, bis zu den Ufern eines kleinen Baches, abdachten, und bildeten, mit ihren Umgebungen, in denen Blumen- und Küchengärten, mit Gehegen, Wiesen und Kornfeldern auf das Angenehmste abwechselten, und mit ihren Schaaf- und Rindviehheerden dazwischen, ein höchst reizendes Bild. Ich konnte nicht umhin, die sinnige Anlage des Kornbodens zu bewundern, der auf kurzen, steinernen Pfeilern ruhte, von denen jeder, einige Fuß über dem Boden, einen kreisrunden Stein hat, der in der Mitte ausgehöhlt ist, und wodurch das Getreide nicht allein vor der Feuchtigkeit, sondern auch vor allem Gewürm geschützt wird, das hinaufkriechen könnte. In diesem Hirtenlande besteht, wie zu den Zeiten der Patriarchen, der Reichthum der Tscherkessen aus ihren Schaaf- und Rindviehheerden, und aus ihren Weibern und Kindern. Die Heerden meines Wirths, Ghatke Atiokhai, waren besonders zahlreich und sehr schön, namentlich die Pferde, indem jeder Tscherkesse auf das Sorgfältigste auf die Erhaltung der Race sieht, die in den benachbarten Ländern, der Türkei und Rußland, sehr geschätzt wird; und ich bemerkte, daß die eingebrannten Zeichen einige Aehnlichkeit mit dem griechischen Alphabet hatten.

Während unserer Streifereien auf dem Gehöfte fanden wir die Weiber und Kinder unseres Wirths, mit ihren Sklaven, entweder mit Ackerbau, oder mit der Wartung ihrer Schaaf- und Rindviehheerden beschäftigt. Einige davon waren bei der Ernte, andere bei dem Melken der Kühe, und eine sehr hübsche Prinzessin, die eine wahre Amazonenstärke verrieth, besserte, mit einem Beile, einen hölzernen Zaun aus. Unter den Kindern war ein allerliebster, krausköpfiger Knabe und ein, etwa 8 bis 9 Jahr altes, Mädchen, die besondere Lieblinge des Vaters zu sein schienen.

Ich war so eben im Begriff, etwas zum Lobe der Kinder zu sagen, als mich, glücklicherweise, der Capitain unterbrach, denn hier gilt noch der ganze Aberglaube von dem bösen Auge (vom Besprechen). Die Kinder führten übrigens ihre Namen „Löwenblick" und „Hirschflug" nicht mit Unrecht, denn der Knabe spielte mit den halbwilden Pferden, als ob dieß Kätzchen gewesen wären; und die kleine niedliche Prinzessin trieb, mit der größten Behendigkeit, ihre widerspenstigen Ziegen, Kühe und Büffel in die Tränke.

Die Frauen sind in Tscherkessien nicht, wie in den übrigen Gegenden des Morgenlandes, beständig in ihren Harem eingeschlossen, oder ewig gezwungen, ihr Gesicht vor den Fremden zu verschleiern, denn der Schleier wird nur als Schutzmittel gegen die Sonne getragen, wenn die Frauen in der freien Luft sind, und als eine zierliche Gestaltung des Kopfputzes, wenn sie in den Zimmern erscheinen. Die Frauen meines Wirths trugen eine Art von weißem Gewande, das aus Ziegen- oder Kameelhaaren gewebt war, und welches den ganzen Körper umschloß. Hierzu kam ein musselinener Schleier, und man hat keinen Begriff, wie außerordentlich malerisch diese Kleidung sich in der Entfernung ausnimmt. Das „Allerheiligste", wo die Frauen und die Kinder wohnen, war, außerdem, daß es mit einem hölzernen Zaun umschlossen war, durch die dicken Laubmassen der Baumgruppen vollkommen dem Anblick entzogen. Hier sind auch die Pferche für das Vieh, und die übrigen Hütten sind entweder zur Wohnung für Fremde bestimmt, oder werden von den Anhängern des Häuptlings bewohnt. Es waren ihrer etwa 6—7; das Ganze war von Hürden gebaut, äußerlich und innerlich betüncht, und sehr sauber mit Stroh und Blättern von türkischem Weizen gedeckt. Jede Hütte enthält zwei Zimmer: das eine, mit einem großen Feuerheerde in der Mitte, ist zur Küche und zu andern häuslichen Zwecken bestimmt, das andere zum Besuch- und Schlafzimmer. Eine gewürfelte Matte in bunten Farben bedeckt den Boden, und ein Divan läuft an drei Seiten des Zimmers umher. Das ganze Meublement besteht aus einigen wenigen kleinen Tischen, die etwa 1 Fuß hoch sind, und einer Art von Commoden gleichen, wenn man nicht die Sättel, Zügel, Satteldecken und Waffen die an den Wänden hangen, zu dem Möbeln rechnen will.

Die Zimmer, welche die Frauen des Häuptlings und deren Sklavinnen bewohnen, waren auf ähnliche Art möblirt, wozu nur der Schmuck hinzukam, daß wir Schränke mit Glas, Porzellan und glänzendem Küchenzeuge, aus Messing, Kupfer und glasirter Töpferwaare, darin sahen,

die aber mehr zur Aeußerlichkeit, als zum Gebrauche, da zu sein schienen. Auch sahen wir, auf Leinen gehängt, eine große Menge weiblicher Arbeiten, z. B. gestickte Handtücher, Schnupftücher, Schleier und kostbare Anzüge, welche von Gold und Silber glänzten. In einer Ecke war ein Haufen Matratzen zu sehen, und in einer andern Kissen und Ueberzüge, über welche eine helle, gesteppte Musselindecke von verschiedenen Farben gebreitet war, jedoch so künstlich, daß man die Enden einer jeden Decke sehen konnte, die von Atlas, und mit Gold und Silber gestickt waren, und ich muß den Damen die Gerechtigkeit widerfahren lassen, daß Alles sehr reinlich und in guter Ordnung gehalten war.

Von der ganzen Wohnung dieses patriarchalischen Volkes ist, bei gutem Wetter, die kleine Veranda (der bedeckte Balcon) der Lieblingsort, und gewöhnlich ist diese mit einer Matte belegt, und es steht eine Bank, als Divan, darauf. Hier wird der Fremde bewirthet, hier singt der Stegereif-Sänger die kriegerischen Volksgesänge, und der Märchen-Erzähler trägt hier seine Mährchen vor. Der kühle Schatten, den dieser Balcon gewährt, macht ihn zu einem angenehmen Zufluchtsort für den Nachmittags-Schlaf, oder, um, in aller Ruhe, den Tschibuck (die Pfeife) zu rauchen. Im Schatten dieses Balcons saßen wir eines Abends, schlürften unsern Kaffe und rauchten unsere Pfeifen, wobei die Weiber meines Wirths und die schönen Prinzessinnen Nasik und Dschantin tapfer mitrauchten, als ein junger Krieger, an der Spitze eines Haufens junger Männer seines Alters, anlangte, welche sämmtlich wohl bewaffnet waren, und vortreffliche Pferde ritten. Der junge Prinz, welcher sich besonders durch das Ebenmaaß seines athletischen Körpers, und durch das Freie, Offene seiner Gesichtszüge auszeichnete, ward mir als der Vetter des Wirths, der Sohn eines der Häuptlinge von Kapsoukhé, Namens Beitzroukou, vorgestellt. Er kam, um mit dem Capitain eine Uebereinkunft wegen einer Lieferung von Pulver und Salz abzuschließen, und um mich zugleich zu seinem Vater einzuladen, der etwa 20 Meilen weiter in den Bergen wohnte. Am nächsten Morgen, lange vor Sonnenaufgang, waren wir dahin schon unterweges, aber selbst zu dieser frühen Stunde, hatte die Familie meines Wirths schon das Frühstück bereitet, das ungefähr dem Mahle ähnlich war, welches ich oben beschrieben habe. — Von jedem Reisenden, der nach Tscherkessien kommt, erwartet man, daß er den Damen irgend eine Kleinigkeit für ihre Garderobe u. s. w. mitbringen werde. Ich hatte mich, demzufolge, in Trebisond mit einer Menge kleiner Spielereien, mit bunten und weißen Musselin-Shawls,

Näh- und Stecknadeln, deutschen, silbernen Feuerzeugen u. s. w. versehen, die ich, bei dem Abschied, dem Wirth und seiner Familie überreichte. Und so ging es denn, mit dem jungen Fürsten und seinen Begleitern, fort in die Weite.

Von dem Wege, den wir machten, eine genaue Beschreibung zu geben, ist unmöglich, da er mitten durch das Land führte, und so wild war, als ob nur die Thiere des Waldes bisher ihn betreten hätten. Er ging nicht allein Berg auf und Berg ab, sondern über eine Menge von Abgründen, durch wilde Schluchten, furchtbare Engpässe, kurz, durch ein Alpenland, das kaum in der wildesten Gegend von Europa seines Gleichen hat. Obgleich der ganze Ritt zum Halsbrechen war, so galopirten meine jungen Begleiter doch so unbesorgt dahin, als ob es über ein Stoppelfeld ginge. So hoch auch die Gegenden lagen, so war jeder Fleck, wo nur etwas wachsen konnte, mit den prachtvollsten Waldbäumen besetzt, und wir fanden, an einigen fruchtbaren Stellen, sogar eine Alpenhütte, mit ihrem halb wilden Bewohner, der seine Ziegen hütete. Erst nachdem wir mehrere Tausende Fuß in die Höhe gelangt waren, entwickelte sich der besondere Charakter der kaukasischen Berge, denn, so steil oder felsig auch der Aufgang sein mag, so endet er doch immer in ein fruchtbares Plateau, selbst wenn die Höhe 4—5000 F. über den Meeresspiegel beträgt. Dieß ist, außer der wohlbekannten Tapferkeit und Vaterlandsliebe der Bewohner, die Haupt-Ursach, warum alle Versuche, dieß Volk zu unterjochen, bisher vergebens gewesen sind, denn wenn sie aus den Ebenen vertrieben wurden, so fanden sie immer einen sicheren Zufluchtsort auf den Bergspitzen, bis sie sich wieder gesammelt hatten und dann in die Ebene hinabstürzten, um den Feind zu vernichten.

Auf dem Gipfel eines dieser Plateaus, wo wir, während der Mittagshitze, verweilten, fand ich ein blühendes Dorf, das mit Küchengärten und Feldern umgeben war, sämmtlich ungemein fruchtbar und auf das Beste gehalten. Ich überzeugte mich bald, daß die Bewohner aus einer Colonie von Tataren bestanden, welche sich, bei der Eroberung der Krim durch die Russen, hierher geflüchtet und hier einen sichern Zufluchtsort gefunden hatten. Als ich ihnen, in ihrer Muttersprache, erzählte, daß ich vor Kurzem durch die krimsche Tatarei gereiset sei, überhäuften mich diese einfach-gutmüthigen Leute mit tausend Aufmerksamkeiten, und wir konnten ihnen, für ihre Gastfreundlichkeit, nur auf das Aufrichtigste Dank wissen. Wie die Tscherkessen, verbergen die Tataren ihre kleinen Wohnungen hinter Anhöhen oder Baumgruppen, und sähe man nicht die zahl-

reichen Viehheerden auf den Feldern weiden und Männer und Weiber mit den verschiedenen landbaulichen Arbeiten beschäftigt, so würde man gar nicht glauben, sich in der Nähe einer menschlichen Wohnung zu befinden. Diese Alpenhütten sind übrigens gerade so gebaut, wie die in den entfernten Bergbezirken der Krim: das Dach ist immer platt, und da es stark gebaut und mit einer Lage von Kies bedeckt ist, so wird es vollkommen undurchdringlich gegen den Regen.

In den Sommermonaten pflegen die Tataren auf die Dächer ihrer Häuser Divane zu setzen, sie mit Teppichen zu belegen, und dann, dort oben, ihr Mahl einzunehmen und die Besuche ihrer Freunde zu empfangen. Eben so nützlich werden indeß die Dächer im Herbst, wo sie zur Tenne dienen, um das Getreide und die Früchte darauf zu trocknen. In der Mitte einer jeden Hütte bemerkt man einen großen Schornstein, welcher zugleich zum Sprachrohr für die Nachbarn, zum Rauchfang und als Fenster für das Zimmer gebraucht wird. Das Vorzimmer bildet gewöhnlich die Küche; die Zimmer für den Harem sind auf der einen Seite, und die Viehställe auf der andern. So sonderbar diese Hütten auch eingerichtet sind, so eignen sie sich doch wohl für das Klima, denn sie sind warm im Winter und kühl im Sommer.

Auf unserm Ritt schossen wir mehrere Arten von Wild, z. B. wilde Truthühner, Fasanen, Hasen und Hirsche, und außerdem noch Schakals, wilde Katzen und einen ungeheueren Eber. So gute Schützen die Tscherkessen auch sind, wenn es einem feststehenden Gegenstand gilt, so hatte ich doch bei weitem mehr Glück, wenn nach einem Vogel im Fluge oder einem Thier im Laufe geschossen wurde, was aber, für die Tscherkessen, daher kommt, daß sie ihr Gewehr auflegen. Die Wälder scheinen übrigens einen großen Ueberfluß an wilden Thieren aller Art zu enthalten; es giebt darin Bären, Wölfe, Füchse, Luchse u. s. w. und wenn ich anders recht gehört habe, so läßt sich auch der Tiger zuweilen in dem Kaukasus blicken.

Als wir aus den Bergen kamen, hatten wir gerade noch Tageslicht genug, um eine ungefähre Uebersicht der kleinen, dicht zusammenliegenden Hütten des hochländischen Fürsten zu bekommen, zu welchem wir auf dem Wege waren, und die, nach den, vor ihnen befindlichen Palisaden, und dem halbkreisförmigen Bache zu schließen, der einen natürlichen Graben um das Ganze bildete, befestigt zu sein schienen. Dieß war indeß nicht der Fall, denn an den vielen Heerden, mit welchen die Hügel bedeckt waren, konnte man leicht sehen, daß hier mehr ländliche, als kriegerische

Sitten herrschten. Unter der Veranda standen mehrere gesattelte und gezäumte Pferde, und kaum hatte unser Führer seine Muskete abgeschossen, als auch schon der alte Häuptling und einige wenige seiner Stammgenossen erschienen, die mich, auf die freundlichste Weise, in Atteghei (der Landesname für Tscherkessien) willkommen hießen.

Die Erscheinung des alten hochländischen Fürsten war in jeder Hinsicht ganz dazu geeignet, die Aufmerksamkeit eines Fremden zu erregen. Er war ein großer, stattlicher Mann, dessen Bart bis halb zum Gürtel hinunterreichte. In seinen Zügen, die noch immer schön waren, wenn gleich man seinem Gesicht ansah, daß es oft dem Einflusse der Witterung ausgesetzt war, lag ein gemischter Ausdruck von Gutmüthigkeit, Wildheit und Verschlagenheit; die Wirkung eines langen, kriegerischen und mit Gefahren vertrauten Lebens. Obgleich der alte Fürst bereits sein 70stes Lebensjahr erreicht hatte, so tummelte er sein Roß mit eben der Leichtigkeit und Gelenkigkeit, wie irgend einer der athletischen Jünglinge, die mich umgaben. Er soll sogar noch immer ein sehr ausgezeichneter Reiter und in allen den kriegerischen Uebungen seines Vaterlandes ganz besonders geschickt sein, auch war er, nur wenige Tage vor meiner Ankunft, aus dem Lager bei Sudschuk-Kale zurückgekehrt, wo er, bei der Vertheidigung der Päffe gegen das russische Heer, Wunder der Tapferkeit gethan hatte, und war nun nach Hause gekommen, um seine Stammgenossen zu einem zweiten Feldzuge vorzubereiten.

Die Wohnung meines Wirths hatte, hinsichtlich der Bauart, ganz das Patriarchalische derer, die ich so eben beschrieben habe, nur mit dem Unterschiede, daß hier mehr einzelne Hütten standen, und zwei oder drei darunter, der Auszeichnung wegen, mit einer Art von Mineral-Thon überzogen waren, der in der Umgegend gefunden wird, im Wetter allmälig sich verhärtet und nicht übel aussieht. Was die Bequemlichkeit und Behaglichkeit betrifft, so war davon weder in den Möbeln, noch sonst in der häuslichen Anordnung irgend etwas zu erblicken. Die Fenster, welche den Tag über offen blieben, wurden Nachts gegen die Feuchtigkeit nur durch schlecht schützende Fensterladen verwahrt, und sebst in dem rauhester Wetter vertritt ein Stück Pergament die Stelle des Glases. Dieser gänzliche Mangel an häuslicher Behaglichkeit bildete einen eigenthümlichen Gegensatz gegen die glänzenden Rüstungen der Männer, ihre mit Edelsteinen besetzten Waffen, ihre herrlichen Pferde und ihr überreiches Sattel- und Zaumzeug, so wie mit dem trachtvollen, morgenländischen Costüm der Frauen, welche, in ihren Gewändern von Goldstoff und mit Silber

gesticktem Mussolin, den Pfauen gleichen, die stolz auf einem Meierhofe umherschreiten. Indeß kann der Fremde, welcher in der Behausung eines tscherkessischen Häuptlings ankommt, sich keineswegs beklagen: in den Zimmern, welche für die Gäste bestimmt sind, findet man immer einen Divan, Kissen und Decken; die Kost ist keineswegs zu verachten, und gewiß findet man kein Volk, das mit größerer und aufrichtigerer Gastfreundschaft dem ermüdeten Reisenden den Becher der Erfrischung darböte.

Als ich in das Fremdenzimmer trat, in welches der Fürst selbst mich hineinführte, nahm mir sein Waffenträger, dem Landesgebrauche gemäß, alle meine Waffen ab und hing sie an der Wand des Zimmers, neben denen seines Herrn, auf, bis auf den Dolch, den ein Tscherkesse nie von sich läßt, da er als ein Theil seiner Kleidung betrachtet wird. Wie ähnlich doch der alten griechischen Kriegersitte! Nachdem wir ein vortreffliches Abendessen eingenommen, bei dem dieselben Gebräuche beobachtet wurden, wie ich sie oben beschrieben habe, brachten zwei Sklavinnen warmes Wasser, um mir die Füße sehr sorgsam damit zu waschen, ein unerläßlicher, zu dem System der tscherkessischen Höflichkeit gehöriger Gebrauch. Der Schlaf ist indeß, wie ich bald fand, in Tscherkessien nicht immer eine nothwendige Folge des Schlafengehens, und wäre Young ein Morgenländer gewesen, so steht es noch dahin, ob wir je etwas von seinen „Nachtgedanken" erhalten hätten; denn bei einem Lärm und einem Getöse, wie es jetzt meine Ohren begrüßte, möchte der Verfasser wohl, statt zu denken, mit dem Hören genug zu thun gehabt haben, und sollten die Nachtgedanken je in das Tscherkessische übersetzt werden, so werden die Eingebornen nothwendig auf den Gedanken kommen müssen, daß der Dichter verrückt gewesen sei. Selbst der Allermüdeste würde, bei diesem nächtlichen Lärmen, nur aus Gewohnheit einschlafen können. Außer dem Zirpen unzähliger Insekten, dem Gequäk von Myriaden von Fröschen, deren vereintes Gebrüll weit und breit durch den Wald hin erscholl, gab es eine ganz besondere Art dieser lärmenden Thiere, die ich nirgends als im Kaukasus gefunden habe, und deren tiefes, klingendes, ja musikalisches Geschrei einen so bestimmten Alt hat, daß sie immer die Oberstimme in dem ganzen Concert behaupten. Alles dieß war schon schlimm genug; nun kam aber noch das hinzu, daß ich auch einen Besuch von dem Schakal erhielt, dessen Geschrei so melancholisch, durchdringend und furchtbar wild war, daß, besonders wenn mehrere zusammen sind (was hier der Fall war), selbst der Beherzteste, wenn er sie zuerst hört, seine Nerven erschüttert fühlen muß. Sonderbar ist es, daß das Kriegsgeschrei der

Tscherkessen genau das Geheul dieser Thiere nachahmt, und wenn es zu gleicher Zeit von Tausenden ausgestoßen wird, den furchtbarsten, unnatürlichsten und herzzerreißenden Ton hervorbringt, der je von einem Volke, seinen Feinden gegenüber, vernommen worden ist. Russische Offiziere haben mich versichert, daß die Wirkung desselben auf Truppen, die ihn zum ersten Mal hören, so lähmend ist, daß sie vollkommen unfähig werden, sich zu vertheidigen.

Am nächsten Morgen ward ich, in Folge meiner Großmuth gegen die Damen, denen ich allerhand Geschenke bestimmte, und kraft meines Berufes, als Hakim (Arzt), von dem jungen Fürsten bei seiner Mutter und seinen Schwestern eingeführt, indem hier nicht, wie schon früher erwähnt, der Zwang des türkischen Harems besteht; ja ich habe sogar oft die Frauen, namentlich die unverheiratheten, bei öffentlichen Versammlungen der Männer gesehen. Bei alle dem erscheint jedoch ein verheiratheter Mann nie öffentlich mit seiner Gattin, auch sieht er sie des Tages über nicht, wenn sich dieß auf irgend eine Weise vermeiden läßt. Dieser Gebrauch hat in keinem Gefühl der Nichtachtung gegen das schöne Geschlecht seinen Grund, sondern ist die Folge eines alten Gebrauchs und des Wunsches, dem Reiche der Liebe eine längere Dauer zu verleihen. Ein ähnliches Gesetz hatte Lykurg bei den Lacedämoniern eingeführt.

Nachdem ich von der Fürstin und ihren Töchtern sehr freundlich empfangen worden war, überreichte ich ihnen, dem Herkommen gemäß, die kleinen Geschenke, welche sie sogleich dadurch erwiederten, daß sie mir einen gestickten Gürtel, um meine Pistolen hineinzustecken, und ein Paar Patrontaschen von rothem Maroquin, Alles das Werk ihrer eigenen, schönen Hände, gaben. Die Mutter meines jungen Gefährten, eine Frau von etwa 40 bis 50 Jahren, war sehr stattlich mit einem blauseidenen Gewande angethan, das vorn offen war, durch silberne Spangen zusammengehalten wurde, und das ein, mit Silber verzierter Gürtel umschloß; ihre weiten Beinkleider waren aus schönem türkischen, bunten Muslin gemacht und sie trug rothe Pantoffeln. Auf dem Kopfe trug sie einen leichten Shawl, der zum Theil als Turban zusammengewunden war, und dessen Enden, in graziösen Falten, auf ihren Hals und ihre Schultern herabfielen, so, daß dadurch ihr Haar völlig versteckt ward. Ueber das Ganze war ein großer Schleier, von dünnem Muslin, geworfen, welcher fast die ganze Gestalt umhüllt, und der Anzug erhielt durch eine große Menge goldener, offenbar sehr alter und, nach der Arbeit zu schließen, venetianischer Schmucksachen seine gehörige Vollendung. Noch jetzt bemerkt man an der Fürstin die Spuren einstiger, großer Schönheit.

Die Kleidung der Töchter war fast noch glänzender; statt des Turbans trug jedoch jede eine Art von Tiara, von rothem Maroquin, die mit einer Menge kleiner türkischen und persischen Goldmünzen bedeckt war. Im Uebrigen war der Anzug dem der Mutter gleich, nur daß das Haar der jungen Damen statt, wie bei den verheiratheten Frauen, in Locken auf den Nacken herabzufallen, in eine dicke Flechte zusammengewunden war, welche bis über die Hüften hinunterreichte und, am Ende, durch eine silberne Schnur zusammengehalten wurde. Die Züge der jungen Damen waren eben so vollkommen regelmäßig schön und ausdrucksvoll, wie die ihrer Mutter, nur trug ihre bleiche Gesichtsfarbe keineswegs dazu bei, ihre persönlichen Reize zu erhöhen. Sie steckten indessen, da sie noch jung waren, in dem engen, ledernen Corset, das alle tscherkessischen Mädchen, jedes Alters, tragen, und dieß war wahrscheinlich die Ursach ihres ungesunden Aussehens.

Auf ein gegebenes Zeichen verließ der junge Fürst, der Sitte gemäß, das Zimmer, und nun trat eine seiner Frauen herein, eine Fürstin aus dem Stamme der Demirghoi und eine der schönsten Frauen, die ich je gesehen habe. Sie mochte etwa 18 Jahre alt sein, hatte die schönsten, griechischen Züge, große, dunkele Augen, eine lichtbräunliche Hautfarbe, zierliche kleine Füße, und eine äußerst schöne Figur. Sie war fast so, wie die ältere Fürstin, gekleidet, nur mit dem Unterschiede, daß ihr Anzug geschmackvoller und studirter war; ihr schönes, dunkeles Haar hing in Flechten auf ihre Schultern herab.

Ueberhaupt waren die schönsten Frauen, die ich in Tscherkessien sah, immer die jungen und verheiratheten, deren Formen, sobald sie des zwängenden ledernen Corsets entledigt waren, nun in ihrer ganzen Fülle hervortraten. Bei dem ersten Anblick würde man sie für fast zu stark halten; allein diese Erscheinung rührt namentlich von den weiten orientalischen Unterkleidern her. Kurz, die Schönheit der Züge und das Ebenmaaß des Körpers, wegen dessen die Tscherkessierinnen überhaupt berühmt sind, ist keineswegs eine bloße Einbildung (denn meines Erachtens kann man selbst bei den schönsten Statuen des Alterthums nicht regelrechtere Verhältnisse sehen): am meisten aber erregt das eigenthümliche Lebendige der Augen, das man so allgemein findet, die Aufmerksamkeit, etwas das, bei den Männern, ihnen eine gewisse Wildheit giebt, und wenn man einen, zur Schlacht gerüsteten und gewaffneten, Krieger auf seinem feurigen Rosse sitzen, seinen Säbel in die Luft schwingen und, mit einer unübertrefflichen Schnelligkeit und Behendigkeit, sein Pferd in vollem Galop anhal-

ten, herumwerfen und wieder davonsprengen sieht, so fällt einem unwillkührlich Homers Beschreibung seines Hektor ein.

Die Gesichtsfarbe beider Geschlechter ist bei Weitem lebhafter und frischer, als man dieß unter einer solchen Breite erwarten sollte. Bei den Frauen ist sie sehr zart, und sie verstehen es, wie die europäischen Schönheiten, sehr wohl, durch künstliche Mittel nachzuhelfen. Indessen muß man nicht glauben, nun die ganze Bevölkerung so zu finden, wie ich sie so eben geschildert habe, und der Reisende, welcher sich danach richten wollte, würde sich sehr getäuscht sehen, wenn er sich, bei seiner Ankunft in Tscherkessien, von einem Stamme nogayischer Tataren, Kalmücken, Turkomanen und Lesghiern umgeben findet. Die letzteren, ein schöner, kriegerischer Stamm, sind, hinsichtlich der Persönlichkeit, den Tscherkessen beinahe ähnlich, aber bei Weitem wilder, und weniger verfeinert in ihren Sitten. Die Thäler des Kaukasus sind, zu allen Zeiten, der Zufluchtsort Derer gewesen, welche, in den Nachbarlanden, der Unterdrückung zu entgehen suchten, und so finden wir überall Stämme, welche von einander im Aeußeren, so wie an Sitten und Gewohnheiten, durchaus verschieden sind. Da indessen die Tscherkessen sich immer nur untereinander verheirathen, so bewahren sie auch ihren Stamm unvermischt, und der Vater sieht, wenn er für den Sohn eine Gattin wählt, weit mehr auf Schönheit der Züge und des Körpers, als auf irgend etwas sonst, und wenn ich anders gehörig berichtet worden bin, so verkauft ein Prinz oder Usden, seine Tochter immer nur an Einen seines Volkes und seines Ranges.

Als ich zuerst, in Pitzounda, eine Anzahl Tscherkessen bei einander sah, war der erste Eindruck der, daß sie, unbezweifelt, griechischen Ursprungs sein müßten. Ich fand indeß später, daß diese Annahme durchaus nicht mit dem allgemeinen physischen Charakter des Volkes zu vereinigen war, denn, als ich tiefer in das Land kam, sah ich eine große Menge von Eingebornen mit kleinen Habichtsnasen und schön gebogenen Augenbraunen. Namentlich läßt sich diese Bemerkung auf den mächtigen Stamm der Nottakhaitzi, der als der tapferste, schönste und reinste unter allen Tscherkessen-Stämmen berühmt ist, anwenden, und der noch jetzt die Sage unter sich bewahrt, daß seine Ahnen jenseits des Meeres hergekommen seien. Wenn es nicht zu tief in das Gebiet der Fabel streifte, so möchte man beinahe glauben, daß sie von den alten Trojanern abstammen.

Ich fand die Fürstin und ihre Töchter mit Sticken beschäftigt. Diese saubere Handarbeit nimmt indeß keinen großen Theil der Zeit der tscherkessischen Frauen in Anspruch, und die meines Wirths sah ich auch, wie

die Fürstinnen in alten Zeiten, zuweilen Wolle und Flachs spinnen. Ihre schönen Hände verfertigten nicht allein die Kleidungsstücke für die ganze Familie, bis zu den Schuhen hinunter, sondern sie flochten auch, aus Ziegen- und Kameelhaaren, Mäntel, machten Sattelkissen, Schabracken und Scheiden für Säbel und Dolche. Dabei waren sie indeß nicht minder in der Kochkunst und der Milchwirthschaft erfahren, und machten zuweilen auch ihre praktische Bekanntschaft mit den Arbeiten der Landwirthschaft auf dem Felde geltend, wobei die ganze Prunk-Garderobe für die Staatsbesuche zurückgelegt wurde. Mein Wirth war indeß nicht weniger thätig, als seine Frau, denn außerdem, daß er mit seinen eigenen fürstlichen Händen die kleine Hütte, die er bewohnte, gebaut hatte, war er auch sein eigener Zimmermann, Gerber und Weber, schäftete seine Pistolen und Flinten, fertigte seinen unnachahmlichen Bogen und Pfeile an, pflügte, wie der alte König Priamus, mit seinen fürstlichen Söhnen das Land, und weidete seine Heerden in den Bergen, und wenn der Winterschnee die Beschäftigung in freier Luft nicht mehr gestattete, so verfertigte er Matten von großer Schönheit, die in der Türkei und in Persien reißenden Absatz finden. Dieß war indeß nicht seine einzige Beschäftigung; er goß Kugeln und verfertigte Schießpulver, und reichte dieß Alles nicht hin, seine Mußestunden auszufüllen, so — rauchte er seinen Tschibuk.

In Tscherkessien giebt es überhaupt keine regelmäßigen Handwerker, die Messerschmiede, Schwerdtfeger und Goldschmiede ausgenommen, welche die Waffen anfertigen und sie nachher mit Gold, Silber und Edelsteinen ausschmücken und besetzen, wobei sie große Zierlichkeit und Geschmack an den Tag legen. Sehr oft hatte ich Gelegenheit, die Schönheit der Zeichnungen auf den Klingen der Säbel und Dolche zu bewundern, während die Schärfe der Schneide, die sie ihnen zu geben wissen, unübertrefflich ist, so wie auch die Eleganz, mit welcher sie ihre Flinten und kleinen Tische mit Perlmutter auszulegen verstehen, jeden in Verwunderung setzen muß. Ihre Ketten-Panzer und mehrere ihrer Waffen erhalten sie aus Persien und aus der Türkei. Die Kunst der Bereitung des Schießpulvers, die, wie es scheint, seit undenklichen Zeiten in dem Kaukasus bekannt gewesen, wird hier ungemein einfach betrieben. Die Tscherkessen laugen die salpetersaure Pottasche in einer starken Lauge von Birken- und Pappelasche aus, lassen sie hierauf sich krystallisiren und stoßen sie dann mit zwei Theilen Schwefel und eben so vieler Holzkohle. Nachdem man diese Mischung angefeuchtet hat, thut man sie in Kessel und setzt sie auf

ein gelindes Feuer, bis sie sich zu körnen beginnt. — Wenn gleich der türkische Capitän, mit welchem ich in Tscherkessien angekommen war, den Einwohnern sehr wohl bekannt, und ich, in seiner Begleitung, überall sehr wohl aufgenommen, auch noch den Häuptlingen der Tschipakoua-Nottakhaitze und Khapsouki-Stämme besonders empfohlen war, so hatte ich doch, bei der Landung in Pschad, sogleich den Aeltesten des Landes den Namen meines Konak (Patrons), eines der mächtigsten unter den verbündeten Fürsten Tscherkessiens, genannt. Dies wurde um so wichtiger für mich, als, durch meine vielen Nachfragen und mein Zeichnen, der Argwohn der Eingebornen erweckt worden war, und die Landes-Aeltesten sogar eine förmliche Sitzung gehalten hatten, um genauere Untersuchungen über mich anzustellen, ehe man mir erlaubte, tiefer in das Land zu reisen. Die Untersuchungen fielen indeß, unterstützt von dem lebhaften Interesse, das mein Reisegefährte, der junge Fürst, an mir nahm, vollkommen befriedigend aus; doch beschlossen die Aeltesten, daß ich, um mich mit der Localität des Landes nicht zu bekannt werden zu lassen, durch den schwierigsten und gebirgigsten Theil des Thales von Thumusse geführt werden solle, wo mein Konak sein Feldlager aufgeschlagen hatte.

Nach einem zweitägigen, unangenehmen Ritt durch Schluchten, Thäler, Gebirge und über Flüsse, langten wir endlich im Lager meines Adoptiv-Konak an, wobei ich indeß das Vergnügen hatte, daß mein junger Freund, Beizronkou, mich begleitete, der für alle meine Bedürfnisse auf das Beste Sorge trug. Ich fand meinen Konak bettlägrig und von einem Wechselfieber befallen, von dem ich ihn indeß in wenigen Tagen heilte; da ich Sorge getragen hatte, einen hinlänglichen Vorrath von Arznei mitzunehmen. Der Ruf von dieser Kur verbreitete sich bald weit und breit, machte aber auch, daß ich täglich von Kranken belagert wurde, von denen ich sehr viele heilte, denn da ihre natürlich gesunde Leibesbeschaffenheit an Medicin nicht gewöhnt war, so brachten die geringsten Gaben gewöhnlich eine augenblickliche und entschiedene Wirkung hervor. Daß, als ich die Zeichen der Freundschaft, die ich von meinem Freunde in Constantinopel für meinen Konak erhalten, vorwies, jeder Verdacht gegen mich augenblicklich verschwand, brauche ich wohl nicht zu sagen; außerdem machte mich aber der Fürst sogleich zu seinem Hausarzt, und erklärte mich, während meines ganzen Aufenthalts im Kaukasus, zu seinem beständigen Gast.

Der shapsoukische Fürst hatte sein Lager mit großer militärischer Umsicht gewählt. Es befand sich in einer Schlucht auf dem Gipfel eines bedeutenden Hügels, gänzlich mit Felsen umgeben, die von allen Seiten

unzugänglich waren, ausgenommen auf einer, und dies war ein so schmaler und schwieriger Paß, daß darin kaum zwei Reiter neben einander Platz hatten. Außerdem beherrscht aber dies Lager alle benachbarte Päſſe, Mezip und Koutlouzi, welche zu der russischen Festung Ghelendschik führen, Tumusse, der nach Sudschuk kale geht, und Soukhai, der mit Anapa in Verbindung steht; während die ganze Stellung zugleich so hoch war, daß, bei großer und dringender Gefahr, der Fürst sogleich, durch Wachtfeuer, seinen Waffenbrüdern, in den verschiedenen Theilen des Landes, ein Nothzeichen geben konnte. Ungeachtet der vortheilhaften Stellung, die er inne hatte, lag ihm mehr daran, die Bewegungen der Angreifer zu beobachten, als selbst einen Angriffskrieg zu führen. Obgleich er nur etwa 100 Mann bei sich hatte, und die Russen 15,000 Mann stark waren, so ging doch selten ein Tag ohne irgend ein kleines Scharmützel vorüber, und wenn man die bergige Natur des Landes, die Stärke der Päſſe und den kriegerischen Geist des Volks berücksichtigt, so kann man sich einen Begriff von den Schwierigkeiten machen, mit denen die Angreifer zu kämpfen haben. Dabei hat, während der fortdauernden Gefechte der Tscherkessen mit ihren Nachbarn, das Guerilla-System bei den erstern so festen Fuß gefaßt, daß es, im Laufe der Zeit, zu dem höchsten Grade der Vollkommenheit gelangt ist, um so mehr, da es sich ganz für die Kräftigkeit und Abhärtung des Volkes eignet. Die Häuptlinge (Leute von der allerentschiedensten Bravour) unternehmen, auf die unverbrüchliche Treue und Anhänglichkeit ihrer Stämme gestützt, die allerromantischsten Expeditionen, und erreichen gewöhnlich, mit einer wunderbaren Thätigkeit und Behendigkeit, ihren Zweck. Feste Positionen schützen dabei den Gegner nicht. Diese schlauen Bergbewohner legen sich, Tage lang, dicht vor den Stellungen der Feinde, in den Hinterhalt, fallen, sobald sich der günstige Augenblick darbietet, wie Tiger über ihre Beute her, und eilen dann schnell in ihre Berge zurück. Ja selbst, wenn die Tscherkessen aus ihren Thälern und Schluchten hinausgeschlagen werden sollten, werden ihnen noch immer die Gipfel ihrer Berge, die fast alle fruchtbar sind, einen sichern Zufluchtsort für sie selbst und ihre Heerden darbieten. Die Tscherkessen sind übrigens von dem Gedanken, ihre Unabhängigkeit zu bewahren, so durchdrungen, daß die verbündeten tscherkessischen Häuptlinge, bei einer kürzlichen Zusammenkunft, alle kleinen, innerlichen Fehden dem öffentlichen Wohl zum Opfer dargebracht und sich zugeschworen haben, sich bis auf das Aeußerste zu vertheidigen. Wie der Ausgang dieses Kampfes sein werde, ist schwer zu bestimmen, wenn man

die riesenhafte Macht betrachtet, gegen die sie streiten; wogegen man aber auch die natürliche Beschaffenheit des Landes, die außerordentliche Tapferkeit des Volkes, ihre große Anhänglichkeit an ihre Häuptlinge, ihre romantische Liebe zur Freiheit, den Vorzug, daß sie die besten Guerilla-Soldaten in der Welt sind, und, vor Allem, den Umstand in Anschlag bringen muß, daß keine Neben-Rücksicht sie bewegen kann, ihr Vaterland zu verrathen.

Während eines Feldzuges scheint der Unterschied des Ranges durchaus nicht obzuwalten, und der Häuptling hat es nicht besser, als sein Stammgenosse. Ein Sack mit Hirse, hier Abschikha genannt, und eine lederne Flasche mit Skhou, einer Art von saurer Milch, machen den ganzen Vorrath von Lebensmitteln aus, und der Mantel (Tschaouka) dient zugleich zum Zelt und zum Bett. Ein Tscherkesse klagt nie, daß er nicht marschiren könne, weil er keine Schuhe, oder nichts zu essen habe; denn, fehlt es an Hirse oder Skhou, so schafft ihm seine Flinte ein Mittagsessen, so lange nur noch ein Vogel in der Luft fliegt, oder ein Wild in den Wäldern hauset. Von ihrer Jugend an Beschwerden gewöhnt und im höchsten Grade enthaltsam, indem sie die Enthaltsamkeit als eine besondere Tugend betrachten, ertragen die Tscherkessen alle Mühseligkeiten des Krieges nicht allein ohne Murren, sondern sogar mit frohem Muth. Um sich einen Begriff von ihrer verzweifelten Tapferkeit zu machen, will ich nur den Umstand anführen, den ein russischer Offizier mir erzählte, daß ein tscherkessischer Krieger sich nie ergäbe, so lange nur ein Funken von Leben in ihm sei, selbst wenn er einen Haufen Feinde sich gegenüber habe, und nur dann könne man seiner habhaft werden, wenn er durch die Wunden ganz entkräftet sei; und daß dies keine Uebertreibung sei, kann ich aus eigener Ansicht versichern, da ich, während meines Aufenthalts in Tscherkessien, Thaten gesehen habe, welche in jedem Roman ihren Platz finden würden. Zu dieser persönlichen Tapferkeit kommt indeß noch der Umstand, daß die Tscherkessen eben so verschlagen, als brav sind, und daß es beinahe unmöglich wird, sie zu überlisten. Nie kann der Feind mit Sicherheit ihre Bewegungen bewachen, denn, als ob sie das Talent des Ueberallseins besäßen, findet man sie bald hier, bald dort; wie Schlangen kriechen sie im Grase dahin und überrumpeln die Schildwache am Thore der Festung; kurz, jeder Strauch, jeder Baum, jede Klippe dient den Tscherkessen zum Hinterhalt. Wenn die Gefahr sehr dringend ist, werden Wachtfeuer, durch welche die Tscherkessen, wie mit Telegraphen, correspondiren auf den Hügeln angezündet, und kaum leuchten diese, als

jeder Tscherkesse zu seinen Waffen greift, sein Roß besteigt, das immer fertig gesattelt vor der Thür steht, und zum Häuptling seines Stammes hinsprengt.

Nur der Augenschein kann einen Begriff von dem Ungestüm eines Tscherkessen-Angriffs geben; dieser muß für die tapfersten europäischen Truppen entsetzlich sein, denn er wird mit Blitzes-Schnelligkeit ausgeführt und zwar unter dem furchtbaren, oben erwähnten Schakal-ähnlichen Geschrei; auch sind Pferd und Reiter so vortrefflich dressirt, daß ich täglich, von den geringsten Soldaten, Reiterkünste habe machen sehen, welche Alles übertreffen, was ich je in Europa von den geschicktesten Kunstreitern gesehen habe, und dessen Ausführung von dem menschlichen Körper man kaum für möglich halten sollte. So springt z. B. ein tscherkessischer Reiter vom Pferde auf die Erde, stößt seinen Dolch dem Pferde des feindlichen Reiters in die Brust, schwingt sich wieder in den Sattel, stellt sich in die Steigbügel, führt einen Hieb nach seinem Gegner, oder schießt mit seiner leichten Flinte beinahe auf Haaresbreite nach einem Ziel, und Alles dieß geschieht, während sein Pferd in vollem Galopp geht. — Der schönste Anblick, den diese Art von Kriegsführung gewähren kann, bietet sich indeß dar, wenn man einen Zweikampf zwischen einem dieser Tscherkessen und einem tschernomorskischen Kosaken sieht, dem einzigen Cavalleristen in dem russischen Heere, der einem so furchtbaren Feinde Widerstand zu leisten im Stande ist. Die Kämpfe werden gewöhnlich mit allen Formen eines regelmäßigen Duells ausgeführt, und, zur Ehre der beiderseitigen Heere gesagt, mit der strengsten Neutralität. Ich selbst bin nie Augenzeuge eines dieser ritterlichen Kämpfe gewesen; ein russischer Offizier, auf dessen Wahrheitsliebe ich das unbedingteste Vertrauen setze, und der mehrere derselben mit angesehen, hat mir indeß folgende Beschreibung davon gemacht:

„Gewöhnlich beginnen die Kämpfenden ihren Kampf durch einen Angriff mit der Muskete, und zwar in vollem Galopp; beide sind indeß so geübt, daß der erste Schuß selten trifft, und sie entweder, wenn er fällt, aus dem Sattel springen, oder sich auf eine Seite werfen, um ihn zu vermeiden. Zuweilen sparen sie aber ihr Feuer auf, bis jeder, wie eine Schlange, die auf ihre Beute hinschießt, den Augenblick erspäht, wo er auf seinen Feind, in einem unbewachten Augenblicke, abdrücken kann. Später begegnen sich im vollen Galopp ihre Säbel mit einem furchtbaren Geklirre, worauf sich beide schnell umwenden, und nun der Kampf

auf Leben und Tod beginnt; denn einer von beiden bleibt fast jedes Mal auf dem Platze."

Wird das Pferd getödtet, so ist dieß keine Niederlage für den Tscherkessen, der, in wohlbedachter Weise, alle seine Waffen immer an seiner eigenen Person befestigt hat, und dabei eine solche Behendigkeit besitzt, daß er jeden Versuch, ihn niederzuhauen, zu vereiteln weiß, es müßte denn sein, daß er von einer überlegenen Anzahl angegriffen würde. Selbst die gefährliche Lage, ohne Pferd zu sein, benutzt er zuweilen so geschickt, daß er, wie ein Tiger, auf das Pferd seines Gegners losstürzt und den Reiter zum Fallen bringt. Diese einzelnen Kämpfe folgen einander, bis allmälig ein ganzes Corps im Gefecht ist. Im Allgemeinen führen die Tscherkessen nie einen Angriff durch; ihre Art zu fechten ist die, daß sie, nachdem sie einen furchtbaren Anlauf genommen, wie der Blitz in ihre Waldungen verschwinden und ihre Gebliebenen und Verwundeten mit sich schleppen und nur in der Zwischenzeit, wo sie mit dieser frommen Pflicht beschäftigt sind, haben die Russen die Aussicht, einen bedeutenden Vortheil über die Tscherkessen davonzutragen, ausgenommen, wenn Kanonen, das Schrecken dieser Bergbewohner, gegen sie aufgefahren werden. Sobald indessen die Russen nur etwas in Unordnung gerathen, laufen sie die größte Gefahr, von den Tscherkessen in wenigen Minuten niedergehauen zu werden.

Einige wenige Tage nach meiner Ankunft im Lager kam ein außerordentlicher Bote an, der die wichtige Nachricht brachte, daß die Kosaken, auf dem entgegengesetzten Ufer des Kuban, große Anstalten machten, gleichzeitig mit der russischen Besatzung der Festung an dem Abün oder Ubin einen Einfall in das Land zu unternehmen und zwischen diesem Fort und den russischen Besitzungen am schwarzen Meere, Ghelendschik und Sudschukkale, eine Verbindung zu eröffnen. Dies Manöver war darauf berechnet, allen Zusammenhang zwischen den Stämmen der Khapsoukhi, Nottakhaitzi und anderer auf dem linken Ufer des Kuban, mit ihren Brüdern, den Tscherkessen-Stämmen, welche das Land der Abazecks oder Abasier bewohnen, abzuschneiden. Die letztere Festung am Abün, ist die wichtigste Position, welche die Russen, seit dem Beginn des Krieges, erobert haben; denn, sollten sie im Stande sein, diese zu behaupten, so würde jede übereinstimmende Bewegung der verbündeten Fürsten so sehr erschwert werden, daß der ganze nordwestliche Theil von Tscherkessien sich am Ende, nothgedrungen, den Russen würde unterwerfen müssen. Diese Gefahr schien indeß den Tscherkessen auch vollkommen einleuchtend und

ich wunderte mich nicht wenig, zu bemerken, wie genau sie in dieser Hinsicht unterrichtet, und wie besonnen die Pläne waren, welche sie entwarfen, die Absicht der Angreifer zu vereiteln. Die ganze Gegend, durch welche der Feind kommen konnte, sollte verwüstet und sämmtliche Dörfer sollten abgebrannt werden. Nach einer Richtung hin, sollten bewaffnete Haufen über den Kuban gehen und in das Land der tschernomorskischen Kosaken einfallen; ein anderer Haufe sollte das russische Lager bei Sudschukkale angreifen, während wohlgeleitete Guerilla-Haufen in allen Pässen und an den Ufern des Abûn aufgestellt werden sollten, um die Fortschritte der Feinde aufzuhalten, und sie zu beunruhigen. Gleich nach dem Empfange jener wichtigen Nachricht, wobei zugleich die Anwesenheit meines Konak's als durchaus nothwendig, bei einer Versammlung der verbrüderten Fürsten, angedeutet wurde, bestiegen wir unsere Pferde, und begaben uns nach dem, einige zwanzig (engl.) Meilen weitergelegenen, Versammlungsorte.

Da ich nur eine sehr unvollkommene Kenntniß des Tscherkessischen besaß und nur einige der hiesigen Eingeborenen Türkisch reden, so war ich sehr erfreut, als ich unter den Sklaven meines Wirths einen schlesischen Juden, Nathan Schräger, aus Teschen, entdeckte, der, mittelst des Deutschen, sehr gut einen Dolmetscher machen konnte. Ich bat deswegen, daß man ihm die Freiheit schenken möge, was auch sogleich bewilligt wurde, und nahm ihn zu meinem Begleiter. Er war, vor einigen Jahren, bei einem Einfall der Tscherkessen in das Land der tschernomorskischen Kosaken, gefangen genommen worden; da er aber seines Handwerks ein Goldschmied war, so fand man ihn sehr brauchbar, und der Häuptling behielt ihn demnach, statt ihn zu verkaufen, in seinen Diensten. Er war ungemein schlau und verschlagen, faßte eine große Anhänglichkeit zu mir, und äußerte den lebhaften Wunsch, mit mir nach Europa zurückkehren zu dürfen, und man kann denken, daß, unter den gegenwärtigen Umständen, die Bekanntschaft mit ihm für mich ein großer Gewinn war. Die Beschreibung meines dießmaligen Weges würde nur eine Wiederholung der früheren Schilderungen sein; die Gegend war, wo möglich, noch schöner, als die früheren Landschaften, das Grün viel üppiger, und die unermeßliche Zahl der Wohnungen, welche ich nach allen Seiten hin sah, so wie die allgemeine Verbreitung des Anbaues, lieferten mir den überzeugendsten Beweis von dem Vorhandensein einer bedeutenden, mit allen Behaglichkeiten des Lebens ausgestatteten, Bevölkerung. Jedes Thal, durch welches ich, auf meiner Reise durch das Land, gekommen war, fand ich durch seinen eigenen Fluß bewässert, und diese kleinen Gewässer vermehr-

ten, wenn sie gleich nicht schiffbar waren, die Fruchtbarkeit des Bodens und die Schönheit der Landschaft in nicht geringem Grade. Daß die Einwohner arbeitsam sind, geht schon zur Genüge aus der Nettigkeit ihrer Meierhöfe und der Zahl ihrer Heerden hervor, und um einen Begriff von der reichen Bevölkerung zu geben, brauche ich nur den Umstand anzuführen, daß, sobald ich ein Plateau bestieg, von welchem ich eine ausgedehnte Aussicht über das Thal erhalten konnte, ich auf einen Blick 20 bis 30 Dörfer übersehen konnte, von denen manche gegen 100 — 150 Bewohner zählten.

Auf meiner Reise kam ich bei mehreren Salzquellen vorüber, auf deren Wichtigkeit ich meine Begleiter aufmerksam machte; auch bin ich, nach den Lagen an den Abhängen der Hügel zu urtheilen, überzeugt, daß es in der Gegend sehr viele Steinkohlen giebt, namentlich an dem Meeresufer hin. Kurz, ich habe allen Grund, zu glauben, daß das Land sehr reich an Metallen ist, besonders in der Umgegend von Pschad und Dschick, und in dem größeren Theile des Landes des Abasacks. So zeigte man mir auch häufig Silber- und Blei-Erze, und die Armenier, die einzigen fremden Kaufleute, welche in Tscherkessien reisen, sagten mir, daß in den Bergströmen sich eine Menge von Goldkörnern fände, welche sie von den Landleuten sehr häufig, im Tausch, gegen türkische Waaren erhielten.

Als wir den Berg hinabritten, gossen die hellen Strahlen der Abendsonne ihren goldenen Schimmer über das herrliche, von dem Ubin und dem Aphibs, den Armen des Kuban, bewässerte Thal, aus; freundliche, mit dem üppigsten Grün bedeckte, Hügel, stiegen allmälig an den Ufern der Flüsse empor, welche, am äußersten Horizont von den Schneegipfeln der kaukasischen Alpen begrenzt wurden. Indessen waren es nicht allein die natürlichen Reize der Landschaft, welche meine Aufmerksamkeit erregten, sondern namentlich das Leben, welches in derselben herrschte, denn hier war es, wo die verbündeten Fürsten Tscherkessiens, mit ihren tapfern Begleitern, ihr Lager aufgeschlagen, und ein ungewöhnlicheres, anziehenderes Schauspiel, als sich hier dem Auge eines Europäers darbot, kann es wohl nicht leicht geben. Die Zelte der verschiedenen Fürsten bildeten einzelne Gruppen (und einige davon hatten die wahre Form der der Hamaxobii*), umgeben von ihren Stammgenossen, welche mit allen Ar-

*) Die Hamaxobii, oder Wagenbewohner, so genannt, weil sie fast ganz auf ihren Wagen, zu leichterem Wechsel ihrer Wohnungen, lebten,

ten kriegerischer Uebungen beschäftigt waren. Einige warfen Wurfspieße oder Beile nach einem Ziele, Andre übten sich im Gebrauch aller möglichen Arten von Waffen von dem Dolche bis zu Bogen und Pfeilen. Hier übten Einige Reiterkünste, dort rangen Andere, oder hielten Wettläufe. An einer Stelle sah man Waffenschmiede mit der Ausbesserung von Waffen beschäftigt; an einer andern lehrte man Pferde schwimmen, oder Kinder reiten, kurz, es sah ganz so aus, als ob der Kampf und das Gefecht das einzige, vorwaltende Geschäft in diesem Lande sei. Und doch konnte man, neben diesem Allen, Spuren von Hirtensitten nicht verkennen, denn in weiter Entfernung streifte das Auge über wohlangebaute Felder dahin, auf denen Männer, Weiber und Kinder beschäftigt waren; während auf den grünenden Wiesen zahlreiche Heerden von Rindvieh und Schaafen weideten.

Sobald wir unsere Gewehre abgefeuert hatten (was immer die Annäherung eines Häuptlings andeutet), sprengten Schaaren von tapferen Kriegern zwischen den Zelten und aus dem Dickicht hervor, und in wenigen Secunden sahen wir uns von Hunderten der edelsten Tscherkessen umgeben, von denen einige die einfache Landeskleidung trugen, andere aber in glänzender Waffenrüstung erschienen. In diesem Augenblick entfaltete der tapfere Häuptling Hirsis, Sultan Oglu, das glänzende National-Banner, das er so eben von Stambul (Constantinopel) erhalten und das die schönen Hände einer tscherkessischen Fürstin gestickt hatten, welche einen hohen Rang im türkischen Reiche behauptet. Bei dem Anblick der, lang erwarteten National-Fahne, flogen Tausende von Säbeln aus der Scheide, und ein gewaltiger, lange anhaltender Schrei der Luft erscholl aus der ungeheuren Menge. — Nicht leicht habe ich bei einem Volke einen größeren Enthusiasmus und eine glühendere Vaterlandsliebe gesehen. Zum ersten Male hatte die gemeinsame Gefahr den Sinn für die Nothwendigkeit einer engeren Verbündung bei ihnen geweckt; alle ewige, früher bestehende, Fehden zwischen einem Häuptling und dem andern, sind erloschen, und die Tscherkessen, welche früher ihre Gebiete gegenseitig feindlich verwüstet hatten, sieht man jetzt, durch die engsten Bande der Kameradschaft verbunden, Hand in Hand einhergehen.

Die Versammlung war in einem der geheiligten Haine, unweit des Lagers, gehalten. Mehrere von den Bäumen waren mit den frommen

---

gehörten zu den sarmatischen Völkern, welche die gegenwärtige, europäische Tatarei bewohnten.

Gaben der Weihe verziert, und in der Mitte, auf einem kleinen Hügel, stand, sonderbarer Weise, das Symbol des Christenthums, ein halbverfallenes, römisches Kreuz, von Holz, dem gegenüber die vornehmsten Häuptlinge ihren Sitz auf dem Rasen eingenommen hatten. Der Anblick einer solchen ungeheuren Menschenmenge, welche im Schatten ihrer ehrwürdigen Bäume ruhte, und mit großem Ernst und eben so großer Ruhe über die wirksamsten Maaßregeln zur Vertheidigung des Vaterlandes sich berieth, hatte etwas sehr Imposantes und Eigenthümliches. Sobald ein Redner sich von seinem Sitze erhob, um die Versammlung anzureden, entstand augenblicklich das tiefste und ehrfurchtsvollste Stillschweigen, bis irgend eine ausdrucksvolle Stelle in der Rede einen allgemeinen Ausbruch des Enthusiasmus erregte, dem das laute Klirren der Säbel noch einen größeren Nachdruck gab. Es bedurfte indeß nur einer Bewegung der Hand von Seiten eines der Aeltesten, um eben so schnell die Ruhe wiederherzustellen. Unmöglich würde es aber sein, die Begeisterung dieses, von Patriotismus durchglühten, Volkes zu schildern, als einer der betagten Häuptlinge, den seine Wunden hülflos gemacht hatten, auf dem Platze, in einer Art von Palankin getragen, anlangte; der wilde Freudenruf und das Getön der Waffen hallen mir noch jetzt in den Ohren wieder.

Seinen schwachen Körper umgaben die weiten Falten der Tschaouka, und obgleich in sein bleiches Gesicht Sorgen und Zeit tiefe Furchen eingegraben hatten, so glühte in seinen Augen doch noch das Feuer des Kriegers, während der lange, graue Bart, der bis auf seinen Gürtel hinabhing, ihm etwas fast Ueberirdisches gab. Ich erfuhr, daß der alte Häuptling ein tatarischer Fürst, Thaou Gherai Aslan Nurus, war, dessen Vorfahren Sultane oder Khane eines der mächtigen Tatarenstämme gewesen waren, welche einst die Halbinsel Taman, so wie die Gegenden beherrschten, welche auf jenen Ufern des schwarzen, des Asowschen Meeres und des Kuban liegen. Sie waren Vasallen der Türkei gewesen; als indeß ihr Land an Rußland kam, hatte sich ein großer Theil der Bewohner, mit den Häuptlingen, nach Tscherkessien geflüchtet und war so gleichsam mit dem Volke eines geworden. Der Ehrfurcht zufolge, welche die Tscherkessen vor dem Alter haben, näherten sich die vornehmsten Häuptlinge, so wie die Landes-Aeltesten dem Greise, und küßten ehrfurchtsvoll sein Gewand, worauf er sich langsam, von den männlichen Armen seines Sohnes, eines jungen Mannes von herkulischem Körperbau, unterstützt, von seinem Lager erhob, und, nachdem er, mit erhobenen Händen, der Menge seinen Segen ertheilt, seine Rede begann, eine Rede, die ich hier

nicht wörtlich wiedergeben kann, da sie mein Dolmetscher mir auf Deutsch übersetzt, aus der ich aber hier Einiges mittheilen will. Der Greis verbreitete sich zuerst über den gegenwärtigen Zustand des Landes und das unumgängliche Erforderniß der größten Eintracht. Hierauf bestand er auf der Nothwendigkeit, die fremden Sclaven auf das Genaueste zu beobachten und keinem Fremden zu erlauben, das Land zu betreten, wenn er nicht einen Konak (Patron) habe, der für seine Rechtlichkeit bürge. Außerdem solle aber an jedem Häuptling, welcher der Verbündung untreu würde, ein furchtbares Beispiel gegeben werden. „In wenigen kurzen Wochen," so schloß er, „wird mein schwacher Körper Asche sein, meine Seele aber sich zu dem Wohnsitze meiner Väter, zu dem Lande der Seligen, erheben: dort will sie laut zu dem großen Tkha, dem ewigen Geiste, um Rache gegen unsere Verfolger schreien. Wenn dies geschieht, so schütze, Atteghei, die Ueberbleibsel meines Volkes! wir flüchteten zu euch, und ihr gabt uns eine Heimath; unser Land ward uns genommen, und ihr theiltet mit uns das Land eurer Väter, und euer Land ist nun das unsrige. Ist mein Volk undankbar gegen das eure gewesen? hat je der Verrath den Namen eines Tartaren befleckt? haben nicht unsere Schwerdter tausend Male das Lebensblut eurer Feinde getrunken? Bei den Wunden, die ich bei der Vertheidigung eurer Freiheit erhalten, Wunden, die mich auf Jahre zu einem hülflosen Krüppel gemacht, gewährt meinem Volke, nach wie vor, eure Gastfreundschaft!" Mit diesen Worten drückte er seinen Sohn an sich und sagte: „seht hier den letzten meines Stammes! vier meiner Söhne sind bereits unter den Kanonen unserer Feinde gefallen; er allein ist noch übrig; nehmt ihn hin; sein Leben ist dazu verpfändet, die Freiheiten Atteghei's aufrecht zu erhalten!"

Nach dieser Rede sank der alte Tatar-Fürst zurück auf sein Lager, erschöpft von der Aufregung, und ward aus dem Hain in tiefem Stillschweigen getragen, das nur von dem unterdrückten Schluchzen Derer unterbrochen wurde, die nicht mehr Herren ihrer Empfindung waren. Mancher abgehärtete, verwitterte Krieger bemühte sich vergebens, die Thränen zu unterdrücken, welche unablässig seine sonnverbrannten Wangen hinunter rollten, während Andere die Augenbraunen zusammenzogen, die Zähne fest auf einander bissen, zur Hälfte die Säbel aus der Scheide zogen und alle Kennzeichen der unterdrückten Wuth und des Unwillens von sich gaben. Nachdem einige wenige Minuten vorübergegangen waren, und als das Gefühl sich etwas abgestumpft hatte, erfüllte ein einziger Schrei des Beifalls die Luft und hallte weit und breit durch die Wälder

wieder, so daß, von Felsen zu Felsen durch das Echo wiederholt, es schien, als ob selbst die Berge in ihren Grundvesten erschüttert würden.

Auch die Aeltesten fast aller der benachbarten Tscherkessen-Stämme; so wie die, welche ein Nomadenleben führen, die Turkomanen, die Nogayischen Tataren, die Kalmücken, alle bezeugen die wärmste Anhänglichkeit an die gemeinsame Sache, und alle schworen, ihre Unabhängigkeit auf das Eifrigste zu vertheidigen. — Uebrigens können diese Bergbewohner der überwiegenden Gewalt nur ihre Bergmauern und ihre tapferen Säbel entgegenstellen; Kanonen haben sie fast gar nicht, und sehr oft fehlt es ihnen auch an Pulver für ihre Musketen. Dies sind indeß nicht die einzigen Nachtheile, unter denen sie leiden: die Hälfte der Leute hat gar keine Musketen, und der größere Theil der übrigen Gewehre bedarf der Ausbesserung. Das Bayonett ist gänzlich bei ihnen unbekannt, und der Säbel und der Dolch sind, in der That, die einzigen, wirklichen Waffen. Natürlich ist in einem Lande, wie diesem, an kein regelmäßiges Heer zu denken; jeder rüstet sich nach seinem Geschmacke und seinem Vermögen aus, und so geschieht es denn, daß hier oft ein Soldat, der eine lange Flinte hat, neben einem ficht, der nur ein ganz kurzes Gewehr besitzt, und Tausende statt der Flinte, mit dem Wurfspieß und mit Bogen und Pfeilen fechten müssen. Indessen ist die letztere Waffe, der Natur des Landes und der großen Geschicklichkeit, womit die Bergvölker sich derselben bedienen, wegen, äußerst wirksam, und wird von den Russen sehr gefürchtet, nicht allein der tödtlichen Wunden wegen, welche die Pfeile verursachen, sondern weil man nie wissen kann, woher der Schuß kommt. Einige der anwesenden Häuptlinge hatten in der That, höchst alterthümlich aussehende, eiserne Büchsen, von eigener Fabrik, die fast das Kaliber von 3- bis 4-Pfündern hatten, aber wie Musketen geschäftet waren, und diese führen sie, während ihrer Guerilla-Kriege, auf Pferden, mit sich. Diese neue Verbesserung in der Kriegsführung danken die Tscherkessen den Andeutungen eines wohlwollenden Fremden, der vor einiger Zeit bei ihnen war, und würden diese Waffen besser zugerichtet, und wären sie allgemeiner im Gebrauch, so dürften sie furchtbare Wehrmittel zur Vertheidigung der Päffe, gegen einen anrückenden Feind, werden. Die Mündung des Geschützes ruht auf zwei Stöcken oder Stützen, welche sich unter derselben kreuzen: da diese Geschütze, wie die Musketen, von der Schulter weg, abgefeuert werden, so kann der Schütz auf das Genaueste zielen, und da der Tscherkesse mit Munition immer sehr sparsam versehen ist, so kann man sich denken, daß er nur dann feuert, wenn er

seiner Beute vollkommen sicher ist. — Derselbe wohlwollende Fremde, welcher die Kaukasier den Gebrauch der Haubitze lehrte, machte sie auch auf die Nothwendigkeit einer verbrüderten Regierung aufmerksam, zeigte ihnen, daß nur in dem Zusammenhalten die Stärke bestände, und ordnete, als das Symbol der Verbrüderung, die National-Fahne an. Diese besteht aus drei goldenen Pfeilen, welche, im grünen Felde, kreuzweis über einander gelegt sind, und über denen man mehrere weiße Sterne sieht, welche die Zahl der unabhängigen, zur Verbrüderung gehörigen, Stämme andeuten. — Das große Interesse, welches dieser hochsinnige Mann an den Tscherkessen genommen, verdient Bewunderung, und seine Bemühung, dem Volke bei der Erhaltung seiner Unabhängigkeit beizustehen, hatte, bei allen unabhängigen Häuptlingen, die wärmste Anerkennung gefunden.

Unter der ungeheuern Menschenmenge, von welcher ich gegenwärtig umgeben bin, habe ich auch nicht einen Einzigen gefunden, der seine Schranken überschritten hätte, denn alle Fehden sind, über die gemeinsame Sache, gänzlich vergessen und Tod oder Unabhängigkeit sind die einzigen Losungsworte. Um einen Begriff von der ungemeinen Leichtigkeit zu geben, womit eine große Menge von Menschen in diesem Lande auf einen Fleck zusammengebracht werden kann, muß ich sagen, daß es nur einer halben Stunde bedurfte, so hatte sich der größte Theil der Versammlung, vielleicht 10,000 Menschen zerstreut, und zwar mit der Gewißheit, daß jeder hinlängliches Unterkommen und Wohnung finden würde, um am nächsten Morgen, vollständig zur Schlacht gerüstet, wieder auf dem Sammelplatze zu sein. Indeß muß ich hier bemerken, daß der Tscherkesse sich von den Eingebornen aller übrigen Länder, die Araber ausgenommen, gänzlich unterscheidet. Eine Felsspalte oder ein Baum gewährt ihm, selbst im ungünstigsten Wetter, eine Zuflucht, wenn keine bessere zu finden ist; der Sattel ist sein Kissen, die Satteldecke sein Bett, der Mantel seine Decke und das Pferd, treu und gelehrig, wie ein Wachtelhund, und sein Gefährte in der Fremde, wie zu Hause, leistet ihm in der Einsamkeit Gesellschaft, und unterhält ihn, während seine Enthaltsamkeit den Beutel mit Hirse-Mehl und die Flasche mit Skhou, die er immer am Sattel hangen hat, ihm als das köstlichste Mahl erscheinen läßt.

Das tscherkessische Lager ist in der Provinz Nottakhaitzi, ungefähr auf der Hälfte des Weges zwischen der neuen, in den Bergen gelegenen, und Abûn genannten, Festung, und dem Kuban, aufgeschlagen, so daß also die Bergbewohner sogleich die Annäherung des Feindes von beiden

Seiten beobachten, und dessen Vordringen in das Innere des Landes Einhalt thun können. So können sie auch der Besatzung von Abûn alle Verstärkungen und Zufuhren abschneiden, wenn diese geschwächt werden, oder an Lebensmitteln Mangel leiden sollte, ohne daß sie wenigstens ein ernsthaftes Scharmützel dabei wagten. Die Lage der Festung, die von einem Berge beherrscht wird, ist übrigens nicht gut gewählt, und sie dürfte einem zweckmäßigen Angriffe nicht lange widerstehen; gegen einen Feind, wie diese Bergbewohner es sind, und der kein Geschütz hat, bleibt es indeß immer eine furchtbare Position. Es scheint jedoch, daß damals, wo sie angelegt wurde, die Russen, hinsichtlich der Lage, keine große Wahl hatten, denn als sie, vor etwa zwei Jahren, von einem Trupp Tscherkessen hier vollkommen eingeschlossen wurden, blieb ihnen weiter nichts übrig, um sich aus der Sache zu ziehen, als Verschanzungen aufzuwerfen, und aus diesen entstand später die Festung.

Gegenwärtig ziehen die Russen, aus ihrer Stellung in Abûn, keine große Vortheile, denn da sie durchaus keine Verbindung, weder mit den Truppen, noch mit dem Kuban, oder der nächsten russischen Festung, Ghelendschik, haben, so fallen sie immer den Eingebornen in die Hände, sobald sie durch den Mangel genöthigt werden, eine Fouragirung zu wagen. Erst einige Monate vor meiner Ankunft, hatte die Verzweiflung einen Theil der Besatzung vermocht, einen Versuch zu wagen, quer durch das Land, nach Ghelendschik, vorzudringen, eine Unternehmung, die sie mit geringem Verluste ausführte und zwar deswegen, weil sie grade zu einer Zeit bewerkstelligt wurde, wo die Bergbewohner ein großes, religiöses Fest, in einem ihrer heiligen Haine, begingen. Seit diesem Ausfall haben indeß die Tscherkessen ihre Wachsamkeit verdoppelt; um einem ähnlichen Streifzuge zuvorzukommen, ist das Lager mit mehreren tausend Mann verstärkt worden, und die Gipfel aller Hügel, von denen man die Thäler übersehen kann, sind mit Guerillas besetzt, wenn man es so nennen kann.

Nachdem wir die Festung hinter uns gelassen, setzten wir unsern Weg von den Ufern des Ubin bis zum Kuban fort, und sahen uns nun bald in einer der schönsten, wellenförmigen Gegenden der Welt. Von hier aus stiegen wir in die Ebene hinab, und bivouackirten, einen oder zwei Tage lang, im Rohr und unter den Binsen, welche hier eine Höhe von wenigstens 14 Fuß erreichen, in der Nähe des Kuban. Nie werde ich indeß vergessen, was ich hier von den Mosquitos zu erdulden hatte. Meinem abgehärteten Tscherkessen ging es indeß nicht besser, als mir, und das einzige Mittel, das uns übrig blieb, uns gegen die unablässige Ver-

folgung dieser Peiniger zu sichern, war, daß wir am Tage große Feuer anzündeten, und Nachts in Säcke krochen, und wenn man dazu noch das Heulen der Hunde, Wölfe und Schakals, das Geblöcke der Heerden und das Zirpen von Millionen von Insecten und Würmern aller Art nimmt, das Tag und Nacht dauerte, so wie, daß wir in jedem Augenblicke einen Ueberfall von den Kosaken befürchten mußten, so kann man denken, daß unsere Lage nicht die angenehmste war, der schlechten Luft, der Schwüle und der giftigen Dünste, die wir einzuathmen fürchten mußten, nicht zu gedenken. Das letztere Uebel ist übrigens das gefährlichste, das einen Reisenden bedrohen kann, und was die Ausflüge nach dem Morgenlande sehr gefährlich macht.

Der Kuban ist hier sehr breit und reißend; die Tataren nennen ihn das „große Wasser," und die Tscherkessen das „alte Wasser," Psi-Skhe, während er bei den Griechen den Namen des Hypanis führte, die Römer ihn Vardanus, und die Khasaren ihn Ukrughi nannten. Er entspringt am Fuße des Elburz, und bildet hier die Grenze zwischen Rußland und dem Gebiete der verbündeten kaukasischen Fürsten. Das nördliche Ufer, welches von den tschernomorskischen Kosaken bewohnt wird, und auf dem, an der ganzen Grenzlinie, Militärposten aufgestellt sind, liegt weit höher, als das auf der tscherkessischen Seite. Jene Militärposten bestehen indeß aus weiter nichts, als aus drei Stangen, welche in die Erde getrieben sind, oben zusammen kommen, und auf denen ein Sitz, wie ein Adlernest, angebracht ist, worauf eine Schildwache, mit Gewehr und Lanze, Tag und Nacht sitzt, um die Bewegungen der Tscherkessen zu beobachten, die, ungeachtet dieser strengen Wache, doch von Zeit zu Zeit ihren Nachbarn einen, diesen keineswegs willkommenen Besuch abstatten.

Als ich einen der Grabhügel bestieg, welche hier in so großer Menge vorhanden sind, konnte ich, von dort, deutlich Ekaterinodar (Katharinen's Gabe), die Hauptstadt der tschernomorskischen Kosaken, erblicken. Sie liegt mitten in einem dicken Walde, und sieht mehr einem großen Dorfe, als einer Stadt ähnlich. Die Höhen um den Ort waren, bis zum Wasser hinunter, dicht mit Geschütz besetzt, welches das ganze Marschland, durch das wir reiseten, bestrich. — Der Haß zwischen den tschernomorskischen Kosaken und den Tscherkessen scheint den höchsten Grad erreicht zu haben, denn kaum hatten uns die ersteren erblickt, als sie, ohne die geringste Veranlassung von unserer Seite, die ganze Reihe Geschütze auf uns abfeuerten. Die Lage that uns indeß keinen Schaden, da die Kugeln alle in das Rohr und in die Binsen gingen.

Das Land, welches die Kosaken bewohnen, ist die Fortsetzung der großen Steppe der krimischen Tatarei. Es scheint indeß bei Weitem fruchtbarer zu sein, als alle übrigen Theile, die ich davon gesehen habe, da überall zahlreiche Viehheerden darauf weideten; und die Haufen von Lanzen, welche um die Dörfer aufgepflanzt standen, bewiesen, daß die Einwohner, ungeachtet ihrer langen Kanonen, nicht ohne Besorgniß vor den Einfällen ihrer Nachbaren waren. Diese erfolgen auch in der That sehr häufig, und dieses Raubsystem ist zu einer solchen Höhe gestiegen, daß vielleicht nicht zwei Völkerschaften auf der ganzen Erde einander so gewaltig hassen, wie diese beiden, und obgleich der Fluß hier die reißende Strömung eines Gießbachs hat, so setzen doch ganze Haufen von beiden Theilen, auf ihren Pferden, sehr häufig über das Wasser, und schleppen Alles weg, was ihnen in den Wurf kommt: Männer, Weiber, Kinder und Vieh. Der Vorwurf, den man so häufig das tscherkessische Mädchen ihrem Liebhaber machen hört, „Du Feigling! Du hast ja noch nicht einmal eine tschernomorskische Kuh stehlen können! kommt auch bei den Kosaken vor, denn nach der Sittenlehre beider Völker ist es durchaus kein Verbrechen, mit Geschick zu stehlen, so daß man nicht dabei entdeckt wird; einen Feind zu Grunde zu richten, ist indeß eine Tugend.

Außer den tschernomorskischen Kosaken, welche hier die russische Grenze bewohnen, giebt es noch mehrere andere Stämme desselben Namens, in dem großen russischen Reiche, welche an den Ufern des Don, des Pruth, des caspischen Meeres, in Sibirien und anderwärts angesiedelt sind, und von dem der größere Theil, im Mittelalter, aus freien Völkern bestand, welche von ihren eigenen Häuptlingen, oder Atamans, regiert wurden. Genau genommen, sind jedoch die einzigen wahren Kosaken, die im Mittelalter so berühmt waren, die tschernomorskischen und die am Don, deren Gesetze, Sitten, Gewohnheiten und Kampfart beinahe vollkommen gleich waren. Die tschernomorskischen Kosaken unterscheiden sich gänzlich von den übrigen Kosaken, und sind den Bewohnern des Kaukasus bei Weitem ähnlicher, als den russischen Sclavoniern. Man glaubt, daß sie ursprünglich von den Khasaken, einem noch jetzt vorhandenen kaukasischen Stamme, ihren Ursprung haben. Sie sind größtentheils groß und gut gebaut, haben einen schlanken, athletischen Körperbau, und gewöhnlich ein griechisches, oder römisches Profil, immer dunkelbraunes oder schwarzes Haar, und so viel asiatisches Blut, daß ihre Physiognomieen ganz den pikanten Charakter haben, der bei den Eingebornen des Morgenlandes so häufig ist. Der tschernomorskische Kosake wird übrigens, von

Freund und Feind, allgemein für den bravsten gehalten, und sein tapferer Bruder vom Don gesteht ihm unbedingt den Vorrang zu, während er keinem Krieger irgend eines Landes etwas nachgiebt, den unüberwindlichen Tscherkessen ausgenommen, der sich lieber in Stücken hauen läßt, als daß er sich ergiebt. — In den Heeren, wo die Kosaken dienten, zeichneten sie sich von jeher durch ihre Tapferkeit aus, und waren immer auf dem gefährlichsten Posten zu finden, nicht so sehr, um der Gefahr zu trotzen, als der größeren Wahrscheinlichkeit wegen, gute Beute zu machen. Theils um diese lästigen Gäste los zu werden, theils um ihrem kriegerischen Geist und ihrer Raubsucht ein bestimmtes Ziel, in den Tscherkessen, zu geben, vermochte Katharina II., im J. 1792, sehr weislich, durch vortheilhafte Anerbietungen, diesen Völkerstamm, sich in der kubanischen Tatarei anzusiedeln, welche erst vor Kurzem von den Russen besetzt worden war.

Die tschernomorskischen Kosaken haben gegenwärtig den ganzen Bezirk inne, welcher sich, auf dem rechten Ufer des Kuban, von dem Flusse Laban bis zum Aoust oder Aë, nicht weit vom Asowschen Meere, erstreckt, das sie von dem Lande der donischen Kosaken trennt. Dieser Strich nimmt, mit der Halbinsel Taman, einen Raum von mehr als 1000 Quadratmeilen ein, den jene Kosaken, nach einem Ukas der Kaiserin Katharina, unter denselben Bedingungen und mit denselben Vorrechten, wie die donischen Kosaken, innehaben, und so haben sie denn das Recht, ihren eigenen Ataman zu wählen und sich nach ihren eigenen Gesetzen regieren zu lassen. Diese Gesetze werden indeß, gegenwärtig, nicht buchstäblich befolgt; sie sind sehr eigenthümlich und tragen das Gepräge einer gewissen ursprünglichen Rohheit an sich. Wenn z. B. ein Mann den andern, ausgenommen im Zweikampfe, tödtet, so wird er, ohne Ansehen der Person, ergriffen, an den Gemordeten gebunden und, mit diesem, lebendig begraben. Macht eine Frau sich des Ehebruchs schuldig, so wird sie ebenfalls lebendig begraben, und zwar so, daß nur der Kopf heraussieht, und in dieser Lage muß sie ihren Geist aufgeben. Wird eine unverehelichte Person Mutter, so wird sie mit dem Haar an die Kirchenthür gebunden, und jeder, der in die Kirche tritt, darf ihr ungestraft in das Gesicht schlagen oder speien. Seitdem die Kosaken die Oberherrschaft Rußlands anerkannt haben, sind alle diese und ähnliche Bestimmungen außer Kraft gekommen, auch neigen sich jene allmälig weit mehr zum Ackerbau und zum Handel hin, und vernachlässigen nicht mehr, wie früher, die Erziehung ihrer Kinder.

Hinsichtlich des Aeußern zeichnen sich die tschernomorskischen Kosaken bei weitem vor den donischen aus, und obgleich sie nicht so schön sind, wie ihre Nachbarn, die Tscherkessen, so hat sich doch die gegenwärtige Generation bedeutend verschönert, da die Kosaken fortwährend das Beispiel der Römer gegen die Sabiner nachahmen, und häufig schöne Tscherkessinnen entführen. — Was die Abneigung der Männer betrifft, so scheint diese bei den Tscherkessen gegen die Kosaken viel größer zu sein, als umgekehrt, denn während es mehrere Beispiele giebt, wo Kosaken-Ueberläufer sich unter ihren geschworenen Feinden, den Tscherkessen, angesiedelt haben, so, glaube ich, ist es unerhört, daß ein Tscherkesse irgendwo unter russischer Hoheit sich niedergelassen habe, denn die in St. Petersburg in der Armee befindlichen Tscherkessen sollen meistens Mingrelier, Georgier und Eingeborne aus den benachbarten kaukasischen Provinzen sein, da die Tscherkessen sich, auch selbst durch die glänzendsten Anerbietungen, nicht zur Entfernung aus ihrem Vaterlande bewegen lassen.

Wenn die Tscherkessen sich, im Ganzen, über die Räubersitten ihrer Nachbarn zu beklagen haben, so gewinnen sie doch immer bei dieser Nachbarschaft, denn der tschernomorskische Kosake brachte, bei seiner Wanderschaft vom Dnieper her, die häuslichen Sitten, die Behaglichkeit und Reinlichkeit der Europäer, so wie ein verbessertes Kriegsführungs-System mit, dessen Annahme die wilden Tscherkessen zu noch furchtbareren Gegnern gemacht hat. Auf der andern Seite schmilzt die Zahl der Kosaken, die dem Einflusse eines ungesunden Klimas, den giftigen Dünsten der Moräste und den unablässigen Feindseligkeiten ihrer Nachbarn ausgesetzt sind, täglich mehr zusammen, denn während sie, bei ihrer ersten Niederlassung am Kuban, 50,000 Köpfe stark waren, werden sie jetzt kaum 12,000 Mann in das Feld stellen können. Auch sollen sie in dem letzten Kriege in Polen sehr gelitten haben. Die pestartige Luft, welche die Moräste an der kaukasischen Grenzen des Kuban aushauchen, bildet übrigens eine furchtbare Grenzmauer gegen das Eindringen eines Heeres, von dieser Seite, nach Tscherkessien, denn, wenn die Eingeborenen ihre Pässe mit Nachdruck vertheidigen, oder dem Feinde das Einrücken in die Festung Anapa verwehren sollten, so würden diese entweder wieder über den Kuban zurückgehen müssen (etwas, das, wenn der Fluß durch die Regengüsse angeschwellt ist, sich oft nicht einmal thun läßt), oder gezwungen sein, in den Morästen zu bivouakiren, und dann würden dieselben Folgen entstehen, welche vor einigen Jahren das russische Heer heimsuchten, wo, in wenigen Tagen, die Sterblichkeit unter Menschen und Pferden so bedeutend wurde,

daß man an keine Wiederholung des Versuchs denken konnte. Außer den Tausenden, welche als Opfer der ungesunden Luft starben, erlagen auch viele dem Brande, welchen die Mosquitostiche verursachten.

Meines Ausflugs an den morastigen Ufern des Kuban herzlich müde, wandte ich, frohes Muthes, mein Pferd der heilbringenden Luft der Berge zu, und ein erhabeneres Schauspiel, als die große Wand des Kaukasus, in diesem Augenblick, in allen ihrer grotesken, klippigen Formen darbot, kann es, für das Auge des Reisenden, kaum in irgend einem andern Alpen-Lande geben, da die gewaltige Gebirgskette sich nach Osten und Westen so weit erstreckt, als nur das Auge reichen kann.

Nie war ich überzeugter, als in diesem Augenblick, wo ich die schwierigen und undurchdringlichen Pässe vor mir sah, daß eine Eroberung des Kaukasus große Schwierigkeiten haben müsse: und wie lieblich war der Anblick, wenn ich ihn mit den öden Steppen und Morästen verglich, die ich so eben verlassen hatte, — ein wahres Eden! Hier sah ich die schönsten Hügel, welche je die Hand der Natur gebildet, mit Gehölz bedeckt, sanft in das Thal hinunter sich abdachend, und von fruchtbaren, wie Gärten bebauten, Thälern durchschnitten, während jeder grüne Fleck mit zahlreichen, weidenden Heerden bedeckt war, — und Alles dieß mitten im Kriege. Was würde nicht aus diesem schönen Lande werden können, wenn je der Olivenzweig darüber wehte! Der Boden in dieser hochbegünstigten Gegend, ist, mit Ausnahme der Niederungen in der Nähe des Kuban, und oft bis zu den Spitzen der höchsten Berge hinauf, bis zur Ueppigkeit fruchtbar: selbst der einfachste Anbau erzeugt sogleich den Ueberfluß, und so sahen wir denn nirgends die Hand des erfahrenen Landmannes; und doch kann man, wenn man den Zustand beständiger Feindseligkeit, in welchem die Tscherkessen leben, erwägt, nur die Betriebsamkeit der Einwohner bewundern, die, sie mögen nun mit Feldarbeiten beschäftigt sein, oder Heerden weiden, selbst bis zu den Weibern und Kindern hinunter, beständig zur Vertheidigung b e w a f f n e t sein müssen.

Die Bewohner dieses Theils des Kaukasus nähern sich, in ihren Sitten und Gewohnheiten, ungleich mehr den Europäern, als ihre Landsleute in den Bergen von Ober-Abasien, auch sind sie viel besser gekleidet: ihr Anzug und ihre Waffen indeß sind ganz dieselben, und eben so glühend ist ihre Vaterlandsliebe. Hier zeigte man mir zum ersten Male einige Exemplare des Portfolio, welches ihre Unabhängigkeits-Erklärung enthält, in das Türkische übersetzt, wovon jeder Fürst und Edelmann, mag er es nun lesen können, oder nicht, ein Exemplar bei sich trägt, und es

mit eben der Verehrung, wie die Türken den Koran, betrachtet. Sobald die Tscherkessen jetzt auf einen Kriegszug ausrücken, wird die National-Fahne vorausgetragen, und, wenn eine allgemeine Versammlung gehalten wird, an irgend einer in die Augen fallenden Stelle ausgesteckt. Mit der Einführung dieses National-Symbols hat der Enthusiasmus dieses so reizbaren Volkes, einen Aufschwung erhalten, der fast allen Glauben übersteigt. Fast alle die Fürsten und Edeln tragen, unter ihren Röcken, leichte Ketten-Panzer, namentlich, wenn sie auf einen Raubzug ausgehn. Die, welche ich gesehen habe, schienen mir von der allerausgezeichnetsten Arbeit zu sein; ich konnte nicht genug die schönen Zeichnungen der Silber- und Gold-Arabesken auf ihren Waffen und Rüstungen bewundern und auch die Silber-Bordüren, welche ihre Frauen gewebt, und womit ihre Kleider und die Satteldecken ihrer Pferde besetzt waren, standen jenen an Nettigkeit nicht nach.

Ich reisete jetzt in dem Gebiet der Nottakhaitzi, eines Volkes, das man für das schönste unter allen tscherkessischen Stämmen hält. Auch ist dieser Ruhm vollkommen gegründet, denn ich erinnere mich nicht, auf meiner ganzen Reise ein einziges Gesicht gesehn zu haben, das sich nicht durch seine Schönheit ausgezeichnet hätte, wenn es nämlich zu den Tscherkessen gehörte. Der Umriß des Gesichts eines Nottakhaitzi ist vollkommen classisch und bietet, im Profil, die schöne Wellenlinie dar, welche, von Kennern, als das Ideal der Schönheit angesehen wird. Die großen, dunklen Augen, gewöhnlich von einem tiefen Blau, würden, mit ihren langen Augenwimpern, die schönsten sein, die man sehen kann, läge nicht in ihnen ein Ausdruck von Wildheit, der mir schon, bei meinem ersten Eintritt in Tscherkessien, auffiel, und der wahrscheinlich daher entspringt, daß der kühne Bergbewohner, von seiner Kindheit bis zum grauesten Alter, ewig an ein Leben voll von Kampf und Gefahren gewöhnt ist.

Die Frauen thun der Schönheit ihrer Augen sehr oft großen Eintrag, dadurch, daß sie ihre Augenlieder färben, und andere Künste der Art, welche unter den Asiaten so häufig sind, anwenden. Beide Geschlechter lieben den Kleiderprunk bis zum Uebermaaß, und ich kann versichern, daß ein schönes Gesicht und ein angenehmes, persönliches Aeußere unter diesen Leuten eben so viel gelten, wie unter dem allerverfeinertsten Volk in Europa. Nimmt man nun dazu, daß das weibliche Geschlecht hier allgemein durch ein angenehmes, ungezwungenes Betragen und eine natürliche Zierlichkeit der Sitten und Gewohnheiten, das männliche aber durch eine würdevolle, kriegerische Haltung sich auszeichnet, so ist es vielleicht keine

Uebertreibung, wenn ich behaupte, daß vielleicht kein halbcivilisirtes Volk in der Welt einen so angenehmen Anblick darbietet.

In der ersten Erscheinung eines Tscherkessen liegt etwas ungemein Kriegerisches und Gebietendes; sein majestätischer Blick, seine hochliegenden Augenbraunen, sein dunkler Schnauzbart und sein herabwallender Kinnbart, seine grade Haltung, seine freien, ungezwungenen Bewegungen — Alles dies nimmt den Fremden schon im Voraus für ihn ein. Allerdings kann man es nicht lengnen, daß etwas davon auf seine schöne, militärische Tracht, den mit Juwelen besetzten Dolch, der von seinem Gürtel herabhängt, und die runde, schwarze Mütze, von glänzendem Astrachanischen Pelzwerk, kommt, den am meisten zierenden Theil seiner Kleidung, und der den gewöhnlichsten Gesichtszügen einen gewissen Anstrich geben würde. — Nicht wie der theilnahmlose Türke, ist der Tscherkesse lebendig und beweglich, und wenig zu einer sitzenden Lebensart geneigt. Mit den kriegerischen Beschäftigungen wechseln die ackerbaulichen und mit der Viehzucht in Beziehung stehenden ab, aber selbst diese haben die Eingebornen in der neuesten Zeit, meistens ihren Sclaven überlassen, etwas, wozu die beständigen Fehden mit den Russen sie gezwungen haben. Glücklicherweise sind sie indeß, gewissermaßen, auf die Uebel des Krieges vorbereitet; ihre Häuser sind namentlich aus Hürden und Lehm gebaut und haben Schindeldächer, so, daß sie kein Bedenken tragen, sie bei der Annäherung eines Feindes, dem sie in offenem Felde, seiner Zahl wegen, nicht Widerstand leisten zu können glauben, in Brand zu stecken. Wenige Tage reichen hin, ihre Wohnungen wieder aufzubauen; wenn also die Russen in das Land einfallen, so finden sie eine Wüste, ohne Nahrung und ohne Obdach, und müssen, natürlich, wieder zurückgehen.

Die Dörfer und Weiler, welche die Tscherkessen bewohnen, bauen sie fast immer in der Gestalt eines Kreises, in dessen Mitte, bei der Annäherung eines Feindes oder, im Winter, um es gegen die Angriffe der, in den Wäldern in großer Menge vorhandenen, Wölfe zu schützen, sie ihr Vieh zusammentreiben. Da sie wenig zu verlieren haben, so sind sie fast immer guten Muths, und da sie von Natur tapfer sind, so hat die Gefahr keinen Schrecken für sie. Jedes andere Volk würde vielleicht, in der Lage, worin die Tscherkessen sich befinden, längst in Verzweiflung gerathen sein! diese haben indeß ein so festes Vertrauen zu ihrer eigenen Kraft und Tapferkeit, daß sie nie den Muth verlieren, und sogar Hoffnungen für die Zukunft hegen. Selbst in diesem Augenblicke sind sie fest überzeugt, daß sie, mit einem hinreichenden Vorrath an Pulver und

noch einigen Berg-Haubitzen, jede, in ihrem Lande angelegte, Festung innerhalb 6 Monaten zu erobern im Stande sein würden, und wenn man die Tapferkeit und Behendigkeit der Tscherkessen sieht, so möchte einem dies beinahe nicht als unglaublich erscheinen. Wenn ich den Angaben, die ich von einigen der verbündeten Fürsten erhalten habe, Glauben beimessen darf, so scheinen sie beinahe 200,000 Mann (?), sämmtlich wohlberitten und wohlbewaffnet, in das Feld stellen zu können. Sie berechnen die Gesammtzahl der zu dem Bunde gehörigen Völker auf ungefähr 3 Millionen, und sollten die übrigen Stämme, welche zum Theil die Oberherrschaft Rußlands anerkennen, zu ihnen übergehen, so werden sie dann wahrscheinlich 4 Mill. stark sein. Da ich indeß weiß, daß die Tscherkessen die Gewohnheit haben, bei ihren Berechnungen auch alle die Provinzen einzurechnen, die früher unter ihrer Botmäßigkeit standen, so kann man sich auf jene Angaben nicht unbedingt verlassen.

Der kräftige Körperbau der Kaukasier, so wie ihre mäßige Lebensweise, sind die Ursache, daß sie gewöhnlich ein hohes Alter erreichen, und die Krankheiten, von denen sie ergriffen werden, sind weder häufig, noch gefährlich. Dies muß man, von ihrer einfachen Kost abgesehen, namentlich ihrer fortdauernden Bewegung, der reinen Luft, ihrer Sorgenfreiheit und dem Umstande beimessen, daß sie sich keiner Beschäftigung hinzugeben brauchen, welche mit der Gesundheit nicht verträglich ist. — Je mehr ich die Tscherkessen kennen lerne, desto mehr überzeuge ich mich, daß, ungeachtet des schlechten Rufes, den sie im Auslande haben, sie, von Natur, ein gutmüthiges Volk sind, und obgleich mancher Reisende sich mit Recht über ihre Raubsucht zu beklagen gehabt hat, so rührt diese nicht aus Grausamkeit, sondern aus lange hergebrachter Gewohnheit her. Daher schreibt sich aber auch der Gebrauch, daß jeder Fremde, welcher das Land betritt, ohne sich in den Schutz eines Häuptlings, der für seine gute Aufführung sich verbürgt, begeben zu haben, die Beute des ersten besten Tscherkessen wird, der sich seiner als Sclaven zu bemächtigen Lust hat. Jeder Häuptling oder Aelteste erhält den Namen Konak. Auf der andern Seite kann aber jeder Reisende, der, sobald er nur den Fuß auf den Boden setzt, jene Regel beobachtet, einem Tscherkessen nicht allein seine Habe, sondern auch sein Leben anvertrauen, und jeder Einzelne im Volke würde, wenn es nöthig wäre, zu seiner Vertheidigung in den Tod gehen. Kurz, ich habe, auf allen meinen Wanderungen (und deren sind nicht wenige gewesen) keine Landesbewohner gastfreier, großmüthiger, freundlicher und muthiger gefunden, als diese. Hierbei ist indeß nicht zu vergessen, daß

daß alle diese Lobeserhebungen nur so lange von dem Tscherkessen gelten, als er sich unter seinen nächsten Landsleuten befindet. Sobald er mit einem benachbarten Stamme in Fehde gerathen ist, oder Krieg führt, wird er zum ruchlosesten Räuber, eine Erscheinung, die ihren natürlichen Grund in dem Glauben hat, worin er aufgezogen worden ist, daß nämlich, geschickt und glücklich zu plündern, ein Theil der Kriegskunst sei.

Nach unserer Rückkehr in das Lager, blieben wir einen oder zwei Tage bei einem andern Häuptling, Aitek-Tscherei, einem der Fürsten des kleinen Stammes der Demirghoi. Ich ward, wie gewöhnlich, in dem Gasthause empfangen, das, wie ein kleiner Palast, in der Mitte mehrerer kleinen Hütten stand, welche von dem Eigenthümer, seiner Familie und seinen Sclaven bewohnt wurden, und wozu große Scheunen und Ställe für das Vieh, zur Aufbewahrung des Getreides u. s. w. gehörten. Diese alle waren, nach Landesweise, aus den gebrechlichsten Materialien gebaut, damit, im Falle sie zerstört werden müssen, der Verlust nicht bedeutend ausfällt, und da das Wetter in diesen Thälern das ganze Jahr über vortrefflich ist, so brauchen die Wohnungen auch keine große Festigkeit zu haben. Das Zimmer, welches ich hier betrat, und das zur Aufnahme von Gästen bestimmt war, sah bei Weitem netter und behaglicher aus, als die, welche ich auf meiner Reise in Ober-Abasien beschrieben habe. Der Fußboden war mit einer schönen, gewürfelten Matte bedeckt, der kleine Tisch sehr köstlich mit Perlmutter ausgelegt, und die Kissen und Pfühle so weich, wie man es nur wünschen konnte. Kurz, die Lebensart der Stämme, welche diesen Theil des Landes bewohnen, hat mit der ihrer Nachbarn, der Kosaken, große Aehnlichkeit, nur mit der Ausnahme, daß wir, bei den Erstern, unsere Dolche als Messer, und unsere Finger als Gabeln brauchen mußten. Außer dem Bak-Sima, einem Getränk, das dem Bouza der Türken nicht unähnlich ist, hatten wir hier noch Sonate (Wein), von vortrefflichem Geschmack, der dem Champagner ähnlich war, und wenn er besser zubereitet würde, zu den besten Weinen der Welt gehören dürfte. Auch hatten wir Sui, eine Art von Meth, und ein aus Korn gebranntes, geistiges Getränk, dessen Bereitung die Tscherkessen von den Kosaken gelernt haben; da die ersteren indeß ein sehr mäßiges Volk sind, so wird dieses Getränk nur als Arznei gebraucht, oder vorgesetzt, wenn Gäste da sind.

Hier lernte ich auch die Art und Weise der Tscherkessen kennen, Zukker zu gewinnen. Diesen erhält man von den Wallnußbäumen, die hier in außerordentlicher Vollkommenheit gedeihen. Im Frühling, wenn der

Saft im Baume emporsteigt, bohrt man den Stamm an, und läßt eine Zeit lang einen Spund in der Oeffnung zurück. Sobald man diesen auszieht, fließt ein klarer, süßer Saft heraus, den man gerinnen läßt, auch wohl destillirt. Für Lungenkrankheiten, so wie für allgemeine Körperschwächen, soll dies eine vorzügliche Arznei sein. Abgeklärter, in der Sonne gebleichter Honig, den man so lange stehen läßt, bis er völlig weiß wird, dient ebenfalls als Surrogat für Zucker.

Der Pillaw bildet in Tscherkessien, wie in der Türkei, einen Haupt-Nahrungsgegenstand, und dürfte für jeden, der im Morgenlande reiset, die beste Nahrung sein, da er nicht allein sehr wohlschmeckend und nährend ist, sondern auch sich sehr leicht verdaut. Ich selbst kann aus Erfahrung dies Urtheil fällen, da ich, vorzugsweise, immer diese Speise vor anderen, die mit Reis oder Buchweizen zugerichtet waren, genossen habe. Die letzte Frucht ist indeß keineswegs ein schlechtes Surrogat für den Reis, und ich kann die ununterbrochene, gute Gesundheit, deren ich in einem Lande genoß, das gewöhnlich den Europäern so gefährlich wird, nur meiner Mäßigkeit und dem Umstande zuschreiben, daß ich mich, soviel als möglich, nach der Lebensart richtete, welche die Eingebornen, namentlich auf der Reise, führen. So lange nämlich ein Kaukasier auf der Reise ist, nimmt er nur die allereinfachsten Dinge zu sich und genießt nie über 8 — 10 Unzen täglich. Was das Trinken betrifft, so trinkt er selten Wasser, obgleich er der brennenden Sonnenhitze ausgesetzt ist und heftigen Durst leidet, und übt so, im wörtlichen Sinne, das arabische Sprüchwort aus: „je mehr Jemand trinkt, desto größer wird sein Durst.“ Und doch kann man wohl nicht leicht einen kräftigeren Menschenschlag sehen, als diese Bergbewohner, und wenn sie gleich nur schlank gebaut sind, so wird der Mangel ihrer körperlichen Stärke durch ihre außerordentliche Behendigkeit aufgewogen, wozu, bei ihnen, noch der Vorzug kommt, daß sie die Kraft ihrer Glieder, das Feuer ihrer Augen und ihren Geist, bis zu dem letzten Augenblick ihres Lebens ungeschwächt behalten, wogegen sie, wenn sie eine üppige Lebensart führten, wahrscheinlich vier Mal mehr Nahrung, als sie jetzt zu sich nehmen, genießen und dagegen zehn Mal mehr Gebrechlichkeiten haben würden.

Auch unser Wirth, der Häuptling der Demirghoi, hatte sein kleines Lager, in welchem ungefähr 3 — 400 Leute versammelt sein mochten. Er selbst war einer der schönsten Männer, die ich je gesehen habe, zwischen 30 und 40 Jahre alt, mit männlichen Zügen, in denen sich die entschiedenste Festigkeit aussprach. Er war, wie ich hörte, ein Abkömmling des

berühmten Kriegers Dschambouhet Gheraï, dessen Heldenthaten das Lieblings-Thema aller wandernder Musiker im Kaukasus sind. Er wurde, mit Tausenden seiner Landsleute, von der Pest hinweggerafft, welche die Türken im Jahre 1816 in das Land einschleppten, und seit dieser Zeit sind die Tscherkessen bei ihrem Handelsverkehr mit ihren Nachbarn vorsichtiger geworden.

Der Anblick, dessen man rund um das Haus des Fürsten genoß, war ungemein malerisch und sehr bezeichnend für die kriegerischen Sitten dieses merkwürdigen Volkes. Wie gewöhnlich, war der größere Theil der Bevölkerung mit allen Arten kriegerischer Uebungen beschäftigt, und wenn man einen Haufen dieser kühnen Leute von den Abhängen der Hügel und Berge auf ihren langgeschweiften Pferden dahinsprengen sieht, mit ihren bunten Satteldecken, die von Silber und von Glaskorallen glänzen, während ihre Waffen von Juwelen blitzen, in denen sich die Sonnenstrahlen spiegeln, so hat man ein eben so neues, als anziehendes Bild vor sich. So sehr ein Tscherkesse sich darüber beleidigt fühlt, wenn man die Schönheit seines Weibes oder seines Kindes erhebt, weil er sogleich die Besorgniß hegt, daß diese Lobeserhebungen einen üblen Einfluß haben mögen, so kann man doch, sonderbarer Weise, sein Pferd nie genug loben und bewundern, und man muß gestehen, daß sie ihre stummen Lieblinge oft abenteuerlich genug herausputzen: denn außer dem Flitterwerk, das von der rothtuchenen Satteldecke herabhängt, trägt das Pferd noch eine Schnur von buntfarbigen Korallen um den Hals, und sehr oft einen Blumenstrauß zu beiden Seiten des Kopfes.

Der Häuptling mischte sich mit der größten Vertraulichkeit unter seine Stammgenossen, und man konnte, bis auf seinen, mit Juwelen besetzten Dolch, in seiner Kleidung und äußeren Erscheinung durchaus keinen Unterschied zwischen ihm und den Uebrigen bemerken; es sei denn, daß er sich, wie die meisten tscherkessischen Häuptlinge, durch sein entschiedenes, physisches Uebergewicht bemerklich machte, und daß er, wie diese, eine besondere Mundart des Tscherkessischen redete. Ungeachtet jener Vertraulichkeit mit ihren Untergebenen, welche den sämmtlichen Häuptlingen eigen ist, nehmen sie doch, sobald sie in irgend einer öffentlichen Angelegenheit, wie unwichtig sie auch sein mag, den Vorsitz führen, ein sehr gewichtiges Ansehen an, und ihre Stammgenossen stehen vor ihnen da, als ob sie sich dem despotischsten europäischen Monarchen gegenüber befänden. Diese äußere Strenge verschwindet indeß in dem Augenblick, wo die Versammlung auseinandergeht, und die Menge erweiset dann den

Fürsten oder Aeltesten keine andere Höflichkeit, als die sie gegen den Niedrigsten ihres Gleichen beobachten würde. — Uebrigens herrscht bei den gewöhnlichsten Vergnügungen dieses Volkes, selbst bei ihrem Tanze, immer der kriegerische Charakter vor; gewöhnlich stellen ihre Tänze pantomimische Gefechte dar, und nicht allein tragen die kleinsten Kinder schon die kriegerische Tracht, sondern auch die Damen erscheinen dabei mit dem Dolche und einem Paar Pistolen im Gürtel.

Von den, im Lager anwesenden, Stämmen waren viele mit russischen Musketen bewaffnet, welche theils, namentlich in dem Sommer-Feldzuge erbeutet worden waren, theils aber auch aus der russischen Corvette kamen, die vor einigen Monaten, bei dem entsetzlichen Sturme im Julius, dessen Wirkungen ich selbst, als ich, mit dem Grafen Woronzow, auf der Höhe der Küste von Mingrelien kreuzte, empfunden hatte, genommen worden war. Es scheint, daß der Capitän, als die Corvette nicht mehr zu regieren war, sich genöthigt gesehen hatte, in der kleinen Bucht von Sutscha, welche den Tscherkessen gehört, vor Anker zu gehen; kaum hatten indeß die Tscherkessen dieß bemerkt, als einer dieser verwegenen Leute zu dem Schiffe hinschwamm und, ohne die Wuth des empörten Elements zu achten, das Ankertau abhieb. Das Schiff trieb nun, unmerklich, an den Strand, die Tscherkessen sprangen sogleich an Bord desselben, die ganze Schiffsmannschaft wurde gefangen genommen und das Schiff, nachdem es vollständig ausgeplündert worden war, verbrannt. Die Tscherkessen gedenken dieser That mit großem Vergnügen, und die Beute muß bedeutend gewesen sein, da, in der Hoffnung, eine ähnliche Prise in die Hände zu bekommen, seitdem eine große Anzahl von Tscherkessen ihr Quartier, Tag und Nacht, in den Spalten der Klippen, nahe bei der Küste aufgeschlagen hat, um, erforderlichen Falles, sogleich bei der Hand zu sein.

Da ich jetzt, durch die unermüdliche Güte meines Konak (Patrons) mit dem Volke genau bekannt geworden war, so ging ich eher wie ein Eingeborner, denn wie ein Fremder, mit den Leuten um. Man hat kaum einen Begriff davon, in welchem Grade man die Freundschaft eines Volkes, wenn es gleich nur wenig civilisirt ist, gewinnen, und sein Mißtrauen überwinden kann, wenn man seine Tracht annimmt, und sich nach seinen Sitten und Gewohnheiten bequemt. Hierdurch erhielt ich ein Mittel, eine Menge kleiner Züge in dem National-Charakter zu studiren, die mir, wäre es anders gewesen, vollkommen fremd geblieben sein würden. Ich genoß die ganze Gastfreundlichkeit des Volkes, ohne von der Etikette belästigt zu werden, denn die Tscherkessen sind vielleicht das ceremoniö-

feste Volk, das es giebt, bei ihrem Betragen gegen einen Fremden; und mit Ausnahme der Nothwendigkeit, unter freiem Himmel, mit einer Matte, als Bett, und einem Sattel, zum Kopfkissen, häufiger, als es mir lieb war, zu schlafen, brachte ich meine Zeit sehr angenehm zu.

Da die Tscherkessen ein sehr lebhaftes Volk sind, so lieben sie, wie man leicht denken kann, die Musik und den Tanz sehr; doch sind ihre Fortschritte in diesen beiden Künsten eben nicht bedeutend. Die gebräuchlichsten musikalischen Instrumente, welche ich bei ihnen bemerkte, waren eine zweisaitige Zither und eine Art von Pfeife; die letztere wird zuweilen aus Silber, oder aus irgend einem andern Metall, gearbeitet, häufig aber auch aus großem Rohr geschnitten, welches in den Morästen am Kuban wächst. Die äußere Gestalt dieser Pfeife ist nicht weniger eigenthümlich, als die Art, sie zu spielen, und der Ton, den sie hervorbringt. Sie ist etwa zwei Fuß lang, an beiden Seiten offen, und der Spielende hält sie oben gegen den Gaumen, worauf sie Töne von sich giebt, die denen eines Dudelsacks gleichen. Zuweilen habe ich die Tscherkessen einen Marsch auf zwei Flöten zu gleicher Zeit spielen hören, der keinesweges unangenehm klang. Eben so habe ich auch die Harfe im Gebrauch gesehn, allein diese gehört nicht zu den National Instrumenten; wozu man auch weder die Trommel, noch das Tambourin, rechnen kann. Wenn man Leute diese Instrumente handhaben sieht, so sind es gewöhnlich Kosaken oder Zigeuner. — Sehr eigenthümlich sind die tscherkessischen Melodieen, und die Musik überhaupt ist, wenn man sie mit der türkischen und tatarischen vergleicht, noch immer ziemlich harmonisch. Ihr Ka-ri-ra, ein Schifferlied, klingt, wenn es das ganze Volk singt, vortrefflich, eben so eine Art von Marsch, welcher auf der Pfeife gespielt wird; die Lieblingslieder sind indeß die Kriegs-Gesänge, die gewöhnlich auf dem Marsche, im Chor gesungen werden, wo dann die Wälder und Berge von diesen kriegerischen Weisen wiederhallen, und der Enthusiasmus des Volks dadurch zu einer Höhe gesteigert wird, die man nur unter einem östlichen Himmel kennt. Ihre Gesänge beziehen sich gewöhnlich auf irgend einen Sieg, den sie über die Kosaken oder andere Feinde davongetragen haben, oder bestehen aus einem leidenschaftlichen Aufruf zur Schlacht.

Am meisten interessirten mich indeß die Gesänge der Stegreifdichter, da in diesen eine Wärme der Phantasie und des Gefühls liegt, wie man sie selten findet. Die Stoffe ihrer Lieder sind immer sehr romantisch, und die lebendige Art, mit welcher die augenblicklichen Ergießungen ihrer Einbildungskraft von dem Volke aufgenommen werden, be-

weiset, wie viel Imagination und Poesie in diesem selbst liegt, und läßt es deutlich erkennen, daß, wie wenig Erziehung auch die Tscherkessen empfangen haben, sie nicht nur einer heldenmüthigen Aufregung fähig, sondern auch für höhere Gefühle empfänglich sind.

Diese wandernden Barden nehmen einen hohen Standpunkt in der Gesellschaft ein und im ganzen Lande steht ihnen jedes Haus offen. Ihre süßen Weisen erhöhen die Heiterkeit eines jedes festlichen Mahles, ihre kriegerischen Gesänge beleben den Muth des Helden im Lager, wie auf dem Schlachtfelde, während in ihren Sagen und Balladen die Geschichte des Landes, von den grauesten Zeiten an, verewigt wird. Sie verewigen nicht allein, durch ihren Vortrag der Tages-Begebenheiten, die Thaten der Tapfern, brandmarken die Verräther und den Feigling mit Schande, und enthüllen die Verbrechen dessen, der die Gesetze der bürgerlichen Gesellschaft mit Füßen tritt, sondern sie überliefern auch den entferntern Stämmen eine Kunde, welche sich, ohne sie, in einem Lande, das keine Literatur oder irgend eine Mittheilungsweise, wie sie in gesittteten Ländern gewöhnlich ist, besitzt, nie fortgepflanzt haben würde. — Es kann daher gar nicht in Erstaunen setzen, wenn diese umherziehenden Dichter überall mit dem größten Antheil und der größten Verehrung betrachtet werden. Dieß Gefühl ist so allgemein, daß ich sehr oft, wenn ein solcher Barde ein Dorf betrat, die Bewohner desselben, mit gutmüthiger Heftigkeit, sich darum habe streiten sehen, wem die Ehre zu Theil werden sollte dem Liebling den Empfang der Gastfreundschaft angedeihen zu lassen: und wehe dem, der den hülflosen blinden Musiker verspotten, oder mißhandeln sollte. Das größte Vergnügen der Tscherkessen besteht darin, stundenlang an Winter-Abenden, den Erzählungen des Märchen-Erzählers oder den Gesängen des Dichters zu lauschen.

Durch meinen Diener Nathan habe ich eine oder zwei dieser Stegreifdichtungen, welche zu Ehren meines Konaks gesungen wurden, als wir im Hause des Häuptlings der Demirghoi ankamen, in Verse gebracht und will hier nur ein Paar Strophen daraus geben:

Willkommen, du Stolzer aus der Schlacht her, so wild;
Die Gäste sie harren, das Mahl ist bereit.
Nun laß den Genossen den Helm und den Schild,
Die Gefahr ist vorüber, beendigt der Streit.
Der Becher er winket: des Barden Gesang,
Und die Weise des Sängers durchhallen die Luft,

Dem Helden zum Preise und Ruhme der Klang,
Der sein Lebensblut weiht, wenn Alteghei ruft!

Sehr bedaure ich es, einen der beliebtesten Gesänge des Tages verloren zu haben, der sich auf einen jungen Helden bezog, welcher im J. 1829, bei der Belagerung von Anapa, der einzige Ueberlebende unter Tausenden seines Stammes war, welche unter den Kartätschen der Russen fielen. Seine Landsleute waren indeß so erbittert gegen ihn darüber, daß er nicht, der Gebühr gemäß, den Leichnam seines Häuptlings gerettet, oder das Schicksal seiner wackeren Kampfgenossen getheilt, daß man, in der That, in einer Versammlung der Aeltesten, darüber berathschlagte, ob man (was das Härteste ist, das einem Tscherkessen begegnen kann, und ein Schicksal, dem er selbst den Tod vorzieht) ihn nicht als Sklaven verkaufen sollte! Seine schweren Wunden, welche späterhin seinen Tod nach sich zogen, wurden indeß seine Vertheidiger, und sein Name glänzt jetzt, mit denen seiner Kampfgefährten, in den Gesängen seines Vaterlandes, als unsterblich.

Während ich durch die Thäler wanderte, fand ich häufig Grabhügel, denen in der krim'schen Tatarei ähnlich, nur mit dem Unterschiede, daß sie mannigfachere Gestalten und einen größeren Umfang haben. Zuweilen bestehen sie aus Erde und sehen dann schönen, begrünten Hügeln ähnlich; zuweilen sind sie mit einer Mauer von Quadern umgeben, zuweilen aber auch um nichts besser, als ein großer Haufe lockerer Steine. Um einen Begriff ihres Alterthums zu geben, brauche ich nur den Umstand anzuführen, daß ich gewöhnlich auf der Spitze desselben eine majestätische Eiche gefunden habe, welche, dem Stamme nach zu urtheilen, wenigstens in das dritte und vierte Geschlecht hinauf gehören muß. Die Traditionen der Eingeborenen geben über den Ursprung und die Bestimmung dieser Hügel keine andere Aufklärung, als daß sie die Begräbnißplätze der Leute waren, welche das Land vor ihnen bewohnten, und daß nur ausgezeichnete Krieger ein Recht auf eine Grabstätte dieser Art hatten. Gewiß ist es allerdings, daß sie mit den Gräbern der heutigen Tscherkessen durchaus nichts Aehnliches haben, indem die Bestattungsart dieser letzteren sich von der der Türken nur durch den Umstand unterscheidet, daß das Grab des Krieger-Häuptlings gewöhnlich mit einem hölzernen Dache oder einer großen steinernen Platte bedeckt wird, damit der Wanderer sowohl vor dem Sturm, als vor den brennenden Strahlen der Sonne geschützt sei. Das einzige Ueberbleibsel von dem Volke, welches in alten Zeiten den Kaukasus bewohnte, sind die antiken Statuen, von

gewöhnlichem Stein, welche dann und wann hier gefunden werden; sie sind sehr roh gearbeitet und stellen eine menschliche, männliche oder weibliche Gestalt dar, mit großem Kopf, platter Brust, kurzem Halse, breitem Gesicht, hohen Backenknochen und platter Nase, ganz wie die Kalmücken aussehend, und der Kopfputz (der weiblichen Statue) ist ganz so, wie ihn die Kalmückinnen noch heutiges Tages tragen.

Da ich große Begierde hatte, einen dieser Grabhügel zu öffnen, so erhielt ich, nach wiederholtem Anliegen, endlich die Zustimmung meines Konak; nicht ein einziger Tscherkesse wollte sich indeß dazu verstehen, ein so gewagtes Unternehmen zu beginnen, aus Furcht, die Gerechtsame des Geistes zu verletzen, welcher den Schatz bewachte, und so war ich denn genöthigt, alle Hoffnung aufzugeben, meine Neugierde zu befriedigen. Diesem sonderbaren Aberglauben, der auch unter den Türken und Tataren gäng und gebe ist, muß man es beimessen, daß die Grabhügel in diesen Ländern bis zu dem heutigen Tage vollkommen unberührt geblieben sind. Ich fand indeß, auf meinen Streifereien an der Küste, in der Nähe von Sudschuck-kale, das Innere eines solchen Grabmals. Nach dem Aeußeren, so wie nach dem Alter der Bäume zu urtheilen, welche aus der ausgegrabenen Erde in der Nachbarschaft aufgewachsen waren, mußte das Grab vor einigen Jahrhunderten, wahrscheinlich von den Genuesern, geöffnet worden sein. Bei näherer Untersuchung entdeckte ich einige wenige Bruchstücke unglasirter Gefäße, aus gebrannter Erde, welche Holzkohlen und Erde enthielten, sich aber weder durch die Schönheit der Zeichnung, noch durch die Zierlichkeit der äußeren Form, bemerklich macht. Auch waren mehrere Büschel weißen Seetangs, in derselben Art, wie ich diesen in den Grabhügeln, in der krim'schen Tatarei, gesehen hatte, umhergestreut. Das Innere dieses Hügels unterschied sich indeß nicht allein durch seinen Bau, so wie dadurch, daß die Gefäße weniger schön waren, sondern auch durch den Umstand, daß der Eingang genau gegen Morgen lag, etwas, das wahrscheinlich in einer abergläubischen Verehrung seinen Grund hatte, mit welcher dies Volk das leuchtende Gestirn des Tages betrachtet. Ob diese Stellung absichtlich, oder nur durch Zufall herbeigeführt war, wage ich nicht zu entscheiden, doch dürfte der Umstand vielleicht künftigen Reisenden bei ihren Untersuchungen zur Richtschnur dienen.

Das Innere des Grabes bestand aus einem großen, steinernen Gewölbe, das aus behauenen, unverkitteten Steinen erbaut war, und es geht aus der Geschicklichkeit, mit welcher der Bau angelegt ist, so wie aus dem vortrefflichen Schnitt des Bogens hervor, daß das Ganze das Werk eines

in der Kultur weit vorgeschrittenen Volkes sein muß. Eben so ist es klar, daß dieses Volk sehr reich und mächtig gewesen sein muß, denn man kann nie die Berge ansehen, die zur Verherrlichung des Gedächtnisses der berühmten Todten aufgethürmt sind, ohne das größte Erstaunen über die gewaltige Mühe und die ungeheuren Kosten zu empfinden, welche die Errichtung eines einzigen solchen Denkmals verursacht haben muß. Es scheint übrigens, als ob der Kaukasus mehrere Jahrhunderte hintereinander von einem Hirtenvolke bewohnt worden sei, da von jenem mächtigen Volke nur wenige Ueberbleibsel mehr vorhanden sind, denn, mit Ausnahme jener Gräber und der Trümmer einiger wenigen Kirchen und Klöster an der Küste, welche noch von den alten Christen herstammen, bemerkt man keine Spuren des Alterthums mehr, welche dem Reisenden einen Aufschluß über die Geschichte der vergangenen Jahrhunderte geben könnten. Allerdings ist es wahr, daß die Eingebornen, wenn sie das Land umpflügen, häufig Gold- und Silber-Münzen finden, welche in die Zeit der Könige des Bosphorus und anderer griechischen Colonial-Bewohner gehören, allein dies Alles bietet keinen hinlänglichen Grund dar, um zu dem Glauben zu berechtigen, daß dies Land, zu irgend einer Zeit, ihnen *gehört* habe, denn wir finden, daß die Bewohner des Kaukasus, von den ältesten Zeiten an, die Pässe ihres Landes gegen die Waffen der mächtigsten Völker mit aller der Hartnäckigkeit vertheidigen, wie dies jetzt von ihnen gegen die Russen geschieht. Hier wurde Alexander der Gr. auf seiner kriegerischen Laufbahn aufgehalten, hier erlitt Mithridates, mit seinen zahlreichen Legionen, die bedeutendsten Verluste und konnte endlich nur dadurch vorwärts gelangen, daß er seine Bahn mit Gold, an die Häuptlinge vertheilt, bestreute. — Daneben sorgen auch die heutigen Eingebornen wohl dafür, daß man so wenig, als möglich, von ihrem Lande erfährt, denn sobald eine Münze ihnen in die Hände fällt, schmelzen sie sie entweder ein, oder zerstören das Bildniß, und die Weiber und Kinder tragen sie dann als Zierrath. Dieß geschieht, um alle Spuren der Urbewohner des Landes zu vernichten, deren Abkömmlinge, wie die Tscherkessen es fürchten, kommen und Ansprüche an das Land machen dürften, wenn sie das Recht des Besitzes bis auf ihre eignen Vorältern hinauf verfolgen könnten.

Die Ehrfurcht vor dem Privat-Eigenthum und den Rechten des Einzelnen, die den Tscherkessen eigenthümlich ist, bietet, zumal wenn man bedenkt, daß sie gewissermaßen noch ein halbwildes Volk sind, einen der merkwürdigsten Züge in dem Volks-Charakter dar. Bei allen ihren verschiedenen Verhandlungen, unter sich, wird die Gerechtigkeit so streng ge-

handhabt, wie dies nur in irgend einem Theil des gesittetsten Europa's geschieht, und die von Alters her geltenden Gesetze werden von den Häuptlingen und Aeltesten mit der größten Unpartheilichkeit angewandt. Was man demnach vom Gegentheile erzählen hört, beruht auf Irrthümern, und wie sollte es auch möglich sein, daß die Tscherkessen noch als ein Volk beständen, wenn sie in ewigem Hader unter einander lebten? Pallas und Clarke haben, beide, sehr nachtheilige Beschreibungen von den Tscherkessen entworfen: wenn aber auch die des letztern auf die damalige Zeit anwendbar sein mochten, so sind sie dies jetzt nicht mehr. Nur eins bleibt noch vollkommen wahr, was nämlich das zerlumpte Ansehn der Kleider der Eingebornen betrifft, denn, so glänzend auch ein tscherkessischer Krieger in seiner Heimath erscheinen mag, so hat er doch die Gewohnheit, die schlechtesten Kleider anzulegen, wenn er über die Grenze geht, oder in den Krieg zieht und zwar nur deswegen, um weniger Aufsehen zu erregen und um nicht ein Gegenstand der Raubgier für seine Feinde zu werden. Ganz in Uebereinstimmung mit dieser Sitte habe ich oft die mächtigsten Häuptlinge der Tscherkessen, wenn sie sich zur Schlacht gerüstet hatten, oder ein Feldlager beziehen wollten, so erscheinen sehen, daß ihre Kettenpanzer durch die Löcher in ihren Kleidern blickten.

Wenn russische Reisende behaupten, daß „der größere Theil der Bewohner des Kaukasus keinen ackerbaulichen Beschäftigungen obliege, sondern sich nur von der Plünderung ernähre," so ist dies durchaus irrig. Wir können behaupten, daß von welcher Seite man auch Tscherkessien betreten mag, sei es von der Türkei oder auch von Rußland, man sogleich auf das Angenehmste durch die große und vortheilhafte Veränderung in der äußern Erscheinung der Bewohner, durch ihren Ackerbau und die Schönheit ihrer Schaaf- und Rindviehheerden überrascht wird. Selbst die kleinen Hütten der Landbewohner sind, so unbedeutend sie auch aussehen, nett und reinlich gehalten, und tragen, da sie fast immer an dem Ufer eines murmelnden Baches und rings um den Fuß eines Hügels, von dem schönsten Laube umgeben, angelegt sind, nicht wenig dazu bei, der Landschaft den Anstrich einer großen ländlichen Schönheit zu geben, während der romantische Charakter eines jeden in der Nähe befindlichen Gegenstandes, Tausende von Unvollkommenheiten verhüllt, welche bei weniger begünstigten Localitäten hervortreten würden.

Seit dem ersten Augenblick, wo ich die Thäler des Kaukasus betrat, übertraf das, was ich von dem Lande und der Bevölkerung zu sehen Gelegenheit hatte, meine kühnsten Erwartungen. Statt eine, von Wilden

bewohnte, Bergwüste zu finden, sah ich meistens nur eine Reihe fruchtbarer Thäler und angebauter Hügel. Die Bewohner überhäuften mich überall mit allen Formen der Etiquette und mit allem Dem, was die morgenländische Höflichkeit vorschreibt, während ihre Gutmüthigkeit, ihre Offenheit, ihre Zutraulichkeit und ihre unbegrenzte Gastfreiheit mir allmälig einen wärmeren Antheil an ihnen einflößten, bis ich endlich eine so lebhafte Theilnahme an ihrem künftigen Wohlergehn und an ihren endlichen Erfolgen fühlte, als ob ich persönlich mit ihrem Schicksal verflochten gewesen wäre.

Obgleich ich die kleinen Hütten der Bergbewohner nicht als Muster der Schönheit oder des Geschmacks, oder ihren Ackerbau als nachahmungswerth anführen, oder die Anordnung ihrer Meierhöfe, oder Häuser, als Muster der häuslichen Einrichtung schildern will, so konnte ich doch nie die angenehme Landschaft um mich her ohne Bewunderung betrachten, namentlich, wenn ich dabei an den eigenthümlichen Zustand des Landes dachte, so wie daran, daß meine Ausflüge mich fast nur durch den Theil des Kaukasus geführt hatten, der in der unmittelbaren Nähe der russischen Operationslinie lag. Kaum fand man irgend einen unbebauten Fleck: ungeheure Heerden von Ziegen, Schaafen, Pferden und Rindvieh weideten, wie im tiefsten Frieden, nach allen Richtungen unter einem Graswuchse, den man nicht üppiger sehen konnte. Und dabei sah ich, bei meinem zweiten Besuch, Tscherkessien nicht einmal zu der Zeit, wo seine landschaftlichen Reize sich am meisten entwickelten; denn da ich gegen das Ende des Jahres dort war, so waren die Felder zum Theil schon leer, die Bäume ihrer Früchte entledigt, und die Blätter prangten nicht mehr in dem reichen Grün des Sommers. — In der That sind diese Provinzen so sehr von der Natur begünstigt, daß die Bewohner wohl zufrieden mit ihrem Loose sein können. Das Klima ist äußerst angenehm, der Boden, wie der Mingreliens, fruchtbar, und geeignet, alle Sorten von Korn, so wie namentlich Taback, Baumwolle, Reis und selbst Indigo hervorzubringen. Der Safran, von derselben Art, wie der Crocus ang., aber stärker, wächst wild in den Thälern, und Pflanzen, welche in Europa nur in den Gewächshäusern gedeihen, kommen hier im freien Felde fort. Die Berge sind mit den schönsten Eichen bedeckt, und die werthvolle Frucht, die Balonea (Eckedoppe), wird überall gefunden. Außer den gewöhnlichen Waldbäumen, der Buche, Esche, Ulme u. s. w., findet man hier die sämmtlichen europäischen Fruchtbäume in der höchsten Vollkommenheit

und nie sah ich die Linde*), den Kirsch- und den Kastanienbaum, so groß, wie hier. Eben dieß kann man von der Platane und dem Eibisch baum (Taxus) sagen. Der letztere erreicht hier eine ungeheuere Größe, und sein Holz könnte sowohl seiner Farbe, als seines Geäders wegen, vollkommen das Mahagony-Holz ersetzen; der Buchsbaum aber wächst hier in einer solchen Fülle und Größe, daß alle Holzschneider Europas sich, auf Jahrhunderte hinaus, hier mit Vorrath versehen könnten. Zu den schönsten, und keinesweges seltensten, Bäumen, für den ich aber keinen europäischen Namen zu finden weiß, gehört die, von den Eingebornen so genannte, Dutschelia. Das Holz dieses Baumes hat eine dunkel-rosenrothe Farbe. Da es sehr kleine Poren hat, sehr bunt ist, und eine hohe Politur annimmt, so möchte es sich recht gut zu allen Arten von Möbel-Arbeiten eignen.

Die große Menge der Pflanzen aller Art, welche sich von Baum zu Baum ziehen, hier hohe Laubengänge, und dort eine undurchdringliche Mauer bilden, macht es unmöglich, durch diese Urwälder hindurch zu dringen, wenn man sich nicht mit dem Beile einen Weg bahnt, zu welchem Ende auch jeder Tscherkesse beständig ein solches in seinem Gürtel trägt. Das weit umher sich verbreitende Laub der Erlen und der Weiden schmückt, mit den wilden Himbeer-, Brombeer- und andern blühenden Sträuchern die Ufer der Flüsse, und die vielfarbigen Blüthen des Granatbaumes und hundert anderer schöner Fruchtbäume geben dem gefärbten Laube des Waldes, durch ihre Mannigfaltigkeit, einen neuen Reiz. Bei jedem Schritte wächst die Bewunderung, wenn man Weinreben von der außerordentlichsten Größe sieht, welche die höchsten Bäume umranken und sie mit den schönsten Trauben umgeben, wobei die breiten Blätter der Reben den Baum so vollkommen einhüllen, daß man oft dessen Gattung nicht zu erkennen im Stande ist. Diese üppige Vegetation beschränkt sich indeß nicht allein auf den Wald, denn man sieht auch an den Wiesen sehr oft die Baumwollenstaude wild wachsen, und Korn aller Gattungen und Arten, so wie Flachs und Hafer in den Thälern stehen. Hier kann der Land-

*) In keinem andern Lande gewährt die Linde einen so allgemeinen Nutzen, als hier. Das weit umher sich ausbreitende Laub ist eine Zierde der Dörfer, die es beschattet; aus den Blüthen der Linde ziehen die Bienen den besten Honig, und der Aufguß davon ist ein heilsames Mittel in Krankheiten; aus dem Bast der Linde werden Sandalen, Körbe, Matten und Dächer für die Hütten gefertigt — kurz der Baum dient zu Hunderten von nützlichen Zwecken.

mann sicher sein, daß seine Arbeit ihn lohne, und braucht nicht zu besorgen, daß die Ernte von der Rauheit der Jahreszeit leide. Es ist, als ob die gütige Natur wolle, daß ein jedes Bedürfniß des Menschen hier seine Befriedigung finde. Dem Jäger bietet sich hier ein endloser Genuß dar, und neben allen möglichen Arten von Wild, mit welchen die Wälder und Thäler gefüllt sind, wimmelt es in den Flüssen von Fischen. Bei dieser Ausstattung, welche das Land von der Natur erhalten hat, darf man sich nicht wundern, wenn es die Begierde der Eroberer anregt, aber auch nicht, wenn die Bewohner desselben es auf das Hartnäckigste vertheidigen. Außerdem ist aber, wie schon öfter gesagt worden, das Klima sehr zuträglich, die wenigen, morastigen Stellen an den Ufern des Kuban und an den Küsten werden bald ausgetrocknet sein, dann aber zugleich die Wechselfieber, von denen sie jetzt noch heimgesucht werden, verschwinden. Sonderbar ist es, daß unter allen den Berggegenden, die ich durchreiset habe, und deren sind nicht wenige, dieß die einzige ist, wo ich keine Bewohner gesehen habe, welche am Kropfe leiden, oder Cretins sind.

Die Bergbewohner des Kaukasus gehören vielleicht zu den eigenthümlichsten Völkern der Welt. Sie bewahren noch eine große Menge der Gebräuche, welche die alte, patriarchalische Zeit auszeichnen. Genau nach dem Gebote Mosis an die Israeliten, unterläßt der Ackersmann nie, etwas Korn ungemäht stehen zu lassen, damit es den Vögeln in der Luft zur Speise diene. Auch die Art des Dreschens ist noch ganz so, wie sie es bei den frühesten Bewohnern der Erde war. Das Dreschen geschieht auf einem kleinen, kreisrunden, kurz abgemähten und gehörig hart geschlagenen Fleck. Auf diesen wird das frisch gemähte Korn hingelegt, und nun hält ein halbes Dutzend Pferde, oder mehr, die an einer Stange befestigt sind, in vollem Gallop, ihren Kreislauf darauf, und es ist unglaublich, in wie kurzer Zeit ein Haufe Korn ausgedroschen ist. Das Stroh ist indessen nur zum Viehfutter zu brauchen.

Die Kornmühlen, gewöhnlich Roßmühlen genannt, haben dieselbe urväterliche Gestalt. Sie sind unter der Erde angebracht, und haben alle ein Rad, das von einem Pferde in Bewegung gesetzt wird. Wer sein Korn zum Mahlen bringt, muß auch ein Pferd mitbringen, das Rad zu drehen, und da hier kein Geld gilt, so wird der Besitzer der Mühle mit Korn bezahlt. Das leichtere Gesäme, z. B. Hirse (die Lieblingsspeise der Tscherkessen) wird gewöhnlich von den Frauen auf der Handmühle im Hause gemahlen. Der Kornboden eines Tscherkessen ist in dieser Gegend, wo der Krieg an der Tagesordnung ist, obgleich sehr eigenthümlich in der

Form, doch sehr zweckmäßig eingerichtet. Er schützt zu gleicher Zeit das Korn vor der Raubsucht des Feindes und, Jahre lang, vor Feuchtigkeit und Würmern. Man gräbt nämlich eine Grube von der erforderlichen Tiefe in die Erde, wobei die Mündung nur gerade groß genug gelassen wird, daß ein Mensch hineinkriechen kann. Nachdem man ein Feuer darin angezündet, um die Grube vollkommen trocknen zu machen, belegt man die Wände und den Boden mit Heu, um das Korn gegen Feuchtigtigkeit zu schützen. Hierauf wird der obere Theil mit Brettern bedeckt, und auf die Erde geschüttet, auf welcher bald Gras wächst, so daß, Den ausgenommen, welcher den Schatz vergraben hat, Niemand weiß, wo dieser verborgen liegt. Der Feind kann daher sehr wohl da sein Lager aufschlagen, wo er unter seinen Füßen den Ueberfluß hat, und doch vor Hunger umkommen.

Das Aufziehen der Heerden, namentlich der Pferde, ist ein Geschäft, an welchem diese Leute den größten Antheil nehmen, denn der reiche Tscherkesse schätzt, wie die Patriarchen im Alterthum, seinen Reichthum nur nach der Trefflichkeit und Menge seiner Heerden, ein Vermögen, zu dem auch seine Weiber und seine Kinder gehören. Von besonderer Schönheit ist das Rindvieh der Tscherkessen. Die Ochsen haben dieselbe Farbe und sind von derselben Race, wie die ungarischen, und die Schaafe (ebenfalls von morgenländischem Stamme) sind in den letzten Jahren, durch Kreuzung mit denen ihrer Nachbarn, der Kosaken, bedeutend verbessert worden. Eine Menge von Büffeln wälzt sich in den Morästen und Flüssen umher, und Ziegen weiden auf den Hügeln. Unter den letzten sah ich einige der schönsten, mit den längsten Haaren und den zartesten Gliedern, die mir je vorgekommen sind.

(Schluß folgt.)

Statistische Beschreibung des Gouvernements Astrachan.

(Schluß.)

Das Mineralreich. Außer Salz ist das astrachanische Gouvernement in dieser Hinsicht sehr arm. Bisher ist nur eine Eisengrube in dem Berge Tschaptschak, in dem enotaewischen Kreise, entdeckt worden. Man findet nur ganz gewöhnliche, sandige und kalkartige Mineralien; theils in den Bergen, theils an den Ufern der Wolga, trifft man zuweilen Elfenbein und versteinerte Bäume.

Gewerbe und Fabriken giebt es bloß in Astrachan; die übrigen Städte und überhaupt alle Einwohner dieses Gouvernements erhalten von hier aus alle die ihnen nöthigen Fabrikate. Den Handel begünstigt die vortheilhafte Lage des astrachanischen Gouvernements, durch die bequeme Verbindung mit den entferntesten Gegenden Rußlands, vermittelst der Wolga und der Nachbarschaft des kaspischen Meeres, wodurch es Verbindungen mit dem Kaukasus, Persien, der Bucharei, Chiwa und den Nomadenvölkern an den Küsten hat.

Die Wolga ist der Haupthandelsweg; die andern Flüsse dieses Gouvernements sind nicht schiffbar. Soweit die Wolga durch andere Gouvernements fließt, hat sie meistens nur ein Bette und nur wenige Seitenbäche; dahingegen im astrachanischen Gouvernement der Strom eine Menge Seitenarme und Bäche bildet, deren Zahl sich bei der Mündung vermehrt.

Die Tiefe der Wolga, von der Grenze des Gouvernements an bis bei Astrachan, ist sehr bedeutend; näher dem Meere und den Mündungen zu, wo sie sich in mehrere Arme theilt, wird sie so flach, daß zur gewöhnlichen Zeit die Tiefe nur 8 und während der Dürre bis 6½ Fuß beträgt. Im Frühjahr ist die Zunahme des Wassers 7 Fuß und etliche Zoll. Eine solche Seichtigkeit macht von Jahr zu Jahr den Kauffahrtheischiffen und Fischerfahrzeugen die Fahrt aus Astrachan ins kaspische Meer und zurück, mehr und mehr beschwerlich. Auf der Wolga verschifft man ins astrachanische Gouvernement: Getreide, Holz verschiedener Arten, Kornbranntwein und allerlei Gewerbs- und Fabrikerzeugnisse der innern Gouvernements; die letztern werden zu Lande gebracht. Manufakturwaaren und Fabrikerzeugnisse werden ins orenburgische Gouvernement, nach dem Kaukasus und ins Ausland verschickt. Die Hauptartikel der Ausfuhr des Gouvernements sind: Fische und die aus denselben gezogenen Produkte, Gemüse, Obst- und Gartenfrüchte, Hornvieh, Pferde und Schafe. Von den ausländischen nach Astrachan eingeführten Waaren, wird Seide und Baumwolle, nachdem das örtliche Bedürfniß befriedigt ist, nach Moskau und nach der nishneinovgorodischen Messe abgefertigt.

Astrachan, die Hauptstadt des astrachanischen Gouvernements, liegt auf der Westseite des Flusses Wolga, 80 Werst von der Mündung, an dem Orte, wo derselbe mehrere Arme bildet, welche die Stadt in mehrere Distrikte theilen. Unter den Wolga-Armen ist der Fluß Kutum der bemerkenswertheste. Bei seinem Ausfluß aus der Wolga ist eine Anfahrt für Kauffahrteischiffe eingerichtet. Die Stadt ist von den

Hügeln: Saitschi, Iljinsky, Kisselev, Parabotschev, Kasatschi, Golodnoi u. s. w., umgeben, welche in der Richtung von Osten nach Westen laufen. Um diese herum sind Sümpfe, Seen und trockene Thäler. Die Haupttheile der Stadt, oder vielmehr die Stadt selbst, befindet sich auf dem saizkischen Hügel, mit einer drei Faden hohen Mauer und enthält die Festung Kreml. Der Kreml hat 225 Faden in die Länge, 170 in die Breite und im Umfange 945 Faden. Es sind in demselben vier Thore. Von der Ostseite schließt sich an die Stadt die sogenannte Festung Beloigorod; sie ist auch von einer Mauer umgeben und hat acht Thore. Ihre Länge ist 435 Faden, die Breite 240, der Umfang 1,185 Faden. Der Fluß Kutum, welcher aus der Wolga von der Nordseite des Kremls und Beloigorods fließt, trennt von den Festungsmauern eine kleine Vorstadt. Sie dehnt sich längs dem linken Ufer, und ist durch einen Kanal getrennt, der auf 2 Werst und 15 Faden Breite von der Wolga nach dem Flusse Kutum durchgeführt ist. Dieser Kanal ist von Peter dem Großen zur Sicherheit für kleine Fahrzeuge, während der starken und großen Wellen in der Wolga, angelegt. Die Arbeiten wurden in 1774 fortgesetzt, in der Folge nachgelassen, und obschon in diesem Jahrhundert mit des astrachanischen Einwohners Warwatzi verliehenen großen Geldsummen erneuert, so hat doch bis jetzt die Einrichtung des Hafens noch nicht beendigt werden können. Zwischen dem Kanal und dem Kreml, von der Südseite, an der Wolga selbst, liegt die von Peter dem Großen angelegte Admiralität; hinter dem Kanal sind die tatarischen und armenischen Vorstädte und die Kasernen; in einiger Entfernung vom Kanal, an der Wolga, liegt die Vorstadt Besrodnaja; hinter dieser, unweit der Wolga, das tatarische Dorf Tsarewo, beim Flusse Tsarewa, welcher aus der Wolga fließt.

Die Bevölkerung Astrachans besteht aus Menschen verschiedener Stämme und Länder Europas und Asiens, die sich durch die Verschiedenheiten der Sprachen, Karaktere, Gewohnheiten, der Kleidung und des Glaubens von einander auszeichnen. Die Zahl der angesiedelten Tataren erstreckt sich zum wenigsten auf 10,000. Sie beschäftigen sich nicht allein mit der Zucht der Pferde und des Hornviehs, sondern treiben auch Handel und führen Seide, Baumwolle und andere asiatische Waaren zur nishneinovgorodischen Messe. Perser, bis 400 an der Zahl, beschäftigen sich alle mit dem Handel. Ihre Korrespondenten schicken ihnen aus Sinseli und Astrabat persische und andere Waaren. Ungefähr 4,000 Armenier treiben in Astrachan Gewerbe und Handel. Bucharen und Chiwenser leben hier auch von Handelsgeschäften. Man zählt hier an 300 Hindus.

Diese sind gemeiniglich sehr reich; wuchern, indem sie Geld für hohe Zinsen auf kurze Zeit ausleihen. Von Griechen, Deutschen, Polen, Engländern und anderen Europäern, die sich in Astrachan angesiedelt haben, giebt es nicht viele. Den übrigen, größten Theil der Bevölkerung, bilden die Russen. In 1836 belief sich die Zahl der Einwohner auf 45,466.

Die Hauptquelle der Einnahme und das größte Gewerbe der Einwohner ist der Fischfang längs der Wolga und auf dem kaspischen Meere. Die der Krone gehörigen Abtheilungen werden von den astrachanischen Kaufleuten und großen Kapitalisten in Pacht genommen.

Der Bau der Seefahrzeuge, das Laden der Waaren auf dieselben, des Mundvorraths und der Transport des Kronproviants nach den Küsten des kaspischen Meeres, beschäftigen viele Hände und bringen nicht geringe Vortheile. Obst- und Gemüsegärten geben den Einwohnern von Astrachan, durch den bedeutenden Verkauf von Früchten und Gemüse aller Art, eine ziemliche Einnahme. In Astrachan und in dem astrachanischen Kreise werden über 20,000 Pud Weintrauben eingesammelt; die Ausfuhr in die obern Städte vermindert sich aber, weil man angefangen hat, Weintrauben vom Don und zum Theil aus der Krimm dahin einzuführen. Jetzt versendet man aus Astrachan nicht mehr als 6,000 Pud, ungefähr ein Viertheil im Vergleich mit dem frühern Quantum. Wein macht man über 14,000 Weddro weißen, und etwas über 3,000 Weddro rothen. Der astrachanische Wein findet meistens Absatz an Ort und Stelle, oder wird nach den kalmuckischen Hordenlagern ausgeführt. Die Theurung der Unterhaltung der Maschinen für die Wasserbehälter und die Schwierigkeit der Behandlung der Weintrauben, sind die Ursache, daß der Weinbau wenig Vortheil bringt. Die Armenier und Tataren treiben verschiedene Gewerbe und beschäftigen sich am meisten in ihren Häusern mit der Fabrikation der ordinairen baumwollenen, seidenen und halbseidenen Zeuche und Gürtel im asiatischen Geschmack. Sie gebrauchen persische Seide, Baumwolle erhalten sie aus Chiwa und der Buchanei, Färberröthe und Galläpfel aus Persien und dem Kaukasus; die übrigen Materialien kaufen sie auf dem Platze.

Das Quantum des fabrizirten Bäs, Nankin und anderer Zeuche, die die Asiaten zum Anzug gebrauchen, erstreckt sich auf 10,000 Stück. Dieses ganze Quantum wird meistens in Astrachan selbst verkauft, jedoch zum Theil auch auf die nishneinovgorodische Messe gebracht. Seidene und halbseidene Zeuche werden verhältnißmäßig wenig gearbeitet, und die verfertigten werden in Astrachan abgesetzt. Färbereien halten die Arme-

nier. Das Geschäft und der Umsatz sind ziemlich bedeutend; sie färben die Baumwolle und baumwollene Zeuche meistens in rother Farbe. Nach der nishneinovgorodischen Messe werden jährlich gegen 8,000 Pud bucharischer rother Baumwolle, astrachanischer Färbung, geführt. In den Gerbereien verarbeitet man Pferde- Ochsen- und Schafshäute und verfertigt rothen, schwarzen und weißen Saffian. Das verarbeitete Quantum erstreckt sich auf 26,000 Stück. Das Leder wird meistens auf dem Platze verkauft. Gegen 20,000 Pud Seife werden verfertigt. Die dazu nöthigen Materialien, als Talg, Fisch- und Seehundsthran werden in Astrachan gekauft. Pottasche erhält man aus Kasan. Ueber 3,000 Pud Talglichte und an 800 Pud Wachslichte werden an Ort und Stelle verkauft. Den Talg für die Fabriken kauft man in Astrachan, wohin er aus den obern Städten gestellt wird; zum Docht gebraucht man bucharische und chiwensische Baumwolle.

In Astrachan kann man die jeder Handelsstadt eigene Handwerksleute finden, welche die örtlichen Bedürfnisse befriedigen. Die russischen Kaufleute in Astrachan handeln vorzugsweise mit Fischen, Kaviar und Hausenblase. Diese Waaren gehen überall ins Innere des Reichs für den inländischen Bedarf und nach beiden Hauptstädten, wo sie zur Ausfuhr ins Ausland, über Sanktpetersburg und im asowischen Meere über Taganrog, gekauft werden. Das zu Wasser längs der Wolga nach Astrachan aus den getreidereichen Gouvernements eingeführte Getreide bildet auch einen wichtigen Gegenstand des Handels der hiesigen Kaufmannschaft. Die russischen Kaufleute handeln im Kaufhofe mit baumwollenen, seidenen und wollenen Waaren, mit Eisen, Kupfer, Gußeisen und deren Fabrikaten, Glaswaaren u. s. w. Alle diese Artikel werden aus Moskau und von der nishneinovgorodischen Messe bezogen.

In dem armenischen Kaufhofe handeln außer den Armeniern auch andere Asiaten. Die Hindus aber haben ihren eigenen Kaufhof. In Astrachan giebt es keinen Jahrmarkt. Es ist das ganze Jahr hindurch Bewegung im Handel.

Der Hafen liegt zwischen dem krimmischen Thurm von der rechten, und dem warwizzischen Kanal von der linken Seite. Dahinter ist ein Bassin, das als Kriegs- und Kauffahrtheihafen dient. Früher war derselbe tief, jetzt aber hat er kaum 6 Fuß Wasser bei 10 Faden Breite und 1½ Werst Länge. Fast alle Mündungen der Wolga sind seicht und daher gebrauchen Fahrzeuge, die aus Astrachan abgehen, drei Wochen, um die Insel der vier Hügel zu erreichen. Hier steht ein Leuchtthurm, den

man den Vierhügelthurm nennt. Eine solche Seichtigkeit zwingt die Fahrzeuge beim Ein- und Ausgang das Steigen des Flusses im Frühjahr zu benutzen; denn alsdann kann dieser Weg in zwei Tagen zurückgelegt werden. In jedem Fall muß man das Fahrwasser gut kennen, um die seichten Stellen zu vermeiden. Die Transportschiffe (Schuyten) gehen aus Astrachan gewöhnlich ohne Ladung aus und erhalten bei der Mündung des Flusses, 30 Werst von Astrachan, die Hälfte ihrer Ladungen, welche auf kleinen Fahrzeugen ihnen zugeführt werden. Die andere Hälfte nehmen sie auf einer Tiefe von 2½ bis 3 Faden ein, welche in der offenen See sich auf 150 bis 200 Werst erstreckt. Fahrzeuge, die nach Astrachan gehen, müssen gleichfalls ihre Waaren in kleinere Fahrzeuge ausladen, um dieselben in die bertulische Zentralquarantaine, und von dort aus ins astrachanische Zollamt abzuliefern. Dieses Laden und Ausladen ist mit großen Unkosten, Schwierigkeiten und Gefahren verknüpft, besonders im späten Herbst. Oeftere Schiffsbrüche setzen die Kaufmannschaft großen Verlusten aus und nöthigen zuweilen die Absendung der Waaren zu Lande vorzuziehen.

Die Schiffahrt in der Wolga, bei Astrachan, ist im Winter auf 3 Monate, und bisweilen länger, unterbrochen. In 1834 waren 630 Fahrzeuge verschiedener Arten eingegangen und 160 ausgegangen.

Die Ein-, Aus- und Vorbeifuhr betrug im Ganzen 15,532,645 Rub. Das Gewicht aller Ladungen kann ungefähr 5 Mill. Pud ausmachen. Ueberhaupt beträgt der Werth der Einfuhr der Waaren längs der Wolga nach Astrachan 6 bis 9 Millionen Rubel, und der der Ausfuhr aus Astrachan auf demselben Wege macht jährlich, je nachdem die Preise sind, 4 bis 6 Mill. Rubel aus. Die Fische des Winterfanges, Hausenblase, Kaviar, Früchte und dergl. werden auch zu Lande versandt. Hierzu muß man auch das Vieh rechnen, mit welchem die astrachanischen Kaufleute Handel treiben, und welches sie von den Kalmücken und Kirgisen kaufen.

Geschichte des astrachanischen Handels. In der Mitte des XVI. Jahrhunderts, während der glänzenden Epoche der Regierung Johann IV., eroberte dieser Monarch das astrachanische Chanat und die Küsten des kaspischen Meeres, nebst dem Hafen von Astrachan, welcher, vermittelst des Flusses Wolga, unmittelbar mit dem Innern des russischen Reichs in Verbindung stand. Bald nach der Unterwerfung des astrachanischen Chanats, begann unser Handel auf dem kaspischen Meere sich zu erweitern. Krimmische Tataren, Nagaier, Kalmucken, Bucharen, Perser, Armenier und selbst Hindus kamen nach Astrachan mit Waaren, und die

Russen gingen auf eigenen Fahrzeugen nach Risabat; den Haupthandel betrieb man aber in Schamachie, der Hauptstadt Schirwans. Die schnelle Entwickelung unsers kaspischen Handels erschwerten sehr die Räubereien der Kosaken auf der Wolga, welche während der Regierung des Zars Alexei Michailowitsch dermaßen zunahmen, daß dieser Handel in Astrachan gestört, eine lange Zeit hindurch von diesem Fall sich nicht wieder erholen konnte.

Der Handel war hauptsächlich auf den Transport der persischen Seide nach Rußland, welche als Transitwaare nach europäischen Ländern abgefertigt wurde, begründet. Anfangs handelten blos die Perser mit dieser Waare, allmählich aber bemächtigten sich die Armenier des astrachanischen Handels und wurden die Faktore der Perser in Asien und in Europa. Sie bildeten eine persisch-armenische Kompagnie, welcher im Jahre 1684 ein Privilegium für den ausschließlichen Handel mit Seide ertheilt wurde. Peter I., im Jahre 1711, erleichterte ihnen die Zollabgaben und gewährte ihnen verschiedene Begünstigungen im Handel, unter der Bedingung, alle ihre persische Seide nach Rußland einzuführen, um dadurch den Transithandel derselben nach Europa zu vermehren.

Ungeachtet dieser den Armeniern ertheilten Vorzüge, trieben die russischen Kaufleute gleichfalls Handel mit Persien, indem sie Waaren auf eigenen Fahrzeugen nach Risabat und nach Riat abfertigten. Ihr Hauptstapelplatz war, wie früher, in Schamachie. Folgendes kann zum Beweise ihres dortigen erweiterten Handels dienen: Als im Jahre 1720 die Lesgier diese Stadt einnahmen und ausplünderten, beliefen die Verluste der russischen Kaufleute sich auf 4 Millionen, das Haus des Herrn Jewreinov allein litt einen Schaden von 470,000 Rub. Peter der Große trug besondere Sorgfalt, die russischen Kaufleute zu ermuntern, einen thätigen Antheil am Handel des kaspischen Meeres zu nehmen, und wollte es mit seinen siegreichen Waffen zu Gunsten Rußlands erobern. Die innern Unordnungen, die in Persien herrschten, begünstigten seine kriegerischen Unternehmungen, welche durch die Vereinigung der persischen Gebiete am kaspischen Meere, gekrönt wurden.

Zur Beförderung des russischen Handels errichtete Peter der Große im Jahre 1723 eine persische Handelsgesellschaft, in welcher die Russen und die Armenier, als Lehrer der erstern, Antheil nehmen sollten. Bald aber, nach seinem Tode (1725), erbat sich die dgulpinskisch-armenische Korporation ein Privilegium, in welchem ihr so große Vorzüge ertheilt wurden, daß die russischen Kaufleute nicht mehr im Stande waren, mit ihr

zu konkurriren. Die durch Peter den Großen gestiftete Gesellschaft ging zu Grunde und der ganze persische Handel kam wieder in die Hände der Armenier.

Aus dieser Ursache blieben die Handelsvortheile, welche den russischen Unterthanen in Persien durch Peters I. Eroberung persischer Provinzen und deren Zurückgabe laut dem Traktat vom 21. Januar 1732, als Ersatz für jene von den Persern bewilligten Vortheile ausgemacht worden, für die russische Kaufmannschaft ganz ohne allen Nutzen, um so mehr, da die Unruhen, welche Persien erschütterten, den Fortschritten des Handels auf dem kaspischen Meere im Wege standen. Bald nach den Armeniern erschienen den Russen andere Mitbewerber, die Engländer. Laut der mit Großbritannien im Jahre 1738 geschlossenen Konvention, wurde ihnen das Recht gestattet, nach Persien englische Waaren einzuführen, und nach Europa über Rußland persische Waaren auszuführen. Dieser Transithandel, so wie der während der Regierung von Iwan Wasilliewitsch Grosnoi, hatte keinen Erfolg; im Jahre 1746 wurde ihr Privilegium abgeändert, und der persische Handel kam wieder in die Hände der armenischen und russischen Kaufleute. Endlich kam die Regierung wieder auf den Gedanken Peters des Großen, für diesen Handel eine russische Kompagnie zu errichten, welche auch im Jahre 1755 ins Leben trat, aber nach drei Jahren sich mit der armenischen, unter dem Namen der persischen Handelsgesellschaft, vereinigte. Ihr Kapital war bedeutend und jeder russische Unterthan hatte das Recht, Theilnehmer zu werden. Sie hatte in Astrachan, Kisljar, Moskau und Sanktpetersburg ihre Hauptkomptoirs. Die Einrichtung dieser Gesellschaft konnte nicht allein nicht zur Erweiterung des Handels der russischen Kaufleute mit Persien mitwirken, sondern bedrängte sie noch mehr, indem die Armenier, wie früher, die Herren derselben blieben.

Im Jahre 1762 wurde diese Gesellschaft aufgelöset und befohlen, daß die russischen Kaufleute nur nach Baku und Sinseli reisen sollten, wo sie unter der Aufsicht der Konsuln gefahrlos ihren Handel treiben konnten, ohne genöthigt zu sein, ins Innere von Persien zu reisen.

Die am Ende des 18. Jahrhunderts entstandenen Unruhen in Persien hielten den Gang des Handels auf. Der im Jahre 1796 von der Kaiserin Katharina II. gegen Persien geführte Krieg, ward beim Antritte der Regierung des Kaisers Paul I. durch den in Tiflis geschlossenen Frieden beendigt, laut welchem Rußland Derbent, Baku und mehrere andere Orte behielt.

Der im Jahre 1802 aufs Neue ausgebrochene Krieg mit den Persern erregte wieder dem kaspischen Handel ein Hinderniß. Nach dem gulistanischen Friedensschluß, im Jahre 1812, fing derselbe an zuzunehmen, und blieb mehr oder weniger in einer blühenden Lage. In den letzten Jahren aber fing derselbe augenscheinlich an zu fallen.

Das gefährliche und beschwerliche Beschiffen des kaspischen Meeres, wegen der schlechten Beschaffenheit der Fahrzeuge und wegen Mangels an guten Schiffern, war die Ursache, daß die Kaufmannschaft anfing, den Landweg zur Waarenversendung den Versendungen über die See vorzuziehen, besonders seit der Anlegung der grusinischen Militairstraße und der sichern Kommunikation mit Tiflis. — Nach dem Friedensschluß mit Persien und während des Krieges mit den Türken, welcher den Handel auf dem schwarzen Meere hemmte, vermehrte sich die Aus- und Einfuhr der Waaren aus Astrachan über das kaspische Meer.

Kreisstädte. Im astrachanischen Gouvernement ist die Industrie in den Kreisstädten nicht bedeutend. In Enotaewsk ist der Fischfang die Hauptbeschäftigung der Einwohner, und theils auch das Führen der Waaren längs der Wolga nach Astrachan und hinauf bis zum saratowischen Gouvernement. In Tschernoijar und in Krasnoijar treiben die Bewohner Viehzucht, Obstkultur und Gartenbau.

Einwohner. In Rußland giebt es wenig Gouvernements, die durch die Verschiedenheit der Einwohner Astrachan gleichen. Hier wohnen Russen, Armenier, Grusinier, Griechen, Tataren, Bucharen, Chiwenser, Turkomanen, Perser, Hindus, Kalmucken und Kirgisen. 1) Russen, welche sich aus den innern Gouvernements Rußlands hier angesiedelt haben, bilden die Hauptklasse der Stadt- und Dorfbewohner, zu welchen der geistliche Stand griechischer Religion, alle Militair- und Zivilbeamten, Edelleute, Kaufleute, Bürger, Dienstboten, Krons- und Adelsbauern und Kosaken mit eingerechnet werden. 2) Armenier, aus früheren Zeiten aus Armenien hier angesiedelt, bilden einen großen Theil der Einwohner von Astrachan, leben nicht in andern Gegenden des Gouvernements, außer wenigen, die mit verschiedenen Krämerwaaren in den kalmuckischen und kirgisischen Steppen handeln und dort ihre eigenen Viehheerden besitzen, welche bei einigen sehr groß sind. Diese haben in den Steppen ihren beständigen Aufenthalt. Die Armenier zahlen keine Kronsabgaben und tragen nur die ländlichen Obliegenheiten. 3) Grusinier, Griechen, Perser, Hindus, Bucharen, Chiwenser und Turkomanen, leben beständig wegen ihrer Handelsgeschäfte nur in Astrachan. 4) Tata-

ren, Einwohner von Astrachan und dort eingeboren, sind unter folgenden Namen bekannt: a) Tataren der buchatischen, giljänskischen und agrischanskischen Flecken, die so nach ihren Wohnsitzen genannt werden, bilden den tatarischen Theil der Stadt Astrachan. b) Jurtowskische Tataren, leben theils in den Vorstädten, mehr aber in Dörfern des astrachanischen Kreises. c) Emekschische Tataren, von dem Worte Emek, d. i. Arbeiter, Nachkommen der Kriegsgefangenen. d) Kundrowskische Tataren werden als Nomaden angesehen, weil sie sich mit der Viehzucht beschäftigen, die Plätze ihrer Sommerwohnungen wechseln. Alle astrachanischen Tataren, seit 1836, tragen außer den ländlichen und Stadtabgaben, noch 5 Rub. für jede Seele und Rekrutengeld. 5) Kirgiskaisacken nomadisiren im Sommer in dem astrachanischen Gouvernement, auf der ganzen Fläche vom Fluß Usen bis zum Berge Bogda, und gegen das Meer bis zu den telepnawskischen Fischereien, und im Winter lagern sie sich an den Küsten und an niedrigen mit Schilfrohr bewachsenen Stellen, und nicht selten in den Landbesitzungen der Gutseigenthümer. 6) Kalmucken theilen sich in sieben Horden. Von diesen gehören fünf einzelnen Besitzern und zwei der Krone. Mit ihren Nomadenlagern nehmen sie im astrachanischen Gouvernement über 11 Millionen Dessätinen ein. Der Reichthum der Kalmucken besteht in Vieh. Die großen Steppen verschaffen den zahlreichen Heerden von Schafen, Hornvieh, Pferden und Kamelen eine hinlängliche Weide, ohne daß jemand für dieselben besonders Sorge trüge. Die Heerden bleiben das ganze Jahr hindurch in der freien Luft und nähren sich von dem auf den Steppen nachgebliebenen Grase, ohne irgendwo Dach und Fach zu haben. Auf die Winterweiden, in den kalmuckischen Steppen, läßt man die Pferde vorausgehen, weil die Pferde mehr Kraft haben, mit ihren Hufen das mit Schnee bedeckte Gras durchzuwühlen, ihnen folgt das Hornvieh und dann kommen die Schafe. Der Schnee dient ihnen als Wasser und befreit die Kalmucken von der einzigen Mühe, die sie im Sommer haben, Gruben zur Tränke zu graben.

Stürme und Schneegestöber richten hier große Verwüstungen an, indem sie ganze Heerden mit sich fortreißen und sie zu Tausenden von den Höhen in die Flüsse und abschüssigen Stellen stürzen. Ueber die Zahl des verschiedenen Viehes, das den Kalmucken gehört, hat man keine neuen offiziellen Nachrichten. Im Jahre 1827 waren, nach ihren eigenen Anzeigen, in allen Hordenlagern: 46,455 Kamele, 160,900 Pferde, 124,690 Stück Hornvieh, 459,036 Schafe, 13,144 Ziegen. Diese Zahlen sind aber

ohne allen Zweifel von den Kalmücken geringer, als sie wirklich sind, angegeben, und nach der Versicherung der Hordenaufseher und Kaufleute, können dieselben als der dritte Theil der eigentlichen Anzahl angenommen werden. Sollte man nun diese Zahlen nur verdoppeln und den allergeringsten Preis ansetzen, nämlich: Für ein Kamel 70 Rub., ein Pferd 25 R., ein Stück Hornvieh 15 Rub., ein Schaf 6 Rub. und eine Ziege 3 Rub.: so ergiebt sich, daß im Jahre 1827 die Kalmücken, eine runde Summe angenommen, zum wenigsten Vieh für den Werth von 24 Mill. Rubel besaßen.

Die Kamele der Kalmücken sind fast sämmtlich zweibucklich und haben dunkles Haar, es giebt auch gelbe und hie und da weiße. Sie sind beim Transport der Hordenvorräthe und Zeltgeräthe unentbehrlich. Die kalmuckischen Pferde haben kein gefälliges Aeußere, zeichnen sich aber durch Leichtigkeit und Stärke aus. Das Hornvieh gehört zu der mittelmäßigen Gattung; die kalmückischen Schafe sehen den kirgisischen gleich; sie sind groß, stark und wiegen mehr als 4 Pud. Diese Thiere, von denen die Kalmücken Wolle, Häute, Fleisch und Fett ziehen, sind in ihrem Nomadenleben ihnen höchst nützlich und unumgänglich. Schade, daß die Schafe mehr als andere Thiere der Vernichtung durch Stürme, Schnee und Kälte unterworfen sind. Ziegen halten die Kalmücken blos als Wegweiser für die Schafe, indem sie dreister sind, immer vorangehen; denn, wenn man die Schafe austreibt, sammeln sie sich in einen unbeweglichen Haufen, daher sie die Umsiedelung des Nomadenlagers, ohne die Anführung der Ziegen, sehr beschwerlich machen würden. Den Vermögenszustand der Kalmücken kann man in den der reichen, mittelmäßigen und armen eintheilen: Als ein Reicher wird derjenige gerechnet, der 5,000 bis 10,000 Schafe, bis 2,000 Pferde, 500 Stück Hornvieh und 160 Kamele zählt; als Mittelmäßiger, wenn er 500 Schafe, 50 Pferde, 30 Stück Hornvieh und 15 Kamele hat; als Armer endlich, wenn er 20 Schafe, zwei oder drei Pferde und fünf Stück Hornvieh besitzt. Bei geringerem Besitze sieht der Kalmucke sich genöthigt, gänzlich das Nomadenleben zu verlassen und geht zu den Küsten des kaspischen Meeres über, um bei den Fischfangsgewerben zu arbeiten. Die Viehzucht, indem sie die Kalmücken mit allen Nothwendigkeiten ihrer beschränkten Wirthschaft versorgt, verschafft ihnen noch die Mittel, durch den Verkauf des Viehes, alles Dasjenige zu erhalten, was in ihrem Stande zu einem gewissen Luxus gerechnet werden kann. Der Haupthandel mit dem Vieh ist gewöhnlich im Frühjahr, in den Hordenlagern, wohin alle Viehhändler aus den innern Gou-

vernements Rußlands zusammenkommen und große Partheien, besonders Schafe, kaufen, deren Preis nicht stehend ist, von 6 bis 9 Rub. Im Sommer und Herbst verkaufen die Kalmücken das Vieh in der Stadt Tschernoijar, wo bei dieser Gelegenheit, den 14. September, ein bedeutender Jahrmarkt abgehalten wird, in Enotaewsk und sieben Werst von Astrachan, auf der Stelle, die von Alters her der kalmuckische Basar genannt wird. Außerdem treiben die Kalmücken ihr Vieh zum Verkauf in das saratowische Gouvernement, nach dem kaukasischen Gebiete und in das Land des donischen Heeres. Die nachitschewanischen Armenier kommen zu ihnen und kaufen Pferde; und die Kirgisen, welche zwischen dem Ural und der Wolga nomadisiren, treiben mit ihnen einen Tauschhandel, bei welchem die Kalmücken, gegen Kamele, Schafe und Pferde erhalten, deren Vorzüge bekannt sind. Außer dem Vieh verkaufen die Kalmücken rohe Häute, Schafsfelle, gegerbte Lämmerfelle und Schafspelze. Nächst der Viehzucht dient in dem astrachanischen Gouvernement der Fischfang als einzige Quelle zur Nahrung des armen Kalmücken. Auf dem Flusse und den embaischen Seefischereien, vom Frühjahr bis zum Herbst, giebt es ihrer nicht weniger als 6000. Ein jeder erwirbt sich 100 Rub. mit Beköstigung. Bei den Fischereien nähren sich ganze Familien Kalmücken blos vom Fisch.

Der Handel mit den für den Kalmuckenstand unentbehrlichen Bedürfnissen, als: Thee, Tabak, Nankin, baumwollenes, verschiedenes Zeuch, Leinewand, Wein und verschiedene andere Erzeugnisse, ist jetzt in den Händen der Armenier und zum Theil der Tataren, welche mit ihren Waaren bei den Zelten der Hauptbesitzer nomadisiren. Das eigene Gewerbe der Kalmücken besteht in den unumgänglichen Haushandarbeiten. Die Weiber machen gewöhnlich große, dünne Filze, gewalkte Strümpfe, wollene Bänder für die Kibitken, wollene mit Pferdehaar durchflochtene Schlingen und Stricke, bearbeiten das Leder und verfertigen daraus Gefäße, nähen die Stiefel für sich und ihre Männer, indem sie, wo es nöthig ist, statt Pechdraht die Viehsehnen gebrauchen. Die Männer verfertigen Thüren und dünne Stäbchen oder Latten, womit sie ihre Kibitken beschlagen, drechseln Theetassen, machen für den Thee hölzerne Gefäße mit messingenen oder eisernen Reifen. Ueberdies haben sie ihre eigenen Schmiede, Schlösser, Silberarbeiter, Sattler und sogar Maler. Von diesen giebt es aber wenige, und ihre Arbeiten sind sehr mittelmäßig.

Susa.*)

Susa liegt am Meere, ist mit einer hohen und guten Mauer versehen und wohl befestigt. Diese Stadt wird des Handels und der Lage wegen als die zweite im Reiche Tunis betrachtet. Sie hat, wie man sagt, Gewisses ist in dieser Beziehung kann man nicht erfahren, 1100 Häuser mit 8000 Einwohnern und eine Garnison von 2500 Mann. Die Straßen sind ziemlich breit und reinlich, die Häuser haben in der Regel nur ein Stockwerk. Die Gebände welche sich vor andern auszeichnen, sind die Casaba, Burg, und die Ueberreste einer ehemaligen spanischen Kaserne, die in eine Moschee umgewandelt worden ist und den Malakka gehörend. Der Markt, Suck, ist nicht reich, aber reinlich. Es sollte hier beständig ein Gouverneur wohnen, da die Stadt eine Bezirksstadt ist, zu welcher noch 24 Dörfer gehören; allein dieser zieht es vor, in Tunis zu bleiben, während derselbe nur einen Chalifa, Verwalter, hier hält, vor welchem alle bürgerliche Streitigkeiten abgehandelt werden. Sachen der Religion werden von dem Kady, Oberpriester, besorgt. Nach Aussage eines gelehrten Mahamedäners, dessen Bekanntschaft ich machte, soll Susa im siebenten Jahrhundert in der Nähe der Ruine der ehemaligen Stadt erbaut worden sein. In der See, nahe am Hafen sind noch einige Spuren von Ruinen vorhanden, mit welchen die Wellen ihr Spiel treiben. Auch wird noch das Grabmahl des Erbauers der alten Stadt gezeigt. Die auf demselben angebrachte unleserlich gewordene Inschrift soll kufisch sein.

Der einzige Nahrungszweig der hiesigen Einwohner ist der Oelbau. Die ganze Umgegend ist daher mit einer ungeheuern Anzahl von Olivengärten angepflanzt; Feldbau wird nicht getrieben und Obstbau ist nicht vorhanden. Wenn die Olivenernte gut ausfällt, so wird jährlich aus den drei Hauptstapelplätzen Susa, Media und Sfax eine Million Medal Oel ausgeführt. Die Medal hält 15 bayerische Maas, und kostet zuweilen 8—12 und dieses (1835) Jahr 20 Piaster. Die Einwohner von Susa müßten ungeheuer reich werden, wenn sie ihren Vortheil verständen. Allein der Islam verbietet unter den Gläubigen Geld auf Zins zu leihen, deßhalb gibt es auch unter ihnen keine Kapitalisten. Haben sie Geld, so kaufen sie goldene Ketten, Juwelen und Perlen, um ihre Frauen damit zu schmücken, oder sie vergraben es, oder was noch häufiger der Fall ist,

*) Reise von Tunis nach Tripolis durch Christ. Ferd. Ewald.

sie verschwenden es. Daher kommt es, daß die Mauren hier fast immer ohne Geld sind. Tritt nun eine Zeit der Noth ein, so nehmen sie ihre Zuflucht zum Borgen, verpfänden ihre Kostbarkeiten und zahlen an Juden und Christen 24 vom Hundert, soviel ist Brauch und auch rechtmäßig. Die Christen, die sich angesiedelt haben, 4 — 5 Familien, wurden mit wenigem Gelde in kurzer Zeit sehr reich. Auch verkauft der Maure sein Oel, das er allenfalls erntet, immer ein Jahr vor der Ernte. Es hat z. B. der Maure einen Garten, dessen Ertrag 400 Medal Oel liefert, so verkauft er denselben voraus an europäische Christen oder an Juden, immer um die Hälfte des Werthes. So wurde im vorigen Jahre das Medal für 7 Piaster im Voraus gekauft und 20 verkauft.

Eingeborne Juden gibt es hier an 100 Familien und die Zahl mag ohngefähr auf 1000 Seelen hinlaufen. Der Nahrungszweig derselben ist Handarbeit: sie sind Goldschmiede, Schneider, Schuhmacher, Weber rc.; auch Kaufleute. Diese haben einen eigenen Marktplatz, auf dem nur Juden ihre Läden haben. Dazu kommen noch einige europäische Juden, die sich nur des Handels wegen hier aufhalten: sie versenden Oel, Wolle und Wachs. Außerdem leben hier noch von Handarbeit an 400 Malteser.

Der Aberglaube der hiesigen Mahomedaner übersteigt alle Begriffe und ihr Fanatismus ist grenzenlos. Vor einigen Tagen machte ich die Bekanntschaft eines Seifenhändlers auf dem Markte, der ein wenig italienisch verstand. Dieser bat, ich möchte ihm das italienische Alphabet unter das arabische, das er aufgeschrieben hatte, setzen. Als ich eben im Begriff war dieses zu thun, kamen mehrere Mahomedaner herzugelaufen und schrien: Was, du gibst diesem Kafer, Ungläubigen, das Wort Gottes in die Hand? Willst du denn in die Hölle geworfen werden? Umsonst stellte mein Seifenhändler der lärmenden Menge vor: Es sei ja nur das Alphabet und ich wollte ja nicht von ihm, sondern er von mir lernen. Diese behaupteten aber: Alle Wörter im Koran sind von Gott eingegeben. Diese seien zusammengesetzt aus Buchstaben und die Buchstaben machen das Alphabet; folglich sei das Alphabet dem Koran gleich zu achten. Ich zog mich zurück und sagte, daß ich nicht gesonnen sei, jemand zum Unrechtthun verleiten zu wollen. Christenhaß wird hier mit der Muttermilch eingesogen, und versteckt lodert er in den Herzen der hiesigen Bewohner. Zwar wagen sie es nicht, seit dem Falle Algiers, ihn laut werden zu lassen; aber wehe dem armen Christen, der unbehutsam genug ist, sich ihnen gänzlich und waffenlos anzuvertrauen. Ein grausames Beispiel trug sich während meines Hierseins zu. Ein Malteser, der sich mit Con-

trabandhandel abgab und deßwegen mit einigen hiesigen Kaufleuten in Verbindung stand, denen er Geld im Voraus auf die ihm zu liefernden Waaren gab, wird seit sieben Tagen vermißt. Er wohnte in einem Funduck, sein Zimmer wurde von dem englischen Agenten durchsucht und seine Bücher durchgesehen. Allein nichts führte zum Ziel, weil er aus Furcht entdeckt zu werden, in seine Bücher nur fingirte Namen eintrug. So viel aber ist gewiß, daß er vor wenig Tagen einem Mauren 3000 Piaster im Voraus für die ihm zu lieferenden 25 Centner Wachs zahlte. Wachs ist Contraband. Dieses darf nur an ein privilegirtes Haus hier verkauft werden. — Es wird nun mit recht vermuthet, daß dieser Unglückliche von dem Mauren ins Innere seines Hauses gelockt, daselbst ermordet und begraben worden sei. Die kleinsten Kinder rufen den Christen nach: Romi, ben kelb! Christ, Hundssohn! Dieser Ehrenname wurde mir heute von einem kaum 5 Jahr alten Knaben beigelegt, der mit seiner Mutter über die Straße ging und mich sah. Sie werden zwar, wenn es zur Klage kommt, hierüber gestraft; aber wer wagt es zu klagen?

Hic diximus, non eadem omnibus esse honesta atque turpia, sed omnia maiorum moris iudicari, eine alte und bekannte Wahrheit. Niemals aber ist diese so einleuchtend gezeigt und vor die Augen gestellt worden als hier. Den Turban abzunehmen, nachzusehen ob sich keine Gäste darin einquartirt haben; die Halbstrümpfe abzuziehen, sie von ihren Bewohnern zu befreien und die Gefangenen ohne sich im geringsten zu geniren, morden; in das Zimmer mit großem Geräusch zu spucken und alle diese Handlungen vor den Anwesenden, nicht nur vor Geringen, sondern auch vor Vornehmen zu verrichten, wird durchaus nicht für unschicklich gehalten. Während ich einst mit meinem Hauswirth und dessen Familie zu Tische saß und speiste, kam ein Maure herein, setzte sich neben uns auf einen Stuhl, öffnete den Kaftan und untersuchte seine Beinkleider. Ich konnte nicht mehr essen; allein die hiesigen Christen sind an solche Operationen gewöhnt, es fällt ihnen nicht mehr auf. Ich sagte: Nun der thut in der That, als ob er hier zu Hause wäre. Es ist mein Mäckler, gab man zur Antwort. Die hier gebornen Christen sagen: die Mauren in Susa besäßen weder Ehrgefühl noch Dankbarkeit und es sei gleich, ob man sie höflich oder unhöflich behandle. Man darf sie heute wegen Schuldforderung ins Gefängniß werfen, ihnen alles nehmen lassen; sobald sie die Strafe überstanden haben, thun sie als wäre gar nichts vorgefallen. Ein hier wohnender Italiener sagte mir, er habe in seinem Hause

einen sehr armen Maurenknaben auferzogen und ihn zum Diener angenommen. Dieser wurde von der ganzen Familie wie die eignen Kinder behandelt. Man glaubte auch deßwegen, er sei dem Hause sehr ergeben. Als vor drei Jahren der Bey von Tunis und der König von Sardinien sich Krieg erklärten und die Flotte des Letztern bereits vor der Festung Gouletta vor Tunis geankert hatte, da sagte dieser treue Diener: Jetzt werden wir euch Christenhunde zu Susa alle umbringen. Wie! auch du bist gegen uns? Auch du kennst uns nicht mehr? sagte sein Herr. Jetzt ist keine Zeit des Kennens, jetzt ist die Zeit der Rache gekommen, versetzte der Mahomedaner. Damals schwebten die Christen in der That in großer Gefahr.

Daß dießmal die Thronbesteigung des neuen Bey eine unblutige war, ist den hiesigen Einwohnern unbegreiflich und in den Annalen dieses Reiches etwas ganz ungewöhnliches. Mußten doch bei dem Regiegierungsantritt des letzten Bey seine beiden Neffen, der Leibarzt, der Sachab Ettaba und der Sekretär der auswärtigen Angelegenheiten, der ein Christ war, bluten. Es war ein ergötzliches Schauspiel für diese Barbaren, die beiden jungen rechtmäßigen Thronerben enthauptet, den Sachab Ettaba, der so viel zur Verschönerung von Tunis beigetragen hatte, eine schöne Moschee erbauen und viele Brunnen graben ließ, todt durch die Stadt schleifen zu sehen, und jetzt soll alles so ruhig ablaufen, nicht einmal der sehr gehaßte Sachab Ettaba erdrosselt werden? Alles soll mit der Verbannung zweier Mameluken nach Gerba abgethan sein? Unmöglich! sagte das Volk. Nun aber heißt es, in den Büchern, welche die Priester besitzen, sei gefunden worden: der jetzige Bey soll nur dritthalb Jahre regieren, dann sollen Opfer genug fallen. Dieser Zeitpunkt wird mit großer Sehnsucht erwartet; obgleich jede neue Regierungsveränderung dem Lande viel Geld kostet. Denn der Kaftan muß bei dem Großherrn immer sehr theuer erkauft werden. Der Distrikt Susa allein zahlt hierzu jedesmal 40000 Piaster; dennoch wird eine solche Zeit immer gerne gesehen. In einem Monat reist der schon oben genannte Sachab Ettaba von Tunis nach Konstantinopel, um für seinen Prinzen den Kaftan in Empfang zu nehmen. Zu diesem Behufe lagen schon lange einige Kriegsschiffe zu Marseille in Arbeit. Vor einigen Tagen langten diese in Tunis an, sogleich wurden Matrosen hierzu gepreßt, in Susa allein 24. Armes, finsteres, unglückliches Land!

Sfax.*)

Vielleicht ist an den Ufern des Mittelmeers keine Stadt, deren Lage so gut, deren Umgebung so schön und reizend wäre als Sfax. Hart am Meere erheben sich die hohen Mauern, welche 1200 Haupt- und 2400 Nebengebäude umschließen, und rechnet man nach der Anzahl dieser Häuser und nach der Menge Menschen, die sich beständig in den Straßen bewegen, so kann die Seelenzahl der hiesigen Mahomedaner 10 — 12000 betragen. Sfax ist gut befestigt und die Mauern sind mit Kanonen versehen; doch konnte ich niemals eine Wache wahrnehmen. In der Burg wohnt ein Aga mit einigen Soldaten, die hier Suavi heißen, und noch nach der alten türkischen Art gekleidet sind, während sie in Tunis und an andern Orten schon seit 6 Jahren neu organisirt Nizam heißen und nach europäischer Weise gekleidet und eingeübt werden. Mit wenig Mühe und Kosten könnte der Hafen sehr gut hergestellt werden; allein jetzt ist er dergestalt mit Sumpf und Gesträuch verstopft, daß nur kleine Fahrzeuge bis an die Stadt gelangen können, größere müssen eine halbe Meile entfernt in der See Anker werfen. Die Straßen sind gut, zuweilen gepflastert, die Häuser schön und im baulichen Stande gehalten. Es wäre daher eine Freude durch die Straße zu wandern, wenn diese nicht, wie überall in der Berberei, mit Unrath aller Gattungen gleichsam verstopft wären. Es ist nun einmal den Mahomedanern auf der Nordküste Afrikas eigen, die Unreinlichkeit der Straßen als nothwendig anzusehen. Ausgezeichnete Gebäude giebt es hier nicht, wohl aber eine sehr große Mosche den Malakia gehörend; Hanafia gibt es hier nicht. Nirgend fand ich so viele Zufluchtsörter für Verbrecher zusammengehäuft als hier: nicht nur einzelne Heiligenkapellen, sondern ganze Distrikte der Stadt, welche nach und nach den Kapellen der Heiligen geschenkt wurden, gehören dazu. Einmal einen solchen Distrikt erreicht zu haben, und jeder Verbrecher ist frei. Sfax hat auch einige schöne und reiche Marktplätze, auf denen sowohl inländische Produkte als auch europäische Manufakturwaaren verkauft werden. Hierher kommen ganz besonders die Karavanen aus Gadamas, um ihre aus dem Innern von Afrika gebrachten Waaren, als Goldstaub, Elfenbein, Senearblätter, Straußfedern, Sclaven ꝛc., umzusetzen. Die Einkäufe, welche sie gewöhnlich machen, bestehen in Glasperlen, Spiegeln, Scheeren, Messern, Papier ꝛc. Sonderbar ist der Gebrauch der Kaufleute aus Gadamas: den Goldstaub z. B. geben sie nicht eher aus den Händen, bis ihnen der Betrag und zwar in Silber einge-

*) Aus Ewald's Reise nach Tripolis.

liefert ist, Goldmünzen nehmen sie nicht an. Eigenthümlich ist es, daß in der Stadt selbst nur Sfaxia, Eingeborne, wohnen dürfen. Kein Fremder darf im Bereiche der Stadt ein Haus besitzen, weder Araber noch Beduinen. Ankömmlinge aus Tunis, Tripolis oder aus irgend einer andern mahomedanischen Gegend müssen, wenn sie sich hier niederlassen wollen, ihre Wohnung vor der Stadt aufschlagen. Die Bewohner von Sfax sind ohne Ausnahme reich, einen armen Sfaxia gibt es nicht. Jeder besitzt einen schönen Garten vor der Stadt und in demselben ein Landhaus, wo er mit seiner ganzen Familie in den sechs schönen Monaten des Jahres wohnt. Es ist ein herrliches Schauspiel in dieser Jahreszeit sich des Abends vor das Thor zu begeben. Schaarenweise ziehen in der Kühle des Tages Alt und Jung, Groß und Klein nach den schönen Gärten, die eine Viertelstunde außerhalb der Stadt beginnen, einen Halbzirkel bilden, dessen längster Durchmesser 12 Meilen beträgt. Innerhalb dieses Raumes befinden sich an 6000 Gärten. Die Fruchtbarkeit des Bodens ist unbeschreiblich; Aepfel, Birnen, Trauben, Feigen, Granatäpfel, Aprikosen, Pfirsiche, Mandeln, Zitronen, Pflaumen, Maulbeeren &c. und eine große Menge anderer Südfrüchte schmücken die Gärten der Sfaxia. Dagegen werden Gemüse, von welchen die Mauren keine Freunde sind, nur selten gebaut. Kartoffeln kennt man auf der ganzen Küste Nordafrikas nicht, die Europäer lassen sich ihren Bedarf aus Malta kommen. Dafür wachsen hier Gurken und Zwiebeln im Ueberfluß, welche von den Einwohnern sehr geliebt werden. Getraide, besonders Roggen und Gerste, wird sehr viel gebaut; auch Erbsen und Linsen größer und letztere röthlicher als in Europa. Die Rindviehrace ist im Allgemeinen gut, doch nicht so schön als in Europa, Schafe, sowohl langschweifige als gewöhnliche gibt es hier eine ungeheure Menge. Wild jeglicher Art hat es im Ueberfluß, doch keine Raubthiere; zwar sollen deren noch im Innern des Landes getroffen werden, indeß nicht mehr in solcher Anzahl als zur Zeit der Römer. Da die Jagd frei ist, so gehört sie zu den größten Vergnügungen der hiesigen Europäer, welche oft wochenlang ihre Wohnungen verlassen, um zu jagen und immer kehren sie mit reicher Beute zurück. Die Sfaxia sind große Liebhaber von Fischen; deren gibt es aber auch sehr viele, welche ohne große Mühe ganz einfach gefangen werden. Flechtwerke werden weit in die See hinein aufgestellt, am Ende derselben ist das Netz angebracht. Die Fische, einmal in den Rechen dieser Flechtwerke angelangt, suchen den Ausgang, indem sie immer vorwärts schwimmen und deßwegen dem Netze zueilen. Dieses füllt sich gewöhnlich täglich zweimal. — Es ist nun gerade die Ernte hier.

Gerste und Roggen reifen zu gleicher Zeit. Jeder Bewohner bringt seine Garben vor das Thor, wo sich ein großer, freier Platz zu diesem Behufe befindet; hier wählt er sich für seine Garben eine besondere Stelle aus und häuft dieselben nach und nach, wie er sie vom Felde bringt, auf. Ist dieses geschehen und die Garben sammt und sonders eingebracht und aufgehäuft, so erscheint der Kaid der Stadt und schätzt jeden Haufen, sprechend: dieser gibt 100 Maas und dieser hier 500 ꝛc. Gegen diese Schätzung darf Niemand Einsprache thun. Es ist der Zehent für den Landesherrn. Auf der Stelle nun beginnt von allen Bewohnern das Dreschen mit dem Dreschwagen der Alten. Diese Wagen sind für Gerste niedrig, mit vier Walzen versehen und jede Walze mit 6—8 eisernen Scheiben. Die Thiere werden angespannt und der Treiber stellt sich auf den Wagen. Die Garben werden vorher ringsum gelegt und nun wird auf diese herumgefahren, bis alles ganz klein und kurz gestoßen ist. Zum Roggen bedient man sich nur eines dicken Brettes, etwa 4 Fuß lang und 2 breit. Im Brette selbst sind Stücke von Eisen und Flintensteine eingetrieben. Der Ochs oder Esel wird angespannt und der Treiber, auf dem Brette stehend, beginnt nun seine Fahrt, bis ebenfalls alles zerstoßen ist. Auf diese Weise wird in kurzer Zeit sehr viel gedroschen. Um das Korn von der Spren zu reinigen, sind einige Leute mit großen Gabeln beschäftigt, das Gemisch beständig aufzurühren, der Wind trägt alsdann das Stroh weg und die Körner fallen zu Boden. Das Getraide wird hierauf in Säcke gefüllt, auf Kameele geladen und in die Getraidekammer, die gewöhnlich unter der Erde sich befindet, gebracht. Das ganz kurz gestoßene Stroh wird ebenfalls sorgfältig gesammelt und das nützliche Kameel bringt alles an den Ort der Bestimmung. Auf diese Weise ist in weniger als 10 Tagen die ganze Ernte und Dreschzeit abgethan.

Juden giebt es zu Sfax an 200 Familien mit ohngefähr 2000 Seelen. Sie bewohnen eine eigene Vorstadt, die durch eine Mauer mit einem Thore von der übrigen Stadt getrennt ist. Ihre Beschäftigung ist gleich den übrigen Juden an der nordafrikanischen Küste, Gewerbe und Handel. Sie haben zwei große Synagogen, in welchen sie ihre Gebete verrichten, den Kindern Unterricht ertheilen und den Talmud studiren. Ich habe wenig reiche Juden hier gefunden. Die meisten erwerben gerade soviel, als sie zum Leibesleben und zur Nothdurft bedürfen. Da der Bürgerkrieg zu Tripolis über drei Jahre wüthete, so haben sich über 80 jüdische Familien von dort hierher geflüchtet. Die ganze jährliche Abgabe, welche die jüdische Gemeinde an den Landesherrn zu zahlen hat, beträgt

nicht mehr als 80 Piaster. Merkwürdig ist es, daß sich die Juden der drei Staaten Tunis, Tripolis und Algier durch ihre Kopfbedeckung vorzüglich unterscheiden. Der Jude in Algier bindet ein schwarzseidenes Tuch um die Stirn, der in Tunis hat einen schwarzen Turban und der in Tripolis trägt einen bunten Turban aus Seidenzeug. Die Frauen der Juden aus Tripolis tragen an der Stirn ein Band, an welchem Goldstücke hängen, dessen Menge und Größe von dem Wohlstand des Mannes abhängt und oft trägt auf diese Weise die Frau die ganze Habe des Mannes an der Stirn.

Christen gab es noch vor zehn Jahren keine hier. Die erste christliche Familie, die sich hier niederließ war die des französischen Konsular-Agenten, dieser folgte bald darauf der sardinische Konsul und seit vier Jahren ist auch ein englischer hier. Auch ließen sich um diese Zeit einige christliche Kaufleute hier nieder. Als die Revolution in Tripolis ausbrach, flüchteten sich ebenfalls mehrere Familien hierher, die nun wohl hier bleiben werden. Malteser aber gibt es eine Menge hier, die überall wie das Unkraut um sich greifen und Schmach und Schande dem Christennamen bringen. Alle Christen müssen im Judenquartier wohnen und nur aus besonderer Gunst ist es dem englischen Agenten erlaubt, in der Stadt wohnen zu dürfen. Die Europäer in Sfax sind alle in kurzer Zeit reich geworden. Ich kenne deren, die vor vier Jahren keinen Piaster besaßen und jetzt könnten sie in jeder europäischen Stadt von ihren Kapitalien leben. — Die hiesigen Mahomedaner werden für sehr gelehrte Leute gehalten und ich hatte mit Vielen Unterredungen. Sie empfingen auch von mir eine nicht unbedeutende Anzahl Schriften in arabischer Sprache. Doch von ihrer großen Gelehrsamkeit konnte ich wenig wahrnehmen. Einer von ihren Gelehrten, der für sehr unterrichtet gehalten wird, sagte mir, als wir uns über Astronomie unterhielten: Es sind sieben Himmel, einer über den andern erhaben. Jeder dieser Himmel hat seine eigene Sonne und diese sieben Sonnen sind die, von den Christen fälschlich gehaltenen, sieben Planeten. Ueber dem siebenten Himmel erhaben stehe der Stuhl Gottes und über dem Stuhl das Bett. Das letztere wendete er ein, als ich ihm sagte, es gäbe eilf Planeten.

Die Hitze wächst jetzt täglich und je weiter ich gegen Morgen ziehe, desto stärker soll sie werden. Heute haben wir 28 Grad Reaumur; doch trägt die Nähe des Meeres etwas zur Milderung bei. Mehr als die Hitze sind die Scorpionen zu fürchten, die hier eigentlich ihre wahre Heimath haben. Gestern spielte ein Kind im Sande in einem nahen Gar-

ten, wurde von einem Scorpion gestochen und starb wenig Stunden darnach. Im Monat Juli und August sind sie am gefährlichsten; doch fallen sie den schlafenden Menschen nicht an, wenn er ganz bewegungslos liegen bleibt, sobald er sich aber bewegt, stechen sie. Das beste Mittel ist, die Wunde sogleich mit einem Rasirmesser auszuschneiden, und diese einige Stunden lang mit Oel einzureiben. Die Schmerzen sollen in diesem Falle nur 24 Stunden anhalten und die Gefahr vorüber sein.

Nowaja-Semlja.*)

„Nowaja-Semlja ist ganz felsig und — wenigstens an der westlichen Küste — von zahlreichen Klippen umgeben, welche theils unter dem Spiegel des Meeres bleiben, theils aus demselben hervorragen.**) Die Südspitze, welche wir nicht selbst gesehen haben, soll flach sein. Weiter nach Norden erheben sich Berge. An der Nechwatowa, die in den Kostin-Schar sich ergießt, sahen wir, so weit wir vordrangen, und so weit das Auge von den höchsten Spitzen reichte, die ganze Ebene mit isolirten Felskämmen von mittelmäßiger Höhe besetzt, denn keiner mochte 2000 Fuß erreichen. Weiter nach Norden werden diese Erhebungen viel ansehnlicher, sowohl in Bezug auf die Höhe, als auf die Ausdehnung, und um die unter dem Namen Matotschkin-Schar bekannte Meerenge drängen sie sich so zusammen, daß man keine vorherrschende Ebene erkennt, sondern, mit Ausnahme eines schmalen Küsten-Saumes nach Westen, und eines breitern nach Osten, nur Berge und Thäler unterscheidet. Die höchsten Gipfel sind hier sehr unregelmäßig vertheilt. Von den westlichern Bergen hat Herr Ziwolka die Höhe der ansehnlichsten trigonometrisch gemessen, und den Mitjuschew-Kamenj 3200 Fuß Ruff. Maaß hoch gefunden. Er liegt nördlich von der Westmündung der Meerenge an der Silberbucht und gewährt einen um so majestätischern Anblick, als er dicht an der Küste sich erhebt. Höher ist ein anderer Berg (3475 Fuß Ruff.), der im ersten Drittheil des Schars an dessen Südküste liegt, am höchsten aber dürfte ein Berg sein, der südlich von der Ostmündung sich befindet, von der West-

---

*) Aus dem im Bulletin scientifique der Petersb. Acad. d. Wissensch. mitgetheilten Artikel des von Hrn. Akademiker v. Baer abgestatteten Berichts über seine wissenschaftliche Reise nach Nowaja-Semlja und Lappland.

**) Wie bei Spitzbergen.

küste aus nicht sichtbar ist, aber alle umstehende Berge bedeutend überragt und auch durch seine Masse und seinen breiten, kuppenförmigen Gipfel imponirt. Er ist nicht gemessen, da wir fast zufällig und ohne Meß-Instrumente in seine Nähe kamen, und eine Rückkehr zu ihm der ohnehin durch das späte Aufgehen des Eises in der Meerenge verzögerte Aufenthalt in denselben nicht erlaubte; — doch glaube ich, so weit man sich auf eine Schätzung in diesen Gegenden, wo fast alles Maaß verloren geht, verlassen kann, daß er auf mehr als 4000 Fuß sich erhebt. Der großartige Anblick dieser im Allgemeinen schroffen Felsen wird noch erhöht durch die blendend-weißen Schneemassen, welche theils ganze Bergflächen bedecken, theils in breiten Streifen vom Gipfel bis zum Fuße sich herabziehen und das dunkelgefärbte Gestein bei heller Luft fast schwarz erscheinen lassen. An manchen Stellen ist der Thonschiefer, auch in isolirten Stücken betrachtet, so schwarz, daß er von unsern Geognosten wiederholt auf Kohlengehalt geprüft wurde. Die Mitte von Nowaja-Semlja gewährt also ziemlich dieselbe Ansicht, wie die Westküste von Spitzbergen.*) Nur mögen die Berge in dem zuletzt genannten Lande mehr noch in scharfe Spitzen auslaufen, während in Nowaja-Semlja langgezogene Kämme oder nicht ausgedehnte Kuppen vorherrschend sind, obgleich die kegelförmigen Spitzen auch nicht ganz fehlen. So erklärte auch ein Mann, der früher in Spitzbergen überwintert hatte und jetzt bei uns in Diensten stand, daß dort die Berge spitzer seien.

Weiter nach Norden setzten sich die Berge nach den Beobachtungen des Adm. Lütke und denen, welche Herr Ziwolka auf seiner ersten Reise gemacht hat, an der Westküste noch fort, doch mit abnehmender Höhe und mit veränderter Richtung der Thäler, welche nach der Küste auslaufen und Gletscher enthalten. Die Ostküste ist im Allgemeinen flach."

Aus der nun folgenden von Hrn. Lehmann entworfenen Beschreibung der geognostischen Beschaffenheit der Insel theilen wir das aus den angestellten geognostischen Beobachtungen hervorgegangene Resultat mit, daß das Gebirge auf Nowaja-Semlja eine Fortsetzung des Urals ist. Hr. Lehmann sagt in dieser Beziehung: „Herr Al. Schrenk durchreiste in diesem Jahre auf Veranlassung und im Dienste des kaiserlichen botanischen Gartens die Samojeden-Tundra der archangelskischen Gouvernements; er drang bis zum Ural vor, durchsuchte denselben hier geognostisch und verfolgte die nördlichsten Ausläufer dieses Gebirges bis Waigatsch hin. Hier

*) Scoresby Account of the arctic regions Vol. I. p 94, 110.

auf Waigatsch herrscht derselbe graue, versteinerungslose Kalkstein, der Kostin-Schar umgibt und von hier nach der Südspitze von Nowaja-Semlja fortgeht, ohne sich bedeutend über den Meeresspiegel zu erheben. Es gleichen nicht nur die um Kostin-Schar geschlagenen Belegstücke denen von Waigatsch auffallend, sondern es stimmen auch die andern geognostischen Verhältnisse vollkommen mit einander überein."

Reise in die Steppen des südlichen Russlands, unternommen von Dr. Fr. Goebel, Prof. der Chemie und Pharmacie, Coll.-Rath &c., in Begleitung der HH C. Claus und A. Bergmann. Erster Theil, mit 12 lithogr. Ansichten und einer Karte der transwolgaischen Steppe. Dorpat bei Kluge. 1837.

Dies Werk, ist so reich an Ausbeute für mehrere Fächer der Wissenschaft, so interessant für alle Classen gebildeter Leser, und zugleich in so hohem Grade musterhaft eingerichtet und elegant ausgesteuert, daß selbst die Geschichte seiner Entstehung, große Aufmerksamkeit verdient. Der Hauptzweck des Verfassers war die chemische Untersuchung der Salz-Arten, Seen, Wassen, und Kräuter im Innern Rußlands, des Wassers des kaspischen, schwarzen und asowschen Meeres, und der Exhalationen der Schlamm-Vulcane. Der Kaiser gewährte ihm dazu einen Urlaub von 8 Monaten, und außer seinem Gehalte während dieser Zeit, eine Unterstützung von 4000 Rthl. B. A. Mit zwei jüngern, von ihm gewählten Männern, von denen der Eine als gelehrter, der Andere als technischer Chemiker seine Schüler gewesen, und mit der einsichtsvollsten Zweckmäßigkeit, sowohl zu den wissenschaftlichen Untersuchungen als für die Zufälligkeiten des Reisens ausgerüstet, trat er am 21. Januar 1834 seine Reise an. Er ging über Saratow, an den Elton-See, tief ins Land der Kirgisen, zu Kalmücken und Tartaren, in mehrern Richtungen durch und längs dem kaspischen Meere, nach Astrachan, über Kijatsch, wo die Glaubersalz-Seen sind, den Bogdo-Berg, nach Sarepta, von dort an den Don, nach Novo-Tscherkask, nach Taganrog, über das asowsche Meer nach Jenikale, Kertsch, Taman, Feodosia, Sympheropol zur Südküste der Krym, Sewastopol, Baghtsche-Sarai, Eupatoria, Cherson, Nikolajew und Odessa. Von hier trat er die Rückreise nach Dorpat an, wo er am 15.

Sept. eintraf. In diesem langen Verzeichnisse sind viel mehr Punkte ausgelassen als genannt, die naturhistorisch, geschichtlich, statistisch oder durch ihre Schönheit interessant sind, und von jedem erfährt man etwas Wichtiges oder Anziehendes. Zwar gehörten, wie oben bemerkt, die Hauptzwecke des Verfassers der Chemie, aber wer zu wissenschaftlichen Reisen viel mitbringt, gewinnt auch viel. Die Gelehrsamkeit des Verfassers umfaßt mehrere Fächer, und so sammelte er einen Reichthum von botanischen, barometrischen, geographischen, statistischen und ethnographischen Beobachtungen ein, und sein offener, empfänglicher Geist ließ ihn selbst die kleinern Abentheuer der Reise lebendig auffassen und darstellen. Für die Nutzbarmachung seiner reinwissenschaftlichen Ausbeute, schlossen sich mit ehrenvollem Eifer mehrere seiner Herren Collegen ihm an. Herr Professor Kruse bearbeitete und commentirte die Karte; Herr Prof. Parrot übernahm die Berechnung der barometrischen Messungen; die HH. Ledebur, Bunge und Meyer verbanden sich mit Herrn Dr. Claus für die Botanik; Hr. Dr. Hueck gab ihm Mittheilungen über die Schädelmessungen; — selbst die Correctur übernahm ein College, Herr Prof. Otto. Aus der Verbindung solcher Gelehrten mußte wohl etwas sehr Werthvolles hervorgehn. Diese gelehrten Schätze giebt indeß größtentheils der zweite Band. Der vorliegende Erste ist der Beschreibung der Reise selbst gewidmet, der indeß auch fünf statistische Abhandlungen beigefügt sind.

Zu den merkwürdigsten Punkten der Beschreibung gehört der Besuch bei dem Kirgisen-Khan Dschangir, der den Verf. mitten auf der Steppe in einem prächtigen, mit kostbaren Teppichen und Kronleuchtern geschmückten Palaste empfing, ihm ein europäisch-stattliches Gastmahl gab, bei dem die trefflichsten Weine, selbst Champagner nicht fehlten, ihn bei der Weiterreise von Sultanen begleiten ließ und ihm, als Empfehlungsschreiben einen Dolch mitgab, auf dem der Name des Khan's stand. Ueberall wo dieser vorgezeigt wurde, machte er die Kirgisen und Tartaren unterwürfig und dienstfertig. Das Alles war aber nur die Winterherrlichkeit des Khan's. Im Sommer zieht er in den Steppen umher, und schmaust mit seinen Unterthanen auf ebner Erde. — Dahin gehören ferner der Fischfang im Ural, der fabelhaft-reiche Rosengarten bei Astrachan, der täglich 400 bis 600 Pfund Centifolien liefert; die Weingärten um Astrachan, die auch zwar geschickte Winzer, aber keine solche Küper haben. u. s. w.

Gegen 30 verschiedene Traubensorten werden um Astrachan gezogen, und die Erndte davon ist äußerst reich. Der größte Theil der Beeren

wird indeß ungekeltert verführt,*) wozu man ihnen durch Rauch unter den Reben, Dickhäutigkeit erkünstelt. Aus den übrigen werden Rosinen, eine Art ohne Kerne, fabricirt, und etwa 6000 Weddro Wein gekeltert, der aber, unausgegohren und schlecht behandelt, nur von geringer Güte ist, und bald sauer wird. Daß sich aber aus den vortrefflichsten Trauben auch die vortrefflichsten Weine bereiten lassen, fand der Verfasser auf dem Gute der Frau v. Achmatow, Tscherepatsche, erwiesen. Er sagt: „Die feurigen und würzigen Weine Siciliens und Ungarns, die lieblichen und kräftigen des Rheingaues und Frankreichs, so wie der schäumende Champagner, alle hier gezogen und gekeltert, überzeugten uns von der Tüchtigkeit des Küpers und der Möglichkeit, diese herrlichen Produkte des Auslandes auch am kaspischen Meere zu erzielen.“ Bekanntlich liefern die Weinkeller des Grafen Woronzow zu Odessa denselben Beweis für die Reben der Krym. Auch über die Art der Rebenpflege hat der Verf. ausführlich berichtet. — Nicht weniger interessant und belehrend sind die Nachrichten über die Bereitung des Salpeters, und die Einrichtung der Salzmagazine, über den Caviar, über die Naturerscheinungen der Steppen, wie die Sandsäulen, die Luftbilder, den Steppensturm, über die Wolga-Gegenden, die deutschen Colonien zu Saratow, Sarepta rc. ihre Lage, ihren Landbau, ihre Obst- und Viehzucht und Gewerbsindustrie; über den Charakter der Kirgisen, Kalmücken u. s. w., über die Beschiffung des kaspischen Meeres, des asowschen Meeres, dessen phosphorisches Leuchten, die Scheibenquallen, diese sonderbaren sehr lebendig thätigen Thiere, die nur ruhig zu stehen brauchen, um zu zerfließen, und bei deren chemischer Zersetzung der Verfasser fand, daß ihr Körper aus 98 Hunderttheilen Wasser und $\frac{2}{100}$ Eiweißstoff und Schleim besteht rc. Man erstaunt, wenn man den ersten Band durchlas und zurückdenkt, über die reiche Gallerie, gründlich und lebendig, mit unterhaltenden Abentheuern gemischt, die man durchwandelte. Der Verfasser erreichte das Alles vorzüglich dadurch, daß seine Schrift in diesem ersten Theile ein Tagebuch ist, und daß er jeden Gegenstand den er an einzelnen Tagen sah, erforschte und mit der Lebhaftigkeit des ersten Eindrucks schilderte, zu Hause mit Gelehrsamkeit bereicherte. Das Buch ist ein reifes Werk, das in scheinbar leichter Behandlung gründliches Wissen vorträgt. Auch die dem ersten Bande angehängten 4 Abhandlungen sind von hohem Werthe. Sie behandeln

die Marien-Kolonien des saratowschen Gouvernements;

*) 40 Pfund frischer Trauben kosten zu Astrachan 3 bis 4 Rhlr. B. A.

